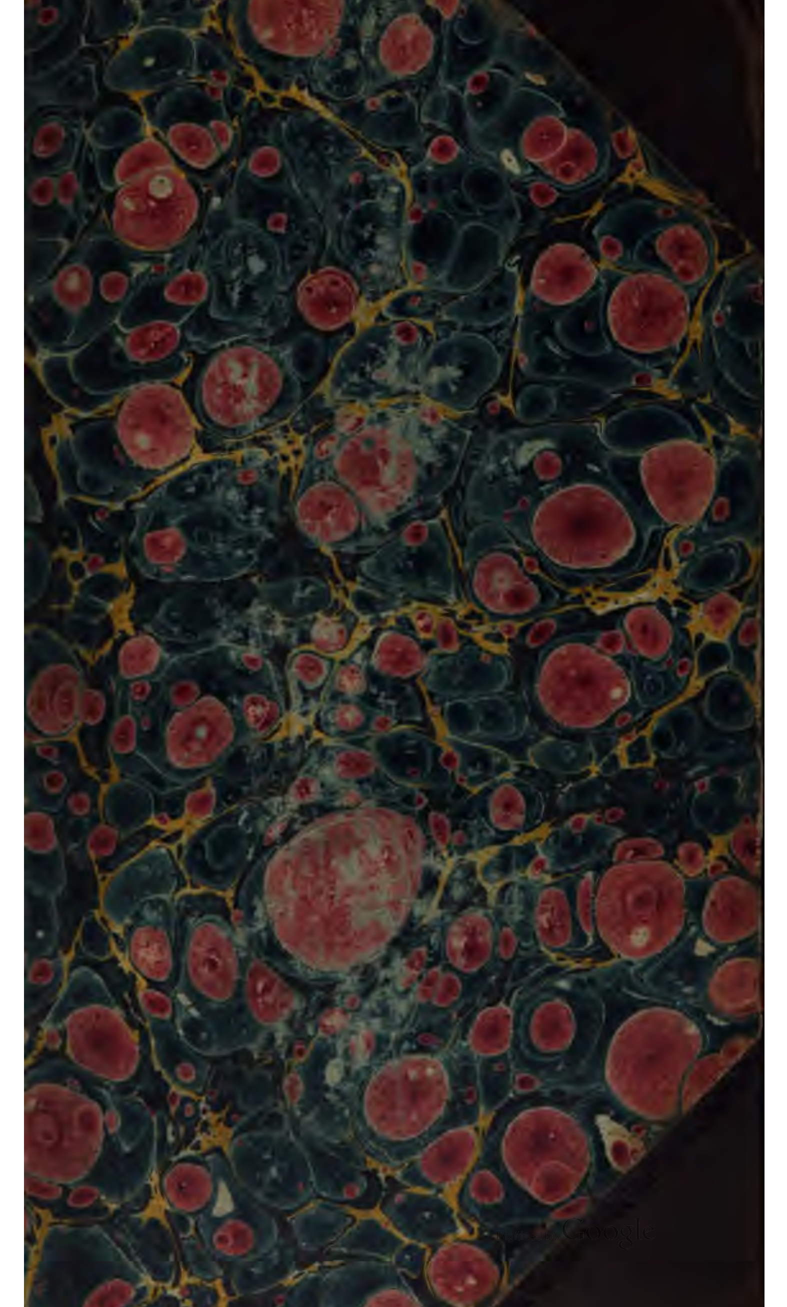
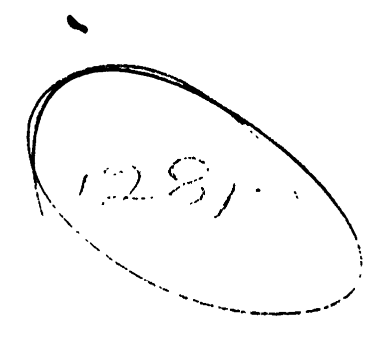
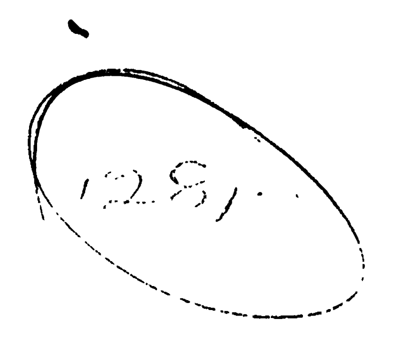







1281.







Historisches Taschenbuch.

Dritte Folge.

Erster Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Dritte Folge.
Erster Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

Inhalt.

Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein,

Aebtissin von Herford.

Von

Gottschalk Eduard Guhrauer.

Erste Abtheilung.

Die Pfalzgräfin Elisabeth, unter dem Namen der Prinzessin von Böhmen, von Descartes und andern ihrer Zeitgenossen wegen ihres Geistes und gelehrten Wissens in ihren Schriften gefeiert, hat, wie manches andere hervorragende Geistesleben in Deutschland, im Zeitalter Ludwig's XIV., welches dem Strome französischer Bildung mehr oder weniger folgte, das eigenthümliche, wenn schon leicht erklärliche Loos getroffen, weit mehr gekannt und höher geschätzt in Frankreich zu sein, als im eigenen Vaterlande. Die französische Nationalität hat sich sogar beeifert, edlere Blüten dieser Art, wenn sie dem Boden französischer Sprache, Denkart und Bildung entsprossten, und namentlich mit Hintansetzung der eigenen Muttersprache der allgemeinen Sprache des gebildeten Europas huldigten, gewissermaßen als die ihrigen in Anspruch zu nehmen und das vielleicht nur Zufällige zum Wesentlichen zu stempeln. Gewaltige, erhabene Geister, wie Leibniz und Friedrich der Große, welche unter der leichten Hülle des ausländischen Idioms den gediegenen Kern deutschen Volksthums bargen, mußten dann wie Trabanten eines größern Sterns, der ihnen gleichsam ihr Licht borgt, erscheinen. So haben denn die Leibnize und Friedriche in unserm Zeitalter gewissermaßen erst deutsch gemacht werden müssen. Wenn wir

1*

schon die Prinzessin Elisabeth mit jenen Heroen des deutschen Volkes in Vergleich zu stellen weit entfernt sind, so geben wir doch einen Versuch in gleichem Geiste: eine der Zierden deutscher Fürstengeschlechter, unabhängig von den früher fast allein geltenden französischen Quellen und Ansichten, auf deutschen Boden überzutragen oder vielmehr sie hier recht eigentlich aufzusuchen[1]). Mit Ausnahme des engern Gelehrtenkreises, welcher in den Schriften wie in dem Leben des Philosophen Descartes häufig auf den Namen unserer Elisabeth stößt, ist dieser Name ziemlich unbekannt geworden, selbst da, wo man es nicht erwarten sollte. Baillet hat in dem Leben des Descartes der Pfalzgräfin ein eigenes Capitel gewidmet (das zweite des siebenten Buches), außer so manchen im Werke zerstreuten Bemerkungen über sie; und jener kurze Abriß blieb die Quelle für die, welche gelegentlich der Prinzessin Elisabeth gedachten, wie namentlich Thomas im „Eloge de Descartes", Erman in den „Mémoires pour servir à l'histoire de Sophie Charlotte etc.", Varnhagen von Ense im „Leben der Königin Sophie Charlotte", Söltl in seinem Werk über „Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz" (Mutter der Prinzessin Elisabeth), wiewol dieser zugleich englische Quellen, namentlich Miß Benger in ihren Denkwürdigkeiten über die Königin von Böhmen, benutzte. Wenn nun auch Baillet offenbar authentische Nachrichten und Quellen, namentlich Briefe (darunter einige von Elisabeth selbst) über einzelne Thatsachen benutzt hat, so sind doch andere, und darunter die wichtigsten Thatsachen und Züge aus dem Leben der Prinzessin, bei ihm theils gänzlich entstellt und in ein falsches romantisches Licht gebracht, theils völ-

lig ausgelassen, wodurch das Gesammtbild jener ausgezeichneten Fürstin wesentlich gelitten hat. Denn zuletzt muß ihm dieses Bild doch nur zur größern Verherrlichung seines Helden, Descartes, dienen, und es kostete ihm z. B. nichts, Elisabeth auch als Aebtissin von Herford bis an ihr Ende die unbedingte Anhängerin des Descartes sein zu lassen, wenn schon weltkundige Thatsachen jener Behauptung widersprechen, sie wenigstens unendlich bedingen; freilich liest man bei ihm von jenen Thatsachen kein Wort. Wir waren so glücklich, über die letzte Periode im Leben der Prinzessin Elisabeth aus dem königlichen Geheimen Staatsarchive in Berlin neue Aufschlüsse von allgemeiner geschichtlicher Bedeutung zu erhalten. Was die Jugend der Prinzessin anlangt, in welcher ihr Verhältniß zu Descartes den Mittelpunkt ihres geistigen Daseins ausmacht, so haben wir zwar gegen vierzig gedruckte Briefe des Philosophen an Elisabeth, von ihren Antworten an ihn aber leider nicht eine einzige. Alle unsere Nachfragen und Nachforschungen hierüber bei deutschen Archiven und Bibliotheken sind ohne Erfolg geblieben.

Elisabeth, des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und seiner Gemahlin, Elisabeth Stuart, älteste Tochter wurde zu Heidelberg den 26. December 1618 geboren. Das Jahr ihrer Geburt bezeichnet den Anfang und Ausgangspunkt des großen deutschen Religionskrieges, welcher soeben in Böhmen zum Ausbruch kam, dem Lande, von welchem Elisabeth später bei den Zeitgenossen den so verhängnißvollen Beinamen einer „Prinzessin von Böh-

men" trug. Noch aber war jene Katastrophe, durch welche der Kurfürst von der Pfalz zum König von Böhmen erhoben ward, um bald, ohne Land, geächtet, diesen stolzen Titel zum Spott in die Verbannung mitzunehmen, noch war jene Katastrophe in dem Augenblick, da Elisabeth das Licht der Welt erblickte, nicht geahnt. Noch hielten Frohsinn und königlicher Glanz ihren Sitz am Hofe zu Heidelberg aufgeschlagen. Die hohe Bildung des jungen Fürstenpaares, die Schönheit der Kurfürstin, welche den Glanz einer britischen Königstochter nach Heidelberg gebracht, reiche verschwenderische Pracht des Lebens, Alles vereinigte sich, diesen Hof zum ersten und gebildetsten im deutschen Reiche zu machen [2]). Gründliche Kenntniß verschiedener Sprachen, namentlich der lateinischen, war den Kurfürsten, ganz besonders denen von der Pfalz, schon durch die Goldene Bulle zur Pflicht gemacht [3]); die Reformation fügte nachmals ein gründliches Studium der Theologie im weitesten Umfange den Pflichten des Prinzenunterrichts hinzu, welche auch bei Friedrich V. nicht verabsäumt waren [4]). Als eine Folge der kirchlichen Sympathien und des daraus entspringenden politischen Interesses ist die Verbindung der rheinischen Pfalzgrafen mit den reformirten Fürsten und Großen, sowie den Bildungsanstalten Frankreichs anzusehen (der Kurfürst hatte einen Theil seiner Jugend zu Sedan am Hofe des Herzogs von Bouillon zugebracht), womit im Anfang des 17. Jahrhunderts französische Sprache, Literatur und Bildung, kurz, französisches Wesen im Gegensatz gegen die sonstige naive patriarchalische, wenn auch zuweilen rohe Einfachheit deutscher Sitten in die Pfalz eingeführt wurde [5]). Dieser Uebergang eines Zeitalters

in ein ihm an Geist und Streben entgegengesetztes erhielt eine Stütze an der mit französischer Bildung von Jugend auf genährten Gemahlin des Kurfürsten, Elisabeth, Tochter des Königs Jakob I. von England. Eine seltene Uebereinstimmung der Geister und Herzen, die Harmlosigkeit, allerdings auch die Sorglosigkeit der Jugend begründete übrigens die glücklichste Fürstenehe, das einzige Gut, welches die Stürme des Schicksals ihnen nicht raubten und an welchem ihre Kinder im Unglücke sich erbauen und aufrichten konnten.

Ohne auf die welthistorischen Ereignisse näher einzugehen, welche sich an die persönlichen Schicksale der Aeltern Elisabeth's knüpfen, versetzen wir uns in die ersten Jahre der Kindheit und Jugend der Prinzessin, so weit sie von jenen höhern Ereignissen bedingt waren. Als Friedrich V., nach Annahme der böhmischen Krone gegen Ende October 1619, begleitet von seiner Gemahlin, seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Ludwig Philipp, und dem ältesten Sohne, Friedrich Heinrich, sich auf den Weg nach Böhmen begab, ließ er die jüngern Kinder, Elisabeth und ihren ältern Bruder, Karl Ludwig, unter der Aufsicht seiner Mutter, der Kurfürstin Juliane, aus dem Hause Oranien, einer durch Geist und Charakter hervorragenden Frau, in Heidelberg zurück[6]). Nur kurze Zeit währte der Schimmer, welchen die königliche Krone auf das pfälzische Haus und dessen Mitglieder warf. Noch ehe die Botschaft von der Schlacht am Weißen Berge, welche dem jungen Königthume ein Ende machte, nach Heidelberg gelangte, war die Pfalz großentheils in den Händen der Feinde, und bei dem Schrecken, welcher sich der Zurückgelassenen am Hofe und vieler Vor-

nehmen in der Hauptstadt bemächtigte, flüchtete auch Juliane mit beiden Enkeln aus Heidelberg und begab sich in die Hauptstadt ihres Schwiegersohns, des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, nach Berlin [7]). Zu Ende desselben Jahres mußte auch die flüchtige Königin von Böhmen ihren Zufluchtsort in der Mark suchen, wo sie am Weihnachtstage 1620 zu Küstrin von einem Prinzen, Moritz, entbunden wurde. Darauf begab sich das geächtete Königspaar nach Holland, mit dem Bestreben, durch Hülfe der Bundesgenossen in den Besitz des verlorenen Stammlandes, der schönen Pfalz, zu gelangen. Elisabeth aber blieb die ersten Jahre ihrer Kindheit mit ihren Brüdern, den Prinzen Karl Ludwig und Moritz, der Fürsorge Julianens überlassen. Dieser vortrefflichen Fürstin verdankte sie die Grundlage ihrer Erziehung, welche streng nach moralischen und religiösen Grundsätzen geregelt war. Als die Brüder nach einiger Zeit von ihr getrennt und den gelehrten Anstalten Hollands übergeben wurden, erhöhte sich noch die Wirkung jener auf Bildung eines frommen Sinnes und festen Charakters angelegten Erziehung der hochsinnigen Juliane in Gemeinschaft mit ihrer Tochter, der Prinzessin Katharine, durch die Einsamkeit, in welcher sich Elisabeth, getrennt von ihren Aeltern und Geschwistern, versetzt sah. So bildete sich ein tieferer Ernst frühzeitig als Grundton ihres Geistes und Charakters.

Erst gegen ihr neuntes oder zehntes Jahr [8]) kam Elisabeth unter die Obhut ihrer Aeltern nach dem Haag und fand sich hier unter mehren nachgeborenen Geschwistern, unter denen ihre Erziehung in einem ähnlichen Geiste nur fortgeführt und vervollkommt wurde. Fried-

rich und seine Gemahlin folgten dem Grundsatze, welchen ihr eigenes Schicksal ihnen sehr nahe rückte, nämlich bei der Erziehung ihrer Kinder vorzüglich auf die Ausbildung und Entwickelung der eigenen Kräfte und Anlagen und dadurch zur Erringung wahrer Unabhängigkeit in der Welt zu wirken. Von allen ihren Kindern zeigten der älteste Prinz, Friedrich Heinrich (geb. 1614), und Elisabeth schon früh die vielversprechendsten Anlagen. Zwischen diesen beiden Geschwistern bestand ein sehr zärtliches Verhältniß, welches aber durch den unvermutheten frühen Tod des Prinzen auf das schmerzlichste gelöst werden sollte. Friedrich Heinrich empfing eine gelehrte Bildung erst zu Utrecht, dann zu Leyden, wo der berühmte Gerhard Vossius sein Lehrer war. Schon in seinem achten Jahre unterhielt er sich fließend in der französischen, englischen, italienischen, böhmischen und deutschen Sprache. In demselben Alter führte er, von seiner Mutter aufgemuntert, mit seinen Brüdern und Schwestern einen Briefwechsel, von dem sich Proben erhalten haben, welche uns durch Einfachheit und Empfindung ansprechen. In einigen dieser Briefe, welche an seine Base Katharina nach Berlin gerichtet sind, denkt er häufig seiner Schwester Elisabeth, wobei er das eine Mal den zärtlichen Wunsch ausspricht: „Ich wünsche nichts so sehr, als sie, ganz von Glück umgeben, in Heidelberg wiederzusehen [9])", und an seine Großmutter, die Kurfürstin Juliane: „Ich bitte Ihro Hoheit, hierbei ein Paar Handschuhe und eine silberne Feder anzunehmen — ich wollte, es wäre um Ihretwillen etwas besseres! Ich bitte Sie, meinen freundlichen Gruß meiner Muhme Katharina, und meiner Schwester Elisabeth einen

herzlichen Bruderkuß zu bestellen; ich schicke beiden die beigeschlossene Kinderei: ein kleines Herz, als Zeichen meiner aufrichtigen treuen brüderlichen Liebe [10])". Während Friedrich Heinrich in seinen Briefen an die Aeltern häufig lebhafte Sorge für die Fortschritte seines Bruders Karl Ludwig an den Tag legte, wurde er gleichzeitig gewahr, daß seine Schwester Elisabeth durch außerordentliche Geistesanlagen ihn noch übertraf, ohne daß jedoch irgend eine Eifersucht das Verhältniß der Geschwister getrübt zu haben scheint. Dieses schöne Band zwischen dem hoffnungsvollen Prinzen und seinen Aeltern und Geschwistern wurde durch ein schmerzliches Geschick zerrissen. Friedrich Heinrich begleitete seinen Vater nach dem Harlemer See, um die spanischen Galleonen zu sehen, welche als Trophäen des glänzenden Sieges des holländischen Seehelden Peter Hein Gegenstand einer nationalen Begeisterung waren, welche die pfälzische Familie dankbar theilte. Der Zuydersee war mit Yachten und Schiffen bedeckt. Da stieß ein großes Schiff am Abend des 17. Januar 1629 an die Yacht, auf welcher Friedrich V. mit dem Kurprinzen, dessen Hofmeister und mehren Begleitern sich befand, und sie zerschellte. Friedrich und fünf Personen wurden durch ein herbeieilendes Schiff gerettet, zehn andere ertranken. Unter ihnen war der Kurprinz, welchem zu helfen sein unglücklicher Vater vergebliche Anstrengungen machte. „Rette mich, Vater, rette mich!" Mit diesem Angstgeschrei sank er unter und wurde nur todt wieder hervorgezogen [11]). Mit ihm gingen die größten Hoffnungen des pfälzischen Hauses zu Grunde.

Elisabeth hatte kaum ihr dreizehntes Jahr erreicht,

als der Tod ihr auch den Vater entriß, der härteste Schlag, welcher noch die verbannte, verlassene pfälzische Familie treffen konnte. Dieser Schlag traf um so schmerzlicher, als einen Augenblick vorher ein heller Hoffnungsschimmer in der Ankunft Gustav Adolf's auf deutschem Boden und in seinen Siegen leuchtete; eine Hoffnung, welche mit dem Falle des schwedischen Helden ebenso schnell erlosch. In dem kräftigen Alter von 36 Jahren, am 29. November 1631, wenige Tage nach dem Falle Gustav Adolf's, starb Friedrich V. gebrochenen Herzens in Mainz, und die Königin von Böhmen erhielt die Todesbotschaft in einem Augenblick, da sie sehnsuchtsvoll die Erlösung aus ihrer unglücklichen Lage und die siegreiche Heimkehr nach Heidelberg erwartete. Die knapp zugemessene Unterstützung ihrer Freunde in Holland und England reichte jetzt kaum für den täglichen Unterhalt hin. Dennoch lehnte sie die von ihrem Bruder, dem Könige von England, mit zärtlichen Worten an sie erlassene Einladung, sich zu ihm zu begeben, entschieden ab, „weil die deutsche Sitte, welcher sie sich unterwerfen müsse, von der Witwe fodere, in einem solchen Unglücke das Hauswesen nicht zu ändern. Selbst dann, wenn diese Zeit vorüber wäre, müsse sie auf ihren sehnlichen Wunsch, das Vaterland wiederzusehen, Verzicht leisten, bis ihre armen Kinder in das väterliche Erbe eingesetzt oder auf dem Wege seien, es zu werden [12])". In diesem ihrem Pflichtgefühle, gehoben durch einen männlichen Muth und eine unverwüstliche Heiterkeit des Gemüths, ward die Königin von Böhmen ihren Kindern die festeste Stütze. Ihr Vergnügen fand sie in der Pflege seltener Blumen; besonders liebte sie

die Jagd als muthige Heroine, wobei sie sich nicht selten über das friedliche Gebiet hinauswagte, sodaß sie eines Tages sich einer Abtheilung spanischer Reiter gegenüber sah, welche die schöne Jägerin, ohne ihren Rang zu kennen, eifrig verfolgten, und sie ihre Rettung nur der Geschwindigkeit ihres Pferdes verdankte [13]). Sie war nach dem Tode ihres Gemahls der Mittelpunkt der Angelegenheiten ihres Hauses und wurde, so lange sie lebte, von ihren Kindern als Haupt der Familie geehrt und hochgehalten.

Wir wollen hier der Geschwister unserer Elisabeth, welche bis auf den Kurprinzen Karl Ludwig, ihren Bruder, sämmtlich jünger als sie und größtentheils in der Verbannung geboren waren, in Kürze gedenken [14]). Einige von ihnen werden im Laufe dieser Erzählung unsere Theilnahme in besonderm Grade ansprechen. Fast sämmtlich sind diese Prinzen und Prinzessinnen durch eigenthümliche Geistesanlagen und merkwürdige Lebenswege und Schicksale bekannt worden. Von den fünf Brüdern, welche nach dem Untergange des Kurprinzen Friedrich Heinrich übrig blieben, haben sich Karl Ludwig und Ruprecht, jener in der Geschichte Deutschlands, als Kurfürst von der Pfalz, der andere als großbritannischer Admiral in der Geschichte einen Namen erworben [15]). Ruprecht verband mit ritterlichem Muth und Sinn für Unabhängigkeit einen von den Zeitgenossen anerkannten erfinderischen Geist in den physikalischen und mechanischen Wissenschaften, welche ihm später einen Platz unter den ausgezeichnetern Mitgliedern der königlichen Societät der Wissenschaften in London verschafften. Karl Ludwig entwickelte seine Stärke vornehmlich in denjenigen Wissenschaf-

ten und Künsten, welche vor allem einem Regenten nöthig sind; aber auch er wurde wegen seiner gründlichen und umfassenden Bildung, zu welcher er auf der Universität Leyden den Grund legte, den gelehrten Fürsten beigezählt. Prinz Moritz wird uns als Schicksalsgefährte seines Bruders Ruprecht anfangs in England während des Bürgerkriegs, später auf seinen abenteuerlichen Zügen zur See genannt. Bei einem Sturme, welcher beide Prinzen nach den karaibischen Inseln verschlug, ist er verschollen. Die zwei jüngsten Prinzen, Eduard und Philipp, werden im Verfolg in ihrem Verhältnisse zu Elisabeth auftreten.

Während die Prinzen nach dem Tode ihres Vaters nacheinander das Haus der Mutter verließen und ihr Heil im Geräusch der Welt versuchten, schlossen sich die Töchter, Elisabeth, Luise und Sophie [16]), desto inniger an die Königin von Böhmen, ihre Mutter, und bildeten durch ihre Schönheit, Talente, Kenntnisse und Geist, die bei jeder von ihnen eine eigenthümliche Gestalt annahmen, den Mittelpunkt des kleinen Hofes, welcher sich um sie versammelte. Umfassende Sprachkenntniß, welche das Lateinische mit den neuern Sprachen des gebildeten Europas, namentlich dem Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen, verband (die Schwestern sprachen zugleich das Holländische wie ihre Muttersprache, Elisabeth ausgenommen, wenn Miß Benger Recht hat) [17]), war diesen Prinzessinnen gemeinschaftlich. Dasselbe war der Fall mit den schönen Künsten, namentlich der Malerei, welche damals in den Niederlanden auf so hoher Stufe stand. Einer der bekanntesten und vorzüglichsten niederländischen Maler, Gerhard Honthorst, ertheilte ihnen

Unterricht, an welchem die Königin von Böhmen selbst Theil nahm, denn Honthorst war nicht blos seiner Talente wegen geschätzt, sondern auch wegen seiner persönlichen Eigenschaften, sowie durch seinen Witz beliebt; daher die Kinder der Großen und Vornehmen im Haag sich zu seinem Unterrichte drängten [18]). Doch scheint Elisabeth unter den Schwestern den geringsten Grad von Talent für die Kunst entwickelt zu haben; ihr Sinn, ihr ganzes Wesen war überwiegend der innern Welt des Gemüths, der Region des höhern Geisteslebens zugewandt. Ein entschieden ausgesprochenes Talent war dagegen die jüngere Schwester Luise, deren Bildnisse sich eines ausgebreiteten Rufes erfreuten und in den Cabineten des Auslandes neben den Werken der Meister erblickt wurden [19]). Sonst offenbarte Luise, im Gegensatze zu ihrer ältern Schwester, deren Grundton Ernst und Tiefe bildete, ein leichtes, frohes, im spätern Alter sogar der Schranken herkömmlicher Sitte spottendes Temperament; während die jüngste Prinzessin, Sophie, die glückliche Mitte zwischen diesen Gegensätzen bildete, indem sie ihren hellen und scharfen Geist vorzugsweise der äußern Welt zuwandte, ohne doch das Organ der Philosophie zu entbehren, was sie im höhern Alter zu Leibnizens Freundin machte. Man hat, so schreibt ein englischer Schriftsteller [20]), von diesen drei erlauchten Schwestern, den Prinzessinnen Elisabeth, Luise und Sophie, gesagt, daß die erstere die gelehrteste, die andere die größte Künstlerin und die dritte die vollendetste Lady in Europa wäre. Ganz übereinstimmend urtheilte in einer spätern Periode der geistreiche Franzose Chevreau, welcher als Freund des Kurfürsten Karl Lud-

wig an seinem Hofe lebte und von den Mitgliedern der pfälzischen Familie genaue Kenntniß hatte. Es galt ihm, die Ehre des deutschen Geistes, den spöttischen Bemerkungen eines Pater Bouhours gegenüber, zu retten, welcher den Deutschen in Poesie und Wissenschaft alle diejenigen Eigenschaften absprechen wollte, welche der Franzose unter dem Begriffe esprit zusammenfaßt. „Ich ehre den Pater Bouhours, entgegnet in Bezug darauf Chevreau; aber ich wage es zu behaupten, daß Frankreich keinen schönern Geist hat als die Frau Herzogin (Sophie) von Hannover, noch Jemanden, welcher in der Philosophie gründlicher unterrichtet ist als ihre Schwester, die Prinzessin Elisabeth von Böhmen [21]).“

Was den Einfluß der Königin von Böhmen auf die Bildung ihrer Töchter betrifft, so scheint sich dieser weniger in Kunst und Wissenschaft, als in Hinsicht auf Herz und Charakter geltend gemacht zu haben. Sie selbst hat auf den Ruhm einer gelehrten oder philosophischen Fürstin, welchen neuere Schriftsteller ihr andichteten, niemals Anspruch gemacht [22]). In dieser Hinsicht stellte sich sogar zwischen Elisabeth und ihrer Mutter ein Gegensatz heraus, welcher der Prinzessin nicht eben der Mutter Gunst erwarb, vielmehr diese in viel höherm Grade auf die jüngern Schwestern, namentlich die Prinzessin Luise, hinlenkte. Nach der Beschreibung, welche sich bei Miß Benger findet, konnte sich Elisabeth an Schönheit und Anmuth mit den jüngern Schwestern nicht vergleichen; ohne Anspruch auf Schönheit, hatte sie ein ausdrucksvolles Auge und eine mild gefällige Haltung; wiewol vollgültige Stimmen von Zeitgenossen, mit welchen wir uns weiterhin bekannt zu machen haben, das Bild un-

serer Elisabeth auch von dieser Seite viel günstiger malen. Hauptsächlich aber sei es die überwiegende Neigung der Prinzessin zu den Studien und zu der Meditation, ihre Gleichgültigkeit gegen die gewöhnlichen Zerstreuungen des Hofes, gegen die Vergnügungen der Jagd, welche die Königin von Böhmen mit Leidenschaft verfolgte, ihre mittelmäßigen Leistungen in den Künsten, namentlich in der Musik, gewesen, was zwischen Mutter und Tochter keine recht lebhafte Sympathie entwickeln, ja sogar es bis zur Kälte zwischen ihnen kommen ließ. Dagegen habe die Mutter, „geeigneter, eine Malerin als eine Philosophin zu schätzen", gegen Luise eine Parteilichkeit an den Tag gelegt, welche das Misfallen ihres ältesten Sohnes, des Kurprinzen, erregte[23]). Wie sich dies in Wahrheit auch verhalten haben mag (und wir haben Grund, in diesen Stücken gegen den Bericht der englischen Geschichtschreiberin mistrauisch zu sein), einen Punkt gab es, in welchem zwischen Elisabeth und ihrer Mutter die größte Eintracht und Uebereinstimmung herrschte: dies war die unerschütterliche Anhänglichkeit an den Protestantismus, welchem der große Kampf galt, für welchen ihr Vater als Opfer gefallen war und seine verwaiste Familie eine Kette von Leiden und Entbehrungen übernahm. Nicht alle Kinder der Königin von Böhmen widerstanden, wie wir in der Folge sehen werden, den Lockungen zum Abfall, welche sich schon bei Lebzeiten Friedrich's V. an ihn und seine Familie herangedrängt hatten[24]). Elisabeth jedoch zeigte sich schon in erster Jugendblüte klar und stark genug, um der Treue gegen ihre Mutter und der eigenen Ueberzeugung den Glanz einer Krone zu opfern.

Schon in ihrem funfzehnten Jahre nämlich war Elisabeth so weit herangeblüht, daß einer der ausgezeichnetsten Monarchen Europas, der König Wladislaw IV. von Polen, sich eifrig um ihre Hand bewarb. Diese Bewerbung und die damit verbundenen Aussichten fielen in einen Zeitpunkt, da die pfälzische Sache in Folge der Schlacht bei Nordlingen und des darauf geschlossenen Prager Friedens für immer verloren schien. In diesem Frieden wurde den jungen Pfalzgrafen das väterliche Erbe entzogen; der Witwe des Kurfürsten Friedrich V. sollte nur ihr Leibgeding, den Kindern des Geächteten, „wenn sie sich vor Ihre kaiserliche Majestät gebührlichen humiliirten", ein fürstlicher Unterhalt aus kaiserlichen Gnaden und nicht aus Schuldigkeit gemacht werden [25]). Die ganze Hoffnung der Familie schien diesen Augenblick auf dem Entschlusse der Prinzessin Elisabeth zu beruhen.

Die mehrseitigen Verhandlungen über diese Angelegenheit, welche sich einige Jahre hindurchzogen, sind in mehrfacher Hinsicht wichtig und lehrreich. Wenn diese Angelegenheit von den pfälzischen Geschichtschreibern kaum berührt worden ist, so kommt es daher, daß die Bewerbung des Königs von Polen um Elisabeth früher rein persönlich gedacht wurde. So stellt die Sache vor Andern Baillet im Leben des Descartes [26]) vor. „Der Ruf von der Schönheit und den Geistesvorzügen der Prinzessin, schreibt er, war bis nach Polen gedrungen und hatte in dem Könige den lebhaftesten Wunsch erregt, sie zu seiner Gemahlin zu wählen [27]); allein die Liebe zur Philosophie, von welcher sie bereits ganz erfüllt war und die jeder andern Leidenschaft in ihr den Raum genommen zu haben schien, war erfinderisch genug, um ihr

eine anständige Ausflucht einzugeben, und von allen Anerbietungen, welche der König von Polen ihr machen ließ, wollte sie nur seine Achtung annehmen." Descartes (denn dessen Philosophie und keine andere ist hier gemeint) soll den Ruhm haben, daß eine deutsche Fürstentochter aus Liebe zu seinen Schriften und seiner Philosophie einen Thron ausgeschlagen habe! Allein die Bekanntschaft der Prinzessin mit Descartes und seinen Schriften fällt fast zehn Jahre später als die Verhandlungen über den Entwurf der Heirath zwischen ihr und dem König von Polen. Dies wird uns jeder weitern Widerlegung jener Voraussetzung überheben [28]).

Den eigentlichen Ursprung und Anlaß sowie den Verlauf und zuletzt das Mislingen jener Verhandlungen finden wir bei den polnischen Geschichtschreibern und Chronisten am genauesten und ausführlichsten berichtet. Wladislaw IV., welcher den 13. November 1632 den polnischen Thron bestieg, hatte die Ansprüche, welche er als Wasa auf den schwedischen Thron zu haben glaubte, nach dem Tode Gustav Adolf's während der Minderjährigkeit seiner Tochter Christine ohne Zögern geltend gemacht. Anfangs erhob sich in Schweden selbst eine Partei zu seinen Gunsten, welche der sechsjährigen Christine sich leicht zu entledigen und bei der dadurch entstehenden Verwirrung Wladislaw den Weg zum Throne zu bahnen hoffte; eine vergebliche Hoffnung, da Christine im März 1633 zur Königin ausgerufen, und jeder Schwede, welcher von der Zurückberufung der verbannten polnischen Wasa sprechen würde, als Hochverräther erklärt wurde [29]).

Um sich die Zustimmung der europäischen Mächte zu

verschaffen, sandte der König von Polen zur selben Zeit, nämlich im Frühjahr 1633, den Starosten von Schwetz und königlichen Unterkämmerer Johann Zawadzki zur Anknüpfung geeigneter Verbindungen sowol nach Deutschland als nach den Niederlanden, England und Schweden, Staaten, welche bei dem damals in Deutschland wüthenden Religionskriege die Sache des Protestantismus vertraten. Darum versprach der Gesandte im Namen seines katholischen, an sich jedoch sehr freisinnigen, durch seine Liebe zur Kirchenvereinigung bekannten[30]) Königs, in Schweden den Glauben des Volkes wie die Freiheit und die Gewohnheiten des Reiches aufrecht zu erhalten. Dem Könige von England Karl I. aber sollte vorgestellt werden, daß es die Sache aller Könige sei, eine solche Verstoßung des rechtmäßigen Thronerben (für den er sich hielt) nicht zu dulden. Polen wolle den Frieden in Deutschland gemeinsam mit England vermitteln und den ersten Schritt thun, da der Kaiser es nicht thun könne; insbesondere, wird hinzugesetzt, wollte Wladislaw sich alle Mühe geben, den Söhnen des Kurfürsten Friedrich V. den Besitz der Pfalz wiederzuverschaffen. In dieser Beziehung sollte der Gesandte, wenn er im Haag eintreffen würde, sich auch bei der Königin von Böhmen vorstellen.

Der letztere Punkt ist es, welchen wir hier aus den Berichten des Gesandten an den König mit Uebergehung des Uebrigen herausheben. Es war in den letzten Tagen des April 1633, als Zawadzki, von Amsterdam kommend, im Haag eintraf. Hier, heißt es nun, zeigte er der Königin von Böhmen sogleich seine Ankunft an und wurde auf den andern Tag zur Audienz bestellt, in

welcher er sich seines Auftrags entledigte. Die Unterredung wurde in französischer Sprache geführt.

Bis dahin war weder dem König noch seinem Gesandten von der Prinzessin Elisabeth etwas bekannt worden. Dieses erfolgte erst jetzt. Auf welche Weise dies geschah, lernen wir durch den Bericht des Gesandten aus erster Quelle kennen.

„Inzwischen — heißt es hier nämlich — kam ein Sohn des Abgeordneten Humrad (?) zu mir und zeigte mir an, daß sein Vater eine Privatunterredung mit mir zu haben wünschte. Als ich den Morgen des folgenden Tages dazu bestimmte, kam der Alte und fragte, ob es wahr sei, daß Ew. Majestät mit dem östreichischen Hause in Eheverbindung zu treten gedächte? Als ich darauf erwiderte, ich wüßte nichts davon, fing jener gute Alte an, die Vortheile auseinanderzusetzen, welche für Ew. Königl. Majestät aus einer Ehe mit der Tochter des Kurfürsten von der Pfalz und Schwestertochter des Königs von England hervorgehen würde. Denn der König von England würde in unsern schwedischen Interessen als naher Blutsverwandter uns selbst mit bewaffneter Macht beistehen. Hierauf fing er an, die Prinzessin zu loben: ihre Schönheit, Gestalt, Verstand und Kenntnisse, namentlich die Kenntniß vieler Sprachen, ihre Frömmigkeit und so fort." Der polnische Gesandte dankte für diesen Wink und versprach, darüber an seinen Hof Meldung zu thun.

Auf der Rückreise von England kam Zawadzki zum andern male nach dem Haag. Diesmal hielt auch Johann Joachim von Rußdorf, der treue und erfahrene Minister der verbannten pfälzischen Familie, eine Unter-

redung mit ihm (es war den 10. August 1633), um die Königin von Böhmen und ihr Haus der Gnade des Königs von Polen zu empfehlen. Auch bot er Letzterm sowol beim Könige von England als bei den Generalstaaten seine Dienste an. Zum publicistischen Vertheidiger seiner Sache gegen Schweden empfahl Rußdorf bei dieser Gelegenheit den berühmten Hugo Grotius; der polnische Gesandte nennt ihn den „Herrn Grotius, einen Mann von großem Ruhm, durch seine Gelehrsamkeit und seine Schreibart bekannt". Rußdorf empfahl große Eile mit diesem Beistande. Nicht ohne Grund; denn schon das nächste Jahr (1634) ging Grotius an den schwedischen Hof, welcher seine Dienste zuvorkommend gewonnen hatte.

Soeben ist uns der erste Anlaß und geschichtliche Anknüpfungspunkt jenes Heirathsentwurfs offenbar geworden. Aber schon von Anfang an ließen sich die Schwierigkeiten ermessen, auf welche jener Entwurf stoßen mußte. Dahin rechnen wir weniger den auffallenden Abstand des Alters (der König geboren 1595, war damals mehr als doppelt so alt denn die funfzehnjährige Elisabeth), welcher durch den Glanz der Krone bedeckt werden konnte, als den Grundunterschied des kirchlichen Bekenntnisses zwischen dem Könige und der Pfalzgräfin. Diesen Unterschied zu heben, gab es nur zwei Auswege: wenn eine gemischte Ehe des Königs von den Vertretern des Reichs zugelassen wurde, wo nicht: daß Elisabeth die katholische Religion annahm. Beide Auswege wurden versucht, beide aber scheiterten und so mit ihnen der Entwurf selbst. War doch eine frühere Bewerbung Wladislaw's, da er noch Thronfolger war, um die schöne

Schwester des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, Marie Eleonore, späterhin Gemahlin Gustav Adolf's, an gleichem Widerstande gescheitert![31]) Zwar zeichnete sich, wie bemerkt, Wladislaw IV. nicht minder durch seltene Toleranz und Friedensliebe aus, denn durch glänzende Eigenschaften als Regent und Kriegsheld; er war der letzte König von Polen, unter welchem das Reich ein Gewicht in die Wagschale Europas warf; doch waren ihm für seine Person durch die Aristokratie und besonders die fanatisirte hohe Geistlichkeit die Hände gebunden. Nicht nur die politischen Interessen, sondern lebhafte und aufrichtige Neigung zu der „ketzerischen" Prinzessin [32]), welche sich seiner bemächtigte, führte ihn in längere und heftige Kämpfe gegen die Großen und die Geistlichkeit sowol im Senate als auf dem Reichstage, bei denen er zuletzt doch den Kürzern ziehen mußte. Die kleine Zahl freigesinnter Bischöfe, welche die Partei des Königs nahmen, an deren Spitze der Bischof von Kaminiec (später von Przemysl) Paul Piasecki, der Verfasser der Chronik von Polen, stand, wurde von der Mehrzahl verdächtigt und verketzert. Seine Gründe faßte Piasecki in folgende Betrachtungen zusammen: „Man müsse bei dem alten eingeführten Brauche bleiben, in dergleichen zweifelhaften Fällen zum Papste seine Zuflucht zu nehmen, welcher zu erlauben vermöge und pflege, daß ein Katholik eine Ketzerin heirathe, wenn es der öffentliche Vortheil des Reiches erheische, wie wenn hier z. B. der König von England seine Hülfe zur Wiedererlangung von Schweden verspreche; wenn nur nicht die Hoffnung für die Bekehrung der Ketzerin zum katholischen Glauben fehlt; sonst aber keine Gefahr vorhanden

ist, daß der katholische Theil angesteckt würde. (Hier werden mehre Beispiele gemischter Ehen, namentlich auf dem französischen Throne, aus der neuern Geschichte angeführt.) Man müsse ferner bei der Wahl einer Gemahlin auf die Neigung einer ehrbaren Liebe etwas geben; denn durch ein gewaltsames und allzu strenges Urtheil hier eingreifen, führe auch in den Familien für die Väter einen unglücklichen Ausgang herbei; Fürsten aber und Dynastien seien dadurch nicht selten zu Zerwürfnissen geführt und in verderbliche Unruhen verwickelt, ja nicht weniges königliche und erlauchte Stämme dadurch zu Grunde gerichtet worden." Die letzte Bemerkung rief einen heftigen Sturm gegen Piasecki herauf, als er auf dem Reichstage zu Warschau (November 1635) seine Ansicht kühn vertrat. Dasselbe that er noch früher in einer Sitzung des Senats und wurde dafür von den übrigen mit Verachtung angelassen. Denn als er den Tag darauf (berichtet Radziwill) zum Kastellan von Krakau sich zu verabschieden kam, entzog ihm dieser die Hand. „Und Ihr wagt es noch", fuhr er ihn dabei an, „Euch vor den Augen der Menschen zu zeigen, nachdem Ihr gestern durch Eure verderbliche (pestifera) Abstimmung den Stand der Bischöfe besudelt habt?"

In dem nämlichen fanatischen Geiste spricht sich Radziwill über die Verhandlungen aus, an welchen er persönlich Theil genommen. „Ich", rühmt er von sich, „ich mit meinem gewohnten Freimuth und Eifer sprach für den katholischen Glauben und rieth, die Gunst des Königs der Könige höher zu schätzen als die Freundschaft des Königs von England; mit meiner Beistimmung werde niemals eine ketzerische Ehe statthaben; möge der König

heirathen, wie es ihm gefiele, nur müßte es eine Katholikin sein." In diesen Eifer mischte sich zuweilen der den Polen eigenthümliche Humor, wenn auch in etwas grotesker Manier. So redete der Woiwode von Rawa, Philipp Wolucki, den König dreist mit diesen Worten an: „Die allerheiligste Mutter Gottes hat bis jetzt die Regierung Ew. Majestät in ihren Schutz genommen und große Siege bei ihrem Sohne erbeten; wenn Ihr aber jetzt eine Ketzerin ehelicht, so wird sie Euch verlassen. Den Ketzern ist nicht zu trauen (hier zeigt er mit dem Finger auf den Woiwoden von Wilna, einen Calvinisten, welcher vorher seine Zustimmung ausgesprochen); schon sind sie der Hölle übergeben, nun wollen sie den König mit hinabziehen, eine häßliche Wohnung für einen König." Der Unterkanzler stimmte in gleichem Sinne und berief sich unter Anderm auf das Beispiel der alten Römer, deren Gattinnen bei der Ankunft an der Grenze des Landes verpflichtet waren, den Göttern ihrer Männer zu opfern. Auch der Unterschatzmeister der Krone nannte es eine unerhörte Sache, daß eine ketzerische Königin auf dem polnischen Throne säße, eine solche könnten katholische Gewissen nicht vertragen.

Bei dieser Stimmung hatte ein Versuch des Königs, durch Umlaufschreiben bei den Senatoren ihre Zustimmung zu der Ehe mit der „Engländerin" (so wird die Prinzessin Elisabeth in diesen Verhandlungen gewöhnlich genannt) zu gewinnen, schlechten Erfolg. Eingeschüchtert durch den Widerstand, welchen sein Antrag im Senate gefunden, wollte er bei dem im November desselben Jahres abgehaltenen Reichstage durch Zugeständnisse zuvorkommen, vermöge deren die Glaubensfreiheit der künf-

tigen Königin so sehr als möglich beschränkt und gebunden werden sollte. Es solle ihr weder ein öffentlicher noch ein Privatgottesdienst gestattet werden; den königlichen Palast wolle man mit ketzerischen Geistlichen nicht „besudeln“, und keine ketzerischen Frauen noch Diener sollten bei der Königin zugelassen werden. Diese Erklärung gab der Kronunterkanzler in Gegenwart des Erzbischofs von Gnesen und des Bischofs von Krakau am Vorabend der Eröffnung des Reichstags (29. November 1635) ab. Aber der Erzbischof von Gnesen erklärte laut, daß er diesen Versprechungen nicht traue; man wisse, wie groß die Macht der Frauen sei; und wenn die Sache sich anders wende, welche Sicherheit, welche Mittel blieben da übrig? Radziwill, welcher gegenwärtig war, ging noch weiter, indem er sein Mistrauen gegen die Versprechungen des Königs überhaupt äußerte. Er habe bei seiner Krönung auf so viele Punkte geschworen, und jetzt gehe es in vielen Dingen verkehrt, ohne daß man Mittel habe, den wahren Buchstaben des Eides wiederherzustellen. Man erinnerte sich des toleranten Sinnes des Königs. Die Bischöfe konnten nicht vergessen, daß Wladislaw „die Milch einer ketzerischen Amme getrunken“, und sie beriefen sich auf einen Brief, den ehemals der Erzbischof Kanukorski an die Mutter des Königs, die Königin Anna, schrieb, als ihm die Geburt desselben mit den nähern Umständen angezeigt war, wobei er seinen Kummer nicht verschwieg, daß „eine ketzerische Amme den sprachlosen Lippen des Säuglings ihre Brust darbiete“. Mit wahrhaft prophetischem Geiste habe der heilige Bischof die Zukunft erkannt: denn die Aemter und Einkünfte gebe der König größtentheils

Ketzern, und jetzt verlange er mit solchem Eifer nach einer ketzerischen Ehe! Radziwill erzählt: ein Vertrauter des Königs habe ihn im Schlosse reichliche Thränen vergießen sehen und ihn dabei ausrufen hören: „Ich werde per extrema gehen, wenn sie mir das verwehren werden!" Was er dabei dachte, läßt sich vielleicht aus einer von ihm früher ausgesprochenen Drohung entnehmen, sich mit einer Eingeborenen zu vermählen, wogegen die Großen sich einstimmig erklärt hatten. Aber diese ließen sich durch keine Drohung einschüchtern und setzten ihrer Leidenschaft kein Maß. Der Bischof von Plock ging in der nächsten geheimen Sitzung des Senats so weit, die Ehe mit der pfälzischen Prinzessin ein matrimonium infame zu nennen, abgesehen davon daß sie höchst unpolitisch wäre, weil sie die alte Verbindung Polens mit Oestreich lösen würde. Da entflammte des Königs Zorn. Er warf sich auf seinem Stuhle herum und rief, nach einem Berichte, aus: daß doch einer das verruchte Maul mit dem Säbel schließe! Erschüttert zog sich nach der Sitzung der König in seine Gemächer zurück, klagte mit Weinen über die Geistlichkeit und brachte die ganze Nacht in Thränen zu. In die nächste Sitzung (3. December) kam der König mit verweinten Augen, nachdem er die Senatoren lange auf sich hatte warten lassen, denn er fürchtete, die weltlichen Glieder des Senats würden auf die Seite der Geistlichkeit treten, und in dieser Sitzung sollte die Berathung zu Ende geführt werden. Seine Besorgnisse waren nicht ohne Grund. Die Mehrzahl der Woiwoden sprach sich gegen ihn aus. Der Woiwode von Rawa übertraf an Heftigkeit die übrigen. Er hielt dem Könige die Hölle vor und suchte

ihn sogar mit einem allgemeinen Aufstande zu schrecken, wenn er bei seinem Vorhaben beharrte. Bei dieser Rede erhob sich der König und entfernte sich voll Verdruß.

Diese Einzelheiten scheinen vielleicht uns von unserer eigentlichen Aufgabe zu weit zu entfernen. Indeß werden sie, abgesehen von jedem allgemeinen Interesse, immer dazu dienen, uns in das Innere des Königs einen Blick werfen zu lassen. Der ungeheuchelte Schmerz, die Beharrlichkeit, welche er in diesem Kampfe an den Tag legte, lassen wenigstens erkennen, daß die Politik allein nicht diesen Einfluß auf ihn ausübte, sondern daß auch persönliche Eindrücke, welche das ihm entworfene Bild von der Prinzessin Elisabeth in seiner Seele gemacht haben mußte, mit im Spiele waren. Zugleich erkennen wir, daß der von den Verwandten und Anhängern der Prinzessin später wider seine aufrichtigen Absichten geäußerte Verdacht ungegründet war und nur durch Unkenntniß der schweren Kämpfe, welche der Verzicht auf sein Vorhaben dem Könige kostete, entschuldigt werden konnte.

Nachdem also der Reichstag sich fast einmüthig gegen die Heirath mit der Pfalzgräfin Elisabeth ausgesprochen hatte, überzeugte sich Wladislaw von der Nutzlosigkeit weiterer Bestrebungen. Nach Radziwill kam er schon das nächste mal mit heiterm Gesicht in den Senat und redete jenen unverhofft mit den Worten an: „Ihr verwerft meine Wahl, aber Ihr empfehlt mir keine andere.“ Man kam ihm mit Beeiferung entgegen, indem man ihm volle Freiheit gestattete, wenn seine Wahl nur auf eine Katholikin fiele. Schon diesmal brachte Jemand die Heirath mit der französischen Prinzessin Maria Gon-

zaga zur Sprache, welche der König in Frankreich kennen gelernt hatte. Es ist dieselbe Prinzessin, welche Wladislaw mehre Jahre später als seine zweite Gemahlin heimführte.

Noch blieb aber ein Ausweg übrig, um wenigstens den Schein der Zweideutigkeit nach mehrjährigen Verhandlungen dem Könige von England und seiner Familie gegenüber zu vermeiden: dies war, wenn die Prinzessin Elisabeth sich entschloß, mit Einwilligung ihres Hauses, die katholische Religion anzunehmen. Zu dem Ende wurde Zawadzki zu Anfang des Jahres 1636 zum zweiten mal an den Hof des Königs von England abgesandt, und in der ihm ertheilten Instruction die Mittel und Wege zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks genau vorgeschrieben. „Wenn er bei dem Könige von England Audienz gehabt habe, solle er sich zur Königin [33]) begeben und sie um eine geheime Audienz bitten. Hier werde er vorstellen: daß der König von Polen den Gedanken, sich mit Elisabeth, der ältesten Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, zu vermählen, noch nicht aufgegeben habe; daß aber die Verwirklichung seines Wunsches verzögert würde theils durch die unaufhörlichen Kriege, theils weil der Senat einer Königin protestantischen Glaubens nicht geneigt wäre, um so weniger als durch viele Jahrhunderte kein Beispiel vorliege, daß eine Königin eines andern Bekenntnisses als des katholischen auf dem polnischen Throne gesessen habe, und eine solche Neuerung unter den gegenwärtigen Umständen die katholische Religion erschüttern könne. Der König von Polen, heißt es weiter, von den ernstlichsten Absichten beseelt, vertraue, daß Ihre Majestät, die Königin von

England, durch ihre Vermittelung und Ueberredung so viel zu erreichen vermöge, daß die pfälzische Prinzessin, ihre Häresie abschwörend, zum alleinwahren Glauben zurückkehre. Um diese Bekehrung zu erleichtern, möge die Königin ihre Nichte, die Prinzessin Elisabeth, unter einem Vorwande (damit in ihrer Mutter kein Verdacht erweckt würde) zu einem Besuche ihres Oheims nach London einladen. Dann könnte eine Entsagung von den ketzerischen Irrthümern leicht erfolgen. Wenn die Königin in dieser Hinsicht auch kein Versprechen, sondern blos die Versicherung gäbe, daß die Prinzessin den ketzerischen Irrthümern entsage, dann würde es leicht sein, zu den zwischen Monarchen gewöhnlichen Ehepacten zu schreiten. Im Fall eine solche Versicherung wegen des Uebertritts der Prinzessin nicht zu erlangen wäre, möge die Königin gebeten werden, die ganze Sache als ein Geheimniß zu bewahren, und der Gesandte werde Alles anwenden, daß durch dessen Auskommen für Se. Majestät kein Nachtheil hervorgehe. Wiederholt wird dem Gesandten eingeschärft, sehr vorsichtig zu sein und sich zu bemühen, die Königin von England zu überzeugen, daß das Staatsrecht von Polen eine Königin von anderm als katholischen Glauben nicht zulasse, und sie im Namen des Königs zu bitten, die schwierige Angelegenheit mit ihrer bekannten Frömmigkeit und Einsicht zu einem glücklichen Ende zu führen. Mittlerweile soll der Gesandte zur Besorgung der ihm anvertrauten Geschäfte nach Frankreich übersetzen, diese so schnell als möglich erledigen, damit er zur Zeit der Reise der pfälzischen Prinzessin sich wieder in London befinde. Erhält er dann die unzweifelhafte Versicherung, daß die Prinzessin sich wahrhaft zu

bekehren wünscht, so bleibt der Gesandte in England und setzt den König durch einen Boten von dem Gange der Unterhandlung schleunigst in Kenntniß. Sollte jedoch die Prinzessin in Betreff der Glaubensveränderung sich widerstrebend zeigen und die Königin von England dem Gesandten hiervon gewisse Nachricht geben, so wird er sagen: „Es sei zu spät, auf dem Reichstage über diese Angelegenheit zu verhandeln, und bedauern, daß es nicht in der Macht seines Herrn liege, eine Gemahlin zu wählen, welche nicht die katholische Religion bekennt; daß die Stände des Königreichs niemals darin einwilligen werden, wenn auch die segensreichsten Vortheile für das Land daraus hervorgingen. Hierauf bleibt dem Gesandten nichts weiter übrig, als das Königreich zu verlassen und zu seinem Herrn zurückzukehren."

Daß es dem Könige von Polen mit diesen Erklärungen und Absichten ernst war, geht schon daraus hervor, daß, wie wir lesen, der Gesandte den Werbebrief um Elisabeth an den König von England bei sich führte. Allein der Erfolg entsprach von keiner Seite den etwa gehegten Erwartungen. Die obschon eifrig katholische Königin von England schien doch nicht geneigt, auf das zugedachte Bekehrungsgeschäft bei ihrer Nichte sich einzulassen; vielleicht schon um nicht indirect zur Aufrichtung des pfälzischen Hauses, gegen welches sie vielmehr eingenommen war, mitzuwirken. Von einer Reise der Prinzessin an den Hof ihres Oheims in England ist durchaus keine Rede. Auch das Geheimniß wurde nicht mit solcher Strenge bewahrt, wie der König von Polen es gewünscht und erwartet hatte; das Wesentliche davon gelangte zu den Ohren des Pfalzgrafen Karl Ludwig, wel-

cher mit seinem Bruder Ruprecht sich damals am englischen Hofe aufhielt. Als ältester Bruder und Stellvertreter der Rechte seines Hauses wachte er eifersüchtig auf die Ehre desselben; die schwankenden Erklärungen des polnischen Gesandten erweckten sein Mistrauen, und so schrieb er an seine Mutter von London den 16. Mai 1636[31]): „Was die polnische Sache betrifft, so weiß ich nicht, was ich davon denken soll. Der König von Polen hat sich so weit darauf eingelassen, sowol gegen den König, meinen Oheim, als gegen Ew. Majestät, daß es eine Beleidigung für Sie beide und eine Schande für ihn selbst wäre, wenn er jetzt zurückträte; denn in allen seinen Briefen an den König zeigt er noch großes Verlangen nach dieser Heirath, und der Zustimmung der Stände von Polen bedarf er nicht (?), sondern es scheint, er sucht in alle Wege mit ihrer Beistimmung zu handeln, und deshalb wünscht er, daß Elisabeth sich zu seiner Religion bekenne. Ich glaube, fährt er fort, daß, wenn der Gesandte mit Ew. Majestät nicht besonders verhandelt, dies seinen Grund darin hat, daß er hofft, der König werde auf die Religion nicht so genau sehen wie Sie, und man sagt, er habe eine besondere Instruction an die Königin; allein Sie könnten ihm mit gutem Grund sagen, daß der König darauf so wenig eingehen wird als Ew. Majestät, und was die Königin betrifft, so ist sie discret genug, sich hierin nicht zu mischen."

Daß der Pfalzgraf Karl Ludwig von dem wahren Verhältnisse des Königs von Polen zu den Ständen seines Reichs sehr unvollständig unterrichtet war, lehren seine Worte. Dasselbe, noch in viel höherm Grade,

war bei Rußdorf, dem Freunde und Rathgeber des Hauses, der Fall. In dem Verfahren des Königs von Polen sah er von Anfang bis zu Ende nichts als die durchdachteste Verstellung. Er gesteht in einem Schreiben vom October 1638 aus Regensburg[35]), daß er diese Wendung lange vorausgesehen und daß er die pfälzischen Prinzen durch seine offenherzigen Aeußerungen darüber zuweilen sehr verletzt hätte, als wäre er überhaupt gegen diese Heirath.

Wir haben bisher der Prinzessin Elisabeth in Bezug auf ihre eigene und selbständige Denkart bei einer sie so nahe berührenden Angelegenheit nicht gedacht. Was wir davon gewiß wissen, läßt sich in die einfache Thatsache zusammenfassen: daß sie in Absicht der Religionsveränderung mit ihrer Mutter und den ältesten Prinzen vollkommen übereinstimmte, worüber Karl Ludwig in dem soeben angeführten Briefe an seine Mutter seine besondere Genugthuung zu erkennen gibt, indem er schreibt: „Ich bin unendlich erfreut zu hören, daß Ew. Majestät mit dem Benehmen meiner Schwester so zufrieden sind. Ich bitte Gott, sie möge niemals anders handeln.“ Laut dem Berichte eines neuern Schriftstellers kam der polnische Gesandte auf seiner Rückkehr von England nach dem Haag, und bei einem Besuche der Königin von Böhmen im Kreise ihrer Familie ließ er, ohne der Vermählung weiter zu erwähnen, zu der Prinzessin Elisabeth hingewendet, allgemein die Aeußerung fallen: er wünschte und könnte nichts Angenehmeres hören, als daß die Prinzessin ihre Religion ändern möchte; worauf diese zur Antwort gab: sie sei darin so fest, daß sie wol für immer darin verharren werde[36]).

Noch vor Ablauf desselben Jahres warb Wladislaw IV. um die Erzherzogin Renata Cäcilie von Oestreich.

Von dieser Zeit ab ward für Elisabeth niemals wieder ein Vorschlag zur Vermählung gethan. Noch viel weniger verrieth sie selbst jemals ein Verlangen, dem jungfräulichen Stande zu entsagen. Diese Resignation wird uns als Folge eines von der Prinzessin gegen sich selbst abgelegten Gelübdes dargestellt [37]). Diese Erklärung, für welche ohnehin jedes authentische Bekenntniß fehlt, scheint uns ganz unnöthig; eine von der Natur selbst angelegte, durch das Geschick selbst auf Einen Punkt noch fester gespannte Richtung wirkt stärker und folgerechter als zehnfache Gelübde. Diese Richtung zu schildern wird unsere nächste Aufgabe. Vorher jedoch sei eines Familienereignisses erwähnt, welches auf die künftige Lebensbestimmung der Prinzessin nicht ohne Einfluß war. In das Jahr 1634 fällt die Ankunft des Kurprinzen von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, von der Vorsehung zum einstigen Begründer der Macht und des Ansehens seines Hauses und Reichs berufen, in Holland, das damals die Schule deutscher Fürstensöhne für höhere Bildung, wie für die Staats- und Kriegskunst war. Ehedem ward dem Aufenthalt des Kurprinzen in Holland die verrätherische Absicht des Ministers Grafen Adam von Schwarzenberg untergelegt, den hoffnungsvollen Prinzen leiblich und geistig ins Verderben zu stürzen. Das Gewagte, ja Abenteuerliche dieser und ähnlicher Anklagen, welche in finsterm Parteihaß wurzelten, ist in neuerer Zeit hinlänglich dargethan [38]). Als Thatsache hat sich herausgestellt, daß die Reise des Kurprinzen unter dem überwiegenden Ein-

flusse der Gegner Schwarzenberg's, nämlich der reformirten Partei, ins Werk gesetzt und geleitet wurde. Die Seele dieser Partei war die Kurfürstin von Brandenburg, Elisabeth Charlotte, Schwester des unglücklichen Böhmenkönigs. Außer den allgemeinen politischen Rücksichten, durch welche sie auf die reformirte und holländische Seite gestellt war, war es hauptsächlich der wärmste Eifer für die hülflose Familie ihres Bruders, der sie beseelte, da von dem Siege jener Partei die pfälzische Sache vor allem abhing. Auf die Witwe ihres Bruders, Elisabeth Stuart, setzte sie den höchsten Werth. Ihr und dem Prinzen von Oranien wurde der Kurprinz auf das dringendste empfohlen und bei vorkommenden Fällen an sie verwiesen. Von der Universität Leyden, wo der Prinz eine Zeit lang den Studien oblag, machte er öfter Besuche bei seiner Tante und den Prinzessinnen in Rhenen [39]); obschon Schwarzenberg es sehr ungern sah, wenn der Prinz Leyden verließ und bei der so verhaßten Pfalzgräfin in so vertrautem Umgange sich aufhielt, an den er vorzugsweise gewiesen war. Ihr Gutachten führte der Prinz selbst, sowie sein Hofmeister, Leuchmar, gegen den Kurfürsten als entscheidenden Grund an. Wochenlang hielt er sich bei seinen Verwandten, theils im Haag, theils in Rhenen auf. Unter diesen Verhältnissen bildete sich endlich im Einverständnisse zwischen der Kurfürstin und ihren Verwandten der Entwurf einer Verbindung zwischen dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm und einer seiner Muhmen; und zwar mit der Pfalzgräfin Luise, welche dem Alter nach zunächst auf Elisabeth folgte. Vielleicht fiel die Wahl nur auf die zweite Prinzessin, weil um dieselbe Zeit Hoffnungen einer Verbin-

dung zwischen Elisabeth und dem König von Polen in hohem Grade rege gemacht waren. Im Hintergrunde jenes Heirathsplanes stand das Bestreben, dem Kurprinzen noch bei Lebzeiten seines Vaters die klevischen Lande zu verschaffen. Allein wie eifrig auch die Kurfürstin und ihre Verwandten, Mutter und Töchter (letzterer wird ausdrücklich hierbei gedacht), unterstützt von den klevischen Landen, die Sache betrieben[40]), konnte sie doch gegen die damalige Politik des Kurfürsten von Brandenburg, welche von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausging, nicht aufkommen. Auf die Erklärungen seines Vaters antwortete der Kurprinz mit unbedingter Unterwerfung unter seinen Willen und er kehrte in kurzem zu seinem Vater zurück (1638). So war auch diesmal wieder der verlassenen pfälzischen Familie ein Schimmer der Hoffnung aufgegangen, um nur zu bald wieder zu verlöschen. Indeß hatte der Kurprinz von jenem schönen Verhältnisse zu seinen Verwandten in Holland einen bleibenden Eindruck mitgenommen, und als er zur Regierung gekommen war, trug jene Anhänglichkeit für Niemand mehr als für Elisabeth gedeihliche Früchte. Sie hat in der Folge keinen standhaftern und wärmern Freund und Beschützer gehabt als den Großen Kurfürsten. Die Festigkeit, mit welcher sie einen Thron ausschlug, den sie mit ihrer religiösen Ueberzeugung erkaufen sollte, war wol geeignet, ihr die unwandelbare Achtung des Großen Kurfürsten zu erwerben. Denn wie Elisabeth, hat späterhin auch der Kurfürst die ihm angetragene polnische Krone zwei mal abgelehnt, weil die Bedingung des Abfalls von der Religion, „darin er seiner Seligkeit versichert war“, daran hing[41]).

Zu dem Misvergnügen über so manche vereitelte Hoffnungen der pfälzischen Familie gesellte sich eine Kette von Unfällen, welche das Herz der Königin von Böhmen und ihrer ältesten Tochter auf das empfindlichste treffen mußten; vorzüglich die Niederlage der beiden ältesten Prinzen bei Vlothe an der Weser (17. October 1638), wobei Karl Ludwig nur mit Lebensgefahr sich rettete und flüchtig und hülflos in der Heimat eintraf, während Prinz Rupprecht gefangen genommen und nach Wien geführt wurde. In England brach um dieselbe Zeit der Kampf zwischen Karl I. und den Puritanern in Schottland aus, welcher mit dem Untergange des unglücklichen Stuart enden sollte. Nicht genug, daß mit dieser Wendung jede Hoffnung auf Hülfe für die pfälzische Sache von England aus verloren ging, es kam durch dieselben Ereignisse der Zwiespalt in das pfälzische Haus, denn während die jüngern Prinzen, Ruprecht und Moritz, beim Ausbruch des Bürgerkriegs auf der Seite ihres Oheims kämpften, wandte sich Karl Ludwig auf die Seite des Parlaments; dieses entzog nichtsdestoweniger seiner Mutter den ihr bestimmten Unterhalt, weil zwei ihrer Söhne wider das Land und Parlament ankämpften. Mit Abscheu sah die Mutter die allgemeine Empörung in England, wodurch ihr eigenes Unglück unendlich gesteigert wurde, und überhäufte den Kurprinzen mit ihrem Tadel[12]).

Getheilt zwischen den Schmerz über den Kummer und die Entbehrungen ihrer Mutter und die Sorge über das Schicksal ihrer Brüder wie ihres Oheims, fand Elisabeth Ersatz in den Wissenschaften und in dieser Beschäftigung ihr eigentliches und höheres Leben. Die Studien, namentlich die Philosophie, galten ihr nicht blos

als eitle Zierde oder als Spiel ihrer außerordentlichen Geisteskräfte, welche ihr bei den Zeitgenossen den Namen eines „Wunders des Norden" verschafften, sondern sie hatten für Elisabeth eine tiefe sittliche Bedeutung; an ihnen bildete sie nicht weniger ihren Charakter als ihren Geist.

Die Frage, ob die Frauen an der gelehrten Bildung; an der literarischen, poetischen oder wissenschaftlichen Thätigkeit der Männer Theil zu nehmen berufen seien, ward in jenen Zeiten nicht weniger als in unsern Tagen ein Gegenstand lebhafter Verhandlung. In frühern Jahrhunderten, als der theologische Gesichtspunkt alle übrigen beherrschte, ward die Unterordnung des zartern Geschlechts in aller, mithin auch in geistiger Beziehung wie ein Glaubensartikel angesehen. Hatte doch noch im Jahrhundert der Reformation ein berühmter reformirter Theolog die Behauptung nicht gescheut, daß, weil das göttliche Ebenbild die Herrschaft über die Natur bezeichne, das Weib darum nicht ebenso wie der Mann zum Ebenbilde Gottes erschaffen sei[43]). Im Laufe des 17. Jahrhunderts fing indeß diese Frage eine für die Frauen viel günstigere Wendung zu nehmen an. Philosophen, Dichter und Literatoren wetteiferten miteinder, ein von Jahrhunderten begangenes Unrecht gut zu machen; sogar an Universitäten wurde hierüber disputirt[44]). Man stellte die Namen berühmter Frauen aus den alten und mittlern Zeiten zusammen, man wies mit Stolz auf edle Frauen nicht nur der mittlern, sondern auch der höhern und höchsten Stände, welche an Poesie und Wissenschaft sich betheiligten. In diesem Streben zeichnete sich unser deutsches Vaterland vor andern aus.

Die verschiedenen poetischen Orden, besonders Zesen's „Deutschgesinnte Genossenschaft", die „Fruchtbringende Gesellschaft" und andere betrachteten den Zutritt von Dichterinnen als Gewinn für die Poesie. „Die allgemeine Stimme der Zeit", sagt Gervinus (III, 287), „begrüßte die verkörpert scheinenden Musen mit fast ungetheiltem Jubel. Mit dem Auslande auch hier zu wetteifern war ein allgemein erregtes Streben. Die Engländerin Weston, die Polin Anna Memorata, die Italienerin Fulvia Morata, vor Allen die Niederländerin Schurmann, eine geborene Deutsche, waren ihrer Poesie und Gelehrsamkeit wegen wie Wunder der Welt von den größten Männern der Zeit bestaunt." Von den hier angeführten Frauen war es die zuletztgenannte, welche in der Nähe des Hofes der pfälzischen Familie unserer Elisabeth in der hier betrachteten Periode ihres Lebens als Muster vorschwebte, deren Rath sie sich bediente und welche sie für ihr ganzes Leben als Freundin verehrte. Bei dem großen Einflusse, den das Fräulein von Schurmann auch noch im höhern Alter auf Elisabeth ausübte, dürfte es hier am Orte sein, uns mit den hervorstechendsten Zügen aus dem Bilde jener berühmten Jungfrau bekannt zu machen.

Anna Maria von Schurmann[45]), geboren zu Köln den 5. November 1607, stammte aus einem alten adeligen Geschlechte. Ihre Aeltern gehörten zu der kleinen reformirten Gemeinde, welche sich dort im Stillen gebildet hatte. Der Großvater väterlicher Seits war im 16. Jahrhundert vor den Verfolgungen des Herzogs von Alba aus Antwerpen nach Köln geflohen. Anna ward nicht nur in den strengsten kirchlichen Begriffen des Calvinismus, sondern zu gleicher Zeit im Geiste wahrer

und inniger Frömmigkeit von ihren Aeltern erzogen, was sie noch im späten Alter ihren Aeltern zu höchstem Danke bekennt. Schon im dritten Jahre konnte sie den Katechismus zum Theil auswendig; unvergeßlich war es ihr, daß sie im vierten Jahre ihres Alters eines Tages durch die Worte im Katechismus: „Ein wahrer Christ lebt nicht sich, sondern seinem treuen Heiland Jesu Christo", so tief ergriffen wurde, daß ihr diese Empfindung nie wieder aus der Seele wich. Solcher Züge eines tiefern religiösen Lebens gedenkt sie mehre; die Welt jedoch gewahrte oder achtete nicht dieser stillen, aber glühenden Regungen, welche mit den Jahren über ihr ganzes übriges geistiges Dasein die Herrschaft erhielten und es umgestalteten; denn sie wurden durch die glänzende Entfaltung ihrer wunderbaren Talente zeitig verhüllt und überstrahlt. Die Künste hielten bei ihr gleichen Schritt mit den Sprachen und den Wissenschaften. Mit dem Pinsel wie mit dem Grabstichel wetteiferte Anna mit den geschicktesten Meistern, an denen die Niederlande damals so fruchtbar waren. Ihr Talent für die Kunst hätte hingereicht, ihren Namen zu erhalten, wenn sie sich derselben hingegeben hätte. Die von ihr aus Holz geschnitzten Bildnisse erregten die Bewunderung Gerhard Honthorst's zu Utrecht. Ihre Blumen- und Insektenmalerei nennt sie selbst eine einfache unschuldige Kunst, wobei sie, während die Hand mit irdischer Uebung zu thun hatte, ihren Geist mit himmlischen Gedanken beschäftigen konnte. Ihre Stickereien machten den täuschenden Eindruck von Gemälden. Eines solchen Kunstwerks gedenkt der durch seine religiösen Lieder und mystischen Schriften berühmt gewordene Johann Wilhelm Petersen,

welcher als Kind von seinem Vater auf einer Reise nach Holland dem Fräulein von Schurmann vorgestellt, von ihr zärtlich auf den Arm genommen und mit einem Bilde von ihrer Arbeit beschenkt wurde [46]). Die Wachsmalerei hatte sie durch eigenes Nachdenken erlernt; und unter Anderm ihr eigenes Bildniß vor dem Spiegel mit einer Kunst gebildet, welche ihren Ruf bis in die höchsten Kreise verbreitete. Die Gelehrten ihrerseits überboten sich in Bewunderung über den encyklopädischen Umfang ihres Wissens [47]). Die Sprachkenntnisse der gelehrten Jungfrau umfaßten nicht nur die meisten neuern Sprachen für den schriftlichen Gebrauch wie im Umgange, sondern erstreckten sich, außer den classischen Sprachen des Alterthums, auch auf das Hebräische, Arabische, Syrische und Chaldäische. Was sie in diesen Dingen und in den übrigen Wissenschaften zur Gelehrsamkeit eines Frauenzimmers, namentlich aus christlichem Standpunkte, für nothwendig erachtete, hat das Fräulein von Schurmann in ihrer Abhandlung: „Num foeminae christianae conveniat studium literarum", welche sie ihrem Lehrer, dem Professor der Theologie, Andreas Rivetus, an der Universität zu Utrecht, widmete, ausgesprochen [48]). Hierher gehörte, was den Geist dieser Zeit charakterisirt, das Studium der biblischen Theologie, welches allen Christen als solchen zukomme. Aber auch die scholastische Theologie, welche seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts bei den protestantischen und katholischen Universitäten Deutschlands und Hollands sich eingedrungen hatte und zur Herrschaft gelangt war, hatte Anna gründlich studirt; sie besaß hinlängliche Kenntniß von Thomas von Aquino so gut wie von mehren griechischen und lateini-

schen Kirchenvätern. Im Vergleich mit der Theologie und den damit zusammenhängenden Wissenschaften erklärte sie die übrigen, namentlich Mathematik, Physik und Poesie, für untergeordnet, ohne jedoch von der Poesie gering zu denken. In der Sammlung ihrer Schriften befinden sich wenigstens einige poetische Arbeiten. Ihre erste Druckschrift war ein lateinisches Carmen auf die im Jahre 1636 eingeweihte Universität zu Utrecht. An diesen Ort war Anna nicht lange nach dem Tode des Vaters mit ihrer Mutter gezogen. Man kann sie als eine der ersten Schülerinnen dieser so berühmt gewordenen Universität ansehen, deren Geist sie nur zu sehr zu dem ihrigen machte, insofern sie sich gegen die großen Fortschritte in der Philosophie und der damit zusammenhängenden Wissenschaften, namentlich durch Descartes, verschloß, während sie sich ihrem Lehrer in der scholastischen Theologie und Philosophie, Gisbert Voetius zu Utrecht, mit unbedingter Verehrung hingab. Voetius aber stand an der Spitze der Vorkämpfer für die alte Schule in jeder Richtung. Das Fräulein von Schurmann besuchte die öffentlichen Disputationen an der Universität in einer eigens für sie eingerichteten Loge, wo sie, ohne dem Publicum sichtbar zu sein, Alles verstehen konnte [19]). Außerdem disputirte und respondirte sie unter den Gelehrten, nach der ironischen Bemerkung Baillet's, besser als die alten Professoren der Universität und als die Irländer, deren Disputirsucht sprüchwörtlich war. So groß aber auch ihre Gelehrsamkeit und ihre Talente waren, so rühmlich war die Demuth und Bescheidenheit, mit welcher sie die vielfachen Huldigungen der Gelehrten in Frankreich und Holland in Briefen, Gedichten und

sonstigen Schriften sich gefallen ließ. Was sie selbst schrieb, hat das Fräulein größtentheils vernichtet; die von Friedrich Spanheim herausgegebenen kleinen Schriften sind wenigstens nicht geeignet, die berühmte Jungfrau nach irgend einer höhern Eigenthümlichkeit kennen zu lernen. Ihr Ruf zog ihr indeß Briefe und Besuche von allen Seiten zu. Als die Prinzessin Maria Luise von Gonzaga, die zweite Gemahlin des Königs von Polen Wladislaw IV., zu Ende des Jahres 1645 nach ihrem Abgange von Paris mit einem reichen Gefolge den Weg durch Holland nahm, verfehlte sie nicht, zu Utrecht dem Fräulein von Schurmann einen Besuch abzustatten, und verließ sie voll Bewunderung vor den außerordentlichen Talenten und Leistungen, deren Zeuge sie war. Einer von ihrer Begleitung, der französische Geschichtschreiber Laboureur, hat von diesem Besuche eine begeisterte Schilderung gemacht [50]). Bei dieser Gelegenheit denkt er aber auch der Pfalzgräfin Elisabeth von Böhmen. „Der ganze Norden — drückt er sich aus — ist voll von ihrem Ruhm; aber das Glück, sie zu sehen, fehlte dem Glücke unserer Reise, denn sie wohnte in Haag, wo die Königin von Polen nicht hinkam."

Indem wir den Faden in dem Leben der Prinzessin wieder aufnehmen, versetzen wir uns um mehre Jahre zurück, in die Zeit, als Elisabeth erst noch mit ungetheilter Bewunderung zu dem gelehrten Fräulein in Utrecht hinaufsah, dem sie nur nachzueifern hätte. Sie knüpfte im Jahre 1639 einen Briefwechsel mit ihr an und befestigte das freundschaftliche Band, welches damit herbeigeführt wurde, durch oft wiederholte Besuche in Utrecht [51]).

Von diesem Briefwechsel sind uns noch zwei in französischer Sprache abgefaßte Schreiben des Fräuleins an Elisabeth übrig, als Antwort auf eine Reihe an sie gerichteter Fragen über Literatur und Philosophie. In dem ersten Schreiben vom 7. September 1639, in welchem sie der Prinzessin ihre Bemerkungen über den Geist der alten und neuern Geschichtschreibung mittheilt, äußert sie ihre aufrichtige freudige Bewunderung über Form und Gehalt der empfangenen Zuschrift und im allgemeinen ihre Anerkennung über den Eifer und die Liebe zu den Wissenschaften[52]). Das andere Schreiben, vom Januar 1644[53]), also nach einem Zeitraum von fünf Jahren, zeigt uns eine große, doch leicht zu erklärende Veränderung in dem Tone und der ganzen Haltung des Briefwechsels. Denn in dem Zwischenraum der letzten Jahre hatte der immer vorwärtsstrebende Geist der Prinzessin Elisabeth durch die Bekanntschaft mit Descartes einen Umschwung erfahren, wovon sie offen vor der Welt ein Zeugniß abgelegt hatte, dadurch, daß sie die Zueignung der „Principien der Philosophie" des Descartes angenommen. Ohne einen Namen auszusprechen, enthält nun das Schreiben der gelehrten Jungfrau eine ziemlich deutliche Protestation gegen die neue Philosophie. Des Contrastes wegen, in welchen zwei in ihrer Sphäre übrigens fast gleich ausgezeichnete Geister sich hinstellen, mögen die Betrachtungen der Anhängerin der Scholastiker, gegenüber der Cartesianisch denkenden Prinzessin, hier eine Stelle finden. Das Fräulein schreibt[54]): „Es ist wahr, daß ich die scholastischen Doctoren in hoher Achtung halte und daß sie mir ohne Zweifel schöne Gelegenheiten darbieten könnten, meinen Geist zu üben, wenn ich nicht

sehr häufig durch nothwendigere Uebungen davon abgelenkt würde." (Sie meint ihre religiösen Uebungen.) Sie gibt ferner zwar zu, daß die Scholastiker sich bisweilen durch eitle und gefährliche Speculationen verirrten, was ihnen die Censur mehrer Gelehrten der neuern Zeit zugezogen habe; dies thue jedoch keinen Eintrag der Gründlichkeit und Vortrefflichkeit ihrer Begriffe, welche man in ihren Werken zu bewundern pflege, wenn die Rede davon sei, die Geheimnisse der Philosophie aufzuklären oder die höchsten Punkte der christlichen Religion gegen die Skeptiker, Ungläubigen und Atheisten zu vertheidigen. „Kaum könne man unterscheiden", fährt sie fort, „ob die Scholastiker größer waren durch den Scharfsinn, Zweifel und Einwürfe zu erdenken, oder durch die Geschicklichkeit, sie aufzulösen, und ob die Kühnheit, erhabene und schwierige Materien aufzunehmen, nicht aufgewogen würde von ihrem Glücke und Talente, sie zu entwickeln, der Art, daß sie, nach ihrem Urtheil, jene zwei selten vereinbare Eigenschaften, den Scharfsinn und die Gediegenheit, sehr wohl vereinigt haben. Und gewiß, es sei kein Wunder, daß sie zu so einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt sind, zumal, da sie die Reihenfolge ihrer Vorgänger und den Besitz aller frühern Jahrhunderte nicht verachtet hätten, und es leicht sei, nach der Regel der Philosophen: Aliorum inventis aliquid addere. Sie haben an dem Ruhm genug gehabt, sich von jenen zwei großen Gestirnen göttlicher und menschlicher Wissenschaften, Augustinus und Aristoteles, leiten zu lassen, welche man noch niemals hat verdunkeln können, welche Nebel und welches Chaos von Irrthümern man auch versucht habe, ihrem glänzenden

Lichte entgegenzusetzen." Man kann nicht deutlicher sprechen. Es war übrigens damals unter den Gelehrten schon bekannt, daß das Fräulein von Schurmann ihren Geist von Voetius gänzlich hätte gefangen nehmen lassen, sodaß Descartes selbst, welcher früher das Fräulein in Utrecht besuchte und ihre Talente schätzte, in einem seiner Briefe an Mersenne seinen Unmuth über diesen Einfluß des Voetius, den er den größten Pedanten auf dem Erdboden nennt, nicht verhehlen kann[55]). Das Fräulein von Schurmann ihrerseits brach zuletzt vollständig mit dem Reformator der Philosophie, und zwar auf Grund eines Anlasses, welcher, wenn er der Wahrheit getreu dargestellt ist, auf Descartes ein eigenthümliches Licht werfen möchte. Da dieser Zug in allen bekannten Biographien dieses Philosophen fehlt, so wird man ihn hier nicht ohne Interesse lesen[56]). Bei einem Besuche, welchen er dem Fräulein zu Utrecht abstattete, fand er sie eben bei dem Studium der Heiligen Schrift nach dem hebräischen Urtext. Descartes, heißt es nun, war erstaunt, daß eine Person von diesem Geiste ihre Zeit auf eine Sache von so geringer Wichtigkeit (une chose de si peu d'importance) verwandte. Als das Fräulein darauf ihm die große Wichtigkeit dieses Studiums für die richtige Erkenntniß des göttlichen Geistes zu beweisen suchte, habe Descartes geantwortet: daß er ehedem dieselben Gedanken gehegt und in dieser Absicht die Sprache, welche man die heilige nennt, gelernt und nun angefangen habe, das erste Capitel der Genesis, welches von der Schöpfung der Welt handelt, zu lesen; allein so viel er auch dabei nachgedacht habe, habe er doch nicht Klares und Deutliches dabei verstehen können. Weil er

nun nicht verstanden, was Moses sagen wollen, und gesehen, daß, statt ihm ein Licht anzuzünden, Alles, was er sagte, nur dazu diente, ihn noch mehr zu verirren, so habe er es dabei bewenden lassen. Diese Antwort, heißt es, überraschte Fräulein von Schurmann ungemein, verletzte sie so tief und erfüllte sie mit solchem Widerwillen gegen diesen Philosophen, daß sie sich hütete, jemals wieder mit ihm in Verbindung zu treten. In der Denkschrift, wo sie dessen Erwähnung thut, hat sie an den Rand unter der Ueberschrift: Wohlthaten des Herrn, folgende Worte gesetzt: „Gott hat mein Herz von dem profanen Menschen abgewandt und sich dessen wie eines Stachels bedient, um mich zur Frömmigkeit zu reizen und mich ihr völliger zu ergeben." Es scheint kein Grund vorhanden zu sein, an der Richtigkeit der dieser Erzählung zu Grunde liegenden Thatsache zu zweifeln; ohne daß man darum in die Auffassungsweise, die hier gegeben wurde, einzustimmen brauchte. Wir werden Gelegenheit finden, das Verhältniß der Philosophie zur Religion bei Descartes näher kennen zu lernen.

Wir haben auf diese seltsame Erscheinung hingewiesen, nicht um unserer Heldin in dem Fräulein von Schurmann, ihrer Freundin, eine Folie zu geben, deren sie nicht bedarf, sondern im Gegentheil darauf hinzudeuten, daß, wenn die Prinzessin Elisabeth ihrem Geiste bald eine freiere Richtung, einen höhern Schwung gab, sie durch die Atmosphäre, in der sie sich frei entwickeln konnte, außerordentlich begünstigt war. Im Haag, am Hofe des Prinzen von Oranien, dem Sitze des mit Descartes befreundeten französischen Gesandten, dem sich ein Kreis der vorzüglichsten, über die Vorurtheile und In-

teressen der Schule weit erhabener Männer anschloß, hatte sich die erste, wenn auch kleine Gemeine von Cartesianern gebildet, denen die für alles Große und Wahre empfängliche Prinzessin Elisabeth sich nur anzuschließen brauchte, ja von denen sie anfangs gewonnen wurde. Mehr bedurfte es aber auch nicht für einen Geist wie den ihrigen, um mit raschem Fluge sich auf die Höhe der neuen Philosophie zu stellen und als Schülerin und Freundin des Descartes von Niemand erreicht oder gar übertroffen zu werden.

Für diejenigen Leser, welche nähere Kenntniß von dem Leben, wie den Schriften und der Philosophie des Descartes hinzubringen, wird eine ausführliche und umfassende Darstellung der innern wie äußern Geschichte des großen Mannes unnöthig; die andern würden zu ihrer Belehrung in dieser Episode aus dem Leben einer Schülerin des Philosophen nicht genug finden. An diesem Orte werde ich aus dem allgemein Bekannten nur diejenigen Züge hervorheben und zusammenstellen, welche von der Absicht dieser Darstellung gefordert werden. Treffend und ganz geeignet für den engern Gesichtspunkt, den wir hier festhalten müssen, ist das Bild, welches Goethe von Descartes in allgemeinen Umrissen entwirft[57]), wo es bald zu Anfang heißt: „Das Leben dieses vorzüglichen Mannes, wie auch seine Lehre wird kaum begreiflich, wenn man sich ihn nicht immer zugleich als französischen Edelmann denkt.... Als Hof-, Welt- und Kriegsmann bildet er seinen geselligen sittlichen Charakter aufs höchste aus.... Außerordentlich zart behandelt er seine Mitlebenden, Freunde, Studiengenossen, ja sogar seine Gegner. Reizbar und

voll Ehrgefühl, entweicht er allen Gelegenheiten, sich zu compromittiren; er verharrt im hergebrachten Schicklichen und weiß zugleich seine Eigenthümlichkeit auszubilden, zu erhalten und durchzuführen. Daher seine Ergebenheit unter die Aussprüche der Kirche, sein Zaudern, als Schriftsteller hervorzutreten, seine Aengstlichkeit bei den Schicksalen Galilei's, sein Suchen der Einsamkeit und zugleich seine ununterbrochene Geselligkeit durch Briefe."

„Seine Avantagen als Edelmann nutzt er in jüngern und mittlern Jahren; er besucht alle Hof-, Staats-, Kirchen- und Kriegsfeste; eine Vermählung, eine Krönung, ein Jubiläum, eine Belagerung kann ihn zu einer weiten Reise bewegen; er scheut weder Mühe, noch Aufwand, noch Gefahr, um nur Alles mit Augen zu sehen, um mit seines Gleichen, die sich jedoch in ganz anderm Sinne in der Welt herumtummeln, an den merkwürdigsten Ereignissen seiner Zeit ehrenvoll Theil zu nehmen."

„Wie man nun dieses Aufsuchen einer unendlichen Empirie an ihm Verulamisch nennen könnte, so zeigt sich an dem stets wiederholten Versuch der Rückkehr in sich selbst, in der Ausbildung seiner Originalität und Productionskraft ein glückliches Gegengewicht..."

Haben wir auch auf diese „Rückkehr in sich selbst", auf die innere idealische Seite des Lebens und Wirkens des Philosophen den größern und bleibendern Nachdruck zu legen, so erscheint doch auch die äußere Seite, wie Goethe im Umrisse sie uns vorführt, für unsere Darstellung nicht gleichgültig. Wie in dem Schriftsteller, so ist auch in dem Lehrer und Freunde der Prinzessin Elisabeth und

ihrer Familie der Edelmann, und zwar der französische Edelmann, in der vollen Bedeutung des Wortes, bedingt von dem damaligen Stande französischer Sprache, Bildung und Literatur, der Weltmann, der „abgesagte Feind von jeder Pedanterie[58]), dabei aber auch der offene, freimüthige, die Wahrheit über Alles stellende, der menschlich empfindende Freund nicht zu verkennen. Der überschwengliche „hyperbolisch-complimentiöse" Ausdruck, welcher uns in den Briefen des Descartes zuweilen ein Lächeln abzwingt, ist kein Widerspruch gegen seine Wahrheitsliebe; es ist der Stil seines Freundes und Correspondenten Balzac, den er, wie Goethe bemerkt, in Briefen und Antworten gleichsam parodirt; wie wenn er in einem Briefe an die Prinzessin, in welchem er bedauert, ihre Befehle nicht mündlich zu empfangen, sich selbst gleichsam über diese Entbehrung zu trösten sucht mit der Wendung: „Ich hätte zu viel Wunder zu gleicher Zeit zu bewundern gehabt; und indem ich mehr als menschliche Reden einem Körper entströmen sah, denen gleich, welchen die Maler den Engeln geben, wäre ich entzückt gewesen, wie einer, welcher, von der Erde kommend, soeben in den Himmel eingeht u. s. w."[59]). Das Wahre in dieser Hyperbel bleibt der, durch alle seine Briefe durchgehende Zug der aufrichtigsten, ja feurigen Begeisterung für eine Prinzessin, welche ihm als der Inbegriff der größten irdischen Vollkommenheiten erschien, was er ja auch öffentlich auszusprechen sich gedrungen gefühlt hat. Endlich hingen jene Uebertreibungen mit dem Streben nach eleganter Form, welches diesen Philosophen beseelte, eng zusammen. Descartes ist der erste gute Stilist für philosophische Darstellung; denn das formale

Princip der Wahrheit, welches Descartes als Richtschnur aufstellte, nämlich Klarheit und Deutlichkeit, ist ja zugleich die Regel des guten Stils. Daß er seine erste Schrift, die „Essais de la philosophie", französisch schrieb, war eine Appellation von dem Forum der Schulphilosophen und der Universitäten an den Richterstuhl der unbestochenen, freien Vernunft [60]). Dies Alles hing mit der Persönlichkeit unsers Philosophen eng zusammen und verschaffte ihm seine ersten Anhänger unter den Gebildetsten der höhern Gesellschaft. Selbst seine Eigenheiten wiesen auf den tiefern Grund seines Wesens hin; denn nicht als Menschenfeind zog er sich in die stille Einsamkeit in Holland, seinem Zufluchtsorte seit 1629, zurück, sondern um seinem Berufe als Forscher der Wahrheit, als Lehrer der Menschheit, treuer zu leben. Diesen Beruf glaubte er sich von Gott selbst vorgezeichnet; jene Vision [61]), welche er nach seiner Beschreibung am Vorabend des heiligen Martin 1619 als Soldat während der Winterquartiere in Deutschland gehabt, in welcher der Geist der Wahrheit selbst ihm die Schätze aller Wissenschaften gezeigt, war ja doch das innere Zeugniß des eigenen Geistes, der ihn führte.

Was Goethe und mit ihm der ganze Gang der neuern Physik und Naturforschung an Descartes verwirft, jene „hastige, nicht selten phantastische, ja trübe Behandlung der Probleme der Außenwelt", dies läßt, wie gerecht es auch sei, das wahrhafte souveraine Gebiet des Descartes unberührt; dieses Gebiet, diese seine wahre Heimat ist die Welt des auf sich selbst gerichteten Geistes, mit einem Wort, sein Idealismus, dessen Entstehung und Charakter ausgedrückt ist in der Formel:

Ich denke, folglich bin ich. Nicht durch den dogmatischen Gehalt, sondern durch das Princip und die Methode seiner Philosophie hat Descartes eine neue Epoche angefangen. Alle christlichen Philosophen vor Descartes fühlen sich als Philosophen an den Boden des Alterthums gleichsam gebannt; Descartes hat der Philosophie ihre Freiheit und dadurch ihre wahre Bestimmung wiedergegeben. Die Philosophie des Descartes erhebt den Menschen zu Gott, indem die Idee Gottes als der Ausgangspunkt und das Princip aller Wissenschaft festgehalten wird; diese Philosophie ist also im tiefsten Grunde religiös. Dennoch fragt sie nicht nach einem bestimmten Glaubensbekenntniß; sie bildet zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen keine Scheidewand, sondern vielmehr eine Vereinigung; ja, während Descartes, als frommer Katholik, in Allem, was auch nur entfernt das Dogma berührt, der Kirche sich unbedingt unterwirft, nähert er sich unbewußt durch eine schärfere Scheidung der natürlichen und offenbarten Theologie, von denen er die letztere aus der Philosophie völlig ausschließt, der reformirten Kirche, wo jener Unterschied lange schon gegründet, durch Anwendung der Cartesianischen Philosophie aber noch geschärft ward[62]). So wird Holland, das classische Land der reformirten Theologie im 17. Jahrhundert, zugleich der Boden, auf dem die Cartesianische Philosophie zuerst gedeiht; unter den eifrigen Reformirten im Haag, zumal am Hofe der Königin von Böhmen, findet Descartes seine ersten begeisterten Anhänger, welche Muth und Kraft haben, ihn gegen Verdächtigung und Verfolgung zu schützen. Ohne diesen Schutz, diese Theilnahme wäre der Philosoph den leiden-

schaftlichen und gehässigen Angriffen, welche ihn auf den Landesuniversitäten Utrecht und Gröningen wegen seines angeblichen Atheismus trafen; wobei sogar die weltliche Gewalt gegen ihn aufgerufen wurde, ohne Zweifel unterlegen.

Die ausgezeichneten Männer, welche die Sache der Philosophie gegen die abgelebte Scholastik der Universitäten mit Wort und That vertraten, gehörten alle näher oder entfernter dem Kreise an, welchen die Königin von Böhmen und ihre geistvollen Prinzessinnen um sich versammelten und durch deren Vermittelung Elisabeth die erste Kenntniß der Schriften des Descartes erhielt. An die Spitze dieses Kreises erleuchteter und durch ihre bloße Stellung hervorragender Männer müssen wir den Prinzen von Oranien, Friedrich Heinrich, selbst stellen. Unter seinem Vater, dem berühmten Statthalter Moritz, hatte Descartes (1617—19) seine ersten Kriegsübungen in Holland gemacht; das Wohlwollen, welches dieser in den Wissenschaften, namentlich der Mathematik, ausgezeichnete Prinz für Descartes hegte, ging nachher auf seinen Bruder und Nachfolger, Friedrich Heinrich, und dessen Sohn, Wilhelm II. (Vater des nachmaligen Königs Wilhelm von England), über. Als Descartes 1637 mit den „Essais" auftrat, ließ er dem Prinzen im Haag durch seinen vertrauten Freund, Herrn von Zuytlichem, ein Exemplar davon mit den Ausdrücken seiner Verehrung und Dankbarkeit überreichen. (Baillet, I, 299.) Da einige Jahre später, 1643, der Magistrat von Utrecht, auf die Einflüsterungen und Verdächtigungen eines Voetius und seines Anhangs, Descartes citirte, um sich wegen der Anklage des Atheismus zu reinigen,

war es der Prinz von Oranien, welcher seinen Einfluß auf die Staaten der Provinz Utrecht geltend machte, um dem Magistrat der Stadt Einhalt zu thun und dem gekränkten Philosophen Genugthuung zu verschaffen. (Das. II, 193.) Wie ernstlich Descartes über jene Vorladung beunruhigt war, ersieht man aus seinem Briefe an die Prinzessin Elisabeth, in welchem er sie davon in Kenntniß setzt, und der nicht ohne Spuren der Zerstreuung, in die jener Vorfall ihn versetzte, geschrieben ist. (Oeuvres, IX, 135.)

Unter den Männern am Hofe des Prinzen von Oranien, welche zu gleicher Zeit die Freunde des Descartes und des Hauses der Königin von Böhmen, besonders auch der Prinzessin Elisabeth waren, müssen wir des eben erwähnten holländischen Edelmanns, von Zuytlichem, Secretairs des Prinzen, besonders gedenken. Sein eigentlicher Name war Konstantin Huygens, ein Name, welcher durch seinen Sohn, Christian Huygens, den Erfinder des Pendels, den Entdecker des Ringes des Saturn, in der Geschichte der Wissenschaften unter den Sternen erster Größe glänzt. Er war es, durch welchen später Leibniz in die höhere Geometrie eingeweiht wurde. Wir finden ihn hier als Jüngling von dreizehn Jahren schon als eifrigen Anhänger der Philosophie des Descartes, für den er im Jahre 1642 bei dem Streite desselben mit Voetius sich eifrig betheiligt. (Baillet, II, 157.) Sein Vater, der ihn in die Philosophie einweihte, war als Dichter, nicht nur in lateinischer, sondern auch in der Landessprache (durch seine „Korenbloemen") berühmt und einer der geistreichsten Männer, gleich geschaffen, sagt Baillet, für den Hof wie für den

König und das Cabinet. Seine Gattin, Susanne de Baerle, eine Frau von bewunderungswürdigem Geiste, deren frühen Tod Descartes tief beklagt, schrieb lateinische Verse mit vieler Anmuth und wagte einen Wettkampf mit dem holländischen Dichter Kaspar Barläus in Bezug auf die Aehnlichkeit ihres Namens[63]). Zuytlichem gehörte zu den ältesten Freunden des Descartes seit seiner Zurückgezogenheit in Holland und bezeigte einen leidenschaftlichen Eifer, ihm zu dienen. Er machte sich zu seinem Correspondenten und übernahm und verschickte seines Freundes Briefwechsel und Schriften in ganz Holland, wie nach Frankreich und England. Auf seinen Wunsch hat Descartes seinen (unvollendet gebliebenen) „Tractat über die Mechanik" verfaßt, welchen der Cartesianer Borel nach dem Tode des Descartes 1668 mit zwei Briefen desselben an die Prinzessin Elisabeth ans Licht gestellt hat.

Nach Zuytlichem nennen wir den Herrn von Pollot, dessen Name in den Briefen des Descartes so häufig vorkommt. Er lebte am Hofe des Prinzen von Oranien, den er, ebenso wie den Hof der Königin von Böhmen, über Alles rühmte, und war ein besonderer Freund des Descartes, dem zu dienen er jede Gelegenheit aufsuchte. In dessen Angelegenheiten mit Voetius hatte er sich bei dem Prinzen von Oranien und seinen Freunden in Utrecht mit dem größten Eifer für Descartes verwendet. Baillet (II, 297) nennt ihn unter Denjenigen, deren Raths und Belehrung die Prinzessin Elisabeth in den Wissenschaften sich am häufigsten bediente (qui eussent le plus d'accès auprès de la princesse pour les sciences). Im Jahre 1646 bestieg er den Lehrstuhl der Philoso-

phie und Mathematik in dem neuen Collegium, einer Art Universität, welche der Prinz von Oranien zu Breda unter dem Namen einer „schola illustris" errichtet hatte. Nach ihm sind die Brüder Achatius und Christoph, Burggrafen von Dhona, zu nennen. Sie stammten aus der berühmten preußischen Familie, deren Mitglieder seit dem Ende des 16. Jahrhunderts als Feldherren und Diplomaten im Dienste der Kurfürsten von der Pfalz glänzen; fast alle durch hohe wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet, welche sie sich auf der Universität von Heidelberg, sowie auf ihren Reisen in Frankreich und Italien erwarben. Beide Brüder blieben dem Kurfürsten Friedrich V. auch nach seinem Falle treu und gehörten nachmals zu den anhänglichsten Freunden der Prinzessin Elisabeth. Dasselbe läßt sich von dem, im Leben Descartes' genannten Sohne Christoph's, Christoph Delphicus von Dhona, sagen[64]). Achatius namentlich hatte so eindringende Studien in die Philosophie des Descartes gemacht, daß er nach ihren Principien von den meisten Naturerscheinungen Rechenschaft geben konnte. Er war es, welcher den Philosophen am Hofe der Königin von Böhmen einführte[65]), und seine Verbindung mit der Prinzessin dauerte bis über den Tod ihres gemeinschaftlichen Lehrers hinaus.

Auch der Hofprediger der Königin von Böhmen, Samson Jonsson, gehörte zu den eifrigsten Cartesianern. Die Einwürfe des Gassendi gegen die neue Philosophie hatten ihn zwar einen Augenblick schwankend gemacht, doch nach einiger Zeit kehrte er zu Descartes zurück. (Baillet, II, 210.) Der geistreiche französische Arzt und Philosoph Sorbière, welcher zu den Gegnern des Des-

cartes gehörte und bei seinem Aufenthalte in Holland, auf den wir bald zurückkommen, eine genaue Kenntniß der Personen am Hofe der Königin Elisabeth an den Tag legt, die er jedoch wegen ihrer Anhänglichkeit an Descartes nicht ohne Ironie behandelt, deutet, mit einem Hinblick auf die Prinzessin Elisabeth, an, daß man ihren Hofprediger für einen Socinianer gehalten habe. Ob er einen nähern Einfluß auf die Prinzessin ausgeübt, läßt sich schwer ermitteln. In Paris hatte sich jedoch zur Zeit, da Jonsson an der neuen Universität in Breda angestellt wurde, das Gerücht verbreitet, er wäre der Lehrer der Prinzessin, sodaß Descartes, auf seine nähern Rechte eifersüchtig, in einem Briefe an Mersenne diesen bat, jenen Irrthum zu berichtigen, wennschon Jonsson sein Freund und ein Anhänger seiner Philosophie wäre. (Baillet, II, 298.) Als solchen führen wir außerdem noch den Herrn von Becklin an, welchen Descartes seinen vertrautesten Freund nannte und der zu dem nähern Umgange der Prinzessin gehörte. Wir lassen endlich den französischen Residenten im Haag, Herrn von Brasset, nicht unerwähnt, welcher der gemeinsame Freund von Huygens und Descartes war und nachmals den Briefwechsel des Letztern mit der Königin von Schweden vermittelte. (Baillet a. a. O.)

Der zwanzigjährige Zeitraum, welchen Descartes (seit 1629) fast ununterbrochen in Holland zubrachte, war nämlich von einem unaufhörlichen Wechsel des Aufenthalts an den verschiedensten Orten begleitet, was hauptsächlich darin seinen Grund hatte, daß Descartes den Belästigungen Zudringlicher oder Neugieriger durch Briefe oder Besuche zu entgehen wünschte, um in Frie-

den ungestört seinen Beobachtungen und Meditationen zu leben. Um die Zeit, als er an den Hof der Königin von Böhmen eingeladen und eingeführt wurde (im Jahre 1640), hielt er sich kurze Zeit in Leyden auf; von hier bezog er, um in der Nähe des Hofes zu bleiben, das eine halbe Stunde von diesem Orte gelegene reizende Eyndegeest (im März 1641), wo er seine „Meditationes de Deo", seine Hauptschrift, herausgab und häufige Besuche im Haag bei seinen Freunden, besonders am Hofe der Königin von Böhmen, abstattete, deren Mittelpunkt für ihn die Prinzessin Elisabeth wurde. Hier verweilte er bis zum Frühjahr 1643, dann ging er, hauptsächlich um der Nähe von Utrecht, wo Voetius einen Sturm gegen ihn erregte, zu entgehen, nach Nordholland zurück, wo er sich endlich in Egmond von Binnen, einem schönen Dorfe südwestlich von Alkmar, festsetzte, bis zu seinem Abgang nach Schweden. Von Egmond machte er noch zuweilen Reisen nach dem Haag, aber nur um die Prinzessin Elisabeth zu besuchen, so lange diese bei ihrer Mutter blieb. (Baillet, I, 177.) Die Verbindung mit ihr wurde bis an seinen Tod durch einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhalten.

Die wenigen Jahre, welche Descartes in diesem Aufenthalte verlebte, gehörten zu seinen glücklichsten. Er entzog sich nicht mehr den immer häufigern Besuchen und Wallfahrten, welche sein täglich höher steigender Ruhm von verschiedenen Seiten ihm zuführte. Zu den anziehendsten und geistreichsten Fremden gehörte der vorhin genannte Sorbière, welcher seinen Wohnsitz für einige Zeit in Leyden nahm und öfters Spaziergänge nach Eyndegeest machte. Er gibt folgende lebendige Schil-

derung dieses Aufenthalts: „Sobald ich zu Anfange des Jahres 1642 in Holland war, eilte ich nach Eyndegeest, eine halbe Stunde von Leyden, nach der Seite von Warmont. Ich besuchte hier Descartes in seiner Einsamkeit mit vielem Vergnügen und bestrebte mich, von seiner Unterhaltung für das Verständniß seiner Philosophie Nutzen zu ziehen..... Ich bemerkte mit vieler Freude die Höflichkeit dieses Edelmanns, seine Zurückgezogenheit und seine Lebensweise. Er wohnte in einem kleinen Schlosse in sehr schöner Lage, an den Thoren einer großen und schönen Universität (der von Utrecht), drei Stunden vom Hofe und zwei kleine Stunden vom Meere entfernt. Er hatte eine hinlängliche Anzahl von Bedienten, lauter gewählte und wohlaussehende Menschen; einen ziemlich schönen Garten, im Hintergrunde Baumgruppen und ringsumher Wiesen, von wo man viele mehr oder weniger hohe Kirchthürme in die Höhe steigen sah, bis am Rande des Horizonts nur noch einige Punkte sichtbar wurden. Er ging von hier in einem Tage zu Kahne nach Utrecht, Delft, Rotterdam, Dordrecht, Harlem und zuweilen nach Amsterdam. Er konnte den halben Tag im Haag zubringen, denselben Tag in seine Wohnung zurückkommen und diesen Spaziergang auf dem schönsten Wege der Welt machen, durch Wiesen und Landhäuser, dann durch ein großes Gehölz, welches an dieses Dorf (den Haag) stößt, das den schönsten Städten Europas zu vergleichen ist und dabei stolz in dieser Zeit durch den Aufenthalt und die Niederlassung dreier Höfe. Der des Prinzen von Oranien, welcher ganz militairisch war, zog zwei Tausend Edelleute mit kriegerischem Gefolge heran, den Wamms von Büf-

fellhaut, die Schärpe orangegelb, mit hohen Stiefeln und Säbeln; dies war ihr vornehmster Schmuck. Der Hof der Generalstaaten bestand aus den Abgeordneten der vereinigten Provinzen und der Bürgermeister, Vertreter der Aristokraten, im Kleide von schwarzem Sammet mit breitem Kragen und gestutztem Barte (la barbe quarrée).... Der Hof der Königin von Böhmen schien der der Grazien zu sein, indem sie vier Töchter hatte, zu denen sich die schöne Welt im Haag alle Tage begab, um dem Geiste, der Tugend und der Schönheit dieser Prinzessinnen, von denen die älteste ihr Vergnügen hatte, Herrn Descartes vortragen zu hören, ihre Huldigungen darzubringen [66]."

Dieser Schilderung reihen wir aus den Aufzeichnungen desselben Schriftstellers die folgende Charakteristik an, welche sich in den „Sorberiana" unter der Ueberschrift findet: „Elizabeth de Bohème" [67]): „Zur Zeit meines Aufenthalts in Holland, im Jahre 1642, gehörte es unter die Vergnügungen der Damen im Haag nach Delft oder nach Leyden zu Schiffe zu gehen, gekleidet wie Bürgerfrauen und unter das Volk gemischt. Sie brachten das Gespräch auf die Großen, um die Reden zu hören, welche man in dieser Gesellschaft über sie hielte; und es kam öfter vor, daß sie verschiedene Dinge hörten, von denen sie betroffen wurden. Man bezeigte sich gegen sie sogar mit einer außerordentlichen Galanterie, sodaß sie nie zurückkehrten, ohne einen Cavalier zu finden, welcher ihnen seine Dienste anbot, der sich jedoch beim Landen sehr betrogen sah in seiner kleinen Hoffnung, daß er Courtisanen vor sich hätte; denn jedes mal wurden sie von einer Kutsche erwartet. Elisabeth, die älteste der Prin-

zessinnen von Böhmen, war zuweilen von der Partie. Man erzählte Wunder von dieser seltenen Person: daß sie mit der Kenntniß der Sprachen die Wissenschaften verbinde; daß sie sich nicht mit den Possen der Schulphilosophie abgebe, sondern die Dinge klar erkennen wolle; daß sie hierzu einen scharfen Geist und ein gründliches Urtheil habe; daß sie ihr Vergnügen darin gefunden, Descartes zu hören; daß sie bis tief in die Nacht hinein lese; daß sie sich Zergliederungen und Versuche machen lasse[68]); endlich daß in ihrem Schlosse ein Geistlicher lebe, der für einen Socinianer gehalten würde. Ihres Alters schien sie zwanzig Jahre zu sein; ihre Schönheit und ihre Gestalt waren in der That die einer Heroine." So weit Sorbière.

Das Zeugniß dieses Schriftstellers, bei welchem es eben nicht zur Empfehlung gereichte, Anhänger und Schüler des Descartes zu sein, kann uns als Ausdruck der öffentlichen Stimme aus jener Zeit über die Talente und Verdienste der Prinzessin Elisabeth gelten. Nicht lange nachdem Elisabeth des persönlichen Umgangs und Unterrichts des Descartes zwei Jahre hindurch genossen hatte (länger dauerte sein Aufenthalt in Eyndegeest nicht), ein Jahr nach seinem Abgange vom Hofe der Königin von Böhmen, gab er seine „Principien der Philosophie" in vier Büchern heraus[69]), von denen die ersten beiden den Kern seiner Methode und Metaphysik, die beiden andern seine Lehre vom Weltall nach den Gesetzen der Mechanik und den Erscheinungen des allgemeinen Lebens enthalten. Dieses wichtige Werk, mit dessen strengerer mathematischer Bearbeitung Spinoza nachmals seine Laufbahn eröffnet, und welches Leibniz mit fortlaufenden kri-

tischen Bemerkungen begleitet hat, eignete Descartes der Prinzessin von Böhmen mit einem dem Werke vorgesetzten Sendschreiben zu, welches sein philosophischer Gehalt, verbunden mit dem ungeheuchelten Ausdruck inniger Hochachtung und reinster Zuneigung zu einem der schönsten Denkmale der Freundschaft erheben.

„Der größte Vortheil — so beginnt Descartes —, welchen ich von meinen früher herausgegebenen Schriften gezogen habe, besteht darin, daß sie mir die Gelegenheit und die Ehre verschafften, von Ihrer Hoheit gekannt zu sein und zu Zeiten mit Ihnen sprechen zu können, was mir das Glück verschafft hat, so seltene und so schätzbare Eigenschaften in Ihnen zu bemerken, daß es, glaube ich, der Welt einen Dienst leisten heißt, wenn man Sie der Nachwelt als Beispiel vorhält. Ich würde schlechten Dank haben, wollte ich schmeicheln oder Dinge schreiben ohne gewisse Kenntniß von ihnen, vorzüglich auf den ersten Seiten dieses Buches, in welchem ich versuche, die Principien aller Wahrheiten, welche der Mensch wissen kann, aufzustellen. Und die edelmüthige Bescheidenheit, welche man in allen Handlungen Ihrer Hoheit leuchten sieht, vergewissert mich, daß die einfachen und freimüthigen Reden eines Mannes, der nur das schreibt was er glaubt, Ihnen angenehmer sein werden, als Lobeserhebungen in pomphaften und gesuchten Ausdrücken Derjenigen, welche die Kunst der Complimente studirt haben. Deshalb werde ich in diese Zuschrift nichts setzen, dessen mich die Erfahrung und die Vernunft nicht gewiß gemacht haben; und ich werde hier, so gut wie in dem ganzen Buche, als Philosoph reden.“ Descartes entwickelt hierauf den Un-

terschied der wahren von den scheinbaren Tugenden; er erblickt in der Tugend eine fortschreitende Stufenfolge geistiger Entwickelung, deren höchster Grad die Weisheit ist. Zu dieser wird ein Zwiefaches erfodert, zuvörderst der feste und beharrliche Wille, den besten und möglichsten Gebrauch von seiner Vernunft zu machen, und dann der Verstand, welcher fähig ist, das Gute zu erkennen. Kommt dazu noch die Gabe eines vortrefflichen Geistes, so gelangt der Mensch zu einer höhern Stufe der Weisheit als gewöhnlich. „Und diese Dinge — fährt Descartes fort — finden sich sehr vollkommen in Ihrer Hoheit. Denn was die Sorge, sich zu unterrichten, betrifft, so sieht man hinlänglich, daß weder die Zerstreuungen des Hofes, noch die Art, wie die Prinzessinnen erzogen zu werden pflegen, welche sie von der Kenntniß der Wissenschaften gänzlich abwenden, Sie haben hindern können, mit vieler Sorgfalt das Beste in den Wissenschaften zu studiren, und man kennt die Vortrefflichkeit Ihres Geistes daraus, daß Sie sie in sehr kurzer Zeit gelernt haben. Aber ich habe noch einen andern Beweis, der mir eigenthümlich ist, darin, daß ich niemals Jemanden begegnet bin, der Alles, was in meinen Schriften enthalten ist, so allgemein und so gut verstanden hat. Denn es gibt deren Mehre, sogar unter den besten Geistern und den gelehrtesten, welche sie sehr dunkel finden, und ich bemerke fast bei Allen, daß Diejenigen, welche die zur Mathematik gehörigen Dinge leicht begreifen, keineswegs geeignet sind, Diejenigen zu verstehen, die auf die Metaphysik Bezug haben, und daß im Gegentheil Diejenigen, welchen diese leicht werden, die andern nicht verstehen können; dergestalt, daß ich mit

Wahrheit sagen kann, daß ich nur und allein dem Geiste Ihrer Hoheit begegnet bin, welchem das Eine und das Andere gleich leicht ist; welches macht, daß ich einen sehr gerechten Grund habe, ihn für unvergleichlich zu schätzen. Aber was meine Bewunderung auf das Höchste steigert, ist, daß eine so vollkommene und mannichfaltige Kenntniß aller Wissenschaften nicht in irgend einem alten Doctor ist, der viele Jahre angewandt, sich zu unterrichten, sondern in einer noch jungen Prinzessin, deren Gesicht mehr Dasjenige vorstellt, welches die Dichter den Grazien, als Das, welches sie den Musen oder der gelehrten Minerva beilegen. Endlich bemerke ich in Ihrer Hoheit nicht nur Alles, was von Seiten des Geistes zu der höchsten und vortrefflichsten Weisheit erfoderlich ist, sondern auch, was von Seiten des Willens oder des Charakters erfodert werden kann, in welchen man Großherzigkeit und Sanftmuth mit einem solchen Temperamente verbunden sieht, daß, obgleich das Glück mit beständigen Kränkungen gegen Sie kämpft und Alles aufgeboten zu haben scheint, Ihnen eine veränderte Stimmung abzunöthigen, doch auch noch so wenig Sie zu reizen oder niederzuschlagen vermocht hat."

Die Bemerkung, welche wir oben über die Emphase in dem Briefstil des Descartes gemacht haben, wird man vielleicht auch auf diese Zuschrift anwenden können, durch welche jedes andere Lob der Prinzessin überflüssig gemacht scheint: seine Worte tragen nichtsdestoweniger das Gepräge der aufrichtigsten Ueberzeugung. Ohne diese würde er nicht im Angesichte der Welt die Prinzessin an den Fall ihres Hauses und die lange Kette von Trübsalen, welche sich daran knüpfte, erinnert haben. Man

könnte sogar in dem Lobe, welches er der Prinzessin gab: daß Niemand unter den Gelehrten seine Schriften so vollkommen verstanden hätte als sie, eine Naivetät finden, wie sie dem Spotte seiner Gegner eine Waffe gegen ihn gab, wie dies Sorbière in einer sarkastischen Bemerkung auch gezeigt hat[70]). Desto mehr wurde Elisabeth seitdem bei den Anhängern und Freunden von Descartes gehoben, wie denn der englische Philosoph Heinrich Morus, zur Zeit als er noch enthusiastischer Cartesianer war, in einem Briefe an Descartes in die Worte ausbrach: „Bei dem ersten Lesen seiner Werke habe er geschlossen, daß seine berühmte Schülerin, die Prinzessin Elisabeth, weil sie in das Verständniß seiner Philosophie vollkommen eingegangen sei, unendlich weiser und philosophischer wäre als alle Weisen und Philosophen Europas." („Oeuvres de Descartes", X, 179.) Descartes selbst mußte gegen seine erlauchte Schülerin um so dankbarer sein, als er bei seinem Auftreten als Schriftsteller unter den Gelehrten größtentheils wo nicht Widerstand und Verfolgung, so doch Gleichgültigkeit fand, was ihm seine Wirksamkeit durch Schriften, die einzige, die ihm zu Gebote stand, früh verleidete. Der Prinzessin Elisabeth gehörte sein volles Vertrauen; ihr theilte er nicht nur seine Arbeiten, welche er für die Oeffentlichkeit vorbereitete oder zurückbehielt, in der Handschrift mit, sondern schrieb eigens für sie (pour l'usage particulier de la princesse Elisabeth, Oeuvres, IV) die Abhandlung „über die Leidenschaften", welche er ihr im Frühjahr 1646 überschickte (IX, 379). Außerdem hat Descartes seine Abhandlung „über den Menschen", welche er 1634 flüchtig hingeworfen hatte, zwölf oder dreizehn Jahre später umgearbeitet, um sie der Prinzessin Elisabeth in einer befriedi-

gendern Form zu überreichen. (Baillet, I, 263; Oeuvres, X, 121.) Descartes trat mit seinen wissenschaftlichen Mittheilungen der Prinzessin nicht blos gebend und lehrend gegenüber, er richtete sich gleichzeitig an ihren Scharfsinn für die Beurtheilung und Kritik seiner Sätze. Der Biograph des Descartes glaubt nicht, ihn herabzusetzen, wenn er hervorhebt, daß dieser die Einwürfe der Prinzessin, welche sie bescheiden „Zweifel und Schwierigkeiten" nannte, nicht selten für wahrhafte Verbesserungen nahm, welche er mit einer Gelehrigkeit zu benutzen verstand, die kein anderes Princip hatte, als die geringe Anhänglichkeit an seine eigenen Meinungen [71]). An Sprachkenntnissen war Elisabeth dem Descartes ohnehin überlegen; ihr verdankte er im Jahre 1645 die erste nähere Kenntniß und Beurtheilung des Werkes über die Unsterblichkeit der Seele von dem durch seine Schicksale bekannten, Descartes übrigens persönlich befreundeten Ritters Kenelme d'Igby, da Descartes des Englischen völlig unkundig war, was Elisabeth wie ihre Muttersprache sprach und schrieb (IX, 203). Erst diese Beweise von Selbstdenken und eigener Thätigkeit, welche die Prinzessin frühzeitig von den sogenannten „blinden Cartesianern" unterschied — wie man schon bei Descartes' Lebzeiten diejenigen seiner Anhänger nannte, welche sich rein aufnehmend und gläubig dagegen verhielten (Baillet, II, 68) —, gibt ihrem Verhältniß zu Descartes eine höhere geschichtliche Bedeutung. Zu bedauern ist, daß Descartes auf die Bitte der Prinzessin, die Abhandlung von der Gelehrsamkeit („Ttraité de l'érudition"), zu welcher er ihr eines Tages im Gespräch Hoffnung gemacht hatte, auszuarbeiten, nicht einging; er entschuldigt sich deshalb bei

ihr aus mehren Gründen (Anfangs des Jahres 1648, Oeuvres, X, 12) und verspricht, im Fall diese Gründe nicht von ihr gebilligt würden, seinen Vorsatz wieder aufzunehmen, was aber nicht geschehen ist. Unter diesen Gründen hebt er besonders hervor, daß er nicht alle Wahrheiten, welche in jener Abhandlung (einer Art von Encyklopädie der Wissenschaften) stehen müßten, aufstellen dürfte, aus Besorgniß, die Philosophen der Schule zu sehr zu reizen, er finde sich aber nicht in der Lage, ihren Haß gänzlich verachten zu können. Welchen Schatz wir an seinen Briefen an Elisabeth haben, der freilich ohne ihre Antworten eine nie zu befriedigende Sehnsucht und Lücke hinterläßt, wird der Leser dieser Briefe von selbst ermessen. Descartes gehört zu den Schriftstellern, welche zur Epistolographie, wie später Leibniz, durch Stellung wie Neigung und Geistesrichtung vorzüglich berufen waren, schon weil er als einsiedlerischer Denker sich viel mit sich beschäftigte und daher zu diesem einseitigen Umgang mit sich selbst ein Gegengewicht nach außen brauchte, was ihm, da er nie an einer Universität lehrte, nur sein Briefwechsel verschaffen konnte. Sogar seine Schriften sind von jenen persönlichen Bezügen, an die er so gern anknüpft, nicht frei, was ihnen aber auch so viel Leben und Reiz ertheilt. Dagegen scheint er in mündlicher Unterredung minder productiv gewesen zu sein, worüber er in dem ersten Briefe an Elisabeth (IX, 124) ein offenes Bekenntniß ablegt, indem er die Schuld auf eine gewisse Befangenheit legt, welche der Eindruck ihrer Persönlichkeit auf ihn hervorrief, von der er sich in den Briefen gleichsam befreie.

Schon der Anfang des Briefwechsels von Descartes

mit Elisabeth, unmittelbar nach seinem Abzuge von Eyndegeest, enthält zu dem Bemerkten die deutlichsten Belege. Er behandelt die Frage über die Einheit von Leib und Seele. Descartes hat in seinen Schriften diese wichtige Frage gewissermaßen umgangen, in dem Gefühle, daß hier der Punkt läge, wo seine Philosophie mit dem meisten Erfolge angegriffen werden könnte. Der Spiritualismus seiner Philosophie beruht auf der vollkommensten Entgegensetzung des Geistes, als einer selbständigen Substanz gegen den Körper, als einer in sich nicht minder selbständigen Substanz; eine Erklärung der substantiellen Einheit und Wechselwirkung der beiden entgegengesetzten. Welten war von diesem Standpunkte aus nicht möglich und dies führte zu den nachfolgenden Systemen eines Malebranche, Spinoza und Leibniz, welche den Voraussetzungen des Descartes aus mannichfaltigen Gesichtspunkten entgegentraten. Daß auch Elisabeth ihre ersten Einwürfe eben gegen diesen Punkt richtete, zeugt von ihrem echten philosophischen Geiste, von dem selbst ihr Lehrer ebenso erfreut als betroffen wurde. Er sagt in seiner Antwort (IX, 124): „daß ihre Gedanken nicht nur beim ersten Ansehen scharfsinnig, sondern auch desto wichtiger und gründlicher erschienen, je mehr man sie prüfte. Und ich kann mit Wahrheit sagen — fährt er fort —, daß die Frage, welche Ihro Hoheit aufstellen, mir diejenige zu sein scheint, welche man in Folge der von mir herausgegebenen Schriften mit dem meisten Grunde fodern kann. Denn weil in der menschlichen Seele zwei Dinge vorhanden sind, von denen alle Kenntniß, die wir von ihrer Natur haben können, abhängt, davon das eine ist, daß sie denkt, das andere, daß sie, als mit dem

Körper vereinigt, mit ihm handeln und leiden kann, so habe ich von dem letzten so gut wie nichts gesagt, und mich blos bemüht, das erstere wohl begreiflich zu machen, deshalb, weil meine Hauptabsicht war, den Unterschied, der zwischen Seele und Körper ist, zu beweisen, wozu dieses allein dienen kann, das andere aber dem schädlich werden würde. Aber weil Ihro Hoheit so klar sieht, daß man Ihnen kein Ding verbergen kann, so werde ich suchen, die Art, wie ich die Einheit der Seele mit dem Körper verstehe, und wie sie die Kraft, ihn zu bewegen, hat, zu erklären." Wir dürfen hier auf die Ausführung nicht näher eingehen und bemerken nur, daß Descartes an keiner Stelle seiner Werke diese Frage so bestimmt und scharf ins Auge gefaßt als in diesen beiden Briefen an Elisabeth; freilich, wie Tennemann[72]) richtig bemerkt, er thut es auf eine Art, welche uns die Verlegenheit dieses Denkers, die Verbindung eines einfachen Wesens mit einem Körper zu erklären, deutlich genug offenbart. Der Begriff der Schwere, meint er, sei eigentlich der einfache Begriff, durch welchen die Seele ihre Vereinigung mit dem Körper denke, und mit Unrecht werde sie als eine Eigenschaft der Körper betrachtet. Oder der Gedanke sei mit dem Körper vereinigt, wie die Schwere mit dem Körper. Als die Prinzessin von dieser dunkeln und zum Theil sich widersprechenden Erklärung sich unbefriedigt zeigte und in ihrer Antwort entgegnete: „daß es leichter sei, der Seele Materie und Ausdehnung als die Fähigkeit beizulegen, einen Körper zu bewegen, ohne Materie zu haben", kam Descartes ihr für den Augenblick so weit entgegen, daß er das letzte Princip seiner Metaphysik, den

unbedingten Gegensatz des Geistigen und Materiellen, zu opfern schien; denn er gestattet der Prinzessin, der Seele diese Materie und diese Ausdehnung frei beizulegen; dies sei eben nichts Anderes, als sie mit dem Körper vereinigt zu denken, und wenn sie dieses gefaßt und durch das Gefühl wahrgenommen hätte, werde es ihr leicht sein, zu denken, daß die Materie, welcher sie diesen Gedanken beigelegt, nicht der Gedanke selbst, und daß die Ausdehnung dieser Materie anderer Natur sei als die Ausdehnung dieses Gedankens, insofern die erstere auf einen bestimmten Ort beschränkt sei, von welchem sie jede andere Körperausdehnung ausschließt, was die zweite nicht thue. „So wird Ihro Hoheit — schließt Descartes — bald zu der Kenntniß des Unterschiedes von Seele und Leib zurückkommen, ungeachtet Sie ihre Einheit gedacht haben." So kommt denn der Philosoph auf einem Umwege zu dem Bekenntnisse zurück, daß die Einheit von Leib und Seele blos ein Gegenstand des Gefühls oder der unmittelbaren Anschauung, für den Gedanken aber unfaßlich sei. Gleichsam als wollte er seine Verlegenheit verbergen, versetzt er mit einer raschen Wendung die Frage aus dem Gebiete der objectiven Wissenschaft in das persönliche hinüber, nicht ohne einen tiefern sittlichen Gedanken im Hintergrunde. Es kommt auf den wichtigen Satz hinaus: daß, wenn das Leben in der Einheit und Versöhnung des Dualismus von Leib und Seele besteht, die Speculation aber uns zu dieser Einheit nicht führe, so müsse das Leben für den Menschen die Regel und der Endzweck sein und nur der kleinste Theil des Lebens auf die Speculation und das reine Denken gewendet werden. Dies sei auch die Hauptregel, die er selbst in

seinen Studien immer beobachtet habe. Er könne daher nicht umhin, seine Bewunderung gegen die Prinzessin auszusprechen: „daß sie unter den Geschäften und Sorgen, welche den Personen niemals mangeln, bei denen ein großer Geist sich mit hoher Geburt vereinigt, sich Meditationen habe hingeben können, wie diese, welche erfoderlich sind, um den Unterschied zwischen Seele und Leib wohl zu kennen". Zuletzt gibt er ihr offen den Rath, in diesen abstracten Meditationen Maß zu halten; es sei zwar sehr nothwendig, daß jeder einmal in seinem Leben die Principien der Metaphysik wohl begriffen habe, weil sie die Erkenntniß Gottes und unserer Seele enthalten; sehr schädlich wäre es aber auch, öfters das Nachdenken darauf zu richten, weil dieses den Verrichtungen der Einbildungskraft und der Sinne hinderlich sei; am besten sei es, wenn man sich begnüge, die aus jenen Principien gezogenen Folgerungen in seinem Gedächtnisse und seinem Glauben zu behalten, die übrige Zeit aber auf das Studium derjenigen Gedanken zu wenden, bei denen das Denken mit den Sinnen und der Einbildungskraft verbunden ist. In diesem Urtheil will nun Tennemann Leichtsinn, ja Geringschätzung der Metaphysik, wenigstens eine Ahnung ihrer Schwierigkeiten, ja ihrer Unerreichbarkeit finden. Keins von Beidem. Es wird zwar Niemand in Abrede stellen, daß Descartes in diesen Aeußerungen gegen die von ihm so hoch verehrte Prinzessin seine wahre Meinung ausgesprochen hat; man erkennt aber, daß dieser Philosoph im Geiste der Alten die Philosophie als Endzweck auf das Leben bezogen hat. Philosophie ist ihm das Studium der Weisheit, wie er dies im Eingange der „Princi-

pia philosophiae" und in der Zueignung an die Prinzessin bestimmt ausgedrückt hat, und in den höchsten Grad der Weisheit setzt er das höchste Gut des menschlichen Lebens.

Wir können noch mehre Spuren geistiger Selbständigkeit und Reife der Prinzessin nach den eigenen Geständnissen ihres Lehrers hervorheben. So wenn Elisabeth über den physikalischen Theil der „Principia philosophiae" Zweifel vorträgt, von denen Descartes den einen, welcher die Natur des Quecksilbers betraf, besonders hervorhebt, indem er ihn sehr beträchtlich nennt (fort considérable; IX, 187). Ein anderes mal gelingt ihr die Lösung einer geometrischen Aufgabe auf analytischem Wege, welche sie Descartes zuschickte, so ganz im Geiste der neuen Methode des Letztern, daß dieser ihr darüber seine ganze Freude und Bewunderung ausdrückt[73]). Im Ganzen jedoch erhalten Fragen von praktischem Interesse sowol im Allgemeinen, als auch mit Bezug auf die individuelle Lage Elisabeth's das Uebergewicht. So gestalten sich diese Briefe des Philosophen ohne Absicht zu einem treuen und lebendigen Reflex des innern wie des äußern Lebens seiner Schülerin und Freundin, deren Wohl und Lebensgang ihn oft mit unverhohlenem Kummer und Schmerz erfüllte. Sein ganzes Bestreben richtet sich darauf, zu trösten und zu ermuthigen, was ihm bei ihrer Gesinnung und ihrer Bildung nicht schwer werden konnte. Damit verbindet er Rathschläge, die von vielen Seiten auf sie eindringenden störenden Einflüsse zu überwinden. In einem Briefe vom März 1645 (IX, 200) vergleicht er jene täglichen Verdrüsse und Unannehmlichkeiten mit häuslichen Feinden, mit denen man umzugehen gezwungen ist, wobei man

umsomehr auf der Hut sein müsse, jeden von ihnen drohenden Schaden abzulenken. Das Hauptmittel setzt er darein, daß man die Einbildungskraft und die Sinne so sehr als möglich von jenen Gegenständen abwende und den Verstand allein zu ihrer Betrachtung gebrauche. Um der Prinzessin von den wohlthätigen Folgen dieser moralischen Macht des Menschen über sich selbst ein Beispiel zu geben, führt er sich selbst an und erzählt, daß ihm die Aerzte einen frühen Tod prophezeit hätten, indem er von seiner Mutter einen trockenen Husten und eine blasse Farbe geerbt hätte, welche er bis über sein zwanzigstes Jahr beibehalten; er glaube aber, daß die von ihm angenommene Neigung, die Dinge von der Seite anzusehen, welche sie ihm am angenehmsten machten, und dadurch zu bewirken, daß seine Hauptzufriedenheit nur von ihm allein abhinge, Ursache sei, daß jene Kränklichkeit, die ihm zur andern Natur wurde, vorübergegangen sei. Dieser Grundsatz jener edeln stoischen Moral, wonach der Weise sich immer mehr über die Eindrücke von außen, sogar über Schmerz und Krankheit durch einen höhern Grad der Abstraction zum Herrn machen könne, kommt in diesen Briefen häufig wieder zum Vorschein; jedes mal jedoch (und dies gibt ihnen einen großen Reiz) mit bestimmter Anwendung auf die jedesmalige Lage und Zustände der Prinzessin. So schreibt er im April 1645 (IX, 205): „Es gibt keine so traurigen und nach dem Urtheile des Volkes so schlechthin übeln Ereignisse, welche eine Person von Geist nicht von einer Seite betrachten könnte, von der sie ihr günstig erscheinen werden; und Ihro Hoheit können aus der Ungunst des Schicksals diesen allgemeinen Trost schöpfen,

daß sie vielleicht viel beigetragen hat, Ihren Geist auf die Stufe der Bildung zu erheben, welchen er behauptet; dies ist ein Gut, welches Sie höher als ein Königreich schätzen müssen. Die großen Glücksfälle betäuben und berauschen häufig so sehr, daß sie Denjenigen, welcher sie hat, viel mehr besitzen, als sie von ihm besessen werden; und obgleich dies Geistern Ihres Schlages nicht zukommt, so liefern sie Ihnen immer minder Gelegenheit, sich zu üben, als das Misgeschick es thut, und ich glaube, daß, wie es auf der Welt kein Gut gibt außer dem gesunden Verstande, das man schlechthin gut nennen darf, so gibt es auch kein Uebel, von dem man nicht mittels des gesunden Verstandes einen Vortheil ziehen könnte. Ich habe früher Ihrer Hoheit Sorglosigkeit angerathen, in der Meinung, daß die zu ernsten Beschäftigungen, während sie den Geist ermüden, den Körper schwächen; aber ich wollte Ihnen deshalb nicht die Sorgen abrathen, welche nothwendig sind, um den Geist von den Gegenständen abzulenken, die ihn traurig machen, und ich zweifle nicht, daß die Freuden des Studiums, welche Andern sehr peinlich werden möchten, Ihnen zuweilen als Erholung dienen können. „Ich würde mich außerordentlich glücklich schätzen — schließt Descartes —, könnte ich dazu beitragen, sie Ihnen leichter zu machen, und ich habe weit mehr Verlangen nach dem Haag zu gehen, zu erfahren, welche Eigenschaften der Brunnen von Spaa äußert, als die der Pflanzen in meinem Garten zu kennen, und noch weit mehr, als ich mich darum kümmere zu wissen, was auf den Universitäten zu Gröningen oder zu Utrecht zu meinem Vortheil oder Nachtheil vorgeht."

Die herben Schicksale, die körperlichen und geistigen Leiden der Prinzessin, welche mit den Jahren zunahmen und in der Tragödie ihres Hauses, besonders von Seiten ihrer mütterlichen Verwandten in England, immer neuen Stoff zogen, gaben dem Philosophen nur zu oft Anlaß, auf jene Grundsätze einer höhern Moral zurückzukommen. So schrieb er im Frühjahr 1649, als Elisabeth an einem schleichenden Fieber krank war, die Ursache dieser Krankheit hauptsächlich ihrer traurigen Gemüthsstimmung zu. „Die Hartnäckigkeit des Schicksals in der Verfolgung Ihres Hauses — heißt es hier — gibt Ihnen beständig Anlässe zu Betrübniß, welche so öffentlich und so auffallend sind, daß es nicht vieler Vermuthungen bedarf, noch daß man in den Geschäften stark zu sein braucht, um zu urtheilen, daß darin die Hauptursache Ihrer Krankheit besteht; es ist zu fürchten, daß Sie von derselben gar nicht befreit werden, wenn Sie nicht durch die Kraft Ihrer Tugend Ihre Seele trotz der Ungunst des Geschickes zufriedenstellen. Ich weiß wohl, daß es unklug wäre, Jemanden die Freude anzuempfehlen, welchem das Geschick alle Tage neue Gegenstände des Verdrusses zuschickt, und ich gehöre nicht zu jenen grausamen Philosophen, welche wollen, daß ihr Weiser unempfindlich sei; ich weiß auch, daß Ihre Hoheit nicht sowol von Dem getroffen wird, was Sie im Besondern angeht, als von Demjenigen, was die Interessen Ihres Hauses und der Personen betrifft, welche Ihnen am Herzen liegen, was ich für die liebenswürdigste aller Tugenden schätze. Allein mir scheint, daß der Unterschied zwischen großen Seelen und den niedrigen und gemeinen Seelen hauptsächlich darin besteht, daß letztere ihren Leidenschaften nachgehen und nur glücklich

oder unglücklich sind, jenachdem die Dinge, welche ihnen zustoßen, angenehm oder misfällig sind, statt daß die erstern so starke und so mächtige Vernunftgründe zu eigen haben, daß, wenn sie auch Leidenschaften, oft sogar heftigere als die des gemeinen Haufens, hegen, ihre Vernunft nichtsdestoweniger Gebieterin bleibt und macht, daß die Leidenschaften sogar ihnen dienen und zu der vollkommenen Glückseligkeit beitragen, deren sie schon in diesem Leben genießen. Sie halten die Gebrechlichkeit des Leibes gegen die Unsterblichkeit ihrer Seele, und der Ewigkeit gegenüber betrachten sie die Begebenheiten, wie wir die in einem Schauspiele betrachten.“ Diese Gedanken werden noch weiter ausgeführt; zum Schlusse sagt er: „Ich würde fürchten, daß dieser Stil lächerlich sei, wenn ich mich dessen in dem Schreiben an eine andere Person bediente; aber weil ich Ihre Hoheit als eine Person betrachte, welche die edelste und erhabenste Seele hat, die ich kenne, so glaube ich auch, daß Sie die glücklichste sein müssen und daß Sie es wahrhaft sein werden, wofern Sie nur die Augen auf Dasjenige werfen wollen, was unter Ihnen ist und den Werth der Güter, welche Sie besitzen und die Ihnen niemals geraubt werden können, mit denjenigen vergleichen, deren das Glück Sie beraubt hat, und mit dem Misgeschick, womit es Sie in der Person Ihrer Verwandten verfolgt; alsdann werden Sie sehen, welch große Ursache Sie haben, mit Ihren eigenen Gütern zufrieden zu sein.“

Es wird Descartes nicht selten nachgesagt, daß er die Moralphilosophie zu wenig oder gar nicht bearbeitet habe. Seine eigenen Geständnisse scheinen das Vorhandensein dieser Lücke zu bestätigen, weil er mehr als ein-

mal in seinen Briefen [74]) äußert, daß er der Auffoderung, seine Gedanken über die Moral zu eröffnen, ausweiche, und zwar aus zwei Gründen: erstlich, weil es keinen Stoff gebe, aus welchem die Bosheit leichter einen Vorwand zu Verleumdungen ziehen könne als diesen, und zweitens, weil er glaube, daß es nur den Fürsten und ihren Bevollmächtigten zukomme, sich in die Verbesserung der Sitten Anderer zu mischen. Wenn wir aber von seinen Maximen der Moral auch nichts kennten, als was er in seinen Briefen an die Prinzessin Elisabeth mit ebenso viel Schärfe als Beredtsamkeit entwickelt hat, so reichte dies hin, Descartes unter den Philosophen Frankreichs eine wichtige und zugleich eigenthümliche Stellung anzuweisen. Von dem 16. bis in das 18. Jahrhundert hinein, von Montaigne bis Diderot, zeigt sich in der französischen Nation das immer zunehmende Bestreben, die Sittlichkeit zu den niedern Gebieten des Endlichen, Sinnlichen, der Lust, mit einem Worte des Epikureismus herabzustimmen, welcher im Zeitalter des Descartes an seinem Nebenbuhler Gassendi einen offenen Vertreter fand. Descartes allein richtet jene edlere stoische Moral wieder auf, in welcher fromme Männer des 16. Jahrhunderts einen Vorläufer des Evangeliums erblickten, wie sie mit seinem Spiritualismus in Harmonie stand und allein dem starken Geiste der Prinzessin Elisabeth angemessen war. Kein französischer Moralist hat vor Jean Jacques Rousseau diesen edlern Ton wieder angeschlagen.

Unter den hierher gehörigen Briefen Descartes' an Elisabeth sind sechs Briefe aus dem Jahre 1645 über des Seneca Schrift „De vita beata“ (Bd. 9 der

Werke) hervorzuheben. Descartes war zur Wahl dieses Thema durch den Wunsch veranlaßt worden, die Prinzessin von den Sorgen und dem Kummer des Tages abzulenken; er studirte die Schrift jenes ehrwürdigen Stoikers, seine Gedanken zu ergänzen und zu entwickeln. Wenn irgend, so ist hier der Verlust der Briefe der Prinzessin zu beklagen. Wir sind wenigstens im Stande, einige ihrer Einwürfe und Gegenbemerkungen kennen zu lernen, welche auf die Denkart Descartes' zurückwirkten. Descartes, welchem, nach dem Muster der Stoiker, überall das Bild des Weisen vorschwebt, stellte den Satz auf, daß die Glückseligkeit von unserer Freiheit (libre arbitre) vollkommen abhinge und daß alle Menschen sie ohne allen Beistand von Außen erlangen könnten. Diesen Satz wollte Elisabeth sehr eingeschränkt wissen, und Descartes stand nicht an, diese Einschränkung anzunehmen. „Sie bemerken sehr richtig — schreibt er —, daß es Krankheiten gibt, welche, während sie das Vermögen zu denken und zu urtheilen rauben, zugleich uns die Fähigkeit benehmen, einer vernünftigen Befriedigung des Geistes zu genießen, und dies lehrt mich, daß das, was ich allgemein von allen Menschen gesagt hatte, nur von denjenigen verstanden werden darf, welche den freien Gebrauch ihrer Vernunft haben und überdies den Weg wissen, auf welchem man zur Glückseligkeit gelangt." In dem nächsten Briefe rühmt Descartes die Schärfe, womit Elisabeth die Ursachen entwickelt, welche Seneca gehindert, seine Meinung über das höchste Gut genau auseinanderzusetzen. Zugleich hatte sie ihrem Lehrer als Aufgabe gestellt: Mittel anzugeben, durch welche man seinen Verstand kräftige, um in allen Handlungen das Beste zu unterscheiden.

Das Wesentliche in der Antwort des Descartes stimmt mit Dem überein, was in den „Principien der Philosophie" und in dem Briefe an den französischen Uebersetzer derselben enthalten ist. Die Erkenntniß der Wahrheit als solcher steht ihm auch bei der Frage vom höchsten Gut an der ersten Stelle; es sei besser, sagt er, weniger heiter zu sein und mehr Kenntniß zu haben. Dies hindere jedoch nicht, daß man seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf die vortheilhafte Seite der Dinge lenke. Hier nimmt Descartes Veranlassung, auf die Lage der Prinzessin überzugehen, welche sie kleinmüthiger als sonst gestimmt zu haben schien. Er schreibt: „Sobald Ihre Hoheit die Ursachen bemerken, aus welchen Sie mehr Muße als viele Andere Ihres Alters gehabt haben, Ihre Vernunft zu bilden, werden Sie auch erwägen, wie sehr Sie diesen Andern vorangeschritten sind, und ich bin versichert, daß Sie Grund haben werden, sich zufrieden zu stellen. Ich sehe auch nicht, warum Sie sich mit den Andern lieber in Dem vergleichen, was Ihnen Stoff zur Klage gibt, als in Dem, was Ihnen Genugthuung gewähren kann." Nicht ohne persönliche Bedeutung war die andere Schwierigkeit, welche Elisabeth erhob, nämlich: „Ob Diejenigen, welche Alles auf sich selbst beziehen, vernünftiger handeln, als Diejenigen, welche sich zu sehr für die Andern quälen." Descartes nimmt keinen Anstand, sich für die Letztern zu erklären, aus Gründen, welche aus dem Verhältniß des Individuums zu dem Ganzen, dessen Glied es ist, hergenommen sind. Eine dritte Frage, welche Elisabeth aufgeworfen hatte, betraf die Vorsehung Gottes und ihr Verhältniß zur menschlichen Freiheit, das Grundproblem der Theodicee. Hier ist merkwürdig, wie Des-

cartes bei der Lösung dieser Frage die Freiheit des Menschen der Allmacht Gottes gegenüber so gut wie ganz verschwinden läßt und mit dem Dogma von der Gnadenwahl in seiner größten Schärfe übereinstimmt, während Elisabeth sich mehr auf die Seite der Freiheit, also mit Bezug auf die theologischen Parteien der reformirten Kirche in Holland, auf die Seite der Arminianer gestellt zu haben scheint, wie die Antwort des Descartes andeutet (IX, 248): „Ich glaube auch nicht — schreibt er —, daß Ihre Hoheit unter dieser particulairen Vorsehung Gottes, welche Sie die «Grundlage der Theologie» nennen, irgend eine Veränderung verstehen, welche in seinen Beschlüssen vorgeht bei Gelegenheit der Handlungen, welche von unserm freien Willen abhängen. Denn die Theologie läßt diese Veränderung nicht zu. Und wenn sie uns heißt zu Gott bitten, so geschieht es nicht, um ihn zu lehren, wessen wir bedürfen, noch daß wir von ihm zu erlangen suchen, daß er etwas in der von aller Ewigkeit durch seine Vorsehung eingesetzten Ordnung verändere: das Eine und das Andere wäre tadelnswerth; sondern es geschieht blos, damit wir Dasjenige erlangen, was er von aller Ewigkeit gewollt hat, daß es durch unsere Bitten erlangt werde. Und ich glaube, daß alle Theologen darin übereinstimmen, sogar diejenigen, welche man Arminianer nennt und welche dem freien Willen das Meiste einzuräumen scheinen." In einem spätern Briefe kommt Descartes auf die schwierige Frage vom freien Willen zurück auf eine Art, welche vollends zeigt, daß ihm die menschliche Freiheit gegenüber der unendlichen Allmacht Gottes nur scheinbar sei, wenn auch die subjective Erfahrung unserer Freiheit hinreiche, die Zurech-

nungsfähigkeit unserer Handlungen, ja die vollständige Herrschaft des Willens über die Natur im Menschen, und so die wahre Glückseligkeit zu begründen. Einem so scharfsinnigen Geiste, wie dem der Prinzessin Elisabeth, konnte dieser Widerspruch, diese offenbare Inconsequenz so wenig entgehen, wie früher die über die Einheit von Leib und Seele, und schon hier können wir bemerken, daß Elisabeth bei den Ergebnissen dieser Philosophie für ihr ganzes Leben nicht beruhigt bleiben konnte.

Es ist bereits im Vorbeigehen der Abhandlung von den Leidenschaften der Seele („Les passions de l'âme") gedacht worden, welche Descartes im Winter 1646 zum besondern Gebrauche der Prinzessin Elisabeth in französischer Sprache abfaßte und ihr, kurz darauf auch der Königin Christine von Schweden, in der Handschrift zusandte. Nur auf eindringendes Bitten seiner Freunde gab Descartes die Schrift nach einigen Jahren erweitert zu Amsterdam heraus [75]). In einem der Abhandlung vorgesetzten Briefe, in welchem er sich gegen die von einem Freunde ihm gemachten Vorwürfe der Gleichgültigkeit gegen das Publicum entschuldigt, gibt er unter Anderm als Grund seiner Zurückhaltung den an, daß diese Schrift nicht für Viele geschrieben sei; „um so mehr — setzt er hinzu —, als ich sie nur verfaßt hatte, um von einer Prinzessin gelesen zu werden, deren Geist dergestalt über das Gewöhnliche erhaben ist, daß sie ohne einige Mühe das versteht, was unsern Doctoren das Schwerste zu sein scheint. Daher hatte ich mich beschränkt, Dasjenige auseinanderzusetzen, was ich für neu hielt" [76]). Diese Schrift ist eine der anziehendsten und geistreichsten von Descartes, gehört aber ihrem eigentlichen Inhalte nach weniger

zur Moral als zur Psychologie und Diätetik. Unter Leidenschaft versteht hier Descartes die Affecte, ja das gesammte Begehrungs- und Gefühlsvermögen, insofern es dem Intellectuellen entgegengesetzt und untergeordnet ist oder wenigstens sein soll, wie die Natur im Verhältniß zur Freiheit. Von dieser Seite hängt diese Schrift dem Geiste nach allerdings mit der Sittenlehre zusammen, namentlich die erste Abtheilung, welche von den Leidenschaften im Allgemeinen handelt. Die letzten Capitel stimmen dem Inhalte nach vollkommen mit den hierher gehörigen Briefen an Elisabeth, und dürfen als an Elisabeth gerichtet angesehen werden. So namentlich die beiden letzten mit der Ueberschrift: „daß die Kraft der Seele über die Leidenschaften nicht hinreiche ohne die Kenntniß der Wahrheit; und daß es keine noch so schwache Seele gebe, welche nicht, wenn sie wohl geleitet wird, eine unbedingte Herrschaft über ihre Leidenschaft erlangen könnte." In seinem Briefe an Elisabeth, als Antwort auf ihr Schreiben, worin sie im Ganzen ein günstiges Urtheil über diese Schrift fällte, ohne jedoch mehre von ihr bemerkte Irrthümer zu verschweigen (IX, 379), gibt Descartes mehre ergänzende Erklärungen. Merkwürdig ist es, wie dieser Philosoph, der als Metaphysiker zwischen den beiden Principien, welche die Natur des erscheinenden Menschen ausmachen, zwischen Leib und Seele, eine unendliche Kluft bestehen ließ, wie derselbe, sage ich, in der Physiologie die Einheit von Leib und Seele ebenso eng faßt, wie jene, welche gar kein spiritualistisches Princip zulassen. Seine Erklärungen des Einzelnen fallen daher nicht selten eben so sinnlich, so crude, so hypothetisch aus, ähnlich denen, welche sich in seinem System bei der

Erklärung der allgemeinen Himmelserscheinungen finden und welche Goethe sehr treffend „niederziehend für den Geist" genannt hat. Descartes hatte bei jenen Untersuchungen gleichzeitig eine Reform der Medicin im Auge, von welcher er bekanntlich eine Verbesserung des menschlichen Geschlechts verhieß. Er glaubte, wie Baco, an die Möglichkeit, das menschliche Leben zu verlängern und zugleich zu verschönern, und die Medicin, welche er eine auf den Körper angewandte Physik nannte, sollte nach ihm das größte Studium aller Philosophen sein. Aus diesem Grunde wandte er auch so viel Fleiß auf das Studium der Anatomie, für welche er, wie wir uns erinnern, die Prinzessin Elisabeth ebenfalls gewann, indem er vor ihren Augen Zergliederungen anstellen ließ. In Bezug auf ausübende Heilkunde hielt Descartes aber vor Allem den moralisch-psychischen Gesichtspunkt fest, überzeugt, daß der Mensch durch seine Willenskraft wenigstens mittelbar Herr über seine Krankheiten werden könne. Bei den vielfachen Anfällen, denen die Gesundheit der Prinzessin unter den Stürmen der Zeit ausgesetzt war, kommt Descartes immer von neuem auf jenen wichtigen Punkt zurück, ertheilt auch ärztliche Rathschläge und beweist für das Wohlsein und die Herstellung seiner erlauchten Schülerin eine wahrhaft väterliche Sorge und Bekümmerniß.

Ein Fall dieser Art, welcher nicht blos Elisabeth, sondern auch das ganze Haus in Schmerz und Trauer versetzte, war folgender. In dem Augenblicke, da alle Pläne und Hoffnungen des Hauses scheiterten und die Schulden der Königin von Böhmen sich so mehrten, daß man bald nicht mehr einsah, wie sie mit ihren Kindern länger haus-

halten mögen [77]), kam (1645) aus Paris die unerwartete Nachricht, daß der jüngste Prinz Eduard dort zur katholischen Religion übergetreten sei. Er hatte sich ohne Vorwissen und Beistimmung seiner Mutter, sowie des Königs und der Regentin von Frankreich heimlich durch einen katholischen Priester mit der ältern Tochter des Herzogs von Nevers, Anna von Gonzaga, der Schwester von Marie Luise, der zweiten Gemahlin des Königs Wladislaw IV. von Polen, trauen lassen und nur um den Preis seiner Religionsänderung die Anerkennung seiner Ehe und die Gnade der beleidigten Regentin erlangt [78]). Die Mutter schrieb ihrem Sohne Karl Ludwig, sie wünschte zu sterben; dieser machte in Entrüstung dem Bruder bittere Vorwürfe. Nicht weniger endlich litt Elisabeth; sie verfiel vor Schmerz in eine Krankheit. Dies lehrt uns ein Brief von Descartes, worin er sie über diesen Vorfall zu trösten sucht (X, 371), auf eine Art jedoch, welcher man eine gewisse Befangenheit und Verlegenheit anmerkt. Auf das Innere der Sache, etwa gar auf Hervorrufung einer andern Ueberzeugung, läßt Descartes sich zwar nicht im entferntesten ein. Er kannte die Festigkeit und Selbständigkeit seiner Freundin in dieser Hinsicht. Seine Gründe gehen nur darauf hinaus, zu zeigen, daß die Prinzessin gar keine Ursache habe, sich zu betrüben, weil der katholische Theil der Christenheit, welcher die Mehrzahl ausmacht, die Handlung ihres Bruders billigen, die Andern aber aus mehren wichtigen Gründen sie entschuldigen werden. Den Erstern schließe er sich selbst an, trotzdem daß die äußern Umstände und Motive der Bekehrung tadelhaft wären. „Denn — sagt er — wir glauben, daß Gott sich verschiedener Mittel be-

diene, um die Seelen an sich zu ziehen, und Mancher ist mit einer schlechten Absicht in das Kloster gegangen, welcher nachher ein sehr heiliges Leben geführt hat." Nächstdem lobt er den Schritt aus dem Gesichtspunkte der Klugheit. Es sei nichts dagegen einzuwenden, wenn Diejenigen, welche das Glück besitzen, gemeinsam um dasselbe aushalten und durch Vereinigung ihrer Kräfte hindern, daß es ihnen entweiche; Diejenigen aber, aus deren Hause das Glück geflohen, thäten nicht übel, sich untereinander zu verstehen und verschiedene Wege einzuschlagen, damit, wenn sie nicht Alle das Glück finden könnten, wenigstens einer ihm begegne. Doch bekennt Descartes zuletzt gern, daß seine Gründe den Zorn der Prinzessin nicht brechen werden, nur hofft er, daß die Zeit ihn noch vor Empfange des Briefes gemildert haben werde.

Das tragische Geschick, welches sich in diesem Zeitraume in so vielen und erschütternden Schlägen über den Stuarts entladete, traf unvorhergesehen Elisabeth kurze Zeit darauf in der unmittelbarsten Umgebung. Die Sage hat diesen Vorfall mehrfach entstellt. Es verhielt sich damit in folgender Art.

Der Prinz Philipp, Elisabeth's jüngster Bruder, welcher mit dem Prinzen Eduard bis zu dessen Uebertritt die Erziehung und den Aufenthalt am französischen Hofe getheilt hatte, war bald darauf, auf den Rath des Kurprinzen Karl Ludwig, von einem Hofe entfernt worden, wo „nur Frömmler und Heuchler oder Gottesleugner sich befanden" [79]). Karl Ludwig suchte seinem Bruder, der, wie Rupert, große kriegerische Neigung zeigte, Gelegenheit zu Kriegsunternehmungen zu verschaffen; auf seinen

Betrieb übertrug das Parlament ihm die Werbung einer Heerschar in Venedig, die er nach England führen sollte. Doch der Argwohn, es möchte Philipp mit den Geworbenen zu seinen Brüdern im königlichen Heere übergehen, trat der Ausführung dieses Vorhabens entgegen; Philipp ging daher nach dem Haag zu seiner Mutter zurück. So wurde zwar die Möglichkeit eines Bruderkampfes, in welchem die Glieder des Hauses Stuart in feindlichen Heeren einander entgegentreten sollten, gehindert, doch eben damit eine andere unheilvolle That und das Elend dieses Prinzen herbeigeführt.

Im Haag hielt sich zu der Zeit ein französischer Edelmann, der Oberstlieutenant von Epinay, ein Mann von zweideutigem Rufe, auf. Er hatte sein Land meiden müssen, um den Wirkungen der Eifersucht eines nicht näher bezeichneten großen Prinzen, dem er diente, zu entgehen, und zwar auf Veranlassung eines Fräuleins von Tours, welche er heirathen zu wollen vorgab [80]). Baillet schildert ihn als einen Mann, dessen persönliche Eigenschaften ihn in Gunst und Ansehen bei den Menschen setzten. Von andern Seiten jedoch wird er als ein wegen seiner Leichtfertigkeit und seines Glückes bei den Frauen bekannter Mann dargestellt, der in der Umgebung der Königin von Böhmen als ihr beglückter Liebling galt und deswegen eine entscheidende und wol auch anmaßliche Stimme im Familienrathe besaß, daher ihren Kindern, und besonders dem jüngsten Sohne Philipp, verhaßt wurde [81]). Aus diesen nicht ganz aufgeklärten Umständen geht als Thatsache so viel hervor, daß Prinz Philipp sich den Haß des ihn im Geheimen verfolgenden Franzosen zugezogen hatte. Denn als Philipp eines Abends,

am 20. Juni 1646, mit einem Edelmanne spät nach Hause ging, wurde er von vier Franzosen überfallen, gegen welche er sich muthig vertheidigte und unter ihnen jenen Günstling erkannte und anrief, worauf die Franzosen davoneilten. Des andern Tages ward Philipp auf dem Markte, über welchen er fuhr, seines nächtlichen Gegners ansichtig; er sprang aus dem Wagen, ging auf seinen Feind los, der dem Prinzen, sich vertheidigend, eine Wunde unter dem Arme beibrachte, worauf ihn dieser am hellen Tage und auf öffentlichem Markte niederstach und darauf die Flucht ergriff [82]). Dieses Ereigniß erregte ein allgemeines Aufsehen. Die Art und Weise, wie der Prinz den nächtlichen Anfall seines Gegners rächte, rief den Abscheu nicht blos der Einwohnerschaft und der Landsleute des gefallenen Edelmanns, sondern auch im höchsten Grade den seiner eigenen Mutter hervor, welche gelobte, ihn nie mehr sehen, noch als ihren Sohn anerkennen zu wollen. Der unglückliche Prinz zog sich nach Brüssel zurück, nahm spanische Dienste und blieb an der Spitze seines Reiterregiments bei der Belagerung von Rethel im Jahre 1655 [83]).

Die französischen Berichterstatter dieses Ereignisses in dem Leben des Descartes haben sich nicht begnügt, jene an sich höchst unglückliche Handlung eines jugendlichen Prinzen, ohne Meldung und Rücksicht der vorhergegangenen Umstände, als einen gemeinen Meuchelmord auf öffentlichem Markte darzustellen [84]), sie haben auch noch die Prinzessin Elisabeth als geheime Anstifterin in diese „schwarze That" direct verflochten und ein Opfer „des mütterlichen Fluches" in ihr dargestellt. „Die Königin, ihre Mutter — drückt Baillet sich aus —, faßte einen sol-

chen Abscheu vor dieser That, daß sie sich nicht einmal die Mühe gab, das Gerücht, welches die Prinzessin als Mitanstifterin des Mordes beschuldigte, zu untersuchen, sondern vertrieb ihre Tochter nebst ihrem Sohne aus dem Hause und wollte sie während ihres Lebens nicht wiedersehen." Erman, welcher den überhaupt wenig passenden Vergleich zwischen Elisabeth und der Königin Christine von Schweden auch in den Nebenzügen verfolgt, geht so weit, bei diesem Anlaß auf die grausame Scene im Schlosse zu Fontainebleau, wo Christine ihren Liebling Monaldeschi ihrer Rache aufopfert, als einen neuen Zug der Aehnlichkeit zwischen den beiden gelehrten Frauen hinzuweisen! Seit dem Augenblicke aber, da Elisabeth aus dem Hause ihrer Mutter verstoßen ist, muß sie, denselben Gerüchten zufolge, lange Zeit schutzlos von Ort zu Ort herumirren, bis sie endlich in der Abtei zu Herford ein Asyl findet, in welchem sie unter philosophischen Studien ihre Tage beschließt [85]).

Vor den authentischen Zeugnissen und Quellen wird sich jener romantische Zug, der allerdings unserer Heldin in den Augen Mancher einen Reiz mehr gab, als eine jener Erdichtungen erweisen, mit denen die Phantasie die nüchterne Geschichte so häufig ausschmückt.

Zuvörderst ist in diesen Zeugnissen über jenen unglücklichen Vorfall von Elisabeth mit keinem Worte, sondern lediglich von ihrem Bruder Philipp als dem eigentlichen und alleinigen Thäter die Rede. Wahr ist es, daß seine Mutter, die Königin von Böhmen, von Zorn und Erbitterung gegen ihn erfüllt war, ohne daß man vielleicht auf unlautere Motive ihres Antheils an dem Opfer der Rache ihres Sohnes zu schließen braucht. Nicht minder

wahr ist es aber von der andern Seite, daß der älteste Bruder, der Kurprinz Karl Ludwig, einige Wochen nach jenem Ereignisse sich bei seiner Mutter um Verzeihung für den Fehltritt seines Bruders angelegentlichst verwandte. „Erlauben Sie mir, Madame", schrieb er aus London vom 10. Juli 1646, „Sie wegen meines Bruders Philipp um Verzeihung zu bitten, welches ich schon früher gethan hätte, wenn ich hätte denken können, daß er dessen bedurfte. Die Erwägung seiner Jugend, die Beschimpfung, welche er erlitt (the affront he received), die Schande, welche sein ganzes Leben auf ihm gelegen hätte, wenn er nicht Rache dafür nahm, doch vielmehr noch die Rücksicht auf sein Blut, auf seine Nähe zu Ihrem Herzen und zu Demjenigen, dessen Asche Sie mehr Liebe gelobt haben als irgend einem Wesen auf der Erde, müssen hinreichen, jeden schlechten Eindruck zu verwischen, welchen die unwahre Darstellung der Thatsache durch Diejenigen, welche sich über die Spaltungen in unserer Familie freuen, in Ihrem Herzen gegen ihn gemacht haben mögen." Zum Schlusse spricht Karl Ludwig die zuversichtliche Hoffnung aus, „daß seine Verwendung für den Bruder wol noch eher bei ihr Verzeihung verdiente, als die Handlung desselben, in dem Vertrauen, daß das Glück ihrer Kinder, die Ehre ihrer Familie über jede andere Betrachtung den Sieg davontragen dürfte."

Wäre Elisabeth, als der Mitschuld an der Rache ihres Bruders verdächtig, von der Mutter damals aus ihrem Hause vertrieben worden, wie hätte Karl Ludwig bei seiner Verwendung für den Bruder und bei seiner Ansicht von der Sache der unglücklichen Schwester mit keiner Sylbe gedenken mögen?

Thatsache ist nur eins: daß Elisabeth bald nach jenem unheilvollen Ereignisse vom Haag sich entfernte. Das Ziel ihrer Reise war aber kein anderes, als ein Besuch bei ihren Verwandten, dem Großen Kurfürsten von Brandenburg in Berlin und bei der Mutter des Großen Kurfürsten, ihrer Tante, in Krossen an der Oder. Ihre Entfernung vom Hause erstreckte sich auf ein Jahr. Dies läßt sich aus ihrem Briefwechsel mit Descartes bestimmt entnehmen. Offenbar hat diese Reise der Prinzessin die nächste Veranlassung zur Entstehung und Ausschmückung der romantischen Sage von ihrer Vertreibung durch die Mutter und ihres jahrelangen Herumirrens gegeben. Hiermit wird nicht in Abrede gestellt, daß jener das Herz einer Schwester und Tochter tief genug ergreifende Vorfall in Elisabeth den Gedanken einer längern Reise erzeugt haben möge. Es ist sogar bei dem heroischen Charakter dieser Prinzessin kaum zu bezweifeln, daß sie die Handlung und das Schicksal ihres jüngsten Bruders aus demselben Gesichtspunkte, wie ihr älterer Bruder Karl Ludwig, beurtheilt und somit den Unglücklichen gegen die empörte Mutter in Schutz genommen haben wird [86]). Dies allein reichte schon hin, in das Innere der Familie Spaltung und Unfrieden zu bringen und Trennung auf längere Zeit wünschenswerth zu machen. Keineswegs aber erstreckte sich diese Trennung auf das Leben, ja die Kälte der Mutter gab schon nach einigen Jahren den natürlichen Gefühlen mütterlicher Liebe Raum. In Bromley's Sammlung befindet sich unter Anderm ein undatirter Brief des Pfalzgrafen Karl Ludwig an seine Mutter, aus dessen Inhalte im Allgemeinen nur hervorgeht, daß er während der Friedensverhandlungen zu Osna-

brück und Münster geschrieben wurde. Hier nun findet sich eine bemerkenswerthe Stelle über seine Schwester, welche er zwar nicht nennt, die aber mit Grund nur auf Elisabeth als diejenige bezogen werden muß, zwischen der und ihrem ältesten Bruder (was deutlich aus den Briefen des Descartes hervorgeht) das engste Vertrauen bestand. „Meine Schwester — schreibt er also — erwähnt in allen ihren Briefen an mich, wie glücklich sie jetzt ist, Ihre Majestät so gnädig gegen sie zu sehen, und da ihr größter Ehrgeiz darin besteht, gleich Ihren übrigen Kindern in Ihrer Gunst sich zu befestigen, so würde ihre einzige Beschwerde die sein, wenn Sie einen Grund in ihr zur Unzufriedenheit finden und sie mit Ihrer frühern Kälte behandeln sollten. Sollte sie einen solchen Grund darbieten, so würde ich sie eher als jede andere verurtheilen; denn mir, der ich die meiste Gunst von Ihrer Majestät empfangen habe, gebührt es, besondere Sorge dafür zu tragen, daß keiner von uns in der Ihnen schuldigen Pflicht und Gehorsam fehle“ [87]).

Kaum bedarf es noch ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß in dem durch die Reise gar nicht weiter unterbrochenen Briefwechsel der Prinzessin mit Descartes von jenem tragischen Mutterfluche und seinen Folgen für Elisabeth nicht die leiseste Spur vorkommt, und wundern muß man sich, daß Baillet, der sonst die Briefe Descartes' als erste Quelle für dessen Leben fleißig benutzt, bei diesem Punkte die ihm hier gebotene Belehrung ganz übersieht. Wir lernen aber aus jenen Briefen noch mehr: wir begleiten nämlich, am Faden derselben, Elisabeth bei diesem sowie bei dem später wiederholten Besuche zu ihren brandenburgischen Verwandten, deren überaus achtungs-

und liebevolle Aufnahme bald bei ihrem ersten Besuche im Sommer 1646 sie an Descartes zu melden nicht ermangelt, was dieser mit Anerkennung in seiner Antwort hervorhebt [88]), nachdem er ihr in dem vorhergehenden Briefe (IX, 395) zu dieser Reise Glück gewünscht hatte. Diese der Prinzessin gewordene Aufnahme muß schon darauf hindeuten, daß keinerlei Makel an ihrem Namen haftete. Derselbe Ausdruck der Zufriedenheit mit ihrem Aufenthalte spiegelt sich ab in dem Briefe des Descartes an sie vom März 1647, als Antwort auf einen Brief der Prinzessin vom 21. Februar dieses Jahres, in welchem sie gemeldet, daß man sie vor Ende des Sommers im Haag nicht erwarten dürfte [89]). Doch lehrt ein Brief des Descartes an Elisabeth aus Paris, wohin Geschäfte ihn gerufen hatten, aus der ersten Hälfte des Juli dieses Jahres, daß sie schon zu Anfang dieses Monats nach dem Haag zu ihrer Mutter zurückgekehrt war, weil Descartes sie vor seiner Reise daselbst krank zurückgelassen hatte [90]). Wir finden sie späterhin wieder auf längere Zeit in Berlin, aber auch mitunter wieder bei den Ihrigen im Haag [91]).

Während ihrer Entfernung vom Hause war die jüngste Schwester Sophie, damals in dem blühenden Alter von sechzehn Jahren, die Vermittlerin des Briefwechsels zwischen Elisabeth und Descartes [92]). Durch sie erhielt er die Briefe seiner Schülerin und an sie überschickte er seine Antworten. Diesem Umstande verdanken wir einige Briefe von Descartes an Sophien, welche zwar durchgängig in jenem hyperbolischen, complimentiösen Stile geschrieben sind, den wir an ihm schon kennen, indem er Elisabeth mit der Gottheit und Sophien mit den Engeln

vergleicht, aus welchen jedoch hervorgeht, daß diese durch ihren Geist später so berühmte Prinzessin, die vertraute Freundin eines Leibniz, schon so früh die Bewunderung eines Descartes, an den sie bei diesem Anlaß mehre mal schrieb, auf sich gezogen hat. Mit ihr zieht sich das Bild jener Zeit in lebendiger Gestalt bis in das 18. Jahrhundert hinein.

Elisabeth theilte die Zeit ihres Aufenthalts bei ihren Verwandten zwischen Berlin und Krossen, oder vielmehr von dem Schlosse in Krossen, wo ihre Tante, die Kurfürstin-Mutter, ihren Witwensitz und ihren besondern Hof hatte und wohin ihr Sohn, der Große Kurfürst, von zärtlicher Pietät gegen sie erfüllt, von Zeit zu Zeit sie zu besuchen kam [93]), machte Elisabeth in Gesellschaft ihrer Tante öftere Besuche in Berlin. Der Reiz ihres Aufenthalts bei der Kurfürstin ward erhöht durch den Umgang mit der geistvollen Prinzessin Hedwig Sophie, der jüngern Schwester des Großen Kurfürsten, welche einige Jahre später (1649) mit dem Landgrafen Wilhelm VI. von Hessen-Kassel vermählt und nach dessen Tode zu dem hohen Berufe einer Regentin berufen wurde, wobei sie durch ausgezeichnete Gaben des Geistes, verbunden mit seltener Charakterstärke, sich um das Land unvergeßliche Verdienste erwarb. Um so höhere Bedeutung gewinnt, was Baillet berichtet: Elisabeth habe sich während ihres Aufenthalts in Krossen eine Freude daraus gemacht, Herz und Geist dieser jungen Prinzessin zu bilden und sie mit so vielem Erfolge unterrichtet, daß sie eine Person vom größten Verdienste aus ihr bildete. Die Besuche in Berlin, welche sie mit ihrer Tante und Muhme dorthin machte, wurden auch häufiger und belohnender

für Elisabeth seit der Vermählung des Kurfürsten von Brandenburg mit der Prinzessin Luise Henriette, Tochter des Prinzen von Oranien (December 1646), mit welcher Elisabeth seit ihrer Kindheit die innigste Verbindung eingegangen war [94]). Es wird genügen, diese durch ihre Klugheit, Güte und Frömmigkeit ausgezeichnete Fürstin zu nennen, welche, so lange sie lebte, den Stolz ihres Gemahls und das Glück ihrer Unterthanen machte.

Berlin, die Hauptstadt des Landes und Residenz des Hofes, war zu jener Zeit, kurz vor dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, noch allzu weit von dem Ruhme entfernt, den es seit dem Ende des 17. Jahrhunderts unter dem Nachfolger des Großen Kurfürsten und dessen Gemahlin Sophie Charlotte zu erwerben anfing: ein Sitz für Kunst und Wissenschaft, ein Boden für höhere Bildung zu sein. Noch bluteten die Wunden, welche der Dreißigjährige Krieg dem Lande geschlagen hatte, und Jahre vergingen, bevor nach Herstellung des Friedens der hohe Geist des Kurfürsten Friedrich Wilhelm die ersten Früchte seiner Anstrengungen für die politische, nationale und geistige Wiedergeburt seines Landes erntete. Bei dem nie erlöschenden Kampfe der Theologen zwischen der lutherischen und reformirten Kirche, wobei die erstere von den Regenten seit ihrem Uebertritt zum Calvinismus sich bedrängt und verfolgt achtete, war einer höhern und freiern Geistesrichtung auf lange der Weg abgeschnitten. Die Geschichtschreiber überliefern uns manche Züge roher Sitten, finstern Aberglaubens und des Fanatismus, der der Schauplatz der Residenz der Hohenzollern zu jener Zeit war [95]). So meldet auch in ihren ersten Briefen aus Berlin Elisabeth an Descartes (IX, 400), daß

dort der Gebrauch eines gewissen Wunderwassers (fontaine miraculeuse) im Schwange sei, welches von den Verkäufern für eine Universalmedicin ausgegeben würde, was Elisabeth lächerlich fand und hierin die Beistimmung ihres Freundes erhielt. Noch war zu der Zeit keine Buchhandlung in Berlin, noch lieferten die dortigen Druckereien keine gelehrten Schriften [96]). Der Name eines Descartes, von welchem die Universitäten Hollands bereits widerhallten, das Dasein einer neuen Philosophie war an dem dortigen Hofe völlig unbekannt. Es verdient daher in der Geschichte Berlins und des brandenburgischen Hofes angemerkt zu werden, daß Elisabeth es gewesen ist, welche Descartes, seine Schriften und Philosophie dort zuerst genannt und eingeführt hat. Descartes war ihr sehr dankbar dafür und schrieb ihr im December 1646 nach Berlin (IX, 405): „Ich wundere mich nicht, daß Ihre Hoheit in dem Lande, wo Sie sind, keine Gelehrten finden, welche nicht von den Meinungen der Schule ganz und gar eingenommen seien; denn ich sehe, daß es deren in Paris selbst und in dem ganzen übrigen Europa so wenige gibt, daß, wenn ich es vorhergewußt hätte, ich vielleicht niemals etwas hätte drucken lassen. ... Ich rechne unter die Zahl der Verbindlichkeiten, welche ich Ihrer Hoheit schuldig bin, das Versprechen, welches Sie dem Herzog von B., welcher in Vvs (?) ist, gegeben haben, ihm meine Schriften zukommen zu lassen; denn ich bin gewiß, daß, ehe Sie in diesen Gegenden waren, ich nicht die Ehre hatte, dort gekannt zu sein." Dann hatte Elisabeth einige Monate später in Krossen einem Arzte an dem Hofe der Kurfürstin-Mutter ein Exemplar der „Principia

philosophiae" von Descartes geliehen, worüber Letzterer ihr im Mai 1647 schreibt (X, 43): „Ich lobe Gott dafür, daß dieser Doctor, welchem Ihre Hoheit meine Principia geliehen hat, lange weggeblieben ist, denn dies ist ein Zeichen, daß es an dem Hofe der Frau Kurfürstin gar keine Kranke gibt; und es scheint, daß man einen höhern Grad von Gesundheit hat, wenn diese an dem Orte, wo man lebt, allgemein ist, als wenn man von Kranken umgeben ist. Dieser Arzt wird um so viel mehr Muße gehabt haben, das ihm von Ihrer Hoheit geliehene Buch zu lesen, und Ihnen sein Urtheil darüber desto besser haben sagen können." Es scheint jedoch nicht, als ob der von Elisabeth in der Zeit dort ausgestreute Samen sich erhalten und Früchte getragen hätte; wiewol die nach einigen Jahren von dem Großen Kurfürsten errichtete Universität zu Duisburg im Herzogthum Kleve (1655) ein Hauptsitz für die Cartesianische Philosophie durch den früher dorthin berufenen Johann Clauberg wurde. Dieser hatte die Cartesianische Philosophie in Leyden studirt und ward allgemein zu den tiefern Denkern jener Schule gerechnet, weshalb er auch von Leibniz besonders hochgeschätzt wurde.

Bei ihrer Jugend im Gegensatze zu ihrer wunderbaren Gelehrsamkeit und Wissenschaft mußte Elisabeth am brandenburgischen Hofe wie eine Wundererscheinung angestaunt werden. Hierüber ist uns ein Zeugniß erhalten in dem Bruchstücke eines Briefes von unbekannter Hand aus Berlin, worin gesagt wird, daß Elisabeth bei einem ihrer Besuche im Schlosse des Kurfürsten von Brandenburg über die abstrusesten Dinge aus der Philosophie und Theologie mit den gelehrtesten Männern am Hofe,

vorzüglich mit dem gelehrten kurfürstlichen Geheimen Rath Thomas von Knesebeck, häufig Unterhaltungen und Disputationen gepflogen habe, welche alle Anwesenden zur Bewunderung hinrissen [97]).

Ihre wahre geistige Nahrung indeß zog Elisabeth auch von hier aus, wie früher — außer ihren Büchern, welche sie sich von Hause nachschicken ließ — [98]), aus ihrem Briefwechsel mit Descartes. Kurz vor ihrer Reise hatte sie, wahrscheinlich durch die Lage ihres Hauses und die Bemühungen zur Wiederherstellung des verlorenen Besitzthums angeregt, ihre Aufmerksamkeit der Politik zugewandt, weniger wol, um einen thätigen Antheil an den Geschäften darauf zu gründen, als aus wissenschaftlichem Interesse. Sie stellte daher kurz vor ihrer Abreise an Descartes die Aufforderung, das „Buch vom Fürsten" von Macchiavelli zu lesen und ihr sein Urtheil darüber zu schreiben. Descartes thut dies in einem sehr ausführlichen Briefe, worin er im Wesentlichen auf die Seite derjenigen Schriftsteller tritt, welche seit Bodin den moralischen Maßstab an jenes räthselhafte Buch legten und seinen Inhalt ganz oder größtentheils verurtheilten. Um so bemerkenswerther scheint es, daß Elisabeth für Macchiavelli gegen das damals und lange noch herrschende allgemeine Verwerfungsurtheil eintritt, ohne seine Irrthümer zu verkennen. Es geht dies aus der Antwort des Descartes an sie hervor, worin er (X, 400) anfangs bemerkt, daß das Lesen „dieses Lehrers der Fürsten", welches nur die Schwierigkeiten vorstellt, welche jene haben, sich zu halten, und die Grausamkeiten oder Treulosigkeiten, welche er ihnen räth, bei den Privatleuten weniger Neid als Mitleiden in ihrer Lage hervorrufe,

und hinzusetzt: „Ihro Hoheit hat vollkommen seine Fehler sowie die meinigen bemerkt; denn es ist wahr, daß seine Absicht bei dem Buche, Cäsar Borgia zu loben, ihn dazu verführt hat, allgemeine Grundsätze aufzustellen, um besondere Handlungen zu rechtfertigen, welche schwer entschuldigt werden können. Ich habe nachher seine Abhandlungen über Livius gelesen, wo ich nichts Schlechtes bemerkt habe; und seine Hauptregel: seine Feinde gänzlich auszurotten oder sie sich zu Freunden zu machen, ohne jemals den Mittelweg einzuschlagen, ist ohne Zweifel die sicherste; aber wenn man keinen Grund zur Furcht hat, so ist es nicht die großmüthigste...."

Bei Allem geht auch in diesen Briefen Descartes' das Bestreben durch, die Prinzessin zu größerer Heiterkeit und Gemüthsruhe zu stimmen, und von dem Aufenthalte bei den Verwandten hoffte er für sie den günstigsten Erfolg. Er kommt auf den immer von neuem durchgearbeiteten Satz von der gesundmachenden Gewalt des Geistes über den Körper zurück und geht noch einen Schritt weiter, indem er schreibt (IX, 398): „Ich wage es sogar zu glauben, daß die innere Freude eine geheime Kraft hat, sich das Glück günstiger zu machen. Ich möchte das nicht zu Personen von schwachem Geiste sagen, aus Furcht, sie zum Aberglauben zu verleiten: doch Ihrer Hoheit gegenüber fürchte ich nur, daß Sie sich über mich lustig machen, wenn Sie mich zu gläubig sehen; indessen habe ich eine große Menge Erfahrungen und überdies die Autorität des Sokrates, um meine Meinung zu bestätigen." Und nachdem er diesen Gedanken psychologisch und moralisch näher erörtert, setzt Descartes hinzu: „Also wage ich hier Ihro Hoheit zu ermah-

nen, weil Sie sich an einem Orte befinden, wo die Sie umgebenden Gegenstände Ihnen nur Vergnügen gewähren, so gefalle es Ihnen, auch von dem Ihrigen beizutragen, um zufrieden zu werden, und dies können Sie leicht, wenn Sie Ihren Geist nur auf die gegenwärtigen Dinge heften und an die Geschäfte nur in den Stunden denken, wenn der Courier abzugehen bereit ist." Ob diese Hindeutung auf der Prinzessin Antheil an den Geschäften mehr als eine bloße Voraussetzung sei, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Um diese Zeit eröffnete sich für Descartes bei seiner mit jedem Tage steigenden Theilnahme und Sorge für seine erlauchte Schülerin ein ganz neues und vielversprechendes Feld. Die junge, aber damals schon durch ihre seltenen und zum Theil seltsamen Eigenschaften berühmte Königin von Schweden, Christine, fing an, von Descartes, seinen Schriften und seiner Philosophie Kenntniß zu nehmen; für ihn selbst von den bedeutendsten Folgen.

Christine hatte (1644) als achtzehnjährige Jungfrau die Zügel der Regierung ergriffen, in einem Augenblick, wo diese der ganzen Kraft und Festigkeit einer männlichen Hand bedurfte. Von dem Streben nach Unabhängigkeit in jeder Richtung beseelt, aber durch ihr Geschlecht von dem unmittelbaren Antheil an den Kriegsangelegenheiten ausgeschlossen, sah sie in der baldigen Herstellung des Friedens für Europa und ihr Reich den natürlichsten Weg, nicht nur die Wunden des Landes zu heilen und die gewünschte Selbständigkeit zu behaupten, sondern zugleich ihrer von Kindheit auf genährten Neigung für die Künste des Friedens, für Literatur und Wissenschaft, für den täglichen Umgang mit den Gelehrten, die

sie an ihren Hof berief, den freiesten Raum zu gestatten. Dieses Bestreben, verbunden mit einer Vorliebe zu geistreichem, witzigem Umgange und gefälligen feinen Sitten, erweckte in Christine eine entschiedene Neigung für Frankreich und französisches Wesen. Jene Neigung erhielt aber erst ihre bestimmtere Richtung und die gewünschte Befriedigung seit der Ankunft des französischen Residenten, Peter Chanut (1645), an ihren Hof. Dieser ausgezeichnete Diplomat, welcher in der Folge in der Geschichte Christinens eine wichtige Rolle gespielt hat, war ein Mann von seltenster und vollendetster Bildung des Geistes [99]). In den Sprachen, wie in den meisten Theilen der Gelehrsamkeit genau bewandert, hegte er zugleich den lebhaftesten Eifer für die Philosophie des Descartes [100]), mit welchem er durch die engsten Bande der Freundschaft und der Hochachtung verknüpft war. Diesen Eifer nahm er in seine Stellung als Gesandter an den schwedischen Hof mit hinüber und ließ ihm um so freiern Lauf, als zugleich ein politischer Gedanke, nämlich die festere Verbindung Schwedens mit Frankreich, im Hintergrunde schwebte. Um indeß die Theilnahme Christinens für die neue Philosophie zu erregen, bedurfte es eines Umwegs. Die Philosophie, in der lebendigen Bedeutung, welche sie seit ihrer Wiedergeburt durch Descartes wieder erhalten, als die freie schöpferische Einkehr des Geistes in ihn selbst, wie sie bei einer Elisabeth zündete, lag eigentlich außerhalb der geistigen Sphäre der gelehrten Königin. Philologie, Literatur, Erudition mit einem Worte, war vorzugsweise ihre Heimat, in welcher Hinsicht sie eher mit dem Fräulein von Schurmann als mit der Prinzessin von Böhmen zu verglei-

chen war. Daher zog sie zuerst berühmte Humanisten und Literatoren, einen Isaak Vossius, bei dem sie das Griechische lernte, Freinsheim, den Ergänzer des Livius, Salmasius, Conring, Böcler, Bochart, den berühmten Orientalisten, Meibom und Andere an ihren Hof. Bei Fragen der Speculation schien es ihr mehr auf metaphysische oder casuistische Spitzfindigkeiten, wie sie bei manchen Scholastikern oder den cours d'amours des Mittelalters vorkommen, als auf Tiefe und Geist der Principien anzukommen. Kurz, die Philosophie war ihr anfangs mehr ein Gegenstand der Unterhaltung als eine Angelegenheit für Geist und Gemüth. Auf solchem Boden unternahm der französische Gesandte für die Ideen seines Freundes Descartes zu arbeiten. Er ließ schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Stockholm die französische Uebersetzung der „Meditationes" von Descartes kommen, um sie der Königin Christine zu überreichen (IX, 414). Zugleich ergriff er die Gelegenheit, auch bei Descartes ein lebendiges Interesse für die Königin von Schweden zu erwecken (IX, 414).

Descartes seinerseits hatte bereits von dem französischen Gesandten, Grafen de la Thuillerie, dem Vorgänger Chanut's in Stockholm, welcher nach dem Haag berufen war, um einen Vertrag der Generalstaaten mit Spanien zu verhindern [101]), die Eigenschaften der Königin Christine rühmen hören. Er bemerkt hierüber in seinem Briefe an Chanut vom 1. November 1646 (IX, 415): „er hätte es nicht gewagt, die Hälfte von dem Gehörten zu glauben, wenn er nicht aus Erfahrung, nämlich bei der Prinzessin, welcher er seine „Principien der Philosophie" gewidmet, gesehen hätte, daß die Per-

sonen von hoher Geburt, in jedem Geschlecht, des reifern Alters nicht bedürften, um an Gelehrsamkeit und Tugend die andern Menschen zu übertreffen. Hierauf antwortete ihm Chanut am 1. December 1646 (Baillet, II, 309) unter den größten Lobeserhebungen der Königin, versichert ihn, daß sie ihn bereits so kenne, wie Jedermann ihn kennen sollte, und daß sie alle seine Principien so leicht als irgend Jemand verstehen werde (indem sie ihren Sinn von der Knechtschaft der herrschenden Meinungen vollkommen frei erhalten hätte), wenn die Last der Regierung eines großen Staats ihr Zeit genug ließe, um sich diesen Meditationen hinzugeben. Oft nach Beendigung der Audienz ergehe sie sich gern mit ihm in Unterhaltungen über ernste und gelehrte Fragen. Neuerlich sei sie bei Gelegenheit eines Geschäfts auf eine Frage gefallen, worüber sie des Gesandten Meinung wissen wollte. Die Frage war: „Wenn man die Liebe oder den Haß misbraucht, welche von diesen beiden Unregelmäßigkeiten oder Misbräuchen der schlimmere sei?" Er und die Königin waren darüber verschiedener Meinung und deshalb machte er den Philosophen zum Schiedsrichter zwischen ihm und der Königin. Darauf schrieb Descartes seine berühmte philosophische Abhandlung von der „Natur der Liebe" in Form eines Briefes an Chanut vom 1. Februar 1647, von welchem Christine durch Vermittelung ihres Leibarztes Kenntniß erhielt. Christine empfand eine solche Befriedigung von dieser Arbeit, daß sie den Verfasser nicht genug loben konnte und sich nach allen Besonderheiten seiner Person und seines Lebens bei Chanut erkundigte. Christine bemerkte bei dieser Gelegenheit gegen Chanut

sehr philosophisch: „Herr Descartes ist, so weit ich ihn durch diese Schrift und Ihre Schilderung von ihm erkennen kann, der glücklichste aller Menschen, und seine Lage scheint mir beneidenswürdig. Sie werden mir ein Vergnügen erzeigen, ihn meiner großen Achtung zu versichern."

Descartes war gerade im Haag, auf der Durchreise nach Frankreich begriffen, wohin persönliche Angelegenheiten ihn führten, als er das Schreiben Chanut's erhielt, mit der Schilderung der Aufnahme, welche sein Brief bei Christinen gefunden. Er fühlte sich dadurch beglückt; denn sein erster Gedanke war nicht an sich, sondern an seine ihm über Alles theure Schülerin und Freundin Elisabeth gerichtet. Den Tag, nachdem er Chanut geantwortet, indem er einige Einwürfe der Königin gegen seine Lehre von der Unermeßlichkeit des Weltalls zu heben sich bemühte, schrieb er (7. Juni 1647) an die Prinzessin Elisabeth nach Berlin, von dem Gedanken erfüllt, sein soeben entstandenes Verhältniß zu Christinen zum Besten der Prinzessin zu benutzen und ihr und ihrem Hause eine Freundin und Beschützerin zu erwerben. Nachdem er die nähere Veranlassung erwähnt, setzt er hinzu: „Die Art, wie er (Chanut) diese Königin schildert, und die Reden, welche er von ihr berichtet, stellen sie so hoch in meiner Achtung, daß Sie, scheint es mir, des beiderseitigen Umgangs würdig wären und daß auf der ganzen übrigen Welt so wenig dessen würdig sind, daß es Ihrer Hoheit nicht schwer sein würde, eine sehr enge Freundschaft mit ihr anzuknüpfen, und dieses möchte außer der geistigen Befriedigung, die Sie daraus schöpfen würden, aus verschiede-

nen Rücksichten wünschenswerth sein." Er bemerkt noch, daß er bereits in einem frühern Briefe an seinen Freund, den Residenten in Schweden, ein Wort von ihr habe einfließen lassen, und da derselbe wahrscheinlich von nun ab die Briefe, welche er ihm schreiben werde, der Königin zeigen werde, so werde er immer etwas einschalten, was in ihr den Wunsch erwecken möge, die Freundschaft der Prinzessin zu wünschen, wenn sie selbst es ihm nicht verbieten werde.

Der Gedanke, eine persönliche Verbindung zwischen Elisabeth und Christinen herbeizuführen, schien sehr glücklich, nicht nur politisch durch den Stand der pfälzischen Angelegenheit gerechtfertigt in einem Augenblick, da die Friedensunterhandlungen in Osnabrück und Münster in dem lebhaftesten Gange waren, sondern auch schon durch die obwaltenden geistigen Berührungspunkte und verwandten Bestrebungen. Allein im Hintergrunde lag ein tieferer Gegensatz zwischen Beiden, welcher jede echte und dauernde Sympathie zwischen ihnen ausschloß, und daß Descartes bald von Anfang in allzu lebhaftem Eifer diese Verbindung betrieb und zu deutlich politische Absichten mit hineinspielen ließ, war der gehofften Wirkung am meisten hinderlich, sodaß zuletzt für Elisabeth aus diesen Versuchen nur Niederschlagendes und Kränkendes erwuchs. Zwar war es Schweden, welches sich anfangs, wenigstens noch im Jahre 1646, der pfälzischen Angelegenheit gegen den Kaiser und besonders gegen das ihm verhaßte Baiern mit dem meisten Ernst annahm; und im Februar dieses Jahres gab die Königin Christine dem Pfalzgrafen Karl Ludwig in einem lateinischen Schreiben [102]) die feste Versicherung, daß die

betrübte Lage des erlauchten pfälzischen Hauses ihr sehr am Herzen läge und daß sie seine Ehre und seinen Vortheil mit den Waffen und durch Verhandlungen nach Möglichkeit unterstützen werde. Allein das französische Cabinet, durch die Versprechungen und Anerbietungen Baierns gewonnen, bot Alles auf, das Aufkommen des pfälzischen Hauses, eingedenk der frühern Verbindung desselben mit dem französischen Calvinismus, zu hindern und zu gleicher Zeit den Kurfürsten von Baiern, dessen Interesse dem pfälzischen gerade entgegenstand, vom Kaiser ab und auf seine Seite zu ziehen [103]). Die französische Diplomatie trug über den Widerstand Schwedens den Sieg davon; bereits im Juni 1647 gaben die Schweden denselben gegen die bairisch-französischen Anträge auf. Somit hatte Schweden und Frankreich dem Wesen nach keine verschiedenen Entwürfe und gerade diese bildeten die Grundlage der Unterhandlungen, nach welchen in dem darauf folgenden Jahre am 24. October 1648 der verhängnißvolle Friede geschlossen wurde, bei welchem Karl Ludwig, auf sich selbst verwiesen, sich gefallen lassen mußte, die fünfte Kurwürde, deren sein Vater durch die über ihn verhängte Acht verlustig worden war, nebst der Oberpfalz, dem Kurfürsten von Baiern übergeben zu sehen, während er sich mit einer neugestifteten achten Kur und der Unterpfalz am Rhein, außer andern Beschränkungen, begnügen mußte.

Unter solchen Umständen konnte Descartes für die ihm am Herzen liegende Sache des pfälzischen Hauses und namentlich der Prinzessin Elisabeth keinen ungünstigern, ungeeignetern Vermittler treffen als seinen Freund, den Gesandten Frankreichs am schwedischen Hofe. Je

mehr Chanut die Absicht des Descartes durchschauen mochte, desto zurückhaltender mußte er mit dem Namen der pfälzischen Prinzessin sein, auch wenn er persönlich die Theilnahme und Hochachtung seines Freundes für sie theilte. Das Stillschweigen, welches daher Chanut in allen seinen Antworten über diesen Punkt beobachtete, fiel endlich Descartes selbst auf, und er suchte dies in seinem Briefe an Elisabeth im November 1647 bei ihr offen damit zu entschuldigen, daß wol politische Rücksichten sein Benehmen leiten möchten [104]). Descartes ergriff deshalb die Gelegenheit, sich geradeswegs mit seinem Versuche an die Königin selbst zu wenden. Diese Gelegenheit bot sich bald von selbst dar. Christine war bei der Abschiedsrede Freinsheim's, Professors in Upsala, von wo er als Bibliothekar und Historiograph nach Stockholm berufen wurde, in Begleitung des französischen Gesandten gegenwärtig. Seine Rede, wozu die Königin selbst ihm die Aufgabe gestellt, handelte von dem höchsten Gute. Die Ausführung befriedigte sie aber so wenig, daß sie an Chanut die Bitte richtete, Descartes um seine Meinung über diesen Gegenstand zu befragen. Chanut wußte zwar, daß Descartes über moralische Gegenstände nicht gern schrieb, die Königin jedoch hieß ihn ausdrücklich dazu auffordern, und er rieth Descartes, seinen Brief an die Königin zu richten. Dies geschah [105]). Zu gleicher Zeit erstattete dieser der Prinzessin Elisabeth in seinem Briefe vom November 1647 in folgender Art darüber einen Bericht (X, 68): „Ich habe geglaubt — schreibt er —, diese Gelegenheit nicht vernachlässigen zu dürfen, und habe deshalb an die Kö-

nigin einen Brief geschrieben, worin ich meine Meinung kurz entwickle und hinzufüge, daß ich viele Dinge überginge, weil ich mit Hinsicht auf ihre vielen Geschäfte bei der Leitung eines großen Reiches, deren Sorge die Königin selbst übernimmt, nicht länger Audienz bei ihr zu bitten wage; daß ich aber an Herrn Chanut einige Schriften sende, in welchen ich meine Meinungen über denselben Gegenstand ausführlicher entwickelt habe, damit, wenn sie sie zu sehen wünschte, er sie ihr zeigen könne. Diese Schriften, welche ich Herrn Chanut schicke, sind die Briefe, welche ich die Ehre gehabt habe, Ihrer Hoheit über das Buch des Seneca, „de vita beata", zu schreiben, bis zur Hälfte des sechsten Briefes, wo ich, nach einer allgemeinen Definition der Leidenschaften, bemerke, daß es schwer sei, sie aufzuzählen [106]); in Folge dessen schicke ich ihm auch die kleine Abhandlung über die „Leidenschaften" (dieselbe, welche er für Elisabeth zu Papier gebracht hatte), und ich bemerke ihm, daß ich ihn nicht bitte, diese Schriften sogleich der Königin zu überreichen, aus Furcht gegen die schuldige Ehrfurcht zu fehlen, wenn ich Ihrer Majestät Briefe schicke, welche ich an einen Andern gerichtet hatte, statt ihr selbst das zu schreiben, was ihr angenehm sein könnte. Finde er es jedoch genehm, davon zu sprechen und zu sagen, daß ich sie ihm geschickt habe, und verlangt die Königin, sie zu sehen, so werde ich von diesem Scrupel befreit sein; ich sei sogar überzeugt, daß es ihr vielleicht angenehmer sein werde, zu sehen, was ich an eine Andere geschrieben habe, als wäre es an sie gerichtet, weil sie alsdann um so gewisser sein könnte, daß ich aus Rücksicht für sie nichts verändert oder verborgen

habe.... „Wenn ich — heißt es zum Schlusse — künftig Gelegenheit habe, ihr selbst zu schreiben, so werde ich keines Dolmetschers weiter bedürfen; und der Zweck, den ich diesmal bei der Uebersendung dieser Schriften gehabt habe, ist mein Streben, zu bewirken, daß sie sich mit diesen Gedanken mehr beschäftige, und wenn sie ihr gefallen, wie man mich hoffen läßt, daß sie Gelegenheit habe, sich darüber mit Ihrer Hoheit zu unterhalten."

In dem Briefe an Chanut, mit welchem er die Sendung dieser Schriften begleitete (X, 65), finden sich dieselben Gedanken, beinahe mit denselben Worten, nur daß er hier die bedeutenden Worte hinzusetzt: „Wenn ich gewagt hätte, auch die Antworten hinzuzufügen, die ich die Ehre gehabt habe, von der Prinzessin zu erhalten, an welche diese Briefe gerichtet sind, so wäre diese Sammlung vollkommener gewesen, und ich hätte noch zwei oder drei von den meinigen hinzufügen können, welche ohne die Antworten nicht verständlich sind; aber ich hätte sie um die Erlaubniß dazu ersuchen müssen, und sie ist jetzt weit von hier entfernt." (Elisabeth war, wie wir wissen, damals in Berlin.)

Aufgemuntert durch diese Mittheilungen, wagte es Elisabeth im Sommer des Jahres 1648, während Descartes sich in Paris aufhielt, mit einem Schreiben an die Königin Christine sich zu wenden, vielleicht durch ihre Mutter dazu aufgemuntert und ohne Zweifel in der Absicht, Christinens Gunst zur Erreichung größerer Vortheile beim Abschluß des Friedens zu erlangen. Es ist sogar eine Andeutung vorhanden, wonach Elisabeth im

Falle einer günstigen Antwort nicht abgeneigt war, am Hofe der Königin Christine einen Besuch abzustatten. Von dem Allen ist nur so viel gewiß, daß die Königin das Schreiben der Prinzessin völlig unberücksichtigt und selbst ohne die geringste Antwort ließ, was Letztere so sehr als ihre Mutter als eine empfindliche Kränkung empfand [107]). Die Königin von Böhmen trug Christinen diese ihrer Tochter widerfahrene Geringschätzung lange nach. Noch sechs Jahre später, nach Christinens Abdankung, als diese zu Brüssel das katholische Glaubensbekenntniß ablegte, wohin die Königin von Böhmen in eigenen Angelegenheiten zur selben Zeit gekommen war, weigerte sie sich, bei Christinen eingeführt zu werden [108]). Was Elisabeth betrifft, so wollte sie das Ausbleiben der Antwort Christinens lange Zeit lieber auf Rechnung des Zufalls oder sonstiger Hindernisse als auf persönliche Beweggründe zurückführen, und Descartes suchte sie darin zu bestärken. Immer aber mußte es auch ihm auffallen, daß die Königin nach Verlauf mehrer Monate, nachdem er seine Briefe an Elisabeth über Seneca's Schrift „de vita beata" an den französischen Gesandten in Stockholm abgehen lassen, ihm zwar in einem eigenen Briefe für die Abhandlung von den Leidenschaften dankte, der damit verbundenen Briefe an Elisabeth jedoch, sowie dieser selbst mit keinem Worte gedachte [109]). Descartes findet dies Stillschweigen wol befremdend, glaubt aber, daß ein Mangel an Vertrauen zu der pfälzischen Familie, welche sich durch Schweden bei dem Frieden zurückgesetzt fühlen dürfte, an dieser Zurückhaltung Schuld wäre. Man fürchtete damals in der That zu Münster und Osnabrück, der Pfalzgraf Karl Ludwig möchte den

Vertrag nicht annehmen und dadurch die Ausführung des Friedenswerkes noch länger verzögern[110]. Der warme Antheil, welchen der Philosoph an dem Schicksal des pfälzischen Hauses nahm, bestimmte ihn diesmal, sich auf den Standpunkt des Staatsmannes zu stellen und der Prinzessin Elisabeth und ihrem Bruder die Nothwendigkeit ans Herz zu legen, den Frieden mit allen ihm anhängenden Bedingungen anzunehmen[111]. „Ich bin seit dem Abschluß dieses Friedens — schreibt er — immer in Sorge gewesen, daß Ihr Bruder, der Kurfürst, den Frieden nicht angenommen haben werde, und ich würde mir früher die Freiheit genommen haben, meine Meinung hierüber Ihrer Hoheit zu schreiben, wenn ich mir hätte denken können, daß er darüber noch mit sich zu Rathe ging; allein weil ich die besondern Gründe, die ihn bestimmen können, nicht weiß, so wäre es Verwegenheit von meiner Seite, darüber ein Urtheil zu fällen. Im Allgemeinen kann ich nur sagen, daß, so lange noch die Frage wegen Zurückgabe eines eroberten oder bestrittenen Landes von Seiten Derjenigen ist, welche die Macht in Händen haben, nach meinem Dafürhalten Diejenigen, welche nichts Anderes für sich haben als die Billigkeit und das Völkerrecht, niemals erwarten dürfen, alle ihre Ansprüche befriedigt zu sehen und viel besser thun, es dem guten Willen Derer anheimzustellen, welche ihnen einen Theil davon, und sei er noch so klein, geben können, als Denjenigen zu zürnen, welche den übrigen Theil behalten. Und obschon man es nicht für Unrecht finden kann, daß sie für ihr Recht kämpfen so lange sie können, wenn Diejenigen, welche die Gewalt haben, noch darüber berathschlagen, so glaube ich doch, daß, wenn die Beschlüsse

festgestellt sind, die Klugheit heißt, ihre Zufriedenheit zu bezeigen, wenn sie auch nicht zufrieden wären, und nicht blos Denjenigen zu danken, welche ihnen etwas wiederverschaffen, sondern auch Denen, welche ihnen nicht Alles nehmen, damit sie auf diese Weise die Freundschaft der Einen und der Andern erlangen oder wenigstens ihren Haß vermeiden; denn dies kann viel dazu dienen, sich später aufrecht zu erhalten; abgesehen davon, daß noch ein langer Weg übrig ist, um von Versprechungen zur Ausführung zu kommen, und daß, wenn Die, welche die Macht haben, sich verstehen, sie leicht Gründe finden können, um Dasjenige unter sich zu theilen, was sie einem Dritten vielleicht nur aus Eifersucht gegeneinander herausgeben wollten, und um zu verhindern, daß Derjenige, welcher sich mit der Beute bereicherte, zu mächtig würde. Denn der kleinste Theil der Pfalz ist mehr werth als das ganze Reich der Tataren oder Moskowiter, und nach zwei oder drei Jahren des Friedens wird der Aufenthalt daselbst so angenehm sein, wie an irgend einem Orte der Erde.... Was mich betrifft — schließt Descartes diese treffenden und weisen Bemerkungen —, der ich an keinen Wohnplatz gebunden bin, ich würde keine Schwierigkeit machen, diese Provinzen oder selbst Frankreich gegen jenes Land zu vertauschen, wenn ich eine ebenso sichere Ruhe daselbst finden könnte, auch wenn kein anderer Grund als die Schönheit des Landes mich dahin zöge. Allein es gibt keinen noch so rauhen und unbequemen Ort der Welt, an welchem ich mich nicht glücklich schätzte, den Rest meiner Tage zu verleben, wenn Ihro Hoheit dort wären"[112]).

Descartes täuschte sich in seinem Vertrauen auf die

Weisheit Karl Ludwig's nicht: bereits den 22. December 1648 hatte dieser von London aus, mit Anerkennung der Macht der Umstände, den Frieden angenommen, der ihn nach dreißigjähriger Verbannung in das Land seiner Väter zurückrief[113]). Leider wurde dieser für ihn und sein Haus im Ganzen trostreiche Augenblick zugleich von der erschütternden Katastrophe ausgefüllt, welche den König Karl I., seinen Oheim, vor die Schranken des Blutgerichts seiner Unterthanen führte. Am 30. Januar 1649 fiel das Haupt des Königs und der junge Kurfürst eilte nach Holland hinüber, um seiner Mutter die Schmerzensbotschaft zu hinterbringen. Niemand litt mit der unglücklichen Mutter so sehr als Elisabeth; sie verfiel in eine schwere Krankheit, während welcher sie der ganz ungewöhnliche Drang befiel — Verse zu machen: eine psychologische Erscheinung, welche, nach Descartes, nur starken und über das Gemeine erhabenen Geistern begegnete, indem er an Sokrates erinnert, welchen im Gefängnisse eine ähnliche Begierde ergriffen hätte[114]). Descartes bezeigt ihr seine Theilnahme an jenem traurigen Ereignisse, jedoch nicht ohne die Zuversicht für Elisabeth, daß sie über ihre Lage sich erheben werde; sie, welche an die Ungunst des Glückes schon gewöhnt sei und sich selbst soeben in großer Lebensgefahr befunden habe. „Wenn auch dieser so gewaltsame Tod des Königs von England etwas Schauderhafteres zu haben scheine als der, welcher uns im Bette erwartet, so sei er doch, richtig genommen, ruhmvoller, glücklicher und sanfter, sodaß, was gewöhnliche Menschen dabei besonders betrübe, für Elisabeth ein Grund des Trostes sein müsse. Denn es sei ein großer Ruhm, bei einer Gelegenheit zu

sterben, da man von allen Denjenigen, welche menschliches Gefühl besitzen, allgemein beklagt, gelobt und bedauert werde. Dem Könige werde in den letzten Augenblicken seines Lebens sein Gewissen mehr Genugthuung verschafft haben, als die Indignation, die einzige traurige Leidenschaft, welche man an ihm bemerkt haben wollte, ihn unglücklich machte. Was aber den Schmerz betrifft, so sei er gar nicht in Anschlag zu bringen; denn er sei so kurz, daß, wenn die Mörder das Fieber oder eine andere unter den Krankheiten, deren die Natur sich bediente, um die Menschen aus der Welt zu schaffen, anwenden könnten, man sie für viel grausamer halten müßte, als wenn sie den Menschen mit einem Hiebe tödten. Am Ende sei es auch besser, von einer falschen Hoffnung gänzlich befreit zu sein, als nutzlos darin unterhalten zu werden." Man wird bekennen, daß es einer großen Seele bedurfte, um sich bei diesen etwas frostigen Trostgründen zu beruhigen, in welchen der Verstand die Empfindung ganz schweigen hieß.

Schon längere Zeit fing Descartes an, seiner bisherigen Einsamkeit auf fremdem Boden müde zu werden, und er wünschte, daß die innern Unruhen seines Vaterlandes, von welchen die Minderjährigkeit Ludwig's XIV. begleitet war, sich legen möchten, um sich daselbst niederzulassen[115]). Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Bereits im Februar 1649 meldete ihm sein Freund, der französische Gesandte in Stockholm, daß die Königin Christine Verlangen trage, ihn an ihrem Hofe zu sehen, um seine Philosophie aus seinem Munde zu lernen. Diese Auffoderung wiederholte sich immer dringender; ein persönlicher Besuch des französischen Gesand-

ten, welcher damals als Bevollmächtigter zu den Friedensverhandlungen zwischen Schweden und Polen nach Lübeck über Holland reiste, hob die letzten Schwierigkeiten, welche Descartes gegen die Reise erhoben hatte. Er sollte im Frühling dieses Jahres reisen und noch vor dem Winter zurückkehren, er schob jedoch die Reise bis gegen die Mitte des Sommers auf. Er berichtet diesen seinen Entschluß der Prinzessin nach Berlin Ende April 1649 (X, 327). „Ich habe — schreibt er — diesen Aufschub aus mehren Rücksichten verlangt, vorzüglich damit ich vor der Reise die Ehre haben könne, Ihrer Hoheit Befehle zu empfangen. Ich habe bereits den Eifer und die Hingebung in Ihrem Dienste so öffentlich erklärt, daß man mehr Ursache hätte, schlecht von mir zu denken, wenn man mich in Dem, was Sie berührt, gleichgültig fände, als wenn man sehen wird, daß ich die Gelegenheiten sorgsam aufsuche, mich meiner Pflichten zu entledigen. So bitte ich denn Ihro Hoheit gehorsamst, erzeigen Sie mir so viel Gunst und unterrichten Sie mich von Allem, worin ich Ihnen oder den Ihrigen einen Dienst leisten könnte, und seien Sie versichert, daß Sie so viel Macht über mich haben, als wenn ich mein Lebelang in Ihrem Dienste gewesen wäre." Descartes wünscht insbesondere zu wissen, was er zu antworten habe, wenn man sich in Stockholm der Briefe über das höchste Gut erinnerte, welche Elisabeth ihm geschrieben, und man begierig wäre, sie zu sehen. Uebrigens wolle er nicht länger als den Winter in Schweden verleben und künftigen Sommer zurückkehren. Zu dieser Zeit werde hoffentlich der Friede in ganz Deutschland hergestellt sein, und wenn seine Wünsche in Er-

füllung gingen, so werde er seinen Weg so nehmen, um Elisabeth in ihrem dermaligen Aufenthalte zu besuchen.

Anfangs September 1649 verließ Descartes, nicht ohne trübe Vorempfindungen, nach einem Aufenthalt von zwanzig Jahren das gastliche Holland und traf nach einem Monat in Stockholm ein. Wenige Tage darauf stattete er der Prinzessin Elisabeth über seine Ankunft und Aufnahme am Hofe der Königin Christine folgenden Bericht ab (X, 378): „Seit vier oder fünf Tagen bin ich in Stockholm, und zu den ersten Dingen, welche meine Pflicht mir auferlegte, rechne ich es, Ihro Hoheit das Anerbieten meines gehorsamsten Dienstes zu erneuern, damit Sie erkennen mögen, daß die Veränderung von Luft und Land in meiner Hingebung und meinem Eifer nichts verändern, noch verringern kann. Ich habe erst zwei mal die Ehre gehabt, die Königin zu sehen, aber ich glaube sie schon hinlänglich zu kennen, um sagen zu dürfen, daß sie so viel Verdienst und Tugend hat als der Ruf ihr beilegt. Neben der Großmuth und Majestät, welche aus allen ihren Handlungen hervorbricht, bemerkt man zugleich eine Sanftmuth und Güte, welche alle Diejenigen, welche die Tugend lieben und die Ehre haben, sich ihr zu nähern, nöthigen, sich ihrem Dienste gänzlich zu weihen. Eines der ersten Dinge, worüber sie mich gefragt hat, war, ob ich Nachrichten von Ihnen hätte, und ich habe gleich anfangs nicht verhehlt, was ich von Ihrer Hoheit denke; denn indem ich die Kraft ihres Geistes gewahrte, fürchtete ich nicht, daß ihr dies einige Eifersucht einflößen möchte; wie ich auch versichert bin, daß Ihro Hoheit

darüber keine haben können, daß ich meine Meinung über diese Königin frei heraussage. Sie neigt sich außerordentlich zum Studium der Wissenschaften; aber weil ich nicht weiß, ob sie schon etwas von der Philosophie gesehen hat, so kann ich nicht urtheilen, ob sie Geschmack daran findet und Zeit darauf verwenden können wird, mithin ob ich fähig sein werde, ihr einige Genugthuung zu verschaffen und ihr in etwas nützlich zu sein. Dieser große Eifer für die Kenntniß der Literatur spornt sie jetzt besonders an, die griechische Sprache zu lernen und viele Classiker zu sammeln; aber vielleicht wird sich dies ändern, und wenn es sich nicht änderte, so wird die Tugend, welche ich an dieser Fürstin bemerke, mich immer verpflichten, die Nützlichkeit in ihrem Dienste dem Verlangen, ihr zu gefallen, vorzuziehen. Und so wird mich dies nicht hindern, ihr meine Meinungen frei zu sagen, und wenn sie ihr nicht angenehm fallen, was ich nicht denke, so werde ich wenigstens den Vortheil daraus ziehen, daß ich meiner Pflicht genügt habe und daß mir dies Gelegenheit geben wird, um so eher in meine Einsamkeit zurückzukehren, außerhalb welcher ich nur schwer in der Untersuchung der Wahrheit weiter kommen kann; und darin besteht ja mein vorzüglichstes Gut in diesem Leben. Herr Freinsheim hat es bei ihrer Majestät erwirkt, daß ich nur zu den Stunden auf das Schloß zu gehen habe, in denen es ihr gefallen wird, mir Audienz zu geben; so wird es mir nicht drückend werden, den Hof zu machen, was meinem Charakter sehr zusagt. Nach alle Dem, wie groß auch meine Verehrung für ihre Majestät ist, glaube ich doch nicht, daß mich etwas in diesem Lande länger halten kann

als bis zum nächsten Sommer; allein ich kann durchaus für die Zukunft nicht einstehen."

Dies ist der letzte Brief aus der Feder Descartes' an Elisabeth, wenigstens unter denen, die uns erhalten sind [116]). Die Ahnung, daß die Rückkehr in die ihm liebgewordene Einsamkeit ihm versagt sein möchte, ging nur zu bald in Erfüllung. Descartes wurde das Opfer seines Eifers und der ungewohnten Lebensweise. Er starb am 11. Februar 1650 nach kurzer Krankheit in den Armen seines Freundes, des französischen Gesandten Chanut, im vierundfunfzigsten Jahre seines Lebens. Chanut, welchem die innigen Beziehungen des großen Mannes zu der Prinzessin Elisabeth mehr als jedem Andern bekannt waren und welcher sich durch keine politische Bedenklichkeit den Weg zu ihr mehr verschlossen sah, erstattete ihr kurze Zeit nach dem Tode des Descartes aus Stockholm den 16. April 1650 einen umständlichen Bericht über die letzten Tage ihres gemeinschaftlichen Freundes [117]). In ihrer Antwort vom 13. Juni, welche wir leider nur aus abgerissenen Bruchstücken kennen, entwarf sie eine genaue Schilderung des Descartes, namentlich in Betreff der Eigenschaften seines Geistes und Gemüths. Die Tiefe und Schärfe seines Geistes erschien, nach der von Elisabeth hier entworfenen Schilderung, nirgends vortheilhafter, als wo es die Aufgabe betraf: „das Innere des menschlichen Geistes zu ergründen und genau die Grenzen zu bestimmen über Das, was dem Menschen möglich ist und was seine Kräfte übersteigt" [118]). Ein Urtheil, welches an sich selbst von der philosophischen Auffassungsweise und der unabhängigen Denkart der Prinzessin ein redendes Zeugniß ablegt.

Die Frömmigkeit ihres abgeschiedenen Freundes und Lehrers pries sie „als eine aufrichtige und gediegene, frei von allem übertriebenen und gekünstelten Wesen" [119]). Dieses Urtheil wird durch die Schriften und Briefe des Descartes hinlänglich bestätigt. Wer überhaupt war mehr als Elisabeth berufen, dem Vater der neuern Philosophie ein würdiges und treues Denkmal zu setzen? Ihre zu große Bescheidenheit hinderte sie daran. Aus demselben Grunde war sie schlechterdings nicht dazu zu bewegen, den Abdruck ihrer Briefe an Descartes neben den seinigen zu gestatten, nachdem ihr diese Briefe nach dem Tode des Descartes durch den französischen Gesandten zurückgeschickt worden waren [120]). Die philosophische Literatur hat diese Lücke für immer zu beklagen. Mit Chanut blieb Elisabeth noch mehre Jahre im Briefwechsel, dessen Hauptgegenstand ihr gemeinsamer Freund Descartes und seine Philosophie war [121]).

Mit dem Tode Descartes' schwanden jene ohnehin schwachen Beziehungen, welche er zwischen Christinen und Elisabeth künstlich genug herbeizuführen bemüht war, für immer. Wenngleich Descartes in seinem letzten Briefe an Elisabeth sich bemüht, jeden Schein von Eifersucht von Seiten der Königin von Schweden gegen Elisabeth zu entfernen, so blickt diese doch aus ihrer Handlungsweise deutlich genug durch. Baillet, welchem man hier keine Art Parteilichkeit beimessen kann, bekennt offen, daß Descartes bei seinem Aufenthalte in Stockholm es sich besonders angelegen sein ließ: „die geheime Eifersucht zu beseitigen, welche Christine gegen den Geist, die Wissenschaft und die Verdienste der Prinzessin Elisabeth gefaßt hatte." Wie wenig dies aber gelungen sei, lehrt uns

das bei Baillet aufbewahrte Zeugniß des Pater Poisson, welcher 1677 sich in Rom bei Christinen aufhielt; er erzählt [122]), daß die Eifersucht der Königin Christine gegen Elisabeth so groß war, daß sie sich nicht entschließen konnte, dem Verdienste der Prinzessin die gebührende Gerechtigkeit zu erweisen, oder auch nur zu dulden, daß Andere es in ihrer Gegenwart thaten. Diesen Aussagen gegenüber verliert die Versicherung eines neuern französischen Geschichtschreibers [123]), als wäre Christine über solche Empfindungen erhaben gewesen, alles Gewicht; wenn man erwägt, daß Christine, nachdem sie dem Schimmer einer Krone entsagt hatte, um so mehr den Maßstab des innern Wesens, des ursprünglichen Werthes angeborener Anlagen und der Tugend bei ihrer Nebenbuhlerin anlegen mußte. Ein Philosoph, wie Descartes, hatte schon damals, als die arme verbannte Pfalzgräfin zu dem Throne der mächtigen Königin die Blicke zu richten veranlaßt war, keinen andern Maßstab angelegt. Ihm stand Elisabeth hoch genug, um sie einer Königin gleichzustellen, wie er dies in einem seiner Briefe an sie in folgender Art ausspricht (X, 166): „Wenn Ihre Hoheit Ihre Lage mit derjenigen der Königinnen und anderer Fürstinnen in Europa vergleichen, so werden Sie einen Unterschied finden, wie zwischen Denen, welche im Hafen sind, wo sie ausruhen, und Denjenigen, welche auf der hohen See sich befinden und den Stürmen preisgegeben sind; und ist man auch durch einen Schiffbruch in den Hafen geworfen worden, wofern man nur an den nothwendigsten Dingen des Lebens keinen Mangel leidet, so muß man nicht minder zufrieden sein, als wenn man in anderer Art dahin gelangte."

Als Kurfürst Karl Ludwig, ein Jahr nach dem Abschlusse des Friedens, in Heidelberg eingezogen war, war die Erwartung seiner Familie auf Ersatz einer freudenlosen Vergangenheit vorzugsweise auf ihn gerichtet. Doch diese Erwartungen wurden sehr spärlich, zum Theil gar nicht erfüllt. Die Fürsorge des Kurfürsten war vor Allem dahin gerichtet, die traurigen Spuren der Zerstörung und Verwilderung durch den Dreißigjährigen Krieg in der schönen Pfalz zu verwischen und einen neuen Grund zum Wohlstande und zur Bildung der Bewohner zu legen. Wenn diese landesväterlichen Rücksichten den gegen ihn erhobenen Vorwurf zu großer Sparsamkeit und Kargheit gegen seine eigene Mutter und Geschwister einigermaßen mildert, so kann er doch davon nicht ganz freigesprochen werden. Noch während Elisabeth am Hofe des Großen Kurfürsten in Berlin sich aufhielt, kurz vor ihrem Abgange an den Hof (um 1650) nach Heidelberg, erließ sie an ihren Bruder Ruprecht ein Schreiben, worin sie über diesen Fehler des Kurfürsten scharfe und bittere Bemerkungen einstreut, während sie die ungemeine Freundlichkeit des Kurfürsten von Brandenburg gegen sie rühmend hervorhebt [124]). Mit ihr zugleich kam die jüngste Schwester Sophie an den Hof ihres Bruders, während Luise bei der Mutter im Haag zurückblieb, welche sich vergeblich nach der Pfalz und ihrem Witwensitze Frankenthal zurücksehnte, bis sie, nach der Wiederherstellung der Stuarts auf den englischen Thron, nach England in das Land ihrer Väter zurückging, wo sie nicht lange darauf, am 13. Februar 1662, starb.

Um den alten Ruhm pfälzischer Gelehrsamkeit und

Bildung neu zu verjüngen, war es nach des Kurfürsten Regierungsantritt sein erstes Bestreben, die Universität zu Heidelberg, welche im Dreißigjährigen Kriege völlig verödet war, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln wiederherzustellen. Die so erneute Universität erlangte binnen wenigen Jahren nicht nur den Ruhm gediegener Gelehrsamkeit wieder, sondern wurde auch bei dem entschieden freisinnigen Geiste des Kurfürsten Schauplatz und Wiege der neuen Ideen, im Kampfe mit der herrschenden Philosophie der meisten übrigen deutschen Universitäten. So ward im Jahre 1661 Samuel Pufendorf nach Heidelberg berufen und für ihn daselbst der erste Lehrstuhl des Naturrechts in Deutschland gegründet. Als Vater des auf Philosophie selbständig gegründeten Naturrechts, indem er diese Wissenschaft von dem Einflusse der positiven Theologie und scholastischen Philosophie befreite und sich an Hobbes anschloß, bewirkte er eine Revolution, welche den Sturz der Scholastik auf den deutschen Universitäten vor Leibniz und Christian Thomasius herbeiführen half. Er hatte das erste Ergebniß eines Nachdenkens, die Grundsätze der allgemeinen Rechtswissenschaft („Elementa jurisprudentiae universalis"), dem Kurfürsten Karl Ludwig zugeeignet, worauf ihn dieser nach Heidelberg berief, wo er bis 1670 blieb. Aber auch die Cartesianische Philosophie erhielt jetzt bald ihren Vertreter in Freinsheim, demselben, welchen wir aus den Briefen des Descartes an Elisabeth kennen und welcher vor der Ankunft des Letztern in Stockholm die Königin Christine in der Philosophie des Descartes unterrichtete [125]), wobei er freilich die Hülfe desselben nicht entbehrlich machte. Was indeß in dem Hörsale der Universität noch

unvollkommen geleistet wurde, das ergänzte und ersetzte Elisabeth in dem Kreise, den sie sich in ihrer Umgebung schuf, vor welchem sie die Schriften des Descartes auslegte und die Lücken, welche jene zeigten, durch die Mittheilung seiner Briefe an sie ausfüllte. Wir besitzen hierüber ein wichtiges Zeugniß und Denkmal in dem Briefe, welchen der so lange mit Unrecht vergessene Joachim Jungius, damals Rector des Gymnasiums in Hamburg, unter dem 23. März 1655 an einen der Zuhörer und Schüler der Prinzessin Elisabeth, welcher damals Professor der Rechtswissenschaft an der Universität war (Reinhold Blomius aus Hamburg), gerichtet hat[126]). Von Jungius, dem wahren Nebenbuhler des Descartes in Deutschland, den Leibniz dem französischen Reformator der Philosophie an Originalität, obschon in verschiedener Richtung, gleichgestellt und dem in neuester Zeit Goethe ein Denkmal gesetzt hat, werden wir an einem andern Orte Gelegenheit haben, ausführlicher zu sprechen. Hier nur so viel, daß Descartes und Jungius zu ihrer Zeit ein Verhältniß gegeneinander einnahmen, wie im Alterthum Plato und Aristoteles, welche daher vielmehr dazu berufen waren, einander zu ergänzen, als miteinander zu streiten. Descartes hat bei seinem Leben von Jungius, welcher allerdings mit Schriften zu sparsam war, schwerlich Kenntniß genommen; wol aber zeigte Jungius die höchste Anerkennung vor Descartes, während er zu gleicher Zeit gegen seine Methode eine strenge und scharfe Kritik übte. Besonders vermißte er bei Descartes eine hinreichende Ausbildung und Anwendung der **Logik**, welche er mit der Metaphysik verwechselt hätte. Dies ist in dem ersten Theile

seines Briefs, welcher offenbar darauf angelegt war, zur Kenntniß der Prinzessin Elisabeth zu gelangen, an mehren Beispielen abgehandelt, worauf er zu den neuesten Schriften einiger Cartesianer in Holland übergeht, um die Nachtheile der Geringschätzung der Logik an ihnen anschaulich zu machen. Zum Schlusse bittet Jungius um eine Abschrift der dem Empfänger von der Prinzessin mitgetheilten Briefe des Descartes, um hieran weitere Belehrungen zu knüpfen. Auch verlangt er zu wissen, wie weit die Zuhörer der Prinzessin in den Schriften des Descartes vorgerückt, ob sie schon das zweite Buch der „Principien" erreicht und ob sie Maschinen haben, um über die Hypothesen des Descartes Versuche anzustellen. So kam Elisabeth in Folge ihres Eifers für die Philosophie mit einem Denker und Gelehrten ersten Ranges in Berührung, welcher wenigstens den Glauben an die Untrüglichkeit ihres Lehrers, wenn er bei ihr jemals stattfand, wol erschüttern konnte. Doch scheint Elisabeth keine nähere Verbindung mit Jungius selbst gesucht zu haben, der auch nicht lange darauf (1657) mit Tode abging.

Als eine gelehrte Fürstin von allgemeinem Rufe und Beschützerin der Wissenschaften empfing Elisabeth in Heidelberg auch von Seiten der Universität ein Zeugniß öffentlicher Verehrung. Der seiner Zeit verdienstreiche Kirchengeschichtschreiber und Orientalist, Johann Heinrich Hottinger aus Zürich, welchen der Kurfürst 1655 berufen hatte, um an der Wiederherstellung der Universität mitzuarbeiten [127]), widmete ihr den von ihm damals herausgegebenen fünften Band seiner Kirchengeschichte. Seiner Zueignung fehlt es indeß an höherm Gehalte, wie

an Geschmack. Er begnügt sich, die durch ihre gelehrten oder poetischen und philosophischen Schriften seit dem Alterthum bis auf die neuere Zeit ausgezeichneten Frauen, zuletzt bis auf Elisabeth, welche sich diesem Reigen auf das würdigste anschließe, vorüberzuführen. Unter ihnen hebt er, wol nicht ohne Hinblick auf die Prinzessin, jene berühmte Olympia Fulvia Morata im 16. Jahrhundert hervor, mit welcher Melanchthon im Briefwechsel stand und die an der Universität zu Heidelberg Privatvorlesungen gehalten hat. Als Theolog und Historiker rühmt Hottinger vor Allem die Liebe der Prinzessin zur Geschichte, welcher sie die sorgsamste und gespannteste Aufmerksamkeit schenke, und außerdem die strenge Prüfung theologischer Controversen. „Da ich von dem durchlauchtigen und erhabenen Kurfürsten, deinem Bruder, zu den pfälzischen Musen gerufen worden bin", schließt er, „so habe ich dich, o Charis, ohne Begrüßung nicht vorübergehen wollen. Lies diese Einleitung zur Geschichte der Kirchenverbesserung und beurtheile, ob ich ein richtiges Bild von der Finsterniß des vorigen Jahrhunderts und den darniederliegenden Wissenschaften gegeben habe!" (Die Zueignung ist von Heidelberg 5. Aug. 1655.) [128])

Ueber die persönliche Stellung der Prinzessin an der Seite eines zwar hochbegabten, aber auch so manche Eigenthümlichkeiten und Härten, ja Sonderbarkeiten des Charakters an sich tragenden Fürsten, wie ihr Bruder Karl Ludwig sich darstellt, fehlt es uns an nähern Nachrichten; doch wird sie im Allgemeinen keine ganz glückliche gewesen sein. Der Kurfürst war im Innern seiner Familie nicht glücklich, weder als Sohn noch als Bruder und Gatte, und dies mußte auf Elisabeth vielfach zu-

rückwirken. Gern erkennt der Geschichtschreiber in der knappen und sparsamen Führung des Hauswesens, dem dieser Fürst sich überließ, das landesväterliche Bestreben an, ein durch Krieg und Verwüstung bis auf den Grund zerstörtes Land wieder in Blüte zu bringen, doch kehrte er diese Seite auf eine verletzende und kränkende Art nicht nur gegen seine in Holland einsam und verschuldet zurückgebliebene Mutter, sondern auch gegen seinen talentvollen Bruder, den Prinzen Rupert, welcher daher 1657 die Pfalz mit dem Schwure verließ, sie nie mehr zu betreten [129]). Auch Elisabeth, sahen wir, blieb von diesen peinlichen Verhältnissen nicht anberührt. Am drückendsten und unerträglichsten gestaltete sich das Verhältniß des Kurfürsten zu seiner Gemahlin, der hessischen Prinzessin Charlotte, welche weniger aus Neigung als aus kindlichem Gehorsam zu der Verbindung mit Karl Ludwig die Hand gereicht hatte. Charlotte wird als eine kräftige Amazone, aber auch als eine kalte, verschlossene Schönheit geschildert, welche durch Stolz und Zurückhaltung die Leidenschaften ihres Gemahls zum Ausbruche rief. Wie er, um diesem gespannten Verhältnisse zu entgehen, ein Verhältniß mit dem sanften und anmuthigen Fräulein Luise von Degenfeld, einer der Hofdamen der Kurfürstin, anknüpfte und sich zum Aergerniß nicht nur der Familie seiner Gattin, sondern auch seiner eigenen Verwandten, trotz der Bemühungen seiner Gemahlin, sich ihm wieder zu nähern, am 6. Januar 1658 durch einen lutherischen Pfarrer aus Heidelberg mit der Raugräfin Luise (dazu erhob er sie) vermählte, dies ist, als eine der romantischen Episoden jenes sonst nüchternen Zeitalters, öfter ausführlich erzählt wor-

den [130]). Die Prinzessin Elisabeth, was bei ihrem heroischen und männlichen Charakter nicht auffallen darf, gehörte zu Denjenigen, welche bei diesen Zerwürfnissen auf die Seite ihrer Schwägerin und gegen den eigenen Bruder trat [131]), welches zuletzt ihre Entfernung von dem Hofe zu Heidelberg herbeiführen sollte. Ihre einsame Stellung innerhalb dieses Kreises wurde noch vermehrt, als in demselben Jahre ihre Schwester, die geistvolle Prinzessin Sophie, mit dem Herzoge von Braunschweig, nachherigem Bischof von Osnabrück, später Herzog und Kurfürst von Hannover, Ernst August, zu Heidelberg vermählt wurde und mit ihrem Gemahl nach Hannover abging. Damals mochte diese Verbindung nur als Versorgung einer armen Prinzessin wünschenswerth erscheinen, und der königliche Stolz der selbst durch die härtesten Leiden und Entbehrungen nicht niedergedrückten Mutter im Haag zürnte dem Kurfürsten wegen seiner Einwilligung zu dieser unscheinbaren, wenig Glanz versprechenden Verbindung. Noch freilich konnte wol Niemand ahnen, daß Ernst August dereinst an Macht und Ansehen mit den ersten Ständen des Reichs wetteifern und, was mehr ist, daß in Sophien als Thronerbin von Großbritannien und in ihren Nachkommen das tragische Schicksal der Stuarts und ihres väterlichen Hauses glorreich sich versöhnen werde. Was die bekümmerte Lage der vereinsamten Königin von Böhmen erhöhte, war, daß in derselben Zeit das letzte ihrer Kinder, welches bei ihr als Leidensgefährtin geblieben war, ihre Lieblingstochter Luise, sie plötzlich und heimlich verließ und nach Frankreich floh, um dort die katholische Religion anzunehmen und in ein Kloster zu gehen. Sie wurde Aebtissin des Klosters von

Maubuisson und starb in hohem Alter 1709. Elisabeth scheint, so lange sie lebte, niemals mit der Aebtissin von Maubuisson in Verbindung gestanden zu haben, was aus ihren strengern Gesinnungen in Betreff der Religion und Sittlichkeit leicht erklärlich werden wird [132]).

Im Jahre 1660 machte Elisabeth eine Reise zur Hochzeit ihrer Muhme, der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, einer durch vorzügliche Schönheit ausgezeichneten Prinzessin, mit dem Herzog Georg III. von Brieg, welche zu Krossen im October dieses Jahres gefeiert wurde. Ihre Tante, die Mutter des Großen Kurfürsten, bei welcher sie dort in frühern Jahren eine Zuflucht fand, war im Frühling dieses Jahres gestorben. Dieser kurze Aufenthalt sollte nicht ohne neue und bedeutende Anknüpfungspunkte für Elisabeth bleiben, und deshalb verdient er hier hervorgehoben zu werden. Die Mutter der Braut, die Pfalzgräfin Maria Eleonora, Witwe des mehre Jahre vorher bei einem Besuche in Krossen verstorbenen Pfalzgrafen Ludwig Philipp, des jüngern Bruders des Kurfürsten Friedrich V., eine Tochter des Kurfürsten von Brandenburg Joachim Friedrich, war, ohne eigentlich gelehrt zu sein, eine Fürstin von nicht gewöhnlichen Kenntnissen, von eigenthümlicher Bildung und Geistesrichtung, welche durch die trüben Schicksale und Prüfungen des Hauses, dem sie durch ihren Gemahl angehörte, stets neue Nahrung erhalten hatte [133]). Mit einem scharf ausgeprägten Eifer für den Calvinismus verband diese Fürstin eine tiefe, ungeheuchelte Frömmigkeit. Um die heilige Schrift ohne andere Vermittelung als die des Urtextes zu verstehen und in ihren Sinn einzudringen, lernte sie noch in höherm Alter bei ihrem Hofprediger

Johann van Dalen, welchen sie 1656 in ihre Residenz Lautern gerufen hatte, das Hebräische. Um in diesen Studien sich desto mehr zu befestigen und diese Andern zugänglicher zu machen, foderte sie den berühmten Johann Coccejus, Professor der Theologie in Leyden, zur Ausarbeitung eines hebräisch-deutschen Wörterbuchs auf, desselben, welches 1669 mit einer deutschen, gemüthvollen Zueignung an die Pfalzgräfin Maria Eleonora herauskam und in vielen Auflagen bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts im Gebrauch war. Durch Vermittelung ihres Hofpredigers, der ein Schüler des Coccejus war, führte sie mit ihm bis an seinen Tod einen Briefwechsel in deutscher Sprache: des Lateinischen war sie nicht mächtig genug. Unter diesen Briefen, welche in des Coccejus Werken enthalten sind, befindet sich auch einer, der aus Krossen in den Tagen ihres Zusammenseins mit Elisabeth datirt ist. Coccejus, von dessen allgemeiner Bedeutung für Wissenschaft und Kirche wir sogleich einige allgemeine Andeutungen geben werden, hatte unter Andern in seiner ihm eigenthümlichen Methode exegetische Vorlesungen über das Hohelied gehalten, welche der in Begleitung der Pfalzgräfin anwesende Hofprediger van Dalen bei sich hatte. Bei diesem lernte Elisabeth sie kennen und wurde in dem Grade von ihnen eingenommen, daß sie eine vollständige Abschrift davon bestellte und mit nach Hause nahm [131]). Sie hatte früher Coccejus noch nicht gekannt. Dieser war für die Bekanntschaft der Prinzessin Elisabeth sehr dankbar, und, aufgemuntert durch seinen Freund van Dalen, setzte er bei der Herausgabe des Commentars über das hohe Lied demselben in lateinischer Sprache eine Zueignung an Elisa-

beth voran, welche durch Form und Gehalt noch jetzt den Antheil eines jeden Lesers zu erregen fähig ist.

Johann Coccejus, von Geburt ein Deutscher (aus Bremen, eigentlich Koch) [135]), war das Haupt einer theologischen Schule, welche seit der Mitte des 17. Jahrhunderts auf den Universitäten und in der Landeskirche Hollands eine Aufregung und insofern ein neues Leben erzeugte, ähnlich dem, welches die Cartesianische Philosophie daselbst verursachte, mit welcher sie sowol nach außen als innerlich wichtige Berührungspunkte hatte und lange mit ihr gleiche Schicksale theilte. Coccejus ist Urheber der nach ihm benannten Föderalmethode, d. h. derjenigen Behandlung der Dogmatik, welche die drei verschiedenen Stufen der erlösenden Gnadenreligion (tres oeconomiae foederis gratiae) zu Grunde legt, eine Unterscheidung, welche in der reformirten Theologie der Grundlage nach zwar althergebracht war, von Coccejus jedoch (seit 1648) weiter durchgeführt und folgerichtig, aber auch oft einseitig, auf den Buchstaben der Schrift bis ins Spielende durchgeführt wurde, wozu eine mit Typen und Allegorien spielende Exegese ihn verleitete. Doch nicht in der äußerlichen Regel seiner Methode, sondern in dem Geiste, womit er sie handhabte, lag das eigentliche Verdienst, welches Coccejus sich um die Kirche und Theologie erwarb, er, welcher persönlich weit von dem Ehrgeiz entfernt war, als Haupt einer Sekte oder Schule gepriesen zu werden. In ihm verjüngte sich das Lebensprincip der Reformation, einerseits die Theologie von der starren Scholastik, welche im Laufe des 17. Jahrhunderts in der protestantischen wie in der katholischen Kirche in Folge der niemals abreißenden Polemik neu sich festgesetzt hatte,

zum Studium der Bibel zurückzuführen; andererseits die praktische Seite des Christenthums, die Frömmigkeit, als die Seele der Theologie in den Vordergrund zu stellen. Coccejus ist in dieser Beziehung nicht unpassend mit Spener in der lutherischen Kirche verglichen worden [136]). Wenn nun schon die Reformen in der Theologie die Vertheidiger des scholastischen Systems zu heftigem Kampfe hervorriefen, so wurde dieser Kampf dadurch noch viel erbitterter, daß die Coccejaner bald eine Hinneigung zu der so eifrig verfolgten Cartesianischen Philosophie an den Tag legten. Die große Frage über das Verhältniß zwischen Glauben und Vernunft, zwischen Philosophie und Offenbarung, welche, wie bereits oben bemerkt wurde, an dem reformirten Lehrbegriff von einer natürlichen und offenbarten Theologie einen wichtigen Anknüpfungspunkt erhalten hatte, war durch Anwendung der neuen Philosophie zu größerer Klarheit und schärferer Ausbildung erhoben worden. Die Lehre von der angeborenen Idee Gottes, vom Lichte der Natur, war schon mit denselben Worten von Calvin wie von den spätern Philosophen gelehrt worden [137]). Nichtsdestoweniger wurde die Lehre des Coccejus des Arminianismus, sowie die Philosophie des Descartes des Atheismus beschuldigt, weil er vom Zweifel ausgehe. Wir stehen hier an der Schwelle eines Kampfes, welcher, der Idee nach, zwar so alt ist als die christliche Kirche und Philosophie und stets unter neuen Formen hervortaucht, damals aber auf einen neuen Boden durch Spinoza bis auf Leibniz sich herabzog, welcher in der „Theodicee", für die geistvolle Königin Sophie Charlotte, der philosophischen Nichte der Prinzessin Elisabeth, die Lösung jenes Problems zur Versöhnung

der Vernunft und Offenbarung glücklicher als seine Vorgänger versucht hat. In der Periode, welche uns hier beschäftigt, mischte die weltliche Macht gebieterisch sich in einen Kampf, der sich sogar bis in das Gebiet der Politik fortpflanzte [138]). Voetius, welchen wir als Vorkämpfer gegen die Philosophie des Descartes kennen, war auch Hauptgegner des Coccejus und seiner Schule, bewirkte dadurch aber nur eine engere Verbindung der Coccejaner mit den Cartesianern. Vergebens beschloß die Synode zu Dordrecht im Jahre 1656, daß die Theologie und Philosophie getrennt, jene aus der Bibel, diese aus der Vernunft geschöpft werden müsse; vergebens, daß zwanzig Jahre später (1676) auf den Universitäten Leyden und Utrecht die Coccejanische Theologie und die Cartesianische Philosophie zu gleicher Zeit von dem Verbote betroffen wurden [139]). Der Verfolg dieser Erzählung wird zeigen, daß die Bewegung durch Beschlüsse der Art sich nicht aufhalten ließ. Nach welcher Seite hin bei diesem Wendepunkte Elisabeth ihren Geist richtete, kann an diesem Orte erst nur noch angedeutet werden. An ihre Bekanntschaft mit den Schriften des Coccejus aber und, was damit zusammenhängt, an das Erwachen eines eindringendern und frommen Studiums der Heiligen Schrift werden wir in dem folgenden Abschnitt anknüpfen.

Indem wir jetzt noch in des Coccejus Zuschrift an Elisabeth, womit er seinen Commentar über das Hohelied eröffnet [140]), näher eingehen, können wir das über ihn und sein Streben soeben Entwickelte unmittelbar zur Anschauung bringen. Der gehaltreiche Aufsatz ist nicht nur von allem scholastischen Sprachgebrauche durchgängig frei und bewegt sich innerhalb der föderalistischen Grund-

idee verschiedener, einander vorbereitender Religionsstufen, sowie des damit zusammenhängenden Gegensatzes von natürlicher Religion und Offenbarung, sondern indem er seine Betrachtung an die natürliche Religion als Vorstufe zum Christenthum anknüpft, erhebt sich Coccejus auf einen wahrhaft philosophischen Standpunkt, welcher so viel zeigt, daß er die Schriften des Descartes nicht ohne Frucht gelesen hatte, wenngleich er selbst in seinen Briefen jede directe Einwirkung der Philosophie auf seine Theologie ausdrücklich ablehnt. Hier wenigstens scheint er sich bewußt, zu der Schülerin und Kennerin des Descartes zu sprechen. „Gott", sagt er also, „gibt sich uns durch seine Werke zu erkennen. Alles, was nicht Ursache seiner selbst sein kann (causa sui), bekennt, daß es von Gott berufen und befohlen ist. Der Mensch, welcher Das, was er erkennen kann, nicht sich, noch irgend einem Dinge, das nicht durch sich selbst ist, verdankt, sieht, indem er sich betrachtet, leicht, daß er das Erkenntnißvermögen vergeblich hat, wofern er nicht mit seinem Geist und Willen Das erfaßt, welches, wie das Beste, so das Ewige ist, auf daß er in der unmittelbaren und ewigen Erkenntniß desselben ewig heilig und selig sei. Auch der schlechte Mensch, wenn er schon deshalb Gott nicht kennt, noch zu kennen verlangt, kann doch nicht umhin, seinen Namen zu hören: und wenn er aufmerkt, so wird jenes Licht, welches Gott in ihm entzündet, durch welches er das Wahre vom Falschen, das Gute vom Schlechten zu unterscheiden weiß, und sieht, daß das Wahre unter sich zusammenhängt, ihm offenbaren, daß es unmöglich ist, daß G o t t n i c h t s e i, weil er, indem er sagt, daß Gott nicht ist, eben damit sagt, daß Dasjenige nicht sein könne,

welches nicht durch die Macht eines Andern zufällig ist, sondern vermöge seiner Natur nicht nicht sein kann. Als wenn der Ausdruck ewige Macht ein ungereimtes und widersprechendes Wort sei; dagegen, daß Dasjenige sei, was weder ewig, noch aus sich und durch seine Natur, nicht durch eine ewige Macht, ein weiser und wahrer Gedanke sei [141]). Desgleichen", fährt Coccejus fort, „wenn der Mensch in sich einkehrt, findet er, wenn er glaubt, daß ein Gott ist, und er ihm die Eigenschaften beilegt, welche nach des Geistes Zeugniß Gottes würdig sind, daß er ein Vorbild habe und in der Aehnlichkeit mit ihm tugendhaft und lobenswerth, wenn er aber nicht kennt und verleugnet, ein Sklave schlechterer Dinge, ohne Weisheit und Gerechtigkeit sei, und vor dem Thiere nur durch die Lust zu schaden den Vorzug habe. Aber da Gott dem Menschen, auch wider seinen Willen, nicht verborgen bleiben und dem Menschen nichts eher von Gott zum Bewußtsein kommen kann, als daß er die Wahrheit liebe und daß er, wie er nicht lügen, so auch seinen Namen, und besonders seine Heiligkeit und Wahrheitsliebe, dem zu seinem Ebenbilde geschaffenen Menschen nicht unbezeugt lassen kann, so findet der Mensch, welcher das Ebenbild Gottes nicht in sich findet, daß er ein Sohn des Zornes ist, entfremdet dem Leben Gottes, welcher Gott und seine Tugenden hassen muß." .... Hier macht Coccejus zu dem christlichen Gedanken von der Rechtfertigung des Menschen den Uebergang, bei dessen weiterer Ausführung und besonderer Anwendung auf den Theil der Bibel, welchem das Buch gewidmet ist, wir ihn nicht weiter begleiten, zumal wir später veranlaßt sein werden, auf den Geist der Weissagung, welchen Coccejus an die

heiligen Schriften knüpft, zurückzukommen. Coccejus ist kein vereinzeltes Beispiel, wie eine höhere philosophische Bildung mit einer mehr oder weniger stark ausgesprochenen Hinneigung zur religiösen Mystik bestehen kann. Zum Schlusse der Zueignung dankt Coccejus der Prinzessin, daß sie ihm Muth eingeflößt habe, diese Arbeit, welche dreißig Jahre in seinem Pulte gelegen, von neuem durchgesehen und vermehrt, der Oeffentlichkeit zu übergeben. So überreiche er sie ihr, nicht um Beifall zu erhalten, sondern um von ihr geprüft und verbessert zu werden. Dies sei auch im Allgemeinen seine Absicht, da sein ganzes Verlangen dahin gehe, die heilige Schrift zu erläutern und die Süßigkeiten des Herrn zu erzählen, mit welchen er Diejenigen speiset, welche sein Wort lieben. „Gott möge, erlauchtigste Herrin", heißt es zuletzt, „deine Frömmigkeit und Tugend mit jedem Segen krönen und seiner Kirche, deren Kämpfe wir noch nicht geendet sehen, einen leuchtenden Sieg verleihen." (Geschrieben Leyden, 11. Juni 1665.)

Kurze Zeit nach der Rückkehr von ihrem Besuche in Krossen sah endlich Elisabeth einem über die bisherigen Schwankungen und Beschränkungen erhabenen, ihrem ganzen Dasein angemessenen Lebensziele mit einem Schritte sich genähert: am 1. Mai 1661 wurde sie zur Coadjutorin der Aebtissin von Herford, Pfalzgräfin Elisabeth Luise, erwählt. Sie war ihre Wahl hauptsächlich dem Betriebe des Großen Kurfürsten von Brandenburg, ihres Vetters und Schutzherrn der Abtei von Herford, schuldig [142]), welcher ihr stets als ein warmer Freund und Beschützer zur Seite stand.

Bevor jedoch der Augenblick ihrer Nachfolge heran-

kam, sollte Elisabeth noch einmal den Wechsel der Verhältnisse und ihres bisherigen Aufenthalts erfahren. Wir haben schon darauf hingedeutet: es hing mit der traurigen Spaltung in dem häuslichen Leben ihres Bruders, des Kurfürsten in Heidelberg, zusammen. Als alle Vermittelungsversuche gescheitert waren, als die Kurfürstin Charlotte auch mit ihren Beschwerden an den Kaiser nichts ausrichtete, beschloß diese, auch noch die letzten äußern Bande, welche sie an das Haus ihres Gemahls knüpften, zu zerreißen. Es war im Jahre 1662. Unter dem Vorwande einer Jagdpartie verließ Charlotte heimlich Heidelberg und begab sich zu ihrem Bruder, dem Landgrafen Wilhelm VI., nach Kassel zurück. Elisabeth, welche von jeher auf ihrer Seite gestanden hatte, folgte ihrer Schwägerin nach Kassel [143]). Baillet sagt, daß Elisabeth die Jahre, welche sie in Kassel zubrachte, zu den schönsten und angenehmsten ihres Lebens zählte, was, außer ihrer Schwägerin, der Landgräfin Hedwig Sophie, ihrer Muhme und zugleich ihrer Jugendfreundin, zu deren Bildung sie früher beigetragen hatte, zugeschrieben werden darf. Um diese Zeit traten Umstände ein, unter welchen diese große Fürstin ihre seltenen Geistesanlagen, ihren hellen Verstand und ihre ungewöhnliche Bildung zum Wohle des ihrer Leitung anvertrauten hessischen Landes und ihrer Söhne in fruchtbare Thätigkeit setzen sollte. Ihr Gemahl starb 1663 und hinterließ zwei unmündige Prinzen, von denen der ältere, Wilhelm VII., bereits im 21. Jahre (1670) starb, worauf sein jüngerer Bruder, Karl, dessen lange und ruhmreiche Regierung bis tief in das 18. Jahrhundert hinein dauerte, seine Stelle einnahm. Was Hedwig Sophie während der langen Minderjährig-

keit ihrer Söhne als Regentin mit vollendeter Staatskunst und glücklichen Erfolgen bewirkt hat, gehört nicht blos der Geschichte Hessens, sondern auch des damaligen europäischen Staatenverbandes an, in welchen sie mit männlicher Hand eingriff. Hier heben wir nur die Seite hervor, welche vielleicht auf ihr Verhältniß zu Elisabeth ein helleres Licht wirft. Es knüpft sich weniger an allgemeine Institute als an die Erziehung ihrer Söhne, für welche sie den aus guter alter Zeit herübergenommenen Standpunkt gründlicher deutscher Fürstenerziehung festhielt. In dieser Beziehung war das hessische Fürstengeschlecht seit der Mitte des 16. Jahrhunderts von keinem andern deutschen übertroffen, von wenigen erreicht worden. Der Ruhm des Landgrafen Moritz I., mit dem Beinamen des Gelehrten (1592—1627), verbreitete sich weit über die Grenzen Deutschlands [144]). Dieser eifrige Förderer der Künste und Wissenschaften, welcher auch als Schriftsteller auftrat, rief durch seine Hofschule jene längstvergangenen Zeiten des Mittelalters zurück, wo der Hof den höchsten Maßstab für die allgemeine Bildung und die Bestrebungen der Zeit abgab. Höher als die blos stoffliche Gelehrsamkeit stand ihm die Philosophie, in welche durch Peter Ramus eine Bewegung gebracht wurde, an der sich die besten Köpfe, besonders in Deutschland, betheiligten. Um Kassel zu einem Hauptsitze der Wissenschaft zu machen, ward sogar die Universität Marburg dahin verlegt und gelangte erst viel später (1653) an ihren alten Sitz zurück. Wilhelm VI., der Gemahl von Hedwig Sophie, hatte noch nach altem Brauch als studirender Prinz das Rectorat auf der Universität zu Kassel bekleidet [145]). Wol hatte der Dreißigjährige Krieg die schön-

sten Blüten jener reichen Entwickelung gebrochen; ihre Wiederherstellung aber knüpft sich an Hedwig Sophie, an die ihren Söhnen gegebene Erziehung und an die Regierung ihres jüngern Sohnes, des Landgrafen Karl I., des Stifters des nach ihm benannten, in der Geschichte deutscher Literatur und Wissenschaft so berühmt gewordenen Collegium Carolinum, an welches sich später Namen wie der von Johannes v. Müller, Georg Forster u. A. knüpfen. Der frühe Tod des ältern Bruders, eines in jeder Art vollendeten Prinzen, ward allgemein betrauert. Der Prinz Karl, geboren 1654, stand während des Aufenthalts der Prinzessin Elisabeth in Kassel an der Grenze des Jünglingsalters und verrieth früh eine entschiedene Vorliebe zur Mathematik. Der gründlichste Unterricht in der Theologie und in der Religion wurde von der Regentin als das erste Erfoderniß eines Fürsten erachtet. Hedwig Sophie war streng reformirt, sonst aber eine Freundin des Kirchenfriedens. Die Kirchengeschichte jener Zeit erwähnt ihrer als eifriger Beschützerin jenes merkwürdigen Apostels des Kirchenfriedens, des Schotten Johann Duräus (Dury), welcher über ein halbes Jahrhundert durch unaufhörliche Reisen, Verhandlungen und Schriften seine freigewählte Lebensaufgabe verfolgte, bis er am Abende seines Lebens in Kassel sich niederließ, wo er hochbetagt (1678) starb[146]. Wir werden künftig zu erzählen haben, wie gerade auf dem kirchlich-religiösen Gebiete zwischen Elisabeth, als Aebtissin von Herford, und der Regentin von Hessen ein entschieden ausgesprochener Widerstreit ausbrach. Was aber die allgemeinen höhern Bildungsmittel, was Wissenschaft und Literatur angeht, ist es kaum möglich, unsere Elisabeth, welche in dieser Umgebung mehr zu geben als

zu empfangen hatte, ohne nachhaltige Einwirkung auf ihre nächste Umgebung zu denken.

Uebrigens gewährte ihr der mehrjährige Aufenthalt in Kassel einen Zeitraum lange vermißten Friedens und eine Vorbereitung auf den ersehnten Augenblick, wo endlich ihre von eigener Selbständigkeit und Wirksamkeit bedingte Ruhe nach den Stürmen ihrer zurückgelegten Lebensbahn beginnen sollte.

Am 28. März 1667 starb die Aebtissin von Herford, Pfalzgräfin Elisabeth Luise, und den darauf folgenden Monat, am 30. April, wurde Elisabeth als ihre Nachfolgerin mit den herkömmlichen Feierlichkeiten als Aebtissin im Stifte zu Herford inthronisirt [147].

(Die zweite Abtheilung dieses Aufsatzes im nächsten Jahrgang.)

Anmerkungen.

1) Der neueste und gründlichste Geschichtschreiber der rheinischen Pfalz, Häusser, macht (II, 518) bei Erwähnung der Prinzessin Elisabeth schon darauf aufmerksam: daß sie wol eine Monographie verdiente.

2) Eine poetisch ausgeschmückte Darstellung des Lebens am heidelberger Hofe kurz vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges findet man in dem englischen Roman von James: „Heidelberg." Hier heißt es mit Recht: „The court of the Elector Palatine is, I believe, second to few in Europe." Vgl. Häusser, Geschichte der rhein. Pfalz, II, 273—276.

3) Tit. XXX. Ludewig, Erläuterung der Goldenen Bulle, 1399. Der Kurfürst von der Pfalz führte ehemals den Ehrennamen: Os et manus Caesaris.

4) Häusser, II, 258.

5) Näheres bei Barthold, Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft.

6) Miss Benger, Memoirs of Elizabeth Stuart, queen of Bohemia, II, 435. Der Verfasserin standen neue Quellen zu Gebote, welche sie jedoch nicht näher angibt. Der Mangel an Kritik und mit einem Worte dessen, was man Schule nennt, drängt sich bei ihr öfter auf.

7) Miss Benger a. a. O.

8) Miss Benger, II, 436, in einem kurzen Abriß des Lebens der drei Schwestern Elisabeth, Luise und Sophie, schreibt nämlich: „Zur Zeit der Niederlassung des Baron von Dhona in Holland ward sie (Elisabeth) nach dem Haag zurückgeführt." Dies führt auf das Jahr 1626.

9) Miss Benger, II, 256.

10) Ibid.

11) Ibid., 261. Dumaurier, Mémoires de Hollande, VIII, 137. Eine lateinische Inschrift von David Pareus (bei Finsterwald, Vom pfälzischen Hause, 261) schildert die wunderbaren Anlagen dieses Jünglings und die Trostlosigkeit des Vaters bei seinem Verluste.

12) Söltl, Elisabeth Stuart, II, 214.

13) Miss Benger, II, 251.

14) Häusser, II, 509—519 enthält einen Abriß der Schicksale der Kinder Friedrich's V.

15) Campell, Leben und Thaten der Admirale und anderer britannischen Seeleute, I, 567—573.

16) Luise Hollandine, geboren den 18. April 1622; Sophie, die jüngste Schwester, geboren 13. October 1630. Die dem Alter nach zwischen Luise und Sophie (1626) geborene Henriette Maria, vermählt 1651 an Sigismund Ragoczy, Fürsten von Siebenbürgen, starb in demselben Jahre, ohne je irgend eine hervorragende Bedeutung für sich in Anspruch genommen zu haben.

17) A. a. D. II, 359.

18) Nagler's Künstlerlexikon, unter Honthorst. Lavocat, Historisches Wörterbuch. Bromley, Royal letters, Introd., XXV. In Wilton befindet sich ein von Honthorst gemaltes Bildniß der Prinzessin Luise.

19) Vgl. Ellis, Original letters. Serie II. V, 376.

20) Bromley, Letters, XXVI.

21) Chevraeana, 90. — Unter den Deutschen ergriff noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts ein namhafter Gelehrter, der Lehrer des Kurprinzen von Brandenburg, nachherigen Königs von Preußen, J. F. Cramer, die Feder zu einer leidenschaftlichen Gegenschrift wider Bouhours, und unter den Personen und Geschlechtern, welche er mit Stolz als Deutsche anführt, nehmen die Mitglieder der palatinischen Familie, und namentlich die Prinzessinnen Elisabeth, Luise und Sophie, welche nur noch von Sophie Charlotte, ihrer nahen Verwandten, übertroffen würden, den ersten Rang ein. (Vindiciae nominis Germanici contra quosdam obtrectatores Gallos.)

22) Miss Benger, Preface, VIII.

23) Miss Benger, II, 356.

24) Söltl, II, 82—84.

25) Häusser, II, 546.

26) T. II, l. l.

27) Mit dem Anachronismus: „après la mort de Renée Cécile d'Autriche, sa première femme." Die Bewerbung um Elisabeth ging der um die östreichische Prinzessin voran.

28) Die Quellen nachfolgender Darstellung sind: Gottfried Lengnich, Geschichte der preußischen Lande königl. polnischen Antheils unter der Regierung Wladislaw IV, 117; Paul Piasecki, Chronica gestorum in Europa singularium, 572, 587; vor Allem die neuern polnischen Werke: Zbior pamiętnikow historycznich odawny Polszcze przez Niemczewicza, III; ferner: Pamiętniki Albrychta Stanislawa X Radziwilla, I. (Nach handschriftlichen Mittheilungen von Richard Roepell.) Die Instruction des Gesandten ist aus Warschau 20. Januar 1633.

29) Grauert, Christine, Königin von Schweden, I, 21.

30) Unter seiner Regierung und auf seinen Betrieb wurde im J. 1645 das Religionsgespräch zu Thorn zwischen katholischen, lutherischen und reformirten, von ihren Höfen abgesandten Theologen gehalten. S. meine Abhandlung: „Die Unionsversuche seit der Reformation bis auf unsere Zeit." Deutsche Vierteljahrschrift, 1846.

31) Stenzel, Geschichte des preußischen Staats, I, 426.

32) „Ad quam ille maxime applicarat animum." Piasecki l. l., 571.

33) Henriette von Frankreich, Schwester Ludwig's XIII. Ihre eifrig katholische Gesinnung, deren Einfluß auf das Schicksal ihres Gemahls und des Landes bekannt ist, erklärt die Maßregel des Königs von Polen.

34) Bromley, Royal letters, 71.

35) Rusdorf, Consilia et negotia politica, 179.

36) Söltl, II, 319, ohne Angabe seiner Quelle. Miß Benger (II, 363) berichtet: Elisabeth habe es ungern gesehen, daß während der Verhandlungen mit Wladislaw die Mitglieder

ihrer Familie bereits eine besondere Auszeichnung für sie in Anspruch nahmen!

37) Miss Benger, II, 364.

38) Cosmar, Graf Adam zu Schwarzenberg, 174.

39) Küster, das Jugendleben des Großen Kurfürsten von Brandenburg, 44.

40) Cosmar, 292. „Daß die klevischen Räthe es also vorhaben, das ist unleugbar; ob aber andere nicht dahinter stecken und die Sache treiben, insonderheit das Haus Pfalz und die Herren Staaten und das Frauenzimmer, das stehet aus den Umständen zu consideriren." (Aus einem Berichte Schwarzenberg's von Wien an den Kurfürsten.)

41) Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte, I, 76.

42) Söltl, II, 369.

43) Peter Martyr, in seinen 1580 herausgekommenen Loci communes. Schweizer, Glaubenslehre der evangelisch-reformirten Kirche, I, X.

44) Z. B. in Leipzig unter dem Vorsitze von Jakob Thomasius: Dissertt. duae de foeminarum eruditione, von Sauerbrei.

45) Die treuesten und ausführlichsten Quellen über das Leben des Fräuleins v. Schurmann sind, außer ihren eigenen Schriften und Bekenntnissen, namentlich dem seltenen Buche: „Εὐκληρια seu melioris partis electio", die Artikel „Schurmann" und „Labadie" in Moller's „Cimbria litterata" (s. v.) und das „Abrégé sincère de la vie de M. de Labadie" in den „Supplementa" zu Arnold's „Kirchen- und Ketzerhistorie", 278—297. Der ungenannte Verfasser war Peter Yvon (den wir im Verfolge näher kennen lernen). Diese Notiz schöpfe ich aus Stolle's handschriftlichem Reisetagebuche von 1703 in der Universitätsbibliothek zu Breslau.

46) Lebensbeschreibung J. M. Petersen's, von ihm selbst.

47) Man lese die „Elogia nobiliss. virginis A. M. a Schurmann" in ihren „Opuscula hebraea, graeca, latina, gallica, prosaica et metrica", von Casp. Barläus, Claud. Salmasius, Const. Hugenius, Dan. Heinsius, Jakob Cats u. A.

48) Opuscula, 28—59.

49) Als Descartes im J. 1640 der Disputation seines Schülers, des Professors Regius, an der Universität Utrecht beiwohnen wollte, verbarg er sich, um nicht erkannt zu werden, in der Loge des Fräuleins von Schurmann. Baillet, II, 60.

50) Im Auszuge in Schurmann, Opuscula, 338—341. Ueber die Prinzessin von Gonzaga, als Anhängerin von Port-Royal, vergl. Reuchlin, Geschichte von Port-Royal, I, 502.

51) Schurmann, Εὐκληρια, 169.

52) A Madame la princesse de Boheme. Madame, je ne puis exprimer l'excez de joye et de contentement que j'ay reçue en lisant la lettre que Vostre Altesse m'a fait la grace de m'escrire: Car outre l'invention, les pointes, et les periodes, qui pourroyent remplir l'oreille des plus sçavans, ce m'a esté un plaisir merveilleux d'y considerer les amusemens de vostre genereux esprit. Pour moy, je desire extremement de me pouvoir rendre capable de tout ce qui agrée à Vostre Altesse; et bien que je ne sçaurois esperer modestement de satisfaire pleinement à ses commandemens, au moins je tascheray de monstrer la devotion et l'amour que je porte à son service etc. Schurmann, Opuscula, 281.

53) Ibid., 300.

54) Ibid., 301. Irrthümlich schreibt Miss Benger, II, 450, von der frühern Anhänglichkeit des Fräuleins von Schurmann an die Philosophie des Descartes.

55) Oeuvres de Descartes, par V. Cousin, VIII, 388. Ce Voëtius a gâté aussi la demoiselle de Schurmans, car au lieu qu'elle avoit l'esprit excellent pour la poésie, la peinture et autres telles gentillesses, il y a déjà cinq ou six ans qu'il la possède si entièrement, qu'elle ne s'occupe plus qu'aux controverses de la théologie, ce qui lui fait perdre la conversation de tous les honêtes gens.

56) Abrégé sincère de la vie de Labadie, l. l., 282—283. Mr. Descartes la vint voir chez elle à Utrecht, et comme il se passa quelque chose de particulier en leur conversation, dont

Mlle. de Schurmann a voulu laisser quelque mémoire, je crois que je ferai bien de le rapporter ici fidèlement, etc.

57) Werke, LIII, 197.

58) Dieserhalb konnte er sich nur mit Widerstreben zu dem allgemeinen Gebrauche der Gelehrten jener Zeit, den Namen zu latinisiren, verstehen. Baillet, I, 13.

59) Oeuvres de Descartes, IX, 124. Wir citiren hier durchgängig die Ausgabe von Cousin, weil in dieser die Correspondenz des Descartes chronologisch geordnet ist. Diese Ordnung rührt nicht von Cousin her, sondern von einer unbekannten Hand in einem alten Exemplar der Briefe des Descartes aus der Bibliothek des Instituts in Paris, welchem Cousin, und zwar unbedingt, folgte (s. Cousin's Avant-Propos zum sechsten Bande der Oeuvres). Wer der Verfasser jener chronologischen, jedenfalls sehr dankenswerthen und brauchbaren Noten sein mag, hat nicht ermittelt werden können. Jedenfalls aber muß man denselben viel früher hinaufsetzen, als Cousin zu verstehen gibt, da der Unbekannte an einen Brief mit der Aufschrift: à Madame Louise (Schwester der Prinzessin Elisabeth), IX, 407, eine Berichtigung knüpft, die er aus dem Munde der Aebtissin von Maubuisson (der andern Schwester von Elisabeth) geschöpft hatte. Letztere starb im J. 1709. Dieser Umstand erhöht im Allgemeinen die Glaubwürdigkeit jener Hand. Indeß ging der Verfasser viel zu weit, daß er sich nicht begnügt, Jahr und Monat, sondern sogar noch den Tag oft aus ganz ungefähren Angaben zu bestimmen.

60) Discours de la méthode. Oeuvres publ. par Cousin. Si j'écris en français .... c'est dans l'espérance que ceux qui ne se servent que de leur raison naturelle toute pure jugeront mieux de mes opinions que ceux qui ne croyent qu'aux livres anciens.

61) Vie de Descartes, I, 81.

62) Schweizer, Die Glaubenslehre der evangelisch-reformirten Kirche, I, 107, 108.

63) Um ihm seine Furchtsamkeit vorzuhalten, sandte Susanna ihm eines Tages ein Gedicht mit der scherzhaften Aufschrift: Susanna Barlaeus Caspari Barlaeae.

64) Miss Benger, II, 259. Ich bemerke noch, daß Hübner in seinen Genealogischen Tabellen, III, Taf. 797, Achatius und Christoph, Neffen des berühmten Fabian von Dhona, irrthümlich zu Brüdern desselben gemacht hat.

65) Miss Benger, II, 362.

66) Lettres et discours de Sorbière, bei Baillet, II, 167.

67) Sorberiana, 85.

68) Dieses von der Königin Christine von Schweden getheilte Interesse für Natur und anatomische Sectionen, die sich jedoch auf Thierzergliederungen beschränkt haben werden, wurde von den Gegnern der letztern einseitig als unweiblich getadelt. Grauert, Christine, Königin von Schweden, I, 566.

69) Die erste, lateinische Ausgabe erschien 1644 zu Amsterdam. Die französische Uebersetzung vom Abbé Picot, 1647, bereicherte Descartes durch ein ausführliches Schreiben an den Uebersetzer.

70) Baillet, II, 233.

71) Ibid., II, 489. ..... et il savoit en profiter avec une docilité etc. Mehre der von Elisabeth aufgeworfenen Zweifel und Fragen lernen wir aus den Briefen des Descartes näher kennen.

72) Geschichte der Philosophie, X, 259.

73) IX, 143—154. Touchant le problème: trois cercles étant données, trouver le quatrième qui touche les trois..... J'ai pris de la vanité de voir que le calcul dont se sert votre Altesse est entièrement semblable à celui que j'ai proposé dans ma géometrie.

74) Z. B. an den französischen Gesandten in Schweden, Chanut, X, 65.

75) Oeuvres, publ. par Cousin, IV.

76) Ibid., 31.

77) Söltl, II, 399.

78) Ebend., 401.

79) Ebend. II, 401.

80) Baillet, l. l.

81) Söltl, II, 402.

82) Theatrum Europ., V, 1105 (bei Söltl, II, 403, ist irrig S. 1145 angegeben).

83) A. a. O.

84) Auch Miß Benger (II, 382) neigt sich dieser Auffassung hin, zeigt aber, daß sie den wahren Hergang nicht kannte, indem sie nur von einem public affront spricht, den Epinay dem Prinzen zugefügt hätte.

85) So erzählt sogar noch Söltl II, 403, da er doch das Rechte aus dem Buche von Miß Benger ersehen konnte.

86) Miß Benger (II, 386) leugnet, von ihrer Ansicht der Sache aus, die Möglichkeit einer solchen Theilnahme der Prinzessin an dem Unglück ihres Bruders und sieht den Grund darin, daß Elisabeth durch ihre Entfernung die auf der Familie ruhende Last der Noth hätte erleichtern wollen.

87) Bromley, Royal letters, 109. Miß Benger versichert (II, 386), die Königin von Böhmen habe gelegentlich mit Elisabeth correspondirt, welche mit ihrer Schwester Luise einen regelmäßigen Briefwechsel unterhielt.

88) Oeuvres, IX, 397. J'ai reçu une très grande faveur de votre altesse, en ce qu'elle a voulu que j'apprisse par des lettres le succès de son voyage, et qu'elle est arrivée heureusement en un lieu où étant grandement estimée et chérie de ses proches, il me semble qu'elle a autant de bien qu'on peut souhaiter avec raison en cette vie etc.

89) X, 22. La satisfaction que j'apprends que votre altesse reçoit au lieu où elle est, fait que je n'ose souhaiter son retour, bien que j'aie beaucoup de peine à m'en émpêcher, principalement à cette heure que je me trouve à la Haye, et pour ce que je remarque par votre lettre du 21 fevrier qu'on ne vous doit point attendre ici avant la fin de l'été, je me propose de faire un voyage en France etc. Vgl. S. 40.

90) X, 57—59.

91) Im October 1648 war sie in Berlin, wie X, 165, ausdrücklich angemerkt ist. Im Frühjahr 1649 jedoch im Haag, wie aus des Descartes Briefe an E. (X, 303) deutlich hervorgeht.

92) Obschon die betreffenden Briefe (Oeuvres, IX, 396, 402. 406) an die Prinzessin Luise, nachmalige Aebtissin von Maubuisson, überschrieben sind, so verdient doch die schon oben angeführte Bemerkung des anonymen Chronologen der Briefe des D. (IX, 407) Beachtung, indem es hier heißt: Elle (l'abbesse de Maubuisson) m'a pourtant dit de vive voix, que les lettres qui lui sont adressées à elle dans ce 1[er] volume ne lui ont jamais été écrites, mais à sa soeur Sophie, qui se chargeoit volontiers de faire tenir à sa soeur Elisabeth et à M. Descartes les lettres qu'ils s'écrivoient l'un l'autre.

93) König, Berlin, II, 89. Baillet, II, 234.

94) Baillet l. c.

95) König, II.

96) Das erste Privilegium zum Buchhandel wurde 1659 ertheilt. König, II, 95. Beim Jahre 1661 heißt es daselbst S. 105: Auch lieferten die berlinischen Druckereien bereits verschiedene gelehrte Arbeiten ....

97) Büttinghausen, Beiträge zur pfälzischen Geschichte, II, 1. St., 1777, 51. Aus Sauerbrei's Dissertt. post. de foeminarum eruditione. Das Jahr ist nicht angegeben, die Zeit im Allgemeinen fällt vor 1650, nämlich vor den Abgang der Prinzessin von Berlin zu ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig, nach Heidelberg. Ueber Thomas von dem Knesebeck (geb. 1594, starb 1658) siehe Cosmar und Klaproth, Geschichte des kurbrandenburgischen Geheimen Staatsraths, 351. Im Geheimen Rath war Thomas v. d. K. seit 1645.

98) Descartes, IX, 400.

99) Baillet, II, 373.

100) Descartes stellte ihm seine Principia philosophiae zur Prüfung und Verbesserung seiner Fehler zu mit dem Zusatze: dont je ne puis espérer d'être averti par aucun autre si bien que par vous. Vom 15. Juni 1646. Oeuvres, X, 411.

101) Grauert, Christine, I, 179.

102) Ebend. I, 169.

103) Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, VIII, 192.

104) Oeuvres, X, 70. .... j'ai pensé qu'il faisoit peut-être scrupule d'en parler à la reine, pour ce qu'il ne sait pas si cela plairoit ou déplairoit à ceux qu'ils l'ont envoyé.

105) X, 59—64.

106) Oeuvres, X, 245, am Absatz.

107) Oeuvres, X, 165. J'ai reçu la dernière du 28. août (1648) — schreibt Descartes an Elisabeth — par laquelle j'apprends un procédé injurieux que j'admire, et je veux croire avec votre altesse, qu'il ne vient pas de la personne à qui l'on attribue etc.

108) Miss Benger, II, 414. Dieselbe Schriftstellerin versichert S. 439: Descartes habe außerdem bezweckt, der Prinzessin ein bleibendes Asyl bei Christinen zu verschaffen; aus den Briefen des erstern geht nichts davon hervor.

109) Oeuvres, X, 299.

110) Häusser, II, 580.

111) Oeuvres, X, 300.

112) Dieselbe Versicherung findet sich bereits in einem, ein Jahr ältern Briefe Descartes' an Elisabeth, X, 122. Il ne sauroit toutefois rien arriver qui puisse m'empêcher de preférer le bonheur de vivre au lieu où seroit votre altesse, si l'occasion s'en présentoit, à celui d'être dans ma propre patrie.

113) Söltl, II, 443. Ohne Grund nimmt dieser Schriftsteller jedoch einen Einfluß dieses Briefes von Descartes auf die Entschließungen Karl Ludwig's an, da dieser Brief, in welchem zugleich die Hinrichtung Karl's I. besprochen wird, in den Februar 1649 fällt, als Karl Ludwig den Frieden schon angenommen hatte.

114) X, 297.

115) Baillet, II, 368.

116) Er ist zugleich der letzte, der Zeit nach, in dem gesammten Briefwechsel Descartes'.

117) Baillet, II, 419—423, wo dieses Schreiben im Auszuge benutzt ist.

118) Ibid., 476. Aus diesem Grunde, ist hier hinzugefügt, habe Descartes sich nie darauf eingelassen, die Quadratur des Cirkels zu suchen.

119) Baillet, II, 526.

120) Ibid., 428 in marg.

121) Baillet, II, 515, citirt einen handschriftlichen Brief der Prinzessin an Chanut vom 13./23. September 1653.

122) Bei Baillet, II, 488. Vgl. Préface, XXVI.

123) Catteau-Calleville, Histoire de Christine, reine de Suède, I, 318.

124) Bromley, Royal letters, abgedruckt bei Miss Benger, II, 440. Miß Benger verbessert das vorhandene Datum des Briefes, indem sie statt 1665, der Wahrscheinlichkeit nach, das Jahr 1652 setzen möchte. Man darf das Datum aber noch wenigstens zwei Jahre früher ansetzen; denn es ist gleich zu Anfang die Rede von dem Testamente Katharinens von Brandenburg, welche mit Bethlen Gabor, Fürsten von Siebenbürgen, vermählt war und im August 1649 starb. (Hübner's Tabellen No. 178.) In diesem Briefe wird aber von ihr als einer kürzlich Gestorbenen gesprochen. Vereinzelt übrigens, wie dieser Brief dasteht, bleiben mehre Beziehungen darin, aus den Familienverhältnissen der Geschwister, unverständlich und daher ohne Interesse. So viel spricht sich deutlich darin aus, daß Karl Ludwig, welcher hier mit Anspielung auf seinen misanthropischen Charakter Timon genannt wird, der Saumseligkeit in Erfüllung seiner Pflichten als Gläubiger seiner Schwester beschuldigt wird. Sonst weiß man aus dem westfälischen Friedensschlusse, daß Ferdinand III. jeder der Prinzessinnen und Schwestern des Kurfürsten von der Pfalz eine Aussteuer von 10,000 Reichsthalern versprochen hatte, zu deren Entrichtung es bei Elisabeth nicht kommen sollte, da sie unverheirathet blieb. (Versuch einer Geschichte des Lebens und der Regierung Karl Ludwig's, Kurfürsten von der Pfalz, 55.)

125) Baillet, II, 357.

126) Siehe Joachimi Jungii epistola de Cartesii philosophia (Hamburgi d. 23. Martii 1655) in meiner Abhandlung: De Joach. Jungio (Breslau 1846).

127) Johann Heinrich Hottinger, der Orientalist des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der orientalischen Lite-

ratur in der Schweiz, von Hirzel; in Winer und Engelhardt's Neues kritisches Journal der theol. Lit., II, 1824, 3—10.

128) In dem zehn Jahre später dem gelehrten Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel, dem Begründer der berühmten Bibliothek zu Wolfenbüttel, gewidmeten Speculum Tigurinum (1665) bezieht sich Hottinger auf den von der Prinzessin Elisabeth dem Herzoge reichlich gespendeten Beifall: testis bibliotheca — testis accuratissimus locupletissimae bibliothecae catalogus, quem Augusti augustissima manu conscriptum Elisabetha Palatina prolixe commendavit. (Büttinghausen, II, 1, 49.)

129) Häusser, II, 514.

130) Kazner, Luise, Raugräfin zu Pfalz.

131) Baillet, II, l. l. Miss Benger, II, 440.

132) Söltl, II, 456.

133) Von ihr wird künftig ein Aufsatz: „Maria Eleonora von Brandenburg" eine besondere Schilderung versuchen.

134) Opera Cocceji, Anecdota, II, 816.

135) Vgl. besonders die Einleitung in Schweizer's Glaubenslehre der evangelisch-reformirten Kirche, I.

136) Coccejus sagt an einem Orte: multum pietati officiunt quaestiones stultae quae ad pietatem nihil faciunt. Schweizer a. a. O., 104.

137) Schweizer a. a. O.

138) Voetius und sein Anhang wollten für große Vertheidiger des Hauses Oranien gelten, und ließen sich öfter zu jener Zeit scharf gegen die damalige Regierung aus; Coccejus dagegen prägte seinen Schülern ein, daß sie Hochachtung gegen die Landesregierung haben und auf der Kanzel nicht über politische Angelegenheiten eifern müßten. So kam es, daß die Staaten von Holland und Westfriesland die Schüler des Coccejus gegen Voetius und seinen Anhang in Schutz nahmen. (Simons, Johann de Witt und seine Zeit, deutsch von Neumann, I, 143.)

139) Tennemann, Geschichte der Philosophie, X, 295.

140) Cocceji, opera, II, 649—651.

141) Sed sapiens et vera cogitatio, steht gedruckt, was keinen Sinn gibt. Der Zusammenhang lehrt, daß man für sed: sit lesen müsse.

142) Handschriftliche Mittheilung vom Herrn Bürgermeister Rose in Herford.

143) Baillet, II, 235. Miss Benger, II, 440, mit dem Zusatze, daß Elisabeth ihrer Schwägerin zu der Flucht geholfen habe.

144) v. Rommel, Neuere Geschichte von Hessen, II.

145) Teuthorn, Geschichte der Hessen, X, 330.

146) Hering, Geschichte der Unionsversuche, II, 124.

147) Nähere Beschreibung der bei der Inthronisation einer Aebtissin von Herford ehedem üblichen Ceremonien und Feier ließt man in Moser's Deutsches Staatsrecht, II, 104, zu den Jahren 1689 und 1729.

Geschichte der Bildung des Deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse.

Aus gedruckten und ungedruckten Quellen

von

Adolf Friedrich Heinrich Schaumann.

Bei dieser zum Theil aus ungedruckten Quellen gezogenen Abhandlung hat sich der Verfasser streng an das Thema gehalten und nur darzustellen gesucht, wie die Gesammtverfassung von 1815 für Deutschland nach und nach zu Stande gekommen ist. Er hat daher weder eine Kritik der Bundesacte, die er als bekannt voraussetzt, liefern wollen, noch eine Geschichte der territorialen Bildung der einzelnen Bundesstaaten. Noch weniger aber hat er sich bei einer allgemeinen Geschichte des Wiener Congresses und seiner Persönlichkeiten aufgehalten; hier geben die Arbeiten von Varnhagen von Ense und des Grafen von Nostitz überreiches Material. Dahingegen lag es zu nahe, bei einigen Hauptpunkten unsers deutschen Verfassungswerkes Vergleichungen anzustellen zwischen Dem, was 1815, und Dem, was 1848 und 1849 geschehen ist. So verschieden auch die Zeiten sein mögen, die Sache selbst, welche man vornahm, war dieselbe, und so drängte sich auch von selbst ein nicht ganz wegzuweisender Parallelismus auf.

I.

Einer großen Nation, der deutschen, ist vom Geschicke das Herz Europas zum Wohnsitz angewiesen. Aus verschiedenen fast unzählbaren einzelnen Stämmen bestehend, konnte sie nur durch diese die Besitzergreifung davon ausführen. Viele derselben sind ganz untergegangen, wenigstens dem Auge der scharfsinnigsten Forscher entschwunden; diejenigen, deren Geschichte sich seit 1900 Jahren ununterbrochen verfolgen läßt, haben ihr neues Vaterland nicht alle zu gleicher Zeit und auch nicht so betreten, daß sie von einem Punkte aus in dasselbe eindrangen. Dieser Umstand blieb nicht ohne die wichtigsten Folgen. Wir wollen die, daß die Grenzen Deutschlands Jahrhunderte hindurch allenthalben unbestimmt und schwankend blieben, wo sie nicht durch die Natur geboten oder durch andere mächtige Reiche, auf welche die Einwanderer stießen, geregelt wurden, nicht besonders hoch anschlagen. Folgenreicher für die innere Entwickelung der Deutschen war, daß jene Stämme ihre Ansiedelungen mitunter ausführten, ohne daß die entfernter wohnenden nur etwas davon gewahr wurden, und daß somit jeder derselben nur seine eigene und keine allgemeine deutsche Geschichte kannte. Die staatlichen Ein-

richtungen erfolgten ebenso für jeden Stamm abgesondert, wie es Zeit und örtlichen Umständen am angemessensten war; und wenn auch die Eigenthümlichkeit einer gemeinschaftlichen Nationalität allen jenen Einrichtungen eine allgemein durchgehende Färbung gab, so waren doch der Verschiedenheiten wiederum so viele, daß die Specialgeschichte nicht einmal hinzuzukommen brauchte, um den vollständigen Beweis zu führen: es ist von Anfang an kein einiges Volksbewußtsein vorhanden gewesen, ein allgemeines centralisirtes Deutschland zu gründen.

In demselben Geiste entwickelten sich im Innern die getrennten deutschen Stämme, ein jeder für sich. Der Uebergang von der ersten Verfassungsstufe, wo eine allgemeine Volksversammlung die alleinige Leitung aller Staatsangelegenheiten besorgte, bis zur zweiten, wo man einem Einzelnen, meist König genannt, einen größern Einfluß zugestand, erfolgte nicht allenthalben in Deutschland zu gleicher Zeit. Mehr als acht Jahrhunderte gehörten vielmehr dazu, um in dieser Beziehung nach und nach nur einigermaßen Uebereinstimmung in die äußern Staatsformen, die bei den einzelnen Stämmen bestanden, zu bringen. Ganz ebenso bei dem noch mehr verschlungenen Chaos der einzelnen innern Staatsverhältnisse.

Nur eine gewaltsame Eroberung, die Karl's des Großen, konnte einmal die sämmtlichen deutschen Stämme als ein Ganzes unter einem Scepter vereinigen. Allein hier mit keltischen und slawischen Elementen zusammengefügt, trennte sich die deutsche Nationalität nicht allein von letztern alsbald wieder, sondern setzte diesen Trennungsproceß auch unter sich weiter fort. Es gibt große,

fortlaufende Erscheinungen in der Geschichte der Völker, deren Motive weder in Zufällen, noch in feinen politischen Berechnungen Einzelner, sondern allein in der psychologischen Natur des Menschen überhaupt gesucht werden müssen. Nichts haßt dieser mehr als Zwang, auch wenn sein eigenes Heil dadurch bedingt würde. Stände kein zusammentreibender Karl am Anfang der Geschichte des deutschen Reichs, so berichtete diese vielleicht ein fortgesetztes Streben der einzelnen Stämme zur Annäherung und Vereinigung, sowie die natürliche Verwandtschaft derselben es zu gebieten scheint. Mit Gewalt zur Vereinigung gezwungen, ging dagegen ihr Streben ununterbrochen darauf, die ihnen aufgedrungene Einheit wieder zu lösen, und in mehr als dreißig Generationen erbten Kinder und Enkel diese Stimmung von ihren Vätern. Es begann sofort im Innern wieder das ursprünglich eigenthümliche Naturleben der Deutschen: Sucht, sich nach Stämmen, welche das Volk gebildet, weiter zu entwickeln, gleichwie eine von der Natur in den Menschen gelegte Eigenthümlichkeit, die, sich schon im Treiben des Kindes deutlich ausgesprochen, in jeder Lage des Lebens mehr oder weniger hervortreten wird, auch wenn sie eine Zeit lang unterdrückt war. Einheit der Karolingischen Verfassung war für Deutschland nicht aufrecht zu erhalten. Zwar that damals, wie neuerdings Gfrörer richtig bemerkt hat, die Kirche was in ihren Kräften stand, um das gänzliche Auseinanderfallen unsers Vaterlandes in ebenso viele Stämme als die waren, aus denen es entstanden, zu verhindern. Allein sie that es nur in eigenem Interesse, um mit einer einigen großen Nation, die unter Einem Regenten stand, der vom Papste

wieder abhängig war, diesem leichter große Erfolge erkämpfen zu können. Als später kräftigere Kaiser für die deutsche Nation eine politische Einheit zu begründen suchten, um,, auf die daraus zu entwickelnde Kraft gestützt, den weltlichen Staat Deutschland unabhängig von der Kirche zu machen, da war es wieder diese sogleich, welche am meisten darauf hinarbeitete, die Zersplitterung Deutschlands in Stämme mit unabhängigen Vorstehern zu befördern, damit die Macht des deutschen Kaisers, des einzigen weltlichen Nebenbuhlers des Stellvertreters St.-Peter's, auf ewig in ihren Grundfesten gebrochen sei. Der Plan mußte vollkommen gelingen. Wie konnte es auch anders sein? War er doch auf die innerste Natur des deutschen Volkes gegründet, was damals den Ruf: sich nicht in einem concentrirten Staate, sondern nach den ursprünglichen Stämmen zu entwickeln, wie einen Ruf zur Freiheit ansah. Die Nationalherzogthümer stellten sich immer fester heraus und vertraten die Stämme dem Ganzen gegenüber; aber in letztern wieder (ein Spiegelbild des Ganzen) trieben vom Stamme aus nochmals nach allen Seiten Zweige und Aeste. Geistliche Fürstenthümer schienen auf immer die Vereinigung zu einem einigen weltlichen Staate zu hindern. Das Heilige römische Reich deutscher Nation und sein Kaiser zeigten sich von da an oft als Caricaturen von Dem, was sie eigentlich hätten sein sollen. Wenn Kaiser, wie Rudolf von Habsburg, zuweilen weiter strebten, so mußten sie bald bei einer gewissen Grenze, die zu überschreiten unmöglich war, einhalten.

Die Reformation furchte die Grenzen der getrennten Theile nur noch tiefer aus und zog weitere neuere Ab-

sonderungslinien. Zwar ward manche Stimme laut, die kirchliche Bewegung auch für eine politische Reformation Deutschlands zu benutzen. Männer wie Sickingen und Hutten sprachen namentlich dafür; schon vor ihnen hatte Berthold von Henneberg in seiner Stellung als Erzbischof von Mainz großartige, aber zugleich auch wahrhaft praktische Pläne für die größere Einigung unsers Vaterlandes vorgelegt; Karl V. ward im Anfange von Luther's Wirksamkeit gerathen, die neue Lehre insoweit zu begünstigen und sich ihr zugethan zu erklären, als damit Deutschlands Abhängigkeit von Rom für alle Zeiten zu brechen sei. Mercurin Arborio Gattinara zeigte demselben Kaiser, wie er sich nur an die Spitze der allenthalben ausgebrochenen Bauernaufstände zu stellen brauche, um mit solcher Hülfe alle Fürsten zu entfernen und ein einiges deutsches Reich unter seinem Scepter zu gründen. Allein nichts der Art konnte zur Ausführung kommen; der Dreißigjährige Krieg mit seinem Schlußacte des Westfälischen Friedens heiligte die Trennung durch das Staatsrecht, die Itio in partes ging von da ab nicht allein auf Kirchenangelegenheiten, sondern kreuz und quer bei allen Fragen, und der bald folgende ewige Reichstag ward das wahre Symbol der enthüllten deutschen Uneinigkeit.

Von nun an ward es auch Regel, daß sich fremde Mächte ständig in die innern deutschen Angelegenheiten mischten. Man suchte sich Bundesgenossen unter den deutschen Fürsten, und wir hören in den Reichstagsverhandlungen öfter den Grundsatz ausgesprochen: man bedaure, Anfoderungen, welche das Gemeinwohl Deutschlands stellte, nicht erfüllen zu können, weil Verpflichtungen gegen fremde Monarchen dieses nicht erlaubten. Das

letztere sahen manche deutsche Fürsten als ihre heiligere Pflicht an.

Natürlich mußte ein also entwickeltes Staatsleben rasch seinem Ende entgegengehen. Die Zeitalter Ludwig's XIV. und Friedrich's des Großen bereiteten Das vollständig vor, was die Zeit der französischen Revolution nur vollendete. Der eine jener Monarchen hatte zuvor das Ansehen des deutschen Kaisers nach außen, der andere dessen Stellung nach innen vernichtet. Die moralische Scheu vor alten heiligen und ehrwürdigen Gesetzen, ohne die kein Gemeinwesen bestehen kann, war dahin, seit es kund geworden, daß der Wille sie zu brechen, wenn er nur von der gehörigen Macht unterstützt werde und einen Erfolg erzwingen könne, nicht zur Strafe, sondern zu Ehre und Ansehen führe. Dieses war der Todesstoß des Deutschen Reichs. Alles bekam Lust, in Friedrich's Fußtapfen zu treten. Die Verhandlungen zu Rastadt und der Reichsdeputationshauptschluß hoben mit einem Schlage alle geistlichen Gebiete auf, die nach Gunst und Gaben unter andere deutsche Fürsten vertheilt wurden. Aber diese Reducirung der Vielgetheiltheit unsers Vaterlandes, welche unter andern Umständen ein Schritt zu dessen Einheit hätte werden können, ward jetzt nur ein rascherer Schritt zur Spaltung und zum Untergange. Nicht allein, daß in den Frieden von Basel und Campo Formio die beiden größten Mächte Deutschlands, Oestreich und Preußen, in alter Eifersucht befangen, sich gegenseitig hämisch zu schaden suchten, sondern es geschah auch viel mehr noch; denn sie begnügten sich nicht mit der indirecten Schwächung, die sie Deutschland durch ein solches Verfahren zufügten, sie verriethen es vielmehr noch obendrein in ge-

heimen Artikeln ganz direct an Frankreich. In Folge davon fand gegen alles menschliche und göttliche Recht eine förmliche Beraubung der eigenen deutschen Brüder statt, die natürlich den letzten Rest von Gemeinsinn und gegenseitigem Zutrauen völlig vernichtete. Denn nicht die centralisirenden äußern Formen und Einrichtungen sind es, von denen im Innern eine segensvolle Einheit abhängt; nie wird man zu dieser gelangen, wenn der Geist des Rechts der Form mangelt; fehlt dieser, so bleibt auch die beste nur eine ewig drückende und ins Fleisch fressende Fessel.

Nachdem das Princip der Beraubung unter rechtlichen Formen einmal ausgesprochen war, war das Nebeneinanderbestehen der Staaten in Deutschland für alle Zeiten gefährdet. Niemand verhehlte sich seine Lage, und diejenigen, an die nach neuen Verwickelungen unfehlbar zunächst die Reihe kommen mußte, mit ihrem Gut Größere wegen ihrer schlechten Politik und verfehlten Pläne schadlos zu halten, wurden durch den ganz natürlichen Trieb der Selbsterhaltung, den ersten und unwiderstehlichsten aller Triebe, vermocht, bei Frankreich den Schutz zu suchen, den man im Innern Deutschlands bei dem Bruder, der zum Räuber geworden war, nicht mehr fand. Schon hatte Napoleon am 19. März 1806 zu München den drei Staaten: Baiern, Würtemberg und Baden einen Staatsvertrag, in 49 Artikeln bestehend, anbieten lassen und darin seinen Schutz gegen die deutschen Großmächte zugesagt. Würtemberg widersprach damals noch; als aber die politischen Verhältnisse immer gefahrdrohender wurden, da entstand der Rheinische Bund.

Seien wir ehrlich und offen und beichten unnachsicht-

lich unsere Fehler; denn nur wenn wir sie vollkommen erkennen und ihre ganze Schwere fühlen, werden wir sicher sein, nicht zum zweiten mal in sie zu verfallen. Weniger Napoleon's Gewalt oder die Ueberredungskunst Talleyrand's und seine ränkevolle Politik waren es, welche Deutsche zu einem Schritte, wie der Rheinbund war, bestimmen konnten. Nur eine Handlungsweise, wie der minder Mächtige sie zu Rastadt und Regensburg, oder wie sie Sachsen vor Ausbruch des Krieges von 1806 erfahren hatte, machte so etwas möglich. Hier haben wir den stärkern Grund jener schmählichen und unglückbringenden Verbindung zu suchen. Niemand wird Verräther an Haus und Familie, so lange es ihm dort wohl ist; erst wenn er hier mit Füßen getreten wird, greift der Mensch, der sich nicht anders zu helfen weiß, in Verzweiflung zum Aeußersten.

Nach solchen Thaten blieb dem Kaiser der Deutschen, Franz II., nichts Anderes übrig, als der Letzte in der Reihe seiner Vorgänger zu werden und sich dieser Würde, die gar nichts mehr bedeutete, nachdem die deutschen Fürsten sie selbst vernichtet hatten, freiwillig zu entkleiden. Die deutsche Einheit, die freilich nie der Sache nach vollkommen bestanden, verlor damit nun auch die äußere repräsentirende Form, welche sich dafür im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet hatte und die wenigstens den Stoff, wenn er einmal hätte fügsamer werden wollen, immer wieder aufnehmen konnte.

Sieben unglückliche Jahre folgten, unglücklicher wie die, welche über das alte Aegypten heraufzogen, und doch war es ein Glück, daß wir sie durchmachen mußten. Denn nur ein Beweis, wie sie ihn brachten (die Frieden

von Tilsit und Wien, das Königreich Westfalen und die Aufopferung der Söhne Deutschlands für französische Zwecke in Spanien und Rußland bilden die wahren Schlußglieder desselben), konnte zu der lebendigen Ueberzeugung führen, daß in Deutschland Alle, Große und Kleine, sich gegeneinander vergangen hatten, und daß man bei einer Politik, wie die bisherige, auf dem besten Wege war, um sich völlig aufzureiben. Nur die entgegengesetzte, die des Zusammenhaltens, konnte zum Heile führen. Es zwang nun eine Nothwendigkeit dazu, diese Politik zu befolgen, und es ist die große Frage, ob man sich jemals im Glücke freiwillig dazu verstanden haben würde. Aber die politischen Erscheinungen beeilen sich nicht immer, frommen Wünschen ebenso schnell zu folgen wie der Mensch diese faßt. Die Einheit Deutschlands war nicht so schnell geschaffen als deren Nutzen eingesehen. Der Eigennutz, der bei dem Ringen nach jenem schönen Ziele nicht auszuschließen war, wollte sich als Kampfpreis nicht allein mit einer Bürgerkrone oder einem Lorberzweige begnügen. Der Gewinn sollte auch reellerer Natur sein. So konnte man nur langsam zum Ziele gelangen.

Vorerst galt es, die Uebermacht Frankreichs, die zum großen Theile auf der Zersplitterung Deutschlands beruhte, zu brechen. Es waren Vorbereitungen dazu im Stillen getroffen; nach dem Ausgange des russischen Krieges traten sie ins Leben. Preußen beschritt im Vereine mit Rußland den Kampfplatz gegen Frankreich. In der Proclamation von Kalisch am 25. März 1814 ward bereits der Rheinbund für aufgehoben erklärt, und an alle Deutsche erging der Ruf, sich zur Freiheit zu erheben.

Man wird eine Reihe der folgenden Ereignisse entweder ganz falsch oder sehr ungerecht beurtheilen, so lange man sich nicht über den Geist dieser und ähnlicher Proclamationen vollkommen klare Rechenschaft gibt.

Die Restitution der allgemeinen deutschen Sache fiel damals zum Glück — denn sonst wäre sie wol noch länger verzögert — mehr oder weniger mit dem Interesse einzelner Dynastien in Deutschland zusammen. Diese waren es, welche die Initiative ergriffen. Sie dachten aber zunächst auch nur an sich, und wenn sie in Aufrufen sich auf das Ganze zu stützen schienen, und indem sie dessen Bundesgenossenschaft verlangten, nur für dieses arbeiten zu wollen vorgaben: so hatte dies, in derbe Prosa übersetzt, keinen andern Sinn als etwa den: wir wünschen so viele verbündete Kräfte als möglich auf unserer Seite zu haben, namentlich wenn wir solche unserm Feinde direct entziehen; wir sind auch gern bereit, demnächst ein Ganzes zu bilden, vorausgesetzt jedoch, daß wir in Beziehung auf alle Anfoderungen, die wir als Einzelne in unserm Interesse zu machen uns vorgenommen haben, zuvor befriedigt sind. Mit einer festen, im Voraus ausgebildeten Ansicht, für welche Gestalt des Ganzen man kämpfen wolle, ist damals keine Dynastie in den Kampf gegangen. Dem Ganzen sollte der zur Zeit noch unbestimmbare Rest entsprechen, der nach Abzug der einzelnen Ansprüche übrig blieb [1]). Der größte Theil der Aufgerufenen aber nahm den Inhalt jener Proclamationen von Anfang an mehr nach den Worten. Indem sie dazu bestimmt waren, statt der alten geworbenen Heere den Befreiungskampf durchzufechten, gingen sie in denselben mit einer des Sieges gewissen Begeiste-

rung, von der die deutsche Geschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Aber diese Begeisterung beruhte auch meist auf dem Gefühle: es gilt endlich einer großen allgemeinen Sache der Deutschen. Im Volke dachte man vorerst weniger an die Stamm-, Landes- oder Dynastieninteressen, es hatte von Anfang an mehr das Ganze im Auge und bildete sich für dessen künftige Gestaltung Ansichten, die freilich zuerst ganz unbestimmt und dunkel waren und zunächst nur auf die wirkliche Befreiung von der Herrschaft der Franzosen gingen. Es sah, um es im Allgemeinen auszudrücken, bei dem künftigen Geschicke unsers Vaterlandes umgekehrt die Staaten in dem Ganzen mehr als Untergeordnetes an, dem nur so viele Rechte zukommen konnten, als jenes nicht im voraus für sich in Anspruch nahm. Aber die Verschiedenheit der menschlichen Wünsche und Ansichten zeigte sich dabei alsogleich, sobald man nur über das Allgemeinste hinausging und irgend einen Gegenstand der künftigen Gestaltung unsers Vaterlandes näher in das Auge faßte. Der Eine hatte im Geiste sich dafür Dies, der Andere Jenes ausgedacht, und als man nun gar nach der Befreiung erfahren mußte, daß auch um ganz andere Tendenzen gekämpft sein sollte als die waren, die sich das Volk als die alleinigen vorgestellt, da entstand Misstimmung nach allen Seiten. Die Dynastien konnten die Macht, welcher sie allein ihre Restitution verdankten, nicht ganz zurückdrängen; die letztere umgekehrt konnte die Dynastien, welche die Initiative ergriffen und die Leitung der Ereignisse in Händen hatten, mit ihren Ansprüchen auch nicht als nicht vorhanden ansehen; — nun ging es an ein Transigiren. Aus solchen Vermittelungen entstehen in der Regel Zwit-

tergeburten mit unbestimmten Formen, keine ausgeprägten Gestalten, auf welche die festen Regeln und Gesetze der Natur und Vernunft anwendbar sind. Ja, man scheute selbst mitunter diesen an sich schon schlimmen Weg und versuchte eine geheime und künstliche Uebervortheilung, indem man Versprechungen für Wirkliches gab. Darum entstand nun auch für die neue deutsche Allgemeinheit zum Theil ein solches Wesen, wie es in der Art vielleicht Keiner vorausgesehen hatte. Bei dieser Täuschung war allgemeine Unzufriedenheit unvermeidlich, und so stellte sich endlich in der öffentlichen Meinung die Ansicht ganz fest: daß die Resultate der Befreiungskriege die Hoffnungen und Erwartungen der deutschen Nation nur in sehr geringem Maße erfüllt hätten.

Die folgende Darstellung wird oft auf dieses Sachverhältniß zurückkommen müssen, darum sei zu dessen sicherer Erweisung vorerst noch Folgendes hinzugefügt:

Als Preußen 1813 Vorkämpfer in dem Befreiungskampfe war, da hatte es bekanntlich Rußland zum Bundesgenossen. Eigene Restituirung war stets Haupttendenz des Kriegs, und Aufhebung und Trennung der damaligen politischen Verhältnisse nur Mittel, um jenen Zweck leichter erreichen zu können. Mit einem festen Plane, welche neue politische Grundlage der Kampf Deutschland im Allgemeinen geben sollte, konnte diesen die preußische Politik auch nicht eröffnen [2]). Denn noch wußte man ja nicht, wie die Rheinbündischen sich stellen würden; noch war über die Parteinahme Oestreichs gar nichts entschieden; noch konnten auch nicht die Ansprüche gegen Sachsen gehegt werden, denn dessen Handlungsweise, auf welche hin allein man diese später und selbst

dann nur sehr illusorisch begründen konnte,' lag damals auch noch als nicht vorherzusehen im Schooße der Zukunft; und daß Preußen endlich auch nicht einmal das alte Verhältniß in Deutschland nur vorerst wiederherzustellen, sondern einen vergrößerten preußischen Staat im Auge hatte, geht klar aus dem geheimen Artikel des Vertrags von Kalisch hervor, in welchem es sich russische Hülfe zusagen ließ, um im nördlichen Deutschland Eroberungen zu machen. Damit ist nicht die Wiedereroberung verlorener Provinzen gemeint, denn die Eroberung ward noch außer der Restitution bedungen [3]). Dachte man damals zunächst an Holstein und Mecklenburg mit Lübeck, oder an eine mit Friesland zusammenhängende Vergrößerung Westfalens?

Erst im Laufe der Ereignisse und ganz diesem Laufe gemäß entstand aus mannichfach sich reibenden Einzelansprüchen, gleichsam wie ein Niederschlag, eine Basis, die dem künftigen Ganzen zur neuen Unterlage ward. Bei den Unterhandlungen der Cabinete miteinander gewann die Idee eines künftigen zusammengehörenden Deutschlands fast am meisten dadurch Kraft und Gestalt: daß man die auf ein solches zu nehmenden Rücksichten vorschob und specificirte, um zu weit gehende Ansprüche Einzelner, die den Nachbarn nicht recht waren, mit gutem Grunde zurückweisen zu können. War ein solches Motiv aber einmal ausgesprochen, so mußte man schon später einmal wieder auf dasselbe zurückkommen!

Ueberaus wichtig in dieser Hinsicht für das künftige Schicksal der innern deutschen Zustände wurden die Unterhandlungen, welche man schon im Anfange des Jahres

1813 mit Oestreich über seinen Zutritt zu dem Bunde gegen Napoleon eröffnete und während des großen Waffenstillstandes dann fortsetzte. Hier, indem man sich gegenseitig aussprach und verständigte, gewannen einseitige, unbestimmte Ideen, die man sich über ein als Ganzes betrachtetes Deutschland machte, zum ersten male bestimmtere Formen, und wenn auch diese später noch öfter wechselten, so hatte man wenigstens die Nothwendigkeit erkannt, daß eine Entscheidung über die Einzelansprüche von einer Entscheidung über das Schicksal des Ganzen nicht wohl getrennt werden könne, vielmehr damit Hand in Hand gehen müsse. Jene Unterhandlungen aber werden nicht allein aus dem Inhalte der beiden Allianztractate Oestreichs mit Preußen und Rußland, am 9. September 1813 zu Teplitz bald nach dem vergeblichen Congreß zu Prag abgeschlossen, ersehen. Die gegenseitigen Verständigungen und Zusagen wurden theils dem Papier gar nicht anvertraut, theils wurden sie als geheime Documente der Oeffentlichkeit nicht übergeben. Oestreich und Preußen garantirten sich damals öffentlich nur ihre Länder in dem Umfange, wie er um das Jahr 1805 gewesen war; ebenso ward die Aufhebung des Rheinbundes und die Unabhängigkeit der kleinen deutschen Staaten ausgesprochen. Aber Preußen fürchtete für seine Stellung und seinen Einfluß in Deutschland, wenn Oestreich durch die Wiederherstellung der Kaiserwürde ein staatsrechtliches Uebergewicht erhielte, und wollte für ein solches nicht streiten. Es ließ sich durch die feste Zusicherung beruhigen, daß die Regenerirung Deutschlands nicht in Form des alten Kaiserthums mit den Ansprüchen Oestreichs darauf geschehen solle [4]). Dahingegen ging von letzterm

ein anderer Vorschlag aus, um die gegenseitigen Anstrengungen, die auf ein Principat in Deutschland gemacht waren, für die Folge mit dem Nebenbuhler Preußen friedlich auszugleichen. Bei der ausgesprochenen Souverainetät der deutschen Fürsten blieb für Deutschland nur eine föderative Verfassung übrig; aber man dachte in ihr zwei föderative Systeme zu scheiden, ein norddeutsches mit Preußen, und ein süddeutsches mit Oestreich an der Spitze, beide durch die Linie des Main getrennt. Damals war Preußen um so mehr bereit, darauf einzugehen, als so manche Versuche der preußischen Politik in der neuern Zeit ein ganz gleiches Resultat bezweckten. Ich erinnere nur an den Fürstenbund, an den Vertrag über die Demarcationslinie und die freilich nur annäherungsweise hierher zu ziehenden Unterhandlungen von 1806, die auch einen preußischen Bundesstaat gründen wollten, um dem Rheinbunde entgegenzuarbeiten. Wie Oestreich ebenso stets in Süddeutschland seinen Einfluß zu heben suchte, indem es oft mit Gewalt — wie 1805 — zur Bundesgenossenschaft zwang, ist zu bekannt. Man muß 1813 in Besprechung einer solchen dem künftigen Staatensystem Deutschlands zu gebenden Grundlage schon ziemlich weit gekommen sein, das erhellt aus Folgendem: Baiern eröffnete seine Unterhandlungen über seinen Rücktritt vom Rheinbunde zuerst mit Preußen. Man hätte meinen sollen, eine solche Absicht des mächtigsten Mitgliedes jener Coalition, die tonangebend für die übrigen Mitglieder werden mußte, sei schnell, damit sie nicht wankend werde, mit beiden Händen ergriffen und festgehalten [5]). Allein nichts der Art geschah. Baiern ward vielmehr an Oestreich — seinen alten Feind — gewiesen,

weil dieses in Folge einer Uebereinkunft unter den großen Mächten es übernommen habe, mit den süddeutschen Staaten ähnliche Abkommen zu treffen. So ward der Vertrag von Ried am 8. October 1813 geschlossen, in seinem Inhalte der Mit- und Nachwelt so unerklärlich, daß sie wunderliche, im Hintergrunde liegende Dinge dabei vermuthet hat. Ein Staat, welcher in diesem Vertrage der gemeinsamen Sache nur Vortheile gewährt, muß dafür schwer zahlen, und zwar zum reinen Vortheile Oestreichs, nicht Deutschlands. Allein die folgenden Ereignisse veränderten auch solche vorläufige Plane noch vielfach.

Es war nämlich schon gegen die Mitte des Jahres 1813 durch die Art der diplomatischen Verhandlungen eine Unmöglichkeit geworden, die künftigen Angelegenheiten Deutschlands allein unter Deutschen als eine nur diese angehende Sache zu verhandeln. Das war ein ungeheures Unglück, vielleicht auch ein Mangel an Voraussicht zunächst von Seiten Preußens, indem es sich nicht schon in der zu Kalisch mit Rußland getroffenen Uebereinkunft vorbehielt, daß Deutschland in seinen Grenzen über seine demnächstige neue Gestaltung freie Hand behalte. Der Fehler ward fortgesetzt in dem zu Reichenbach am 15. Juni mit England geschlossenen Bündnisse, und dann von Oestreich bei seinem Beitritte zur Coalition gegen Napoleon. Allenthalben war als Zweck der Verbindung der großen Mächte Herstellung des „europäischen Gleichgewichts", dieses so oft schon vorgeschobenen Phantoms, genannt, was durch die Uebermacht Frankreichs aufgehoben sei. Zu dieser Uebermacht zählte damals fast die Hälfte von Deutschland. Alle Contrahenten hatten aber

jenen Verträgen nach das Recht: mit zu bestimmen, wie demnächst auch mit diesem Stücke, da es nicht speciell ausgenommen war, dem allgemeinen letzten Zwecke des Bundes gemäß, verfahren werden sollte. Dieses Verhältniß ward dann später nochmals anerkannt und legalisirt im Vertrage zu Chaumont am 1. März 1814. Möglich ist allerdings auch, daß die Foderung, die deutschen Angelegenheiten selbständig zu ordnen, zwar erhoben, aber gegen die übrigen Großmächte nicht durchzusetzen war.

Es ward also zunächst zur Privatsache der Mächte Rußland, England, Oestreich und Preußen gemacht, wie sie durch ihre Stellung künftig nach Trennung des Napoleonischen Staatensystems und Vertheilung der losgerissenen Stücke jenes europäische Gleichgewicht herzustellen gedachten, und Napoleon charakterisirte in seiner berühmten Unterredung mit dem Fürsten Metternich zu Dresden jenes Verhältniß, freilich wol mit einigen zu scharfen Uebertreibungen, vollkommen dem Geiste nach richtig mit den Worten: „Ich weiß wohl, was man will; Rußland will Warschau, Oestreich Italien, Preußen Sachsen, und England Holland oder die Niederlande.“ Genug, bei dem durch jene Worte vorläufig entworfenen künftigen Staatensystem war einem Deutschland als Ganzen kein selbständiger und berechtigter Platz vorbehalten, sein Schicksal konnte also auch erst aus dem Rechte folgen, welches jene vier Hauptmächte, nachdem sie sich selbst bedacht, dafür übrig lassen wollten; dabei wurde dann natürlich die eine Macht von der andern controlirt und bedurfte erst die Zustimmung derselben. Alle frühern Separatbestimmungen über Deutschland unter Deutschen waren daher vorerst ganz unnütz und muß-

ten vergessen werden. Später kam noch durch ein ganz sonderbares Sachverhältniß Frankreich im ersten Frieden von Paris seit dem 30. Mai 1814 mit zu den über Deutschland zu Gericht sitzenden Mächten. Denn jener Friede ward weniger mit dem besiegten Napoleonischen Frankreich abgeschlossen, als vielmehr mit einem nun zum Range einer verbündeten Macht erhobenen Staate, der, unter den Bourbons stehend, ganz die Absichten der Verbündeten über das künftige Staatensystem Europas theilte und mit ihnen künftig Hand in Hand zu gehen versprach[6]). Man rede also in Zukunft nicht mehr von dem in Wien begangenen Fehler, die deutschen und europäischen Angelegenheiten nicht gehörig getrennt gehalten zu haben. Das war damals ganz unmöglich. Der Fehler war viel früher begangen.

Wir übergehen natürlich die rein kriegerischen Ereignisse der Jahre 1813 und 1814. Der gebietende Einfluß Frankreichs auf Deutschland ward durch die Schlacht von Leipzig für immer gebrochen. Der Rheinbund löste sich vollkommen auf; aber die alten Verhältnisse in Deutschland vor dessen Bildung wurden in alter Form auch nicht wieder hergestellt. Diesem trat das europäische Bündniß entgegen und foderte gebieterisch seinen Theil des Richteramts über das Schicksal unsers Vaterlandes, und dies Amt ward vorerst ein bleibendes.

Am 21. October 1813 ward eine vorläufige Centralverwaltung[7]) für alle die deutschen Länder eingesetzt, welche nicht den Mitgliedern des europäischen Bundes angehörten, bis demnächst über ihr Schicksal bestimmt sei. Hier zeigte sich schon vollkommen das Verhältniß Deutschlands zu dem künftigen Europa, wovon die Rede

war; denn jene Commission für deutsche Länder war abhängig von Rußland, Großbritannien und Schweden, außer von Oestreich und Preußen, und mußte in allen Angelegenheiten von jenen fremden Staaten Befehle annehmen. Diese bestimmten auch die Bedingungen, welche deutschen Fürsten, die noch vom Rheinbunde zurücktreten würden, nach gemeinsamer Uebereinkunft gewährt werden sollten. Mit einem Wort, hier stand geschrieben, das künftige Schicksal Deutschlands wird sich nicht selbständig von Innen heraus der eigenen Geschichte und dem eigenen Rechte gemäß entwickeln, sondern nach dem vertragsmäßigen Abkommen, was mit mächtigen Staaten darüber getroffen wird und was diese zugestehen wollen. Der Freiherr von Stein, so achtungswerth in seinen persönlichen Gesinnungen für Deutschland, so groß in allen Schritten, die er that, um zur Erhebung unsers Vaterlands zu führen, hat, indem er an die Spitze einer solchen Commission trat, wie die Centralgewalt war, schwerlich an das Beschimpfende gedacht, was für eine Nation, wie die deutsche ist, darin lag. Wenn er sich aber darüber klar geworden, daß er zugleich eine russisch-englisch-schwedische Statthalterschaft über Deutschland führte[8]), so hat er seinem sonst wohlverdienten Ruhme einen schweren Stoß gegeben. Freilich kann man sagen: was konnte der Einzelne thun? Wie aber muß ein Urtheil über Oestreich und Preußen lauten, indem sie so etwas genehmigten?

So trat eine wunderliche Verwaltung in einigen Theilen Deutschlands ein. In Sachsen haben wir eine geraume Zeit die Russen unter Repnin das Regiment führen sehen.

Aber damit war auch das Chaos der europäischen

Verhältnisse auf die höchste Stufe des Durcheinander getrieben. Die zusammengehörigen Stoffe strebten durch das ganz natürliche Gesetz des Instincts schon wieder zueinander, und selbst die willkürliche Politik der Cabinete mußte auf so Etwas schon Rücksicht nehmen, und zwar ganz besonders bei Deutschland, wo die Begeisterung für eine neue Vereinigung nach so vielen Jahren der Trennung gerade die Macht war, mit der man eben gesiegt. Einem solchen Bundesgenossen mußte man daher schon Zugeständnisse machen, um ihn nicht in einer Uebergangsperiode zum Feind zu bekommen. Dazu hatte auch keine außerdeutsche Macht bei Dem, was sie aus dem Napoleonischen Schiffbruch gern erworben, ihre Augen auf ein deutsches Land gerichtet, und so stand nichts entgegen, endlich einmal von einem Deutschland als Ganzem zu reden. Aber wie sollte ein solches werden?

Man glaube ja nicht, daß dies zu bestimmen eine so leichte Sache gewesen wäre; es kamen so viele Bedenken, die alle berücksichtigt werden mußten, in Betracht, und sie wollten ausgeglichen, nicht zurückgestoßen sein.

Den beiden Großmächten in Deutschland, Oestreich und Preußen, war die Wiedereinsetzung in den alten Stand ihrer Macht von 1805 von den Staaten, die ihnen beigestanden, um ihre Unabhängigkeit zu erringen, zugesagt. Dieser Stand bildete aber dasjenige Gleichgewicht, was diesen andern größern helfenden Mächten nicht gefährlich schien. Nun kamen noch die sogenannten intermediären deutschen Staaten in Frage, denen nach Auflösung des Rheinbunds eine neue Stellung angewiesen war. Die außerdeutschen Mächte hatten ein Inter-

esse daran, zu fodern, daß hier nicht willkürliches Feld der Vergrößerung für Oestreich und Preußen sei; beide hätten, wenn dies der Fall gewesen, dadurch ein politisches Uebergewicht an Macht erhalten, was namentlich bei Preußen, das sich als erobernder Staat in Europa eingeführt, zu fürchten gewesen wäre. Für dieses letzte Ziel, und zu eigenem Schaden und eigener Gefahr sich an Macht überlegene Nachbarn zu schaffen, nachdem man den einen eben besiegt, die deutsche Freiheit unterstützt zu haben, schien den außerdeutschen Mächten doch ein zu unbilliges Verlangen.

Oestreich und Preußen selbst aber hatten bei Feststellung des politischen Verhältnisses der kleinen deutschen Staaten eine dreifache Rücksicht zu nehmen, und es galt also, ein dem entsprechendes Resultat zu finden. Einmal mußte dies ein solches sein, welches für alle Zukunft den Fall unmöglich machte, daß eine fremde Macht durch Bündnisse mit deutschen Fürsten die eigene zum Schaden Deutschlands verstärkte. Sodann, daß beide untereinander nicht übergreifen konnten, um die eigene Macht zum Schaden der andern durch eine Hegemonie zu heben. Und endlich sollte drittens noch den kleinen Staaten die Möglichkeit genommen werden, unter sich selbst einen selbständigen Sonderbund zu schließen, und so einen neuen für sich bestehenden Großstaat in Europa oder ein dreigetheiltes Deutschland zu bilden[9]).

Und dann, die Hauptsache von Allem, sollte doch auch dem Verlangen der Deutschen, wieder vereint zu werden, um in einer neuen unauflöslichen Verbindung ihrem künftigen Geschick, was die Zukunft über sie verhängt, entgegenzugehen, Rechnung getragen werden. Das war

die Aufgabe, welche in Beziehung auf Deutschland von den Herstellern des europäischen Friedens zu lösen war.

Schon in Chaumont, als man dort am 1. März 1814 den Bund gegen das Uebergewicht Frankreichs in Europa erneute, setzte man in einem geheimen Artikel oder in einer vorläufigen mündlichen Uebereinkunft fest, alle obigen Rücksichten und Ansprüche so zu vereinigen, daß die unabhängigen deutschen Staaten künftig einen föderativen Bund untereinander bilden mußten, der gegen Eingriffe von Außen und Uebergriffe Einzelner von Innen gleich fest abgeschlossen sein sollte. Daß dieses schon damals festgesetzt wurde, geht aus einer spätern Note des Grafen Nesselrode vom 11. November 1814 ganz klar hervor[10]). Bereits am 10. März 1814 überreichte dann der Minister von Stein dem Kaiser Alexander, dem Staatskanzler von Hardenberg und dem Grafen Münster in Uebereinstimmung mit jenem Beschlusse einen vollständig ausgearbeiteten Entwurf einer künftigen Deutschen Reichsverfassung, die, in völliger Anerkennung der zu Chaumont gewonnenen Grundlage, ganz auf derselben basirt war. Man übersehe ja nicht, daß er also derjenige deutsche Staatsmann war, welcher diese Idee zuerst zu der seinigen machte. Man hielt auch später fest an diesem Resultate, und im Artikel 6 des ersten Pariser Friedens wird ausdrücklich gesagt: „Die deutschen Staaten werden unabhängig und durch ein föderatives Band vereinigt sein", und man behielt es nur der nächsten Zeit vor, diesen gegebenen Hauptsatz im Einzelnen weiter auszuführen. Deshalb schrieb der Artikel 32 desselben Friedens vor: „Innerhalb einer Frist von zwei Monaten werden alle Mächte, welche von beiden Seiten

in den gegenwärtigen Krieg verwickelt waren, Bevollmächtigte nach Wien schicken, um auf einem Generalcongresse die Anordnungen zu treffen, welche die Verfügungen des gegenwärtigen Tractats vervollständigen müssen."

Das war also nach langer Anstrengung die gewonnene Grundlage, auf welcher die deutsche Nation das weitere Gebäude ihrer Hoffnungen und Wünsche aufbauen sollte, das Gebäude eines neuen durch Einheit verbundenen Vaterlandes. Da war wol Jeder darüber einig, daß dies Gebäude nicht allein nach außen eine feste Burg bilden müsse, um gegen Uebergriffe übermüthiger, niemals ruhiger Nachbarn zu schirmen, es mußte vielmehr auch im Innern bei den vielen Wohnungen, die es zählte, so eingerichtet sein, daß Keiner den Andern drückte und drängte, daß vielmehr Jeder mit dem behaglichen Gefühl der Zufriedenheit aufstehe und sich niederlege, welches daraus entsteht, daß ihm sein eigenes Recht unverkümmert bleibt, wofern er nur wieder unverkümmert dem Bruder das seinige gegeben.

Jedoch die äußere Form des Gebäudes ist zunächst abhängig von dem Grundraum, der verwendbar ist. Diesen hat Deutschland sich nicht ganz frei und unabhängig abstecken dürfen, er ist ihm nämlich unter Theilnahme von ganz Europa angewiesen. Dies gerade ist vorzüglich der jetzigen Generation beiweitem mehr als der frühern ein Dorn im Auge, und sie schreibt jene Bestimmungen von Chaumont und Paris dem Unverstand oder gar dem bösen Willen der Diplomaten oder den Sonderbestrebungen der einzelnen deutschen Höfe zu. Ich wünschte, es versuchte einmal ein Staatsmann der Jetzt-

zeit, natürlich nur theoretisch, die Aufgabe über Deutschland von 1814 mit Berücksichtigung der oben aufgezählten Interessen nachmals zu lösen: es würde sich gewiß ergeben, daß gar kein anderes Resultat, wie das damals festgestellte, möglich sei. Jedes Ding will doch erst seinen Anfang haben, und alle Anfänge sind klein. Es ist freilich leicht hingeworfen: Soll Deutschland zu ewiger Zerrissenheit verurtheilt, in seiner Schwäche der Spielball fremder Politik bleiben? Was für die Folge sein soll und wird, steht in Gottes Hand. Nicht von dem Ende unserer Freiheit, Einheit und Macht ist die Rede, sondern von deren Anfängen. Da möge man sich die Fragen beantworten: War es ein Anderer, oder waren es die Deutschen selbst, welche die alte Form ihrer Verfassung, die sie nicht ertragen konnten, zertrümmerten und die Scherben in alle vier Winde zerstreuten, die nun mühselig mit Hülfe Anderer wieder zusammengesucht werden mußten? Hätte man bei den Zuständen von 1813 — Oestreich und Preußen geschwächt, halb Deutschland in französischem Interesse — ohne fremde Hülfe nur einen Erfolg einer Erhebung zur Freiheit, viel weniger diese selbst hoffen können? War Deutschland in der Lage, im feindseligen Auftreten (denn ohne dies wäre es nicht abgegangen), Europa gegenüber eine selbständige Ordnung durchzusetzen? Wäre eine solche feindselige Stellung, nach Dem, was Europa eben für Deutschland gethan, gerecht und ehrenvoll gewesen? Und endlich, wäre man bei der innern Zerrissenheit durch die Stellung Oestreichs und Preußens zueinander, selbst wenn allein die Deutschen über ihre künftige Verfassung zu bestimmen gehabt hätten, zu andern Resultaten ge-

kommen? Die letzte Frage namentlich beantwortet das Folgende.

Darum sei man gerecht gegen die Männer, die damals uns den Anfang zu einer neuen deutschen Freiheit und Einheit anbahnten, gegen die Männer, welche die Richtung unserer Tage so gern und so leicht zu verurtheilen geneigt ist. Das Schicksal einer Nation muß im ruhigen Schritt vorwärtsgehen, und für ihr Heil muß genommen werden, was die Umstände gerade zur Zeit erlauben; sowie des Menschen Gang Schritt vor Schritt bewerkstelligt wird, so bleiben seine Einrichtungen auch in Uebereinstimmung damit und fliegen nicht voraus. Nie soll daher aus der Sache einer Nation ein Vabanquespiel für ehrgeizige Köpfe gemacht werden, die Alles haben wollen, aber auch den Ruin des Ganzen, dem sie freilich für ihre eigene Person sich leicht entziehen, dagegen auf einen Wurf setzen. Dies Bedenken möge der Deutsche bei Beurtheilung seiner eigenen Verhältnisse sich nie aus dem Sinn kommen lassen. Indem man jenes föderative Band festsetzte, war es keineswegs die Meinung, daß es stets nur ein laxes sein solle. Man betrachtete es vielmehr nur als einen Anfang. Dem eigenen guten Geist der Nation ist es frei in die Hand gegeben, jenes Band immer enger und enger zu schlingen.

II.

Als der Wiener Congreß endlich nach so manchen Verzögerungen — den Fristgesuchen der Advocaten in schwierigen Processen nicht ganz unähnlich — eröffnet

und die ihm vorbehaltenen Arbeiten begonnen werden konnten, da stellte sich alsbald die Nothwendigkeit heraus, die deutschen Angelegenheiten von den europäischen zu sondern. Denn das Werk der neuen innern Gestaltung Deutschlands, vorzüglich aber das seiner Verfassung als Ganzes, schien ein in sich geschlossener Interessenkreis zu sein, bei dem zugleich auch direct ganz andere Mächte noch betheiligt waren, wie bei den europäischen Verträgen, ich meine die kleinen deutschen Staaten. Und auch sie waren zur Theilnahme eingeladen, indem nach Wien laut dem 32. Artikel des Pariser Friedens nicht allein die hier paciscirenden Mächte, sondern alle, welche von beiden Seiten in den gegenwärtigen Krieg verwickelt waren, beschieden wurden.

Aber die Stellung der deutschen Mächte außer Oestreich und Preußen war doch eine eigenthümliche, und ihre Berathungen und Beschlüsse waren von Anfang an schon in gewisse Grenzen eingeengt. Denn der Wiener Congreß sollte ja nur die Ausarbeitung einer Disposition, die zu Paris entworfen war, sein, und die Mächte, welche diese allein entworfen, hatten also für die deutschen Berathungen schon früher die Grenzen festgesetzt. Hätten die kleinen deutschen Fürsten jenen Frieden mit unterschrieben, wären sie, wenn ich so sagen darf, Miteigenthümer einer selbst entworfenen Disposition gewesen, so standen sie auch bei deren Ausführung selbständig und geschlossen da; so aber erschienen sie mit ihren Beschlüssen und Wünschen nur wie Petenten vor einer großen europäischen Commission, bei der immer erst Genehmigung einzuholen war, ob man auch nicht zu weit gehe.

So faßt das Verhältniß der Ritter von Lang in

seinen Memoiren auf, freilich ein bischen schroff, aber er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Der Kleinere wird sich freilich immer dem Mächtigern fügen müssen; aber daß ganz herabgekommene Mächte, Spanien, Portugal und Schweden — nur noch der Schatten gegen das Schweden des Dreißigjährigen Kriegs —, die Grundlinien der Entwickelung deutscher Länder, die ohne die beiden Großmächte damals schon volle 15 Millionen zählten, mit bestimmen durften, während man für diesen Zweck aus ihnen selbst Niemand zuzog, das ist eine Schmach, die nur aus Begehungs- und Unterlassungssünden folgen konnte.

Lang will die Schuld, daß es so gekommen, allein dem Fürsten von Wrede zuschieben. Er meint, die geniale Soldatenmanier, die auf die Federfuchser schimpft und deren Geschmeiß zu allen Teufeln wünscht, dabei an den eigenen Degen schlägt und auf ihn als für Alles genügend pocht, habe es Wrede vergessen machen, auf Baierns Mitunterschrift des Pariser Friedens zu bestehen. Was man Baiern zugestand, hätte man dann schon Hannover und den andern deutschen Mächten nicht verweigern können. Es mag etwas Wahres daran sein; Baiern war eine Macht, die man nicht so nur obenhin behandeln konnte. Allein der bald folgende zweite Pariser Friede und die Art und Weise, wie Oestreich und Preußen hier sprachen, läßt doch immer einige Zweifel übrig, ob man solche Anfoderungen kleinerer deutscher Mächte berücksichtigt haben würde.

Genug, das Verhältniß bestand einmal, Deutschland hatte bei seiner innern Ausbildung nur ein europäisches Urtheil auszuführen, und nur in der Art der Ausfüh-

rung blieb einige Freiheit der Bewegung, aber unter Aufsicht jener höchsten europäischen Behörde. Die Geschäfte, in dieser Art begonnen, nicht ganz sachgemäß gezwungen und eingeengt, führten bald zu den traurigsten Verwickelungen.

Schon vor der förmlichen Eröffnung des Congresses hatte am 13. September 1814 zu Baden bei Wien der Fürst von Hardenberg dem Fürsten von Metternich den Entwurf einer Bundesverfassung für Deutschland, den darüber vorläufig abgeschlossenen allgemeinen Bestimmungen gemäß, vorgelegt[11]). Dieser, aus 41 Artikeln bestehend, ist wol nur als eine vorläufige Ansicht und nicht als Etwas anzusehen, worauf die Politik unter jeden Umständen wieder zurückzukommen sich vorbehielt.

Dem Entwurfe gemäß sollte nur eine kleine Masse von östreichischen (Salzburg, Tirol, Berchtesgaden, Vorarlberg und die zu erwerbenden oberrheinischen Besitzungen) und preußischen Ländern (alles Besitzthum links von der Elbe und Pommern) mit den übrigen in ihrer Landeshoheit unbeschränkten deutschen Gebieten zu einem Bund vereinigt werden, der in die sieben Kreise: Vorderöstreich, Baiern mit Franken, Schwaben, Oberrhein, Niederrhein mit Westfalen, Niedersachsen, Obersachsen mit Thüringen zerfiel. In jedem derselben sollte ein Kreisoberster — in zwei Kreisen jedoch deren zwei — die Aufrechthaltung und Befolgung des Bundesvertrags und der Bundesbeschlüsse, die Militairverfassung und die allgemeine Ordnung und Sicherheit überwachen. Baden concurrirte in dieser Würde mit Oestreich im oberrheinischen, Hessen mit Preußen im obersächsisch-thüringischen Kreise. Außerdem fielen auf Oestreich, Preußen, Baiern, Wür-

temberg und Hannover noch selbständige Kreisobersten-stellen.

An der Spitze des Ganzen steht eine Bundesversammlung, in welcher Oestreich und Preußen gemeinschaftlich das Directorium führten, und welche wieder zusammengesetzt wurde aus dem Rathe der Kreisobersten und dem der Fürsten und Stände. In dem Rathe der Kreisobersten hatte Oestreich und Preußen jedes drei Stimmen, eine vom Directorium, die andern beiden von den wirklich geführten Kreisoberstenämtern; sodann hatte Baiern, Hannover, Würtemberg, Baden und Kurhessen jedes eine Stimme. Auf Sachsen war dabei gar nicht Rücksicht genommen, indem Preußen schon alle Vorbereitungen, um diesen Staat zu vernichten, getroffen hatte.

Im Rath der Kreisobersten werden alle auswärtigen Angelegenheiten berathen; ihm steht das Recht der Gesandtschaften, des Kriegs und des Friedens, die militairische und die ganze executorische Gewalt des Bundes zu.

Im Rath der Fürsten und Stände haben alle Fürsten, einerlei ob selbständig oder mediatisirt, eine Stimme, wenn ihr Gebiet 50,000 Seelen übersteigt. Außerdem hat jede Hansestadt eine Stimme, und sechs Curiatstimmen sollen den Grafen und Herren zustehen, deren Gebiete keine 50,000 Seelen zählen. Oestreich und Preußen haben auch hier als Dirigenten Sitz und Stimme. Dieser Rath übt mit dem Directorium und dem Rath der Kreisobersten gemeinschaftlich die gesetzgebende Gewalt aus.

Beide Räthe verhalten sich offenbar wie zwei Ständekammern. Sie berathen auch getrennt und fassen Beschlüsse durch Stimmenmehrheit; sind sie verschiedener

Ansicht, und gelingt dem Directorium eine Vereinigung nicht, so entscheidet dieses.

Ein Bundesgericht wird aus von den Ständen zu präsentirenden Mitgliedern ernannt, welches in Sachen der Fürsten und Stände entscheidet und Recurse der Unterthanen anzunehmen hat, wenn ihnen, dem Bundesvertrag entgegen, Rechte und Privilegien entzogen werden. In gewöhnlichen der Landeshoheit unterworfenen Sachen bilden die Gerichte der Kreisobersten die höchsten Instanzen.

Jedem Bundesunterthan werden durch die Bundesacte näher zu bestimmende deutsche Bürgerrechte zugesichert, namentlich Freiheit, in jeden Bundesstaat ohne Abgabe auszuwandern oder in dessen Dienste überzugehen; Sicherheit des Eigenthums, auch gegen Nachdruck; das Recht der Beschwerde vor dem ordentlichen Richter und in geeigneten Fällen vor dem Bunde; Preßfreiheit nach zu bestimmenden Modificationen und das Recht, sich auf jeder deutschen Lehranstalt zu bilden.

In jedem zum Bunde gehörigen Staate soll landständische Verfassung eingeführt werden, und allgemeine Grundsätze sind als Minimum der Rechte der Landstände festzusetzen, nämlich: ein näher zu bestimmender Antheil an der Gesetzgebung, Bewilligung der Landesabgaben und Vertretung der Verfassung bei dem Landesherrn und dem Bunde.

Inzwischen sah man wohl ein, daß eine Deutsche Bundesverfassung schwerer zu Stande kommen werde, wenn sie von allen künftigen Mitgliedern berathen, als wenn eine Commission zur Vorbereitung aller Fragen bestellt würde. Als solche setzten sich am 14. October 1814,

dem darüber gefaßten Protokolle gemäß [12]), die Mächte Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover und Würtemberg ein, und in ihr waren thätig: der Fürst von Metternich und der Baron von Wessenberg; der Fürst von Hardenberg und der Freiherr W. von Humboldt; der Fürst von Wrede; die Grafen von Münster und von Hardenberg; der Baron von Linden und der Graf von Winzingerode. Es waren vorläufig zwölf Artikel, von den Höfen von Wien, Berlin und Hannover entworfen, welche man umfangreichern Berathungen als eine Basis unterzulegen beschloß, und aus deren weiterer Entwickelung erst der künftige Entwurf einer Bundesacte hervorgehen sollte. Sie schlossen sich im Ganzen den obigen preußischen Vorschlägen an. Auch sie nahmen sieben Kreise an; auf Oestreich und Preußen fielen je zwei, auf Baiern, Würtemberg und Hannover je ein Kreisoberstenamt, und dem Rathe dieser Kreisobersten mit sieben Stimmen stand gleichfalls ein Rath der Reichsstände zur Seite.

Dieser engere Ausschuß von fünf Mächten setzte sich ziemlich eigenmächtig ein, und nicht, wie Flassan in seiner „Geschichte des Wiener Congresses" erzählt [13]), im Auftrage von Rußland, England, Oestreich und Preußen. Die geheime Note Rußlands an Oestreich und Preußen vom 11. November 1814, abgefaßt vom Grafen Nesselrode [14]), in welcher dieser Namens seines Monarchen den Inhalt der eben gedachten zwölf Artikel billigt, hat vielleicht Veranlassung zu diesem Irrthum gegeben. Wären hier nach Mandaten der großen europäischen Mächte handelnde Specialbevollmächtigte aufgetreten, so würden jene auch die Verpflichtung gehabt haben, sie gegen Ansprachen nicht mit-zugezogener Fürsten zu schützen, und

solche Ansprachen würden dann auch richtiger gegen die Committenten als gegen die Commission gerichtet worden sein; allein die Commission hat mit Denen, die sie anfochten, in eigenem Namen und in eigener Machtvollkommenheit unterhandelt und selbst von sich gesagt: „daß das einstimmige und kräftige Zusammenhalten dieser fünf Höfe schon das kräftigste Mittel an die Hand geben werde, um bei den übrigen Ständen Grundsätze annehmlich zu machen, welche nur auf das wahre Interesse von Deutschland, im Ganzen und in seinen Theilen, abzwecken sollen." In der That darf man nicht unterlassen anzuführen, daß die Länder der Commissionsmitglieder vier Fünftel, die der nicht mit in ihr sitzenden Fürsten nur ein Fünftel von Deutschland ausmachten. Jene russische Note wollte nur die Zustimmung aussprechen, daß die zwölf Artikel über Deutschland Nichts enthalten, was dem über dieses Land zu Chaumont und Paris vorläufig Bestimmten entgegen sei, und daß Rußland deren Inhalt, eben weil es jene Bestimmungen, auf welche sie sich stützten, entworfen und garantirt hatte, mit seinem ganzen Einfluß unterstützen werde.

Indessen sollte jene Commission, die vom 14. October bis zum 16. November, wo sie sich, ohne einen Erfolg gehabt zu haben, wieder auflöste, 13 Sitzungen hielt, doch das Verfassungswerk wenig fördern. Der Geist, in dem sie zusammengesetzt war, war einem Gemeinwesen und einer Einigkeit nicht günstig. Ein unerquicklicher Präcedenzstreit, den Würtemberg mit Hannover begann, eröffnete die Sitzungen, in denen Baiern und Würtemberg bald eine Opposition gegen die von den übrigen drei Mächten gethanen Vorschläge bildeten und

gegen folgende Punkte ziemlich übereinstimmend durch den Fürsten Wrede und den Grafen Winzingerode ganz besonders ankämpfen ließen. Beide Staaten erklärten, daß sie mit ihrem Eintritt in einen Deutschen Bund keineswegs gewillt seien, ihre wohlerworbenen Souverainetätsrechte aufzugeben, namentlich nicht das Recht der freien Verträge mit Inland und Ausland, und auch nicht das Recht des Kriegs und des Friedens. Dies müsse nach der besondern Lage jedes Landes ungeschmälert bleiben, und namentlich Baiern könne wegen seiner Beziehungen zu Italien und Frankreich oft in die Lage kommen, Gebrauch davon zu machen. Es müsse umsomehr freie Hand haben, weil es des Deutschen Bundes gar nicht bedürfe, und darauf nur eingehe, weil sein Beitritt von Andern gewünscht werde. Dann halte man es für ungerecht, wenn Oestreich und Preußen im Rathe der Kreisobersten zusammen vier Stimmen in Anspruch nähmen; ganz gleiche Stimmenvertheilung mit einem jährlich wechselnden Directorium werde zweckmäßiger sein. Ebenso sei es erniedrigend für die betreffenden Monarchen, wenn sie bei voller Souverainetät mit den eigenen Unterthanen und Landständen über ein ihnen zustehendes Minimum von Rechten capituliren sollten; sie müßten auch in dieser Beziehung volle Freiheit der Verwilligung behalten. Ebenso könne auch das Reichs- oder Bundesgericht den Rechten der genannten Höfe leicht gefährlich werden und wieder in die Zeiten des Reichshofraths und des Reichskammergerichts zurückführen. Man müsse auf dem alten jus de non appellando bestehen, daß der Kreis der Appellationen nicht über die geschlossenen Bundesgerichte hinausgehe und daß namentlich

den eigenen Unterthanen keinerlei Berufung an den Bundesrath zustehe.

Man suchte die also entstandenen Meinungsverschiedenheiten zuerst diplomatisch auszugleichen. Oestreich und Preußen suchten die Gerechtigkeit einer doppelten Stimme im Kreisoberstenrathe dadurch annehmbar zu machen, daß sie auf den Umfang ihrer Länder hinwiesen, der mehr wie der doppelte der mit nur Einer Stimme Bedachten war. Es erfolgte nämlich jetzt, früherer Entschließung entgegen, von Seiten jener Großmächte die Erklärung, mit allen ihren deutschen Ländern dem neuen Bunde beitreten zu wollen. Oestreich, vor Allen aber der hannoversche Minister von Münster suchte zu widerlegen, daß in einem den Landständen zugestandenen Minimum von Rechten eine Kränkung der Souverainetätsrechte des Landesherrn liegen könne, indem die landständische Verfassung überhaupt die eigentlich deutsch-nationale sei; daß also, wenn auch einige deutsche Fürsten mit dem Feinde Bündnisse geschlossen, wodurch sie angeblich ihre Regentenrechte gehoben hätten, solche Bündnisse doch nie die alten wohlerworbenen Rechte der Unterthanen angreifen dürften. Diese anzuerkennen, könne nur ehren, nicht erniedrigen. Nicht minder ging Hannover, obwol es wegen seiner mannichfachen Beziehungen zu England wol am meisten Interesse dabei gehabt, völlige Freiheit in seinen politischen Bündnissen zu behalten, mit dem besten Beispiel der Selbstverleugnung eigenen Vortheils voran und erklärte, zum Nutzen eines kräftigen deutschen Gemeinwesens von jenem Rechte keinen Gebrauch machen zu wollen. Allein zum Schlusse kam man nicht; man stritt sich über jene angegebenen Punkte,

welche die Opposition zwar zuweilen anders faßte, aber nie aufgab, hin und her; Würtemberg nahm ewig ad referendum, reichte am 3. November einen ganz neuen Entwurf ein, der Oestreich und Preußen nur Eine Stimme, wie jedem andern größern deutschen Staate gab und allen Bundesmitgliedern das Recht der Bündnisse unter sich und mit Fremden salvo nexu foederis zutheilte. Die Commission entfernte sich sichtbar mehr voneinander, statt sich in ihren Ansichten zu nähern.

Mittlerweile war aber während der Sitzungen und Berathungen der Fünfercommission die öffentliche Meinung über die deutschen Angelegenheiten in ein ganz anderes Stadium getreten. Während man im Anfang guten Muths war und mehr ruhig erwartete, daß nach so langen Jahren der Prüfung und der Trübsale endlich der Geist des Bessern sich auf Die niederlasse, welche mit der Verjüngung unserer vaterländischen Verfassung beauftragt waren, und man sich höchstens darauf beschränkte, einige ganz allgemeine Andeutungen zu geben[15]), nahm man seit October viel mehr Partei und vertrat speciell irgend eine Frage oder eine Anfoderung an die Zukunft; irgend ein erhobener Anspruch rief dann wieder andere hervor, und der Wunsch und die ideale allgemeine Vorstellung nahm nach und nach eine gewisse irdische Gestalt an, die freilich wol schon bald mehr als einmal hinter jener zurückstand. Das war natürlich und mußte so kommen. Deutschland hatte als Ganzes lange Jahre nur in dem Herzen der Deutschen, nicht wirklich auf der Landkarte existirt. Jeder bildete still im Innern eine neue verjüngte und bessere Form für das gemeinsame Vaterland aus und nährte aber zugleich auch die Meinung, daß die große politische

Behörde in Wien gar keine andere Idee für Realisirung dieses Zwecks haben könne, als wie sie bei dem Einzelnen nach und nach in Fleisch und Blut übergegangen war. Da plötzlich, bei den wirklich praktischen Verhandlungen tauchen sogleich merkwürdige Verschiedenheiten von dem idealen Deutschland auf, man sieht wieder, daß auch dieses nicht allenthalben gleiche Gestalt angenommen, und der Streit der Meinungen und das Verlangen eines Jeden, die seinige als die allein richtige aufzustellen, beginnt nun sowol in den Cabineten und Congressen, als auch auf dem Gebiet der Presse.

Als man so im kleinen Kreise einer Commission, welche eben dazu bestimmt war, um größerer Uneinigkeit vorzubeugen, abermals die alte deutsche Uneinigkeit wieder herrschen sah, da erscholl von allen Seiten zunächst der Ruf nach Einigkeit, nach Zusammenhalten und Entfernung von Sonderinteressen. Der „Rheinische Mercur" im 141. Stück tadelte in seiner bekannten begeisterten Sprache jene Stellung, welche Würtemberg und Baiern angenommen, die „sich also lossagen von Deutschland und sich trennen von der Gesammtheit des Vaterlands, daß sie reinen Despotismus wollen, und sprechen, wie ehemals unter Napoleon, allein von bairischer und würtembergischer Nation". Zwar beklagten sich die Vertreter jener Staaten, der Fürst Wrede und der Graf Winzingerode, gegen solche auch gegen ihre Personen mit gerichteten Angriffe; allein was geschehen war, war nicht zu ändern; ganz Deutschland stand auf Seiten des „Rheinischen Merkur" und die Entgegnungen in einem andern Tagesblatt, der „Alemannia", waren nicht genügend, viel Partei auf diese Seite zu ziehen. Baiern hatte

offenbar Lust, Preußens Rolle nachzuspielen. Friedrich der Große fing mit 2½ Millionen an und endete mit sechs; Baiern hatte es schon bis zu 4½ Millionen gebracht — warum die Hoffnung des Fortgangs aufgeben? Würtemberg gefiel seine Souverainetät so gut, daß es solche ebenso wenig nach unten an seine Unterthanen, als nach oben an Oestreich oder Preußen abgeben wollte.

Erhielt die Commission schon durch diese Stellung ihrer eigenen Mitglieder den Todesstoß, so ward sie bald durch ein Ereigniß außer Thätigkeit gesetzt, was sich auch in jenen Tagen vorbereitete und ausbildete, als der Streit der Meinungen in Beziehung auf das Verfassungswerk sich um bestimmte Punkte zu drehen anfing.

Herr von Gagern spricht sich über das in Frage kommende Sachverhältniß so aus:[16])

„Preußen sah wohl ein, daß es in Deutschland nicht allein regieren könne, obgleich es den Beruf und das Verdienst dazu genügend fühlte. Aber eine Zweiherrschaft, eine Theilung nach Nord und Süd hätte ihm ganz bequem geschienen. Le tems fera le reste. Daß es nicht eine bare Herrschaft sein könne, schaute man wol durch. Also eine Leitung. Mit andern Worten, ein überwiegender Einfluß, mit constitutionellen Worten angedeutet oder ausgesprochen! Aber was ist das anders als Befehl! Als das zu große Schwierigkeiten fand, Baiern, Hannover Nüsse waren, die man im Zustand des Friedens so leicht nicht bricht, so bot sich ein anderes Mittel dar. Man fand das Vorbild der großen europäischen Mächte — und die Zahl fünf. Fünf Königreiche unterzogen sich also dem Geschäft, eine Deutsche Bundesverfassung nach ihrer Weise zu entwerfen."

Ich bemerke gleich, daß hier Herr von Gagern in seiner Muthmaßung, indem er jene Commission in der Absicht gegründet wähnt, eine ausschließliche Herrschaft von Oestreich und Preußen anzubahnen, mit Zuziehung von drei andern Mächten um diese nur zu dupiren und ihren Widerspruch dagegen zu entwaffnen, gewiß irrt. Da Deutschland schon im voraus zu einem föderativen Staat bestimmt war [17]) und im Innern einmal eine so unendlich ungleiche Vertheilung von Macht und darauf beruhendem politischen Einfluß statthatte, so konnte der letztere auch nie gleich sein, und man sieht auch nicht ein, wie eine vorberathende Commission — denn von Decretirung einer Verfassung war nicht die Rede — anders und zweckmäßiger sich hätte zusammensetzen können. Denn wäre dies vielleicht erreicht, wenn ihre Mitglieder statt vier Fünftel nur ein Fünftel von Deutschlands Macht repräsentirt hätten?

Jedoch es bestand einmal bei Herrn von Gagern fest und unverbrüchlich obige Ansicht, sowie auch die Meinung [18]): daß jene Commission nur Uneinigkeit und Unfrieden in das deutsche Gemeinwesen bringe; daß das Königreich der Niederlande, was er in Wien mit vertrat, weil es nicht immer auf englischen Schutz rechnen könne, eines starken und einigen Deutschlands bedürfe, um sich daran zu lehnen; und endlich, daß er in seiner Eigenschaft als Gesandter des auch in den Niederlanden herrschenden mächtigen nassauischen Hauses das gehörige Ansehen besitze, um sich an die Spitze der nicht mit zu jener Commission gezogenen Fürsten zu stellen und in ihrem Namen Zuziehung zu allen berathenden Schritten zu verlangen. Am 14. October 1814, also an dem

Tage, wo die Commission ihr erstes Protokoll niederschrieb, fanden sich in seiner Behausung die Gesandten von 19 Staaten, den beiden Mecklenburg, beiden Hessen, den sächsischen Herzogthümern, den anhaltischen Häusern, Oldenburg, Braunschweig, Schwarzburg, Nassau, Schaumburg-Lippe, Reuß und den Hansestädten, ein. Man beschloß, die Schritte der Commission weder zu ignoriren, noch wollte man protestiren, was allein eine Zögerung ohne Fortgang sein würde; man wollte auch nicht nachahmen oder parodiren, weil man bei der Kleinheit der gedachten Staaten vollkommen richtig einsah, daß dies theils lächerlich, theils ohne Erfolg sein würde; man beschloß also, zu rectificiren, d. h. Theilnahme an Bildung des Verfassungswerks. Die Commission hatte allerdings einen Fehler begangen, indem sie offenbar sich über ihre Stellung nicht ganz klar war. Während sie im Protokoll vom 14. October sich als eine vorberathende ankündet, die ihre Beschlüsse den übrigen deutschen Ständen mittheilen würde, spricht sie bald dagegen, daß sie diesen eigentlich gar keine Rechte zuzugestehen habe, weil sie sich schon im voraus den Bestimmungen unterworfen hätten, welche die zur Erhaltung der deutschen Freiheit definitiv festzusetzende Ordnung der Dinge erfodern würde. Damit aber war die Frage: „Von wem soll diese Ordnung ausgehen?“ nicht schon im voraus entschieden, sondern noch eine offene, und die fünf Mächte hatten nur durch das Factum der Besitzergreifung und durch kein Recht ihre Stellung eingenommen. Viel später wieder, in einer Conferenz vom 9. Februar 1815[19]), erklärte Metternich die Zusammenrufung aller deutschen Stände für nöthig, sowie daß Oest-

reich die Berathung unter den Mächtigen von jeher nur als eine Vorbereitung angesehen habe.

Diese Bedenken machte man auch alsbald gegen die Commission geltend, und die Vereinigung gegen sie wuchs bald bis zu 31 Fürsten[20]). Baden gehörte anfangs nicht zu ihnen, sondern verhandelte noch eine Zeit lang seine Angelegenheiten getrennt für sich.

Aber indem man sich nun berieth, wie man eine deutsche Verfassung wollte, welche Verlangen man in Beziehung darauf zu stellen gedachte, mußten wieder alle Ansichten darüber durchgegangen und von den verschiedensten Gesichts- und Interessenpunkten aus durchgesprochen werden. Bei dieser Gelegenheit kam erst so recht zu Tage, welche Riesenarbeit es sei, Deutschland nach dem Princip der Einheit zu ordnen, eben aus dem Grunde, weil Jeder ganz andere Resultate für diese und aus dieser Einheit wollte, und Jeder sich etwas Anderes darunter dachte. Und um nun gar die Sache noch verwickelter zu machen, mußte am 16. November 1814 noch eine würtembergische Note ausgehen, deren Inhalt die völlige Sprengung der Fünfercommission selbst zur Folge hatte. Vereinigung und Ausgleichung mit ihr war nun nicht möglich; nunmehr standen die Staaten zweiten Ranges allein für sich, aber die größte Masse der deutschen Staaten war damit von neuem auf den Standpunkt des Isolirtstehens gedrängt.

Würtemberg sehe, so hieß es in jener Note, mit tiefster Bekümmerniß, daß die Verhandlungen der Commission sich bei jedem Punkte mehr von dem eigentlichen großen Zwecke, den sie zu erfüllen habe, entfernten.

Man habe über einen Bund gesprochen, aber noch

seien weder seine allgemeinen Grenzen noch die Mitglieder und der Umfang ihrer Besitzungen und die daraus resultirende Macht bekannt. Nichtsdestoweniger aber verlange man von solchen doch Entsagung aller unbestrittenen Rechte! Zweck eines Bundes könne nur Ordnung nach innen und Sicherheit nach außen sein; Beides könne nur erreicht werden, wenn man die Kräfte des Einzelnen kenne, und wisse, mit wem man abschließen und gegen wen man sich verbindlich machen solle. Ueber alles Dieses müsse Würtemberg erst genau unterrichtet sein, bevor es sich über einzelne den Bund betreffende Gegenstände erklären oder Verbindlichkeiten für denselben übernehmen könne. An demselben 16. November hatte auch der badische Gesandte eine mit der würtembergischen Note ziemlich gleichlautende Erklärung seines Hofes ausgehen lassen.

Nach gemeinschaftlicher Berathung mit dem preußischen Cabinet erließ der Fürst Metternich am 22. November 1814 eine Antwortsnote, ungefähr des Inhalts:

Es kommen bei einem Plane zu einem künftigen deutschen Föderativsysteme zwei Fragen in Betracht: der Territorialzustand der dazu gehörigen einzelnen Staaten, und die allgemeine politische Verfassung des Bundes selbst. Die erste hänge wieder ganz besonders von der Abrundung der östreichischen und preußischen Monarchie ab und sei eben deswegen eine allgemeine europäische Frage. Die letzte hingegen habe damit nichts zu thun und könne auch durch kleine künftige Detailveränderungen in den Territorialgrenzen weder gestört noch in ihren wesentlichen Punkten umgeworfen werden. Diese letzte Frage daher bis zur vollständigen Erledigung der ersten aufschieben, heiße sie an das äußerste Ende des Congresses setzen.

Würtemberg habe bisher durch seine Einwendungen in der Commission die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten nur verhindert, und um ihm daher die Frage über den Deutschen Bund in das gehörige Licht zu setzen, bemerke man nur noch, daß es nie willkürlich von einem der deutschen Paciscenten abhängen könne, ob er in den Bund treten wolle oder nicht, und daß ein Einzelner Entsagungen, die dem Ganzen nothwendig seien, nicht von ganz gewiß zuvor zugesagten andern Specialvortheilen erst abhängig machen könne, sondern daß Jeder bereit sein müsse, dem Ganzen die umumgänglich nöthigen Opfer zu bringen [21]).

Denn der Zweck der großen Allianz sei in Beziehung auf Deutschland von den Mächten deutlich genug ausgesprochen: Aufhebung des Rheinbundes sowie Herstellung der deutschen Freiheit und Verfassung unter den nöthigen Modificationen. Der Pariser Friede habe diese Modification als einen Föderativbund bezeichnet; was Europa als zu seiner Beruhigung unumgänglich nöthig bestimmt habe, müsse nun ausgeführt werden und ein Einzelner könne sich nicht gegen Das, was ein solches Ganze wolle, in Widerspruch setzen.

Hierauf erwiderte man am 24. November 1814 würtembergischer Seits, daß man durch Theilnahme an der Commission und durch das mannichfache Vorschlagen von Veränderungen genugsam bewiesen zu haben glaube, daß es vom Anfang an nie an Bereitwilligkeit, in einen Bund einzutreten, gemangelt habe, und daß in dieser Beziehung die Note vom 16. November ganz falsch ausgelegt sei. Es handele sich nur um die Bedingungen, unter denen man eintreten solle; und so sei namentlich der Wunsch ent-

standen, Die zuvor genau zu kennen, mit denen man einen Bund schließe und die man als künftige Mitglieder desselben zu betrachten habe, und so wiederhole man nur die frühern Bemerkungen.

Gemeinschaftliche Sitzungen der Fünfercommission hatten seit der württembergischen Note, wodurch offenbar zwei Parteien innerhalb derselben hingestellt wurden, zu denen außer ihr noch die dritte der Staaten geringern Ranges kam, nicht mehr statt. Aber Deutschland muß wenigstens wissen, ob ihm die Commission mehr Gutes gethan oder Die, welche sie sprengten. Der Graf Münster in einem Votum vom 21. October vertrat in ihr folgende Grundsätze: „Ein Repräsentativsystem ist in Deutschland seit den ältesten Zeiten Rechtens gewesen. Theils beruhte es auf förmlichen Verträgen zwischen Unterthanen und Landesherren, theils hatten, wo keine ständischen Verfassungen waren, die Unterthanen gewisse, von den Reichsgesetzen geschützte Rechte. Diese Rechte konnten ohne Nachtheil der Regenten Gegenstand der Transaction ausmachen, sowie die Freiheiten des englischen Volkes eher den englischen Thron befestigen als ihn untergraben. Diese deutschen Unterthanen von Alters her zuständigen Rechte müssen bestimmt und demgemäß die Territorialregierungen eingesetzt werden. Wo keine ständischen Verfassungen bestanden, müssen die Fürsten, die sich zu allen für Deutschlands Wohl nöthigen Aufopferungen verstanden haben, gebunden sein, selbst wenn Oestreich, Preußen, Baiern und Würtemberg sich ausschlössen, künftig von Einwilligung der Stände die Auflage und Verwendung der Steuern, sowie die allgemeine Gesetzgebung abhängig zu machen und ihnen das Recht zu geben, im Fall der

Malversation die Bestrafung schuldiger Staatsdiener zu begehren. Nur durch solche liberale Grundsätze könne man dem jetzigen Zeitgeist genügen und bei den billigen Foderungen der deutschen Nation Ruhe und Zufriedenheit wiederherstellen." Man hätte sich herzudrängen, nicht auseinandertreiben sollen!

Statt die einmal doch geweckte Eifersucht und die gegenseitige Erbitterung durch gemeinschaftliche Sitzungen nach einmal erklärter Trennung noch zu steigern, that man allerdings besser daran, nicht in zu häufige Berührung miteinander zu treten, namentlich zu einer Zeit, wo die allgemeine Spannung aller auf dem Congreß vertretenen Mächte aufs höchste getrieben war. Seit der Mitte des November nämlich hatten die bekannten Ansprüche Rußlands auf Polen und Preußens auf Sachsen, das der kranke Theil geworden war, um den sich alle Leidenschaften sammelten, einen solchen allgemeinen europäischen Sturm heraufbeschworen, daß vorzüglich auf Talleyrand's Antrieb am 3. Januar 1815 gegen jene von den übrigen drei Großmächten, mit mehr oder weniger schon entschiedener Zuziehung einzelner anderer Staaten, ein geheimes Bündniß geschlossen war, dessen Inhalt fast schon wie ein Signalton zu einem großen europäischen Kriege lautete. Eine schöne Frucht eines Friedenscongresses! Auf diesem gewaltigen Felde der Interessen bildete die deutsche Verfassungsangelegenheit nur eine kleine besondere Partie; was Wunder, wenn sie eine Zeit lang vor dem Allgemeinen, was erst wieder ihre eigene Grundlage werden sollte, zurücktreten mußte! Und da die einzigen Staaten, welche die Fünfercommission noch hätten halten können, Preußen und Oestreich, nun ebenfalls auf einem

feindlich gespannten Fuße lebten, so mußte sie schon von selbst einschlafen. Im December 1814 ging sogar das allgemeine Gerücht, Herr von Hardenberg werde abreisen und gar keinen Theil mehr am Congresse nehmen. So weit war es gekommen! Der „Rheinische Mercur“ sagt über die allgemeinen Verhältnisse in seiner 171. Nummer schon: „In zehn oder zwölf Sitzungen während anderthalb Monaten ist im Congresse nicht so viel Gutes geschehen, als eine einzige Stunde unter deutschkundigen Männern in heiligem Ernst vermocht hätte. Alles geschieht unoffen, und doch weiß man Alles. Nichts wird gewagt, in Allem gezagt, und ein vernichtendes Gefühl der Unhaltbarkeit zieht sich in das Werk hinein.“ Das hatte auf die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten einen großen Einfluß. Sie standen jedoch nicht, wie in der Regel erzählt wird, ganz still; nur eine officielle Form für deren Förderung gab es nicht, sondern sie trieben sich selbst still, unter der Hand, und so, daß jede irgend ein Interesse vertretende Partei dies Geschäft wieder auf ihre eigene Hand, in eigenem Geiste und bei den Mächten betrieb, wo sie Anklang und Unterstützung zu finden wähnte. Daraus entstand natürlich ein wunderlicher Gährungsproceß, aber auch kein glücklicher; denn die Sachen gingen bunt genug durcheinander. Das war unter Anderm auch die Zeit, wo Talleyrand, sich in alle Ansprüche mischend, auch dies Verhältniß nicht vorübergehen ließ, um Frankreichs Macht wieder hoch zu heben, und wo deutsche Staatsmänner schon seine Bereitwilligkeit und Gefälligkeit, mit der er ihnen entgegengekommen war, rühmten!

Die 31 [22]) verbundenen deutschen Mächte zweiten

Ranges, welche nach Aufhören der Fünfercommission deren Beschlüsse, wie sie anfangs wollten, jetzt nicht mehr „rectificiren" konnten, begannen nun selbständig für ihre Absichten mit den einzelnen großen Staaten in Unterhandlung zu treten [23]).

Am 16. November 1814 erging eine Note von ihnen an Preußen und Oestreich, die man ausdrücklich auch als für Hannover gültig erklärte. In ihr ward nochmals das Recht der Theilnahme an der Constituirung des Bundes in Anspruch genommen, und jene Staaten erklärten, daß sie zu allen Arbeiten und allen Aufopferungen, welche das Werk selbst erfodern würde, bereit seien. Namentlich erklärten sie sich einverstanden mit den schon ausgesprochenen Grundsätzen, daß allenthalben Landstände organisirt würden mit den Rechten der Verwilligung und Regulirung aller Abgaben, der Einwilligung in zu erlassende Landesgesetze, der Mitaufsicht über Verwendung der Steuern und der Beschwerdeführung gegen alle Arten von Misbräuchen. Ebenso wünschten sie allenthalben unparteiische und unabhängige Justiz. Dahingegen seien sie auch überzeugt, daß die ganze deutsche Verfassung erst dann einen festen Bestand gewinnen könne, wenn Ein gemeinsames Oberhaupt an die Spitze des ganzen Bundes gestellt würde.

Zwar ist hier vorerst nur von einem „Oberhaupt" die Rede, daß man aber dabei schon an einen Kaiser dachte, geht aus einer Verbalnote [24]) von gleichem Tage hervor, welche der braunschweigische Abgeordnete Schmidt-Phiselbeck an den hannoverschen Gesandten Grafen Münster richtete. Der Letztere hatte sich nämlich früher einmal bei der Kaiserfrage gesprächsweise geäußert: ehe er

sich über Herstellung der Kaiserwürde erklären könne, welche ganz den Vorbestimmungen des Pariser Friedens entgegenlaufe, müsse er wenigstens die Attribute kennen, welche man der Würde eines Kaisers zu geben gedenke. Im Auftrage der Staaten zweiten Ranges folgte nun eine Aufklärung über diesen Punkt in jener Note. Es sei zwar schwer — so sagt sie —, hierüber ein vollständiges Detail zu geben, ohne zugleich eine völlig ausgearbeitete Constitution selbst vorzulegen, indessen glaube man vorerst als wesentlich voraussetzen zu müssen: die Beaufsichtigung und Vollstreckung der Bundesbeschlüsse; Aufsicht über die Justizverfassung und besonders über die Behörde, die im Namen des Bundes spricht; Vorsitz in der Bundesversammlung und deren Repräsentation, wenn sie das Recht der Bündnisse und des Krieges und Friedens ausübt; und endlich Direction der Reichsbewaffnung und Anführung des Reichsheeres. Da solche Attributionen noch Raum genug verstatteten, Auszeichnungen anderer vorzüglicher deutscher Mächte zuzulassen, so glaube man, den Ansichten des Grafen Münster entgegen, daß eine föderative Verbindung ein solches Haupt nicht ausschlösse, daß vielmehr nur die Kraft und Einheit im Innern durch Concentrirung der executiven Gewalt gewinnen würden. Man würde auch in den jetzt bestehenden Kronen in Deutschland kein Hinderniß eines Oberhaupts finden, auch keinen Misbrauch der Gewalt eines solchen zu besorgen haben, und man glaube endlich auch, daß, indem man danach verlange, nur ein den gemeinsamen oder angewöhnten Begriffen der ganzen deutschen Nation gemäßer Wunsch ausgesprochen sei. Man

erbitte deshalb um so mehr die Mitwirkung des Grafen Münster für diesen Zweck.

Die Frage, ob eine solche Würde (gleichgültig unter welchem Titel) erblich zu übertragen sei, müsse, weil sie verschiedenen Betrachtungen unterworfen und von mehren politischen Hinsichten abhängig sei, unberührt gelassen werden.

Die Antwortsnote des hannoverschen Ministers vom 25. November ist eins der merkwürdigsten Actenstücke des ganzen Wiener Congresses. Er dankt zunächst für das Zutrauen, daß man ihn beauftragt, für Herstellung der Kaiserwürde zu wirken; er erklärt, daß auch er die Ansicht getheilt habe, die zweckmäßigste Form eines Bundesvereins würde gewonnen sein durch eine der alten Reichsverfassung ähnliche Grundlage, bei der man nach der Erfahrung der letzten verhängnißvollen Epoche hätte Verbesserungen einführen und alte Gebrechen vermeiden können. Indem auch der englische Hof ganz dieselbe Ansicht theile, habe dieser als Kurfürst in Deutschland die Aufhebung dessen alter Verfassung nie als gültig anerkannt und auf die Nachricht des Kaisers Franz über die Niederlegung der deutschen Krone erwidert: daß man diesen Schritt als einen gezwungenen nicht anerkennen könne, sondern das Reich und sein Haupt als den Rechten nach fortwährend bestehend ansehen werde.

Demnach habe er (Münster) auf Befehl seines Hofes seit dem Beitritte Oestreichs zur großen Allianz alle Mittel der Ueberredung angewendet, diesen Staat zu bewegen, die deutsche Kaiserkrone von neuem anzunehmen. Aber man habe sich östreichischer Seits auf eine Art erklärt,

daß endlich im Pariser Frieden die Bestimmung erfolgt sei, die unabhängigen Staaten Deutschlands durch ein föderatives Band zu vereinigen.

Die Herstellung der deutschen Kaiserkrone könne also jetzt nur ein Wunsch bleiben, den eine freie. Uebereinkunft unter den Paciscirenden allein zur Wirklichkeit zu bringen vermöge.

Wären über Einführung der Kaiserwürde dem Pariser Frieden keine Negociationen vorhergegangen, hätten andere Mächte nicht auch auf deren Aufhören Rücksicht genommen, so würde die Ansicht der deutschen Höfe — der Artikel 6 des Pariser Friedens schlösse die Ernennung des Bundeshauptes nicht aus — richtig sein; allein die Lage der Sache sei jetzt eine ganz andere.

Darum könne man sich von dem in dieser Hinsicht erhobenen Wunsche wenig versprechen, um so weniger, da man auch gegen ihn bei Mittheilung der Attribute einer Kaiserwürde gänzlich von den Mitteln geschwiegen, die man einem künftigen Kaiser anvertrauen wolle und könne, um ihn in den Stand zu setzen, mit Nachdruck zu handeln. Ohne solche Mittel würde Oestreich nie eine Würde ohne Realität und Einfluß übernehmen; welche Schwierigkeiten würden aber hiergegen die größern deutschen und einige europäische Höfe machen!

Erst nach fast vier Wochen, am 24. December, beantworteten die kleinen deutschen Höfe jene Denkschrift, etwa in folgendem Geiste: Da die Hauptschwierigkeit der Wiederherstellung der Kaiserwürde nicht in den Worten

des Pariser Friedens, sondern nur in den vorhergegangenen Negociationen liege, vermöge deren mit andern Mächten Rücksprachen genommen sind, so könne man, unbekannt hiermit, auch nicht mit Bestimmtheit darüber urtheilen. Aber man meine doch, daß durch solche auswärtige Negociationen der neuen Einrichtung des Staatenbundes, namentlich der Wahl eines Bundeshauptes, kein Hinderniß habe entgegengesetzt werden sollen. Sei doch in dem Aufrufe von Kalisch, von Preußen und Rußland ausgehend, den deutschen Völkern feierlich die Rückkehr zur Freiheit und die Wiedergeburt ihres ehrwürdigen Reiches versprochen und noch dazu versichert, daß die Gestaltung dieses großen Werks ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt werden solle. Darum würde Oestreich gewiß eine Wahl zum Bundeshaupt nicht ablehnen, und so sei denn, wenn der Mehrheit der Stellvertreter der deutschen Nation es belieben sollte, auch die Herstellung der Kaiserwürde gewiß noch immer möglich, wenn sie mit E h r e und K r a f t bestehen könne. Beides gibt die gesetzmäßige Disposition über die Bundesarmee. Da nun nach Theorie und Geschichte ein großer Staatenbund ohne Oberhaupt dauernd nicht gedacht werden kann und für ein solches die kaiserliche Würde die angemessenste erscheint, so bitte man nochmals den Gesandten von Hannover für diesen Zweck um seine Mitwirkung.

Ich bemerke hierzu nur anmerkungsweise, daß die betreffenden Fürsten damals noch nicht zu wissen schienen, daß gerade die wichtigsten jener Negociationen n a c h dem Aufruf von Kalisch und zum Theil gerade zwischen den beiden deutschen Großmächten selbst stattgefunden hatten,

worüber ich schon oben die Mittheilungen gemacht. Und dann hatten auch Negociationen mit fremden Mächten über deutsche Angelegenheiten zur Zeit der Begründung eines neuen europäischen Staatensystems ein ganz anderes Gewicht, als solche mitunter kleinlich-erbärmliche Einmischungen zu gewöhnlichen Zeiten. Preußen gab in der „Berliner Zeitung" im Februar 1815 offen Kunde von seinen Abtretungen, Gewinnen und fehlgeschlagenen Hoffnungen, und erklärte dabei: „Diejenigen, welche große Erwartungen gehegt haben, mögen jetzt einsehen, wie wichtig es für die Sicherheit des von ihnen hochverehrten Staates ist, kein Dorf anders als mit Einwilligung und unter der Garantie der größern Mächte Europas zu besitzen, und daß Preußens größte Macht in der Achtung und dem Vertrauen aller Nationen bestehe." Dies damals von der preußischen Regierung ausgesprochene Verhältniß besteht heutigen Tages noch ebenso gut wie 1815! Man kann über die auswärtige Garantie der Grundbestimmung, daß Deutschland einen Staatenbund aller seiner Fürsten bilden solle, auch noch die schon oben erwähnte, von Rußland an Würtemberg erlassene Note vom 31. Januar 1815 vergleichen.

Jetzt erst, nachdem die geregelte Betreibung der deutschen Verfassungssache aufhörte und Jeder sie nur in seiner Art förderte, nachdem die öffentliche Meinung, die bisher erwartungsvoll geschwiegen, von allen Seiten den Beruf laut zu werden empfand, weil scheinbar die Hoffnung stillstand, jetzt war die wahre Zeit, wo die Geister aufeinander platzten. Aber dabei stellten sich zwei traurige Wahrnehmungen heraus. Zwei auswärtige Mächte,

Frankreich und Rußland, hatten Raum, auch ihre Füße unter den deutschen Tisch zu stellen; schlimmer noch als dies war die klare Thatsache: man war über unsers Vaterlandes Zukunft mit den edelsten, aber auch mit den dunkelsten, allgemeinsten und verworrensten Idealen nach Wien gekommen. Jetzt, wo der klare, nüchterne Verstand sie realisiren sollte, wußte Keiner recht, was er im Einzelnen wollte, noch weniger, wie es auszuführen sei — allenthalben verschiedene Ansichten. Gar Mancher hätte zum allgemeinen Besten gern genommen; zu geben war Jeder auch gern bereit, so lange in allgemeinen Phrasen darüber gesprochen wurde. Foderte man aber speciell dies oder jenes Recht, Land u. s. w., so stand plötzlich die Sache ganz anders. Jene Ideale rieben sich dann an dem Schleifstein der Wirklichkeit und gewannen nach und nach Gestalt, aber sie ward dann wol eine ganz andere, als die erste dunkle Vorstellung sich hätte träumen lassen. Man entsage vor allen Dingen der Vorstellung, daß die deutschen Staatsmänner mit im voraus ganz fertigen, abgeschlossenen Plänen, die nur zu verfolgen gewesen, den Congreß eröffnet hätten, oder daß dies überhaupt nur eine Möglichkeit gewesen wäre; ebenso glaube man nicht, daß nur überlegene, auswärtige Politik oder Schlechtigkeit und Unfähigkeit einer einheimischen Diplomatenpartei, welche für das Ganze und das Volk kein Herz gehabt, solche fertige Pläne absichtlich hätte zu Schanden werden lassen. Wenn die Verhältnisse wie weiches Wachs oder Thon gewesen, die man nur hätte beliebig formen können, dann wäre jener Vorwurf an seiner Stelle. Aber sie waren spröder als Erz und Stahl. Ueber das „Daß" hat es gewiß nie und bei keinem Deutschen an dem red-

lichsten Willen gefehlt, wol aber über das „Wie"! Die Besten wechselten ihre Ansichten über Grundfragen, so gut als es immer bei ähnlichen großen Krisen zu geschehen pflegt, wo die Zeitumstände bald das Eine bald das Andere als das Zweckmäßigste erscheinen lassen.

Einer der Besten unter den Besten war gewiß der Freiherr von Stein. Man lese seine Correspondenzen mit Gagern und Münster. Erst beim Beginn der Freiheitskriege war er bedächtig, Andere zurückhaltend, wenn die Frage auf eine künftige Verfassung kommt. Ich weiß nicht, inwieweit er selbst mit thätig war bei Feststellung der ersten Grundbestimmung für Deutschlands Zukunft: „es wird dies einen föderativen Staat bilden". Aber er muß ganz damit einverstanden gewesen sein, denn Er war es, der für die Monarchen schon am 10. März 1814 gleich nach dem Vertrage zu Chaumont den ersten geregelten Entwurf ausarbeitete, und diese Urkunde [25]), die einen Kaiser für unpassend, ein wechselndes Directorium für allein zweckmäßig hielt, spricht allein für sich ohne jeden weitern Commentar und hat das föderative Deutschland vielleicht mehr gefördert und hervorgerufen als zwanzig Conferenzen in Wien. Später, nach erreichtem Siege, hatte er einmal die Idee einer höchsten regierenden Nationalbehörde, mit dem Grafen Schlabrendorf an der Spitze. Immer weiter gehend, hielt er später ein glorreiches deutsches Kaiserthum, gleich dem der Ottonen, als das einzige ersprießliche und allein würdige Ziel seiner Arbeiten. Aber ohne es gewußt zu haben, hatte er nur sich selbst dabei getäuscht und der Graf Münster klärte ihn darüber auf, daß die Realisirung des Gedachten eine reine preußische Hegemonie hergestellt haben würde, bei

der nicht die mächtige Einheit und die kaiserliche Stellung — die ja auch Oestreich repräsentiren konnte —, sondern Das die Hauptsache war, daß gerade Preußen und kein anderer Staat das Haupt würde. Gagern sagt geradezu [26]): „Stein nahm für allgemeinen deutschen Patriotismus die Idee des Wachsthums Preußens und meinte unter jener Firma Alles ansprechen zu können, obwol Preußen damals die Kaiserkrone gar nicht wollte." Stein verließ bekanntlich Wien bald im Jahre 1815, als er Anstoß gegen seine Ideen, selbst bei dem Fürsten Hardenberg, und namentlich alle Stimmen günstiger für Oestreich als für Preußen fand. Humboldt scheint am richtigsten über ihn geurtheilt zu haben, wenn er ihn wegen seines schnellen, heftigen Charakters für weniger geeignet erklärt, in verwickelten, schwierigen, praktischen Ausführungen, wo es weniger auf ein Durchgreifen als darauf ankommt, vielseitige Rechte und Bedenken respectiren zu müssen, als Selbstordner arbeitend aufzutreten. Aber er meint, für Den, der solche Arbeiten auszuführen gehabt habe, sei es ein unbezahlbarer Gewinn gewesen, des Umgangs mit Stein sich erfreuen zu dürfen. Denn immer habe dieser mit seinen Gedanken, Plänen und Ideen auf einer Höhe gestanden, die magnetisch Alles zu sich gezogen und nie erlaubt hätte, in den breiten Pfuhl der Gewöhnlichkeit oder gar der Gemeinheit zu versinken. Wahrhaftig kein geringerer Ehrenmann als Stein war Gagern. Im Jahre 1814 schien er einmal von frühern Kaiserideen ganz zurückgekommen und hatte geradezu die collegialisch-föderalistische Form als nöthig und einzig möglich anerkannt. Er sagt selbst [27]), daß ihm das alte Reich so wenig liebenswürdig und die neuern Ma-

chinationen so wenig einladend erschienen seien, daß er selbst den Beitritt der Niederlande dazu nach Kräften verhindert habe, wovon einmal stark die Rede war, sodaß Stein ihm zugerufen, er möchte über dem Batavisiren das Germanisiren nicht vergessen. Es wäre dies der alte, schmählich uns entwendete Burgundische Kreis geworden. Dann wird Gagern in That und Schrift der eifrige Verfechter des Kaiserthums, und doch konnte es das gewaltige Kaiserthum, wie es sein mußte, wenn es uns helfen sollte, nie werden.

Oder man lese solche ehrenhafte Blätter aus jenen Tagen, in denen sich die Edelsten der Nation aussprachen, z. B. den „Rheinischen Mercur". Er war im August 1814 nicht allein nicht für, sondern sogar gegen ein ausschließliches Kaiserthum. Mit dem Beginn des Jahres 1815 spricht er einen Neujahrswunsch für Kaiser Franz, jene Würde im Hintergrunde zeigend, aus. Zwischendurch war, wie wir später sehen werden, noch einmal die Zweiherrschaft empfohlen. Da der Kaiser überhaupt der Schlußstein der ganzen Verfassung werden sollte, mithin die Verfassungsfrage selbst sich um diesen Angelpunkt drehte, so sei hierüber zunächst geredet.

Ich kann hierzu, wie es mit dem „Wie" der Ausführung stand, noch einen interessanten Zusatz geben, so wie ich ihn aus dem Munde eines der Abgesandten der deutschen Höfe zu vernehmen Gelegenheit gehabt habe:

„Es war zunächst der gerechte Unwille gegen die Anmaßung der fünf Mächte, die sich allein das Recht, eine Verfassung zu geben, anmaßten, welcher uns zu einer Opposition gegen sie trieb; diese war sogar Pflicht für uns. Dann aber, aufrichtig und im Grunde gestanden,

war es wieder die Opposition, welche uns weiter trieb. Wir konnten sie doch nicht so ausführen, daß wir erklärten, wir seien in der Verfassungsfrage gleicher Meinung, denn in diesem Falle wäre unsere Zuziehung — zwar immer ein Princip — im Grunde doch nur eine reine Formsache gewesen. Freilich sagte es damals Keiner von uns, und ich sage es auch jetzt noch nicht, daß wir den Kaiser nur aufstellten, um mit ihm Opposition gegen die Vorschläge der fünf großen Mächte zu machen; es hatte gewiß seine Richtigkeit, wenn man, auf die Consequenz des französischen Directoriums von 1795 hinweisend, befürchtend aussprach, daß eine Fünfherrschaft leicht statt zu Einigkeit, zu innern Kriegen und Umsturz führen könne. Allein ob nicht ein klein wenig von obiger Contrebande mit unterlief, ob man nicht allein trotz aller Versicherungen: «gern zum Besten eines einigen Deutschlands alle Opfer zu bringen», jetzt, da es ans Aufgeben zum Besten einer realen, eine Einheit repräsentirenden Behörde ging, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen suchte, indem man nur und allein zum Besten eines Kaisers entsagen zu können behauptete — das mag dahinstehen und demnächst Gott richten. Denn es mußten nun sofort in unsern berathenden Kreisen die Fragen zur Besprechung kommen: «Wer soll Kaiser sein?» und «Wie denken wir uns seine politische Stellung?» Da sahen wir denn auf einmal, daß wir hierüber nicht allein die allerverschiedensten Vorstellungen hatten, sondern daß wir uns auch trotz aller Debatten darüber keineswegs einigen konnten. In allem Aeußerlichen geschah dies bald; wo aber jene Fragen in praktische bestehende Verhältnisse eingriffen, da gab es gleich böses Blut. Auf die Vorstellung eines unter uns, wie

wir uns denn nun bei dieser Uneinigkeit und Unfertigkeit der Ansichten in Beziehung auf einen künftigen Kaiser gegen die Fünfercommission zu stellen hätten, und namentlich auf «welchen» und «was für einen» Kaiser wir gegen sie bestehen sollten, wenn die Frage zur gründlichen principiellen Erörterung käme, ward abermals hin und her berathen, ohne zu einem festen Resultate zu kommen, und wir konnten nur beschließen: uns in etwaigen Noten und Verhandlungen auf allgemeine Principien und Andeutungen zu beschränken, und uns deren Ausführung im Einzelnen, wenn sie nöthig werden sollte, offen zu erhalten, da in der Hauptsache selbst Einstimmigkeit der Meinung herrsche!? So blieben wir doch bei unserm Kaiser, obgleich wir keinen Kaiser hatten fertig kriegen können und Keiner wußte, wie ein solcher sein und werden sollte, oder vielmehr, weil Jeder dies allein richtig zu wissen vermeinte und für seine Ansicht noch die Uebrigen bekehren zu können dachte."

Dieser Commentar lehrt freilich besser als alles Andere die Unbestimmtheit der Ausdrücke in den schon angeführten Noten der kleinen deutschen Höfe verstehen. Oft heißt es Oberhaupt, oft Kaiser, und um nur die Frage nicht weiter anzuregen und jede andere Möglichkeit noch zuzulassen, weist man wie andeutend auf den östreichischen Besitzstand hin. Und dann muß doch auch die geschichtliche Thatsache nicht vergessen werden, daß, während mehre der kleinen Fürsten von Entsagen zum allgemeinen Besten und einer Alle beglückenden Kaiserregierung redeten, sie zu Haus die Tyrannen gegen ihre Unterthanen spielten und Beschwerdeschriften gegen sich in

Massen beim Congreß veranlaßten, die nicht blos, wie z. B. das Memoire des Fürsten von Solms und Wied vom 27. December 1814, von ehemaligen Mediatisirten ausgingen, sondern auch durch den Mund der eigentlichen Stände laut wurden. So hatte namentlich der Buchhändler Cotta ganz besondere Aufträge von den würtembergischen Landständen und wirkte vielfach durch seine mannichfachen Verbindungen für diesen Zweck auf dem Congresse. Baden suchte zuerst alles Mögliche hervor, um in die Fünfercommission mit aufgenommen zu werden und mit den übrigen privilegirten Mächten gleiche Rechte zu erhalten. Erst als diese Hoffnung sich nicht erfüllte, ward es der heftigste unter den Opponenten und der eifrigste Widersacher alles Dessen, was die Commission anordnete. Wenn es im December 1814 an Preußen und Oestreich die Mittheilung ergehen ließ, daß es bereits bei sich Landstände mit dem Rechte der Beaufsichtigung der Steuern und der allgemeinen Gesetzgebung, sowie dem der Beschwerdeführung eingesetzt habe, so bin ich jedoch weit entfernt, diesen Schritt, dem gewiß andere Motive unterlagen, unter die obigen Oppositionsbestrebungen zu stellen.

Noch vor der Note der kleinern deutschen Fürsten vom 18. November hatten die Standesherren in einer Deputation [28]) vom 22. October, deren Sprecherin die Fürstin von Fürstenberg Namens ihres minderjährigen Sohnes war, gegen den Kaiser Franz in einer Bittschrift, sich ihrer künftigen Stellung anzunehmen, den Wunsch ausgesprochen, er möge sich die deutsche Krone wieder aufsetzen. War aber dieser Wunsch ein egoistischer oder die Stimme des Volkes? Die deutschen Bischöfe bestanden

bekanntlich in den Verhandlungen von 1785 über eine nationale katholische Kirche am eifrigsten auf einem Papste, weil sie lieber unter einem entfernten einzigen Oberhaupte, als unter einem solchen Concil stehen wollten, wo mehre ihnen direct vorgesetzte Erzbischöfe einen größern immerwährenden Einfluß und eine stete Beaufsichtigung ausüben konnten. Kaiser Franz bemerkte in der Antwort, daß er schon von mehren Seiten angegangen sei, die deutsche Krone wieder anzunehmen. Das Uebrige, ohne Zugeständnisse und Zusagen, sind die bei ähnlichen Gelegenheiten gebräuchlichen allgemeinen Redensarten.

Daran, Preußen eine kaiserliche Gewalt zu ertheilen, dachten auf dem Wiener Congresse, außer Männern wie Stein, Graf Solms-Laubach und einigen Andern, denen man aber sogleich ihr einseitiges Preußenthum zum Vorwurf machte, Wenige. Nur schwach ward die Empfehlung vernommen: Wird das deutsche Kaiserthum eine mit wirklicher Gewalt bekleidete Würde, so kann Oestreich wegen seiner übrigen Hausmacht dem europäischen Frieden gefährlich werden, Preußen nie; es wird damit erst ein Staat, wie Oestreich und Frankreich schon sind. Die preußischen Staatsmänner und Minister sprachen am wenigsten von einem preußischen Kaiser. Sie hatten ja die Negociationen, welche entgegenstanden, selbst mit geleitet. Die Volksstimme erkannte willig Preußens Verdienste um das Vaterland, aber ihm gegen Gewohnheit und Geschichte eine Stellung an der Spitze desselben zu geben, kam ihr kaum in den Sinn. Obgleich Herr von Berg sich persönlich alle Mühe gab, für Preußen durch Deductionen, Unterredungen und jede andere Art zu wirken, so sah man es als eine ganz natürliche, sich von selbst

verstehende Sache an, daß nur an Oestreich bei einem Kaiserthum gedacht werden könne.

Die Zweiherrschaft in Deutschland ward auch noch — nach der Theilung der Mainlinie — mitunter besprochen. Sie ward als national seit Armin und Marbod, den Guelfen und Ghibellinen, den Habsburgern und Hohenzollern, oft romantisch ausgemalt und empfohlen, aber noch kräftiger wegen ihrer steten Nachtheile, die sie gebracht, bestritten; auch wol so ausgelegt, daß Oestreich die eigentliche Krone, Preußen die Leitung des Bundes bekommen sollte [29]). Allein die eigentlichen, den Frieden festsetzenden größern Mächte hatten diese Idee, die wol früher ihnen nicht so fern gelegen (Metternich, indem er freilich nur von einem gleichgetheilten Einfluß redet, nimmt früher die Initiative dieser Idee in Anspruch), ganz aufgegeben. Schon am 22. October sagte eine Note Metternich's an Hardenberg gerichtet: „Plus S. M. I. désire ne jamäis voir l'Allemagne se diviser en Sud et Nord et conserver comme premier principe de futur pacte fédéral, celui d'une parfaite unité" [30]). Aber die Idee eines getheilten Deutschlands war leider durch unsere Geschichte selbst tiefer in die Gemüther gedrungen als man glauben sollte und spukte selbst noch 1815 in Paris bei den Mächten, als man nach den Hundert Tagen hier um einen neuen Frieden handelte [31]).

Es sei hier noch eines Buchs erwähnt, vom damaligen hildburghausenschen Geheimen Rath Schmid verfaßt: „Deutschlands Wiedergeburt", weil sein Inhalt mehr oder weniger instruirend für einige Abgeordnete kleinerer deutscher Höfe ward und sich vermittelnd zwischen jene Ansichten stellen zu wollen schien. Indem es für Oestreich

ein Kaiserthum, was auf einem alle fünf Jahre zu erneuernden Lehnsnexus der deutschen Fürsten beruhen sollte, in Anspruch nimmt, will es für Preußen die Würde eines erblichen Reichsverweseramtes über Norddeutschland. Ein anderer Vorschlag im „Rheinischen Mercur" redet ähnlich von einem Kronfeldherrnamte, das dem König von Preußen als Erblehn zustehe, sowie von einer Vorsteherschaft des Kronprinzen jenes Hauses über den Protestantismus. Anderwärts wird auch Franz als Kaiser, Friedrich Wilhelm als König von Deutschland vorgeschlagen.

Andere wollten eine neue Theilung Deutschlands nach seinen 14 oder 15 Stämmen in ebenso viele Kreise herstellen, wo die Fürsten sich als reine Stammvorsteher erhalten sollten.

Von dem schon genannten Geheimen Rath Schmid circulirte noch ein specieller Entwurf einer deutschen Reichsverfassung, später ausgearbeitet als jenes Buch. Dieser empfahl eine Theilung Deutschlands in vierzehn Kreise unter einem östreichischen Kaiser, unter dem aber zwei Reichsverweser, an der Elbe und an der Donau, wozu die Herrscher von Preußen und Baiern bestimmt waren, die einflußreichsten Geschäfte besorgten, indem andern Fürsten nur minder bedeutende Kron-Großämter überwiesen wurden.

Der Professor Sartorius in Göttingen hatte mit unendlicher Mühe und saurem Schweiße die Ideen in ein System gebracht, welche sich dahin aussprachen, der Bund müsse ganz ohne Oestreich und Preußen allein unter den kleinen deutschen Staaten hergestellt werden. Er war bei diesem Entwurf fast gezwungen, Baiern einen überwiegenden Einfluß zuzuweisen, was keineswegs seine

erste Absicht und vielleicht auch nicht seine Liebhaberei war.

Doch es ist unmöglich, alle die Meinungen über die künftige Verfassungsform Deutschlands, welche in Wien laut wurden, oder die man den Diplomaten zurief, einzeln aufzuzählen. Ein damals viel Aufsehen machendes Buch: „Zum Wiener Congreß", empfahl einen modificirten Rheinbund, und man vermuthete nicht mit Unrecht, daß diese Empfehlung mittelbar von Frankreich ausgehe. Ja, die Franzosen scheuten sich nicht, ihrem Vortheil gemäß, Wünsche in Form von weisen politischen Rathschlägen ganz direct auszusprechen. Der Moniteur jener Tage enthält ein ganz hübsches Plänchen, Oestreich ganz auszuscheiden. Demnächst war Preußen das Protectorat über Norddeutschland übergeben, während Frankreich das von Süddeutschland großmüthig zu verwalten versprach!!

Gagern in einer Note an den Grafen Münster vom 13. Januar 1815 empfiehlt, ebenso wie der Sartorius'sche Plan, wenn Ein Kaiser unmöglich sei, statt eines zwei- oder fünffachen Directoriums dann lieber jenen in Paris im voraus festgesetzten Bund unabhängiger föderativer Staaten so anzuordnen, daß Oestreich und Preußen ganz ausschieden und die reindeutschen Staaten blieben. Diese Idee hatte man schon früher so ausgesprochen, daß das Bleiben und Ausscheiden jener größern Staaten alternativ blieb [32]).

Alle diese und Gott weiß was noch für Ansichten, die der Fünfercommission nicht ausgeschlossen, waren nicht im einsamen Stübchen von Einzelnen ausgedacht, sondern hatten alle ihren Anhang im Volke, in dem sie wurzelten. Denn das wäre der größte Irrthum, wenn

man meinte, dieses habe von Anfang an eine ganz bestimmte Ansicht über Deutschlands Staatsform gehabt; nur die allgemeinen Resultate, die man von der Zukunft hatte, wurden in übereinstimmenden Wünschen zusammengefaßt. Noch größer aber würde der Irrthum, wenn man das Kaiserthum eines Einzigen als eine solche Allen vorschwebende Ansicht bezeichnete. Dies gerade war die Form, an welche im Anfang am wenigsten gedacht wurde; jede andere ward mehr durchsprochen. Das bedarf noch eines kurzen Beweises.

Man kann gewiß behaupten, daß ein Blatt wie der „Rheinische Mercur" die Stimmen eines großen Theiles des deutschen Volkes vertrat. Im 100. Stück des Monats August sagt er: „Vorerst scheint die Zweiherrschaft die paßlichste Form, die Einheit muß spätern Zeiten vorbehalten bleiben." Nr. 104: „In Deutschland widerstrebt der politischen Einheit, wie wir sie bei andern Völkern finden, zunächst die kirchliche Entzweiung; dann der selbständige eigenthümliche Stammesgeist, der nach Bergzügen die Nation theilte und gliederte; dann die liebevolle Anhänglichkeit der Völkerschaften an ihre Fürstenstämme und die fromme Achtung für den durch Verjährung gesicherten Besitzstand. Das Beste, aber auch Schwerste ist also für Deutschland starke Einheit in freier Vielheit. Das Gegentheil führt leicht zu Erstarrung und Despotismus." Im September hieß es: „Deutschlands Verfassung darf nicht so gebildet werden, wie man in den letzten Jahrzehnden meinte, Verfassungen bilden zu können. Man glaubte, an allgemeinen Begriffen, welche man für ein System hielt, genug zu haben, und meinte, einem Gedachten müsse nothwendig ein Wirkliches folgen. So

warf man freventlich die alten Grundfesten nieder. Wenn wir jetzt eine neue deutsche Verfassung fodern, so muß zunächst die Geschichte gefragt werden, aber nicht die letzte seit dem westfälischen Frieden; sie erzählt nur die schlimmste Periode unsers Vaterlandes.

Mit der obigen gefoderten neuen Verfassung kann kaum ein Kaiser gemeint sein, denn wie er zuletzt historisch gewesen war, so wollte man ihn gewiß nicht und konnte ihn nicht brauchen, und wie er uns noth that, war er nie in Deutschland historisch gewesen — höchstens ein oder zwei mal als seltene Ausnahme.

Im Arndt'schen Kreise [33]) ward auch im Anfange als Deutschland noth thuend bezeichnet: eine alljährliche Versammlung freier Staatsbürger — keine alte Ständerepräsentation; eine immerdauernde Reichstagsversammlung fürstlicher Gesandten; ein Reichsgericht, bei dem Fürsten und Völker concurriren; eine allgemeine Militairmacht, und nur Ein Hof, an dem fremde Gesandte sind. Vom Kaiser ist nirgend die Rede.

Wenn man sich später erst mehr bei der Kaiserfoderung zu einigen schien, so geschah es allein, weil die Verhältnisse zu dieser neuen Proposition führten; wollte man sagen, es geschah, weil man endlich das Richtige gefunden, so würde man einen Beweis dafür ewig schuldig bleiben müssen. Frühere Vorschläge wurden nicht gleich angenommen, man sah deshalb Uneinigkeit unter Vielen; nichts schien natürlicher, als daß Ein Kaiser auch alle Uneinigkeit in Einheit auflöse, oder, wie der „Rheinische Mercur" sagt, man meinte, einem Gedachten müsse nothwendig ein Wirkliches folgen und das dem bisher Verhandelten Entgegenstehende müsse das Richtige enthalten.

Der vorgeschlagene Kaiser kam nicht zur Ausführung; nicht wegen Unverstand und bösen Willen der Staatsmänner, sondern einzig aus dem Grunde, weil er damals das Unmöglichste von Allem war. Von den Verwirrungen, die er hervorgerufen haben würde, und die also einer spätern Zeit erspart sind, empfand man nichts und spricht auch nicht davon; aber unsere Zeit nimmt sich ewig das Recht, alle andern unerfreulichen Zustände von dem nicht eingeführten Kaiser abzuleiten und im vorwurfsvollen Tone zu demonstriren, wie gut Alles gegangen sein würde, wenn man damals guten Rath angenommen. Um diese leichte und überlegene Stellung zu gewinnen, drängten sich später Alle mehr und mehr zu der Meinung hin, welche ihr unterlag, auch die, welche zeither nicht zu ihr gehörten; man konnte nun in spätern Zeiten deduciren, daß man stets und vor Jahren schon immer unter den politischen Weisen gestanden. Aber die Geschichte, um nach allen Seiten gerecht zu sein, muß auch erzählen, daß, während die Deutschen ihren Kaiser zurückwünschten, in der Meinung, er werde ihnen eine bessere Zeit bringen, ein Anderer, der es nie gut mit den Deutschen gemeint und immer klüger und richtiger seine politischen Berechnungen angestellt als sie, der Papst, ebenso eifrig für Wiederherstellung dieser Würde durch den Cardinal Consalvi sprechen ließ. Als dieser später gegen die Beschlüsse des Wiener Congresses protestirte, ward als Hauptgrund mit hervorgehoben: „Ipsum denique sacrum Imperium Romanum, politicae unitatis centrum jure habitum, et religionis sanctitate consecratum, minime redintegratum est!" Sprach hier der Papst für

jenes unitatis centrum in seinem oder im Interesse der Deutschen? — So verhielt es sich 1815 mit der Kaiserfrage in Wahrheit.

Der innere Zustand Deutschlands war inzwischen so durcheinandergeworfen, daß er verwirrter geworden war als zu den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. Da war kein Land, was nicht durch Abtretungen oder Vergrößerungen, deren Ausgleichung jetzt in Frage kam und oft sehr problematisch zu werden drohte, von seinem ursprünglich nationalen Standpunkt verdrängt war; einige Gebiete, wie Sachsen und das Großherzogthum Frankfurt, sollten ganz verschwinden; einer Reihe von Fürsten drohte, wie einst den geistlichen Landesherren, Incorporirung in größere Gebiete. Neue Rechte und neue Verfassungen sollten allenthalben werden; die alten litten mehr oder wenig von französischer Ansteckung und wurden daher schnell entfernt, bevor das Neue fertig war. Kurzum, Alles sollte anders werden, aber man lebte in den Tag hinein, ohne nur vor sich zu sehen, wie es werden würde. Ein solcher provisorischer Zustand war unerträglicher als die schlimmste Gewißheit. Wie geht es dir? Provisorisch, war die, die höchste Unbehaglichkeit ausdrückende Antwort, und: Mögst du provisorisch bleiben, die schlimmste Verwünschung. Die Zeitgenossen versichern, daß man in jede Dictaturmaßregel gern eingewilligt hätte, so apathisch sei die Stimmung der Deutschen gegen die wiener Resultate nach und nach geworden. Aber Aenderung stand auch bevor.

Die feindselige Spannung, in der sich die großen europäischen Mächte einander gegenübergetreten waren, hatte mit dem erwähnten geheimen Vertrage vom 5. Ja-

nuar 1815 den höchsten Punkt erreicht und begann nach und nach abzulassen. Rußland und Preußen gaben nach in Beziehung auf ihre Foderungen auf Polen und Sachsen, dessen Theilung schon seit Mitte Februar entschieden wurde[34]). Man näherte sich einander wieder; die Zukunft der europäischen Verhältnisse im Großen konnte übersehen werden und hielt nicht mehr die davon abhängigen Berathungen über Specialitäten zurück. Als Napoleon daher den Plan, sich des französischen Throns zu bemächtigen, auf ein in zwei Hälften kriegerisch sich gegenüberstehendes Europa gründete, war bei seiner Landung diese Voraussetzung schon gefallen, und mit ihr die ganze Unternehmung selbst, die vielleicht, gerade beim Scheiden des Jahres 1814 ausgeführt, einen ganz andern Erfolg gehabt haben würde. Nunmehr stand nichts mehr im Wege, auch die deutschen Angelegenheiten, die seit November zu ruhen schienen, wieder aufzunehmen.

Den Abgeordneten der kleinern deutschen Staaten und Städte — von denen später einmal wieder Baden und Hessen-Darmstadt sich trennten — gebührt das Lob, beständig die Förderung des deutschen Verfassungswerks getrieben zu haben. Sie wandten sich am 2. Februar mit einer Note an Oestreich und Preußen, beklagten sich darin nochmals, daß ihnen, obwol sie nach Wien zur Unterhandlung beschieden, trotz ihrer gethanen Schritte noch immer keine förmlichen Mittheilungen von Seiten der größern Mächte gemacht seien. Sie sprachen daher abermals den Wunsch aus, daß der deutsche Congreß bald mit Zuziehung aller Theile des künftigen Ganzen eröffnet werden möge, und erklärten sich wiederholt zu allen billigen Aufopferungen, Arbeiten in Com-

missionen u. s. w. bereit, sowie sie auch auf ihre Uebereinstimmung in den wesentlichsten Punkten mit den Ansichten der ehemaligen Commission hinwiesen. Andere Noten, ganz ähnlichen Inhalts, folgten dieser, als die kleinen Fürsten ihre Bereitwilligkeit, ihre Contingente gegen Frankreich und Napoleon zu stellen, erklärten, am 22. März[35]) und 15. April, nachdem verschiedene gemeinschaftliche Sitzungen seit dem 31. März über diesen Gegenstand gehalten waren[36]).

Die Bevollmächtigten der deutschen Staaten traten sich allerdings entschieden näher und die anfängliche schroffe Trennung schwand. Aber doch ward für Alles, was zur deutschen Verfassung gehörte, vorerst noch der Weg der schriftlichen Mittheilung und des Notenwechsels beibehalten, ein unendlich erschwerender, wenn er auch vielfach durch Privatbesprechung abgekürzt werden konnte. Erst gegen das Ende des Congresses wurden die Angelegenheiten des Deutschen Bundes in 11 sich rasch vom 23. Mai bis zum 10. Juni folgenden Sitzungen in gebührender Form erörtert[37]). Zu den ersten beiden war nur eine Deputation der kleinern Mächte eingeladen; allein da diese erklärte, sie sei höchstens erschienen, um über eine Geschäftsordnung Rücksprache zu nehmen, keineswegs um über Bundesangelegenheiten abzuschließen, indem dies nur von allen Staaten direct geschehen dürfe, so wurden deren sämmtliche Abgeordnete zu allen folgenden Sitzungen eingeladen.

Unendlich viel gab es hier schriftlich und mündlich festzustellen, denn entwirrt war eigentlich gar nichts, Alles nur insofern verwirrter, wie im Anfang, wo man wol Meinungsverschiedenheit erwartet, aber schwerlich von

einer solchen, wie sie sich in unergründlicher Tiefe aufgethan, einen Begriff gehabt hatte.

Die Kaiser- oder Oberhauptsfrage ließ man jedoch bald fallen; man überzeugte sich, daß sie nach den Zeitereignissen, wie sie sich gemacht, gar nicht durchzusetzen war. Alle Unterhandlungen über die allgemeine Grundlage, welche dem vielzerstückelten deutschen Staate unterzulegen sei, kamen übereinstimmend auf den Artikel 6 des Pariser Friedens zurück: „Die selbständigen Staaten werden durch ein föderatives Band untereinander vereinigt." Also ein Staatenbund. Ueber den Namen „Deutscher Bund" konnte auch kaum Zweifel sein; um jedoch an das Alte, aus dem er sich gestaltet, wenigstens zu erinnern, schlug Gagern vor zu sagen: „Der Bund im Deutschen Reich." Allein dies hätte wol leicht an etwas Gesondertes in einer größern Allgemeinheit erinnert. Da Bund und Deutsches Reich aber als Dasselbe zusammenfallen sollten, so kam man von diesem, eine Zweiheit ausdrückenden Ausdruck zurück. Der Bund im Deutschen Reich sollte erst in unsern Tagen zur Wahrheit werden.

Ich habe später oft den Vorwurf gehört: Warum aber waren die deutschen Staatsmänner so dumm oder so perfide, daß sie ein allgemeines Oberhaupt unmöglich machten durch die vorangehenden Bestimmungen der durch sie selbst abgeschlossenen Staatsverträge? Darauf kann nur geantwortet werden: Beweist erst, daß durch andere Bestimmungen das noch viel höhere Ziel, Befreiung Deutschlands von französischer Herrschaft, auch ebenso gut hätte erreicht werden können, und daß wir ohne solche Zugeständnisse ebenso unabhängig wären, wie wir

jetzt sind. Der Augenblick mit seinen Zeitumständen, der rasch ergriffen werden muß, um Großes zu erreichen, bildet sich nach andern Gesetzen als die sind, nach denen eine bürggerlich heimische Haushaltung mit allen möglichen wünschenswerthen Bequemlichkeiten sich construirt. Eine höhere Macht fragt wol den Menschen: Willst du dieses? nie aber: Was willst du am liebsten? Wehe ihm, wenn er zu lange wählt und den Trank des Lebens von sich weist, weil er ein paar Tropfen Wermuth in sich führt!

Sofort einig mußte man über den Zweck einer künftigen deutschen Verfassung sein, mochte nun auch ihre Form sich gestalten wie sie wollte. Erhaltung der Ruhe und Selbständigkeit nach außen, sowie Sicherheit sämmtlicher Verbündeten nach innen mußte unter jeder Bedingung gewährt werden. Diese Foderung wiederholte sich auch stets, wo nur die Rede darauf kommen konnte, und es sei dieses Umstands deshalb hier ein für alle mal gedacht.

Andere Fragen, die nothwendig mit zur Erörterung kommen mußten, zeigten aber in ihrem Umfange und in ihren nächsten durch sie selbst hervorgerufenen Folgen ein Gebiet, wo eine Uebereinstimmung so bald nicht wahrscheinlich werden konnte. Die Gewohnheit von den alten Reichstagen her; die Vielseitigkeit der verschiedenen Interessen, schon durch Bewohner und geographische Lage der einzelnen Staaten hervorgerufen; die gänzliche Ungewohntheit derselben, zusammen zu einem Zweck zu wirken, während sie früher sich stets in ihren Congressen argwöhnisch als Feinde gegenübergestanden: alles Dies und vieles Andere mag man dabei wol in Anschlag bringen. Solche Fragen waren: Maß der politischen Rechte der

Einzelnen dem Ganzen gegenüber; Größe des politischen Einflusses der Einzelnen im Verhältniß zu ihrer nach Quadratmeilen und Seelenzahl bestimmten Macht; Einheit bürgerlicher und peinlicher Gesetze sowie von Münze, Maß und Gewicht; Einheit im Zollsystem und im Postwesen; mögliche Gleichheit der Rechte sämmtlicher deutscher Landstände und Unterthanen u. dgl. m. Kaum war eine von ihnen aufgegriffen und zur Berathung gestellt, so war sogleich für diese einzelne eine Masse von Material aufgehäuft und ein Berg von sich geradezu entgegenstehenden Ansprüchen und Ansichten aufgethürmt, zu deren gründlicher, Alle befriedigender Ausgleichung es mitunter wol der zehnjährigen Arbeit von zehn Congressen bedurft hätte.

Aber so viel Zeit hatte man nicht zu verwenden; die deutsche Angelegenheit mußte wenigstens bis zu einem gewissen Punkt in der Berathung mit der allgemeinen europäischen Schritt halten. Dies durch innere Abkürzung, hervorgerufen durch Nach- und Aufgeben rein individueller Interessen, zu erreichen, wäre freilich das Beste gewesen, aber man wartete vergebens auf ein vorangehendes gutes Beispiel; Jeder wollte den Andern durch Zaudern „aushungern", um von dem durch Ueberdruß zum Aufgeben Getriebenen zu profitiren. Da blieb freilich nur der andere, aber viel schlimmere Ausweg übrig: man verkürzte nicht die Berathung über die wichtigsten Fragen, sondern schnitt eine nach der andern ganz weg. So ward von Tage zu Tage der Kreis der Berathung auch enger. Diese gewaltsame Lösung des gordischen Knotens hielt man vorzüglich nöthig, seit die Landung Napoleon's bei Cannes und seine fast fabel-

haften Erfolge kundwurden. Seine Entfernung aus Europa ward mit einem male als die dringlichste Hauptsache, alles Andere als aufschiebbare Nebensache angesehen. Die nach und nach erfolgte Erhöhung und Befestigung der Napoleonischen Macht in Frankreich vom März bis Juni ist eine ganz getreue Barometerscala, auf der man ablesen kann, wie in Wien auch in der deutschen Angelegenheit eine anfängliche Proposition nach der andern schwand, um nur hier fertig zu werden und freie Hand gegen Frankreich zu gewinnen. Den besten praktischen und urkundlichen Beweis hierzu geben die officiellen Entwürfe für eine künftige Reichsverfassung, welche nach und nach in Wien im Jahre 1815 in Umlauf gesetzt wurden.

Noch im December 1814 hatte Oestreich einen solchen, von dem Herrn von Wessenberg in 15 Artikeln verfaßt, ausgehen lassen; allein da er noch in die Zeit der größten Uneinigkeit der deutschen Abgeordneten fiel, so ward er wenig beachtet. Die Hauptsachen darin waren folgende:

Alle Bundesglieder haben als solche gleiche politische Rechte; ihre gemeinsamen Angelegenheiten besorgt ein Bundesrath, in welchem Oestreich die materielle Leitung der Geschäfte hat, und in welchem die Staaten theils einzelne, theils collective Stimmen führen. Dieser sitzt ununterbrochen, beschließt über Krieg und Frieden, hat das Recht der Allianzen und Verträge mit Auswärtigen, das Recht der gesetzgebenden Gewalt und die Verfügung über das Kriegscontingent. Ein permanenter Ausschuß aus ihm, der sich alle Jahre erneut, hat in auswärtigen Angelegenheiten zu handeln, wo es

auf Initiative oder schleunige Behandlung ankommt. Binnen Jahr und Tag werden in allen deutschen Staaten Landstände eingeführt, welchen in Beziehung auf Steuern und allgemeine Landesanstalten, mit Berücksichtigung der einzelnen speciellen Herkommen, Rechte und Landesarten, besondere Rechte eingeräumt werden. Die mittelbar gewordenen Landesherren bilden die ersten Standesherren in den Staaten, deren Unterthanen sie geworden, mit besondern Rechten. Alle Bundesstaaten, insofern sie nur deutsche Länder besitzen, garantiren ihren Unterthanen übereinstimmend: Gleichheit der bürgerlichen Rechte aller christlichen Glaubensgenossen; Aufhebung der Leibeigenschaft mit Entschädigung, binnen drei Jahren; das Recht, allenthalben Liegenschaften unter denselben Bedingungen zu erwerben und zu besitzen, wie die Einwohner, nebst dem des freien Wegzugs; endlich wird das Versprechen gegeben, daß Bundesgesetze für Freiheit des Handels, des Verkehrs und der Schiffahrt innerhalb der Bundesgrenzen sorgen würden.

Am 10. Februar 1815 (man übersehe dabei nicht, es war vor der Landung Napoleon's und gleich nachher als nach Verständigungen der deutschen Abgeordneten die deutschen Berathungen wieder aufgenommen werden konnten) brachte Preußen einen von W. von Humboldt in 120 Artikeln ausgearbeiteten Plan einer Verfassung des künftigen deutschen Staatenbundes zur Kenntniß — den vollständigsten von allen Plänen, die vorgelegt worden sind. Sein Inhalt im Auszuge ist folgender:

Die gemeinschaftlichen Angelegenheiten besorgt eine Bundesversammlung, bestehend aus den Bevollmächtig-

ten aller Mitglieder. Sie besteht aus einem ersten und zweiten Rathe. Zugleich wird Deutschland in Kreise getheilt, über welche gewisse Fürsten das Kreisvorsteheramt führen [38]).

Der erste Rath besteht aus den Bevollmächtigten einzelner Staaten [39]) und ist ununterbrochen versammelt. Ihm kommen ausschließlich zu: die Leitung und ausübende Gewalt des Bundes und seine Vertretung, wo er gegen Auswärtige als ein Ganzes erscheinen muß. Im Verein mit einem Ausschuß des zweiten Raths entscheidet er über Krieg und Frieden und gemeinschaftlich mit der Gesammtheit desselben übt er alle auch dem Wirkungskreise des letztern zugewiesenen Rechte aus.

Der zweite Rath besteht aus allen übrigen Mitgliedern des Bundes, die theils Viril-, theils Curiatstimmen führen. Er versammelt sich jährlich in derselben Stadt, wo der erste Rath sitzt, und seine Dauer hängt von der Natur der zu erledigenden Geschäfte ab. Sein Wirkungskreis dehnt sich auf alle Gegenstände aus, welche Stoff zu einem allgemeinen, für ganz Deutschland geltenden Gesetze abgeben können, wozu die obigen Befugnisse kommen.

Die Kreisvorsteher haben ein doppeltes Verhältniß, theils als Bundesfürsten, theils als Landesdirectoren, die in Kreisversammlungen mit ihren Mitständen für das Wohl ihrer Kreise thätig sind. Sie sind in letzter Eigenschaft als Beauftragte des Bundes anzusehen, stehen unter Aufsicht des ersten Rathes, dem sie auch verantwortlich sind und bei dem Beschwerden gegen sie angebracht werden. Sie halten in ihren Kreisen den Bundesvertrag aufrecht und vollstrecken die Bundesbeschlüsse da-

selbst, weshalb sie auch die Oberaufsicht über das Kriegswesen der Kreisstände führen. Sie sind ferner Vorsteher eines gemeinschaftlichen Gerichtshofes für die Stände des Kreises, denen das Recht der dritten Instanz nicht zusteht. (Staaten von weniger als 300,000 Einwohnern.)

Mitglieder der Kreisversammlungen sind alle Kreisstände und auch die ehemaligen, jetzt mediatisirten Reichsstände. Sie werden jährlich, zwei Monate vor der Zusammenkunft des zweiten Bundesrathes, in der Kreishauptstadt gehalten; auch kann der Kreisvorsteher sie außerordentlich zusammenberufen. Sie beschäftigen sich mit allen den Kreis angehenden Gegenständen.

In allen genannten Versammlungen wird nach Stimmenmehrheit entschieden. Wem der Vorsitz gebühre, ist zur Zeit offen gelassen.

Die Kosten des Bundes werden nach einem gewissen Verhältniß gemeinschaftlich zusammengeschossen.

Den einzelnen Bundesmitgliedern steht freier und voller Genuß ihrer Regierungsrechte zu, insoweit diese nicht durch den Bundeszweck eingeschränkt worden sind. Sie verpflichten sich, keine Verbindungen mit Auswärtigen einzugehen, die gegen den ganzen Bund oder einzelne Mitglieder gerichtet sind, sei es mittel- oder unmittelbar. Uebrigens bleibt die Befugniß der Verträge unbeschränkt, jedoch verpflichten sich die Mitglieder, den Bund von solchen in Kenntniß zu setzen, die auf Krieg, Frieden oder Subsidien Bezug haben.

Den Mediatisirten sind außer reellen Vorrechten in ihren ehemaligen Gebieten noch eine Anzahl von Ehrenrechten zuzugestehen [40]).

Die Bundesmitglieder dürfen sich unter keiner Bedingung selbst bekriegen oder ihre Streitigkeiten durch Gewalt behaupten, den Fall der Nothwehr ausgenommen; gegen auswärtige Gewalt stehen sie sich gegenseitig mit allen Mitteln bei.

In allen deutschen Staaten soll die ständische Verfassung erhalten, oder wo sie noch nicht besteht, eingeführt werden. Sie wird nach den Localverhältnissen geordnet und unter den Schutz des Bundes gestellt. Allen deutschen Ständen aber sollen wenigstens folgende Rechte zustehen: Mitberathung bei allen neuen Gesetzen, Bewilligung bei Einführung und Erhöhung von Steuern, Beschwerdeführung wegen Misbräuchen aller Art und Schützung und Vertretung der Landesverfassung beim Landesherrn und beim Bunde.

Ferner müssen alle Bundesmitglieder ihren Unterthanen wenigstens folgende Rechte als solche einräumen, die jeder Deutsche genießen muß: Freiheit, in jeden Bundesstaat ohne Abgabe auszuwandern und dort in Kriegs- oder Civildienste zu treten; Freiheit, sich auf jeder deutschen Lehranstalt zu bilden; Freiheit der Person und des Eigenthums gegen jede Beeinträchtigung, auch gegen den Nachdruck, sowie das Recht, nur vor dem ordentlichen Richter zu stehen; Aufhebung der Leibeigenschaft und Preßfreiheit mit Verantwortlichkeit der Schriftsteller, Buchhändler und Drucker.

Ein ständiges Bundesgericht, dessen Mitglieder zum ersten male von den Bundesmitgliedern ernannt werden, die sich aber nachher durch eigene Wahl bei Vacanzen ergänzen, entscheidet in allen allgemeinen Bundessachen, namentlich in Streitigkeiten der unmittelbaren Bundes-

glieder untereinander. Auch die Landstände als Ganzes erheben hier Klagen in Verfassungssachen. Persönliche Klagen der Unterthanen gegen den Landesherrn gehören jedoch vor die ordentlichen Gerichte. Das Bundesgericht, was sich nöthigenfalls in zwei Senate theilt, überschickt dem Bundesrath seine Beschlüsse zur Vollziehung; Beschwerden gegen das Gericht selbst werden beim ersten Bundesrath angebracht.

Gleichzeitig war noch ein zweiter Entwurf einer Bundesverfassung ohne Kreiseintheilung beigelegt. Er ist mit Ausnahme der hierauf gehenden Bestimmungen gleichlautend. Die Länder selbst werden als ideelle Kreise angesehen, und der erste Bundesrath läßt seine Beschlüsse unmittelbar an die Landesherrn zur Vollziehung abgehen. Besondere politische Versammlungen, welche in den Ländern selbst an die Stelle der Kreisversammlungen treten, gibt es nicht, und das Kriegswesen ist zur Regulirung für ganz Deutschland einem besondern Ausschuß zu überweisen[41]).

In einer eigenen Note, die bei Ueberreichung jener Entwürfe an den Fürsten Metternich gerichtet wurde, gibt W. von Humboldt dem Entwurfe mit Kreisabtheilung den entschiedenen Vorzug. Die Einwirkung der Centralgewalt bei Kreisen, so sagt er, sei sicherer, einfacher und geordneter; wird die Ausführung eines dem allgemeinen Besten nöthigen Bundesbeschlusses einem Landesherrn für sein Gebiet, dessen specielle örtliche Verhältnisse darunter leiden können, allein übertragen, so wird es oft schlaff damit aussehen. Ebenso wird die Militairverfassung bei Kreisen einfacher und geordneter. Der Mangel an Kreisversammlungen ist auch nicht gleich-

gültig. Es ist dagegen zwar eingewendet, daß Deutschland so in einige Theile zersplittert, daß für diese Theile nach Unterdrückung der kleinern Fürsten, nur eine Herrschaft der größern durch ihre Eigenschaft als Kreisvorsteher begründet werde. Allein die Kreise sind ja keine selbständigen politischen Verbindungen oder Theile, sondern nur Rechtsgebiete, die sich ähnlich wie die Diöcesen zur Kirche verhalten, und die das politisch Getheilte eher zusammenführen, als daß sie es auseinanderhalten. Und dann ist nicht zu vergessen, daß nach dem unumstößlichen Naturgesetz der Kleinere und Geringere an Macht allenthalben gegen den Größern zurücksteht. Der kleine deutsche Fürst mit 100,000 Seelen wird in einer allgemeinen Versammlung aller Fürsten noch viel weniger bedeuten als wie auf einer Kreisversammlung, wo er mit herumliegenden Fürsten und Mediatisirten eher einen ihrem Gesammtwohl nöthigen Beschluß durchsetzen kann als anderswo, und so hebt sich eher die Bedeutung und der Einfluß der Kleinern, statt daß er sinkt.

Nebenbei wird noch in dieser Note ausgesprochen, daß es bei einer deutschen Verfassung — welche Veränderungen man in dem Entwurfe auch beliebe — drei Punkte seien, von denen man als Grundpfeiler, die das Ganze tragen, nicht abgehen könne: Bundesgericht, landständische durch den Bundesvertrag garantirte Verfassungen und eine kraftvolle Kriegsgewalt.

Etwa sechs Wochen später, im Anfang des April, nachdem so viel in Frankreich geschehen war, legten abermals die preußischen Abgeordneten einen bis auf 14 Paragraphen abgekürzten Verfassungsentwurf vor[42]. Es ist daraus die Kreiseintheilung weggeblieben, für die sich,

wie Klüber versichert, wenig Sympathie gezeigt haben soll. Das Haupt des Ganzen bildet die zu gewissen Zeiten zusammenkommende Bundesversammlung, in welcher alle deutschen Fürsten Mitglieder sind; sie scheidet aber einen permanenten Vollziehungsrath aus sich aus, der sich ganz in Zusammensetzung und Thätigkeit wie der erste Bundesrath des vorigen Entwurfs verhält. Beide Behörden sollen in dem Verhältniß wie zwei Kammern derselben repräsentativen Versammlung stehen. Die Vereinigung der Streitkräfte geschieht durch die Stellung angemessener Contingente. In allen folgenden andern Punkten ist dieser Entwurf nur ein ganz magerer Auszug; während die Vorzüglichkeit des vom 10. Februar vorzüglich darin liegt, Mittel und Wege der Ausführung der einzelnen Punkte anzugeben und deren nächste Consequenzen zu bedenken, steht hier Alles nur wie bei einer wirklichen Ausführung zu berücksichtigende Gesichtspunkte. Jedoch muß bemerkt werden, daß zu den allgemeinen staatsbürgerlichen Rechten hier noch das der freien Religionsausübung und die Bestimmung hinzukommt, daß die katholische Religion in Deutschland unter Garantie des Bundes eine gleichförmige zusammenhängende Verfassung erhalten werde.

Der obige Entwurf in 14 Paragraphen kam nochmals von preußischer Seite im Mai in Vorlage, nachdem er in einzelnen Punkten ein wenig weiter ausgearbeitet war[43]). Auch den Juden wurden darin bürgerliche Rechte, wofern sie bürgerliche Pflichten übernehmen würden, in Aussicht gestellt. Eigentliche Veränderungen bemerkt man nicht.

Der Herr von Stein hatte gewünscht, indem er im

März 1814 die oft erwähnten ersten Grundlinien einer föderativen Verfassung für Deutschland festsetzte (die beiläufig gesagt keine Kreiseintheilung annahmen), daß die weitere Bearbeitung dieses Gegenstandes einer Commission, bestehend aus W. von Humboldt, dem Grafen von Solms-Laubach und dem Hrn. von Rademacher oder dem Baron Spiegel übergeben würde. Der Wunsch kam in dieser Art nicht zur Ausführung, aber W. von Humboldt, der Verfasser jener preußischen Entwürfe, nahm bei Allem auf die Stein'schen Andeutungen, welche, durch seinen Mund kundgegeben, sich wirklich wie die Stimme der öffentlichen Meinung erhielten, stets Rücksicht und übertraf in der Ausführung, was den Liberalismus angeht, Stein um ein Bedeutendes. Der Letztere wollte ein mehr dictatorisches Directorium von Oestreich, Preußen, Baiern und Hannover, was über der Bundesversammlung stehe; Humboldt, diesen Staaten noch Würtemberg zugesellend, milderte das Verhältniß in ein reines Zweikammersystem, in welches größere und kleinere deutsche Gebiete zueinander mit vielfacher Durchschlingung von Rechten traten; Stein wollte auch Landstände mit einzelnen Rechten, Humboldt erweiterte letztere und stellte das Institut allenthalben unter Garantie des Bundes; Stein dachte auch an Rechte eines jeden deutschen Unterthanen, aber Humboldt sprach zuerst die Verpflichtung der Regierungen aus, ein Minimum derselben zu gewähren, und fügte die Preßfreiheit, an die Stein nicht gedacht, mit hinzu. Und so könnte noch Vieles aufgezählt werden. Eine spätere Generation in Deutschland mag daher des Strebens eines seiner Edelsten Söhne nie vergessen!

Im Anfang des Mai ward ein anderer Verfassungsplan in 19 Paragraphen von Oestreich überreicht[44]), des Inhalts: An der Spitze des künftigen Deutschen Bundes steht die zu Frankfurt jährlich am 1. November zusammenkommende Bundesversammlung, auf welcher alle deutsche Fürsten 15 Stimmen, theils Viril-, theils Curiatstimmen führen. Oestreich hat in ihr den Vorsitz und entscheidet bei Stimmengleichheit, sonst Stimmenmehrheit. Sie beschließt über Krieg, Frieden und Bündnisse, und über solche streitige Fälle, die sich auf staatsrechtliche Verhältnisse der Bundesmitglieder beziehen; auch sondert sie für außerordentliche Fälle einen Ausschuß von drei Mitgliedern ab. Die nähern Bestimmungen hierüber, sowie die über ein Bundesgericht sind in der nächsten Bundesversammlung zu berichtigen. Landständische Verfassungen und persönliche Freiheit sind einzuführen oder aufrecht zu erhalten und unter Garantie des Bundes zu stellen. Den Mediatisirten sind besondere persönliche Rechte zuzugestehen. Religionsverschiedenheit der christlichen Glaubensbekenntnisse begründet nirgend einen Rechtsunterschied. Den Unterthanen deutscher Staaten wird gegenseitig zugesichert: freier Besitz und Erwerbung von Liegenschaften in allen Bundesstaaten und das Recht des freien Abzugs ohne Erbschafts- und Abzugssteuern.

Von einer Aufzählung eines Minimum der Rechte der Landstände ist keine Rede mehr und ebenso ist das Minimum der Staatsbürgerrechte um ein Bedeutendes kleiner geworden. Auf andere Verschiedenheiten brauche ich kaum noch besonders aufmerksam zu machen; aber erwähnt muß werden, daß ein eigener Geist in diesem

östreichischen Vorschlage sich geltend macht, der des Aufschiebens des unumgänglich Nöthigen und der unbestimmten Zusage Dessen, was Jeder sogleich zu erwarten berechtigt war. Es ist oft schon behauptet, daß der Grund dazu in einer östreichischen Reaction gegen den Geist des Liberalismus jener Tage liege. Etwas mag daran wahr sein, allein ganz falsch würde die Geschichte berichten, wenn sie jenen Grund als den einzigen darstellte. Die Berücksichtigung der Wiederkehr Napoleon's; die dadurch gebotene Nothwendigkeit einheitlicher Maßregeln gegen ihn, die allein möglich waren, wenn man zu Haus wenigstens bis auf einen Punkt hin mit seinen Anordnungen fertig war; die Aussicht, daß die Berathung über eine deutsche Verfassung nach einem weitläufigen Plane schwerlich binnen Jahr und Tag zu Ende gebracht wäre — alles Dies bestimmte zu Abkürzungen und Aufschiebungen, für welche Preußen bald ebenso gut wie Oestreich sprach. Allerdings ist damals Oestreich auch noch ein anderer Vorwurf gemacht: dem politischen Einflusse Preußens, den dieses weniger durch den Inhalt seiner Verfassungsvorschläge, als wie dadurch überhaupt erlangt hatte, daß es sich der ganzen Sache so von Herzen annahm, durch deren Kümmerung entgegentreten zu wollen. Oestreich soll durch den Herrn von Woltmann damals eine Correspondenz mit einflußreichen süddeutschen Staatsmännern, um von ihnen zu erfahren, wie weit bei ihnen die preußischen Sympathien gingen, eröffnet haben. Die urkundlichen Beweise sind jedoch hierüber noch nicht aufgeschlossen.

Ein neuer Entwurf zur Grundlage der Verfassung des Deutschen Bundes ward am 28. Mai vom Fürsten

Metternich mit der ausdrücklichen Erklärung vorgelegt, daß dies im Einverständniß mit dem König von Preußen geschehe. Dieser ist in seinen 17 Paragraphen meist übereinstimmend mit dem vorigen; Manches jedoch ist aus den preußischen Vorschlägen hineingezogen.

Die Bundesversammlung in Frankfurt besteht auch hier aus einem Plenum von 15 Stimmen; sie soll immerwährend und ohne einen besondern Ausschuß sein. Oestreich führt den Vorsitz, aber ohne das Recht der Entscheidung bei Stimmengleichheit zu genießen. Es wird darin ferner den kleinen Staaten, die eine näher zu bezeichnende Seelenzahl nicht erreichen, die Bildung eines gemeinschaftlichen Gerichts dritter Instanz auferlegt. Es heißt hier wörtlich nun: „In allen deutschen Staaten soll eine landständische Verfassung bestehen"; von einer Garantie des Bundes ist nicht mehr die Rede, und selbst die persönliche Freiheit, von der der vorige Entwurf bei dieser Gelegenheit redet, ist nicht mit zur Sprache gebracht. Dahingegen ist die Zusicherung der allen Unterthanen des Deutschen Bundes zuständigen Rechte hier scheinbar etwas weitläufiger ausgefallen, und umfaßt wenigstens noch die Zusicherung, daß sich die Bundesversammlung bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung zweckmäßiger Gesetze über Preßfreiheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller beschäftigen werde! Auch wird die Nothwendigkeit einer selbständigen Verfassung der katholischen Kirche in Deutschland nochmals ausdrücklich anerkannt[45]). Verhältnißmäßig am günstigsten sind die Bestimmungen für Mediatisirte und für das Haus Thurn und Taxis in Beziehung auf seine Postprivilegien.

Dieser letzte Bundesplan ward nun den gemeinschaftlichen Berathungen zum Grunde gelegt, welche seit dem 23. Mai von allen deutschen Abgeordneten gehalten wurden, und deren schon oben S. 220 übersichtlich gedacht wurde. Sie[46]) geben mit ihren Beredungen und nachträglichen Erklärungen eben kein erfreuliches Bild aus unserer Geschichte. Metternich in seiner Eröffnungsrede sagte geradezu, große Ereignisse von außen drängten, man müsse schnell Alles abmachen, da sich im Innern für die Bundesverfassung nichts Anderes vor der Ausgleichung der Territorialfragen thun lasse, als vorbereiten und auf bessere Zeiten zu verschieben! Da mußte alle Hoffnung schwinden. Würtemberg und Baden schlossen sich bald ganz von den Berathungen aus; es entsteht ein Mäkeln um Worte und ein Streiten um Kleinigkeiten, Rang und andere Aeußerlichkeiten; derselbe Körper der Bundesversammlung — das ist die wichtigste Veränderung — beschließt neben der vorgeschlagenen engern, jetzt auf 17 Vota ausgedehnten Stimmenzählung noch eine andere, als das eigentliche Plenum, wo wenigstens jedem Staate Eine Stimme, andern aber, um das Misverhältniß der Größe auszugleichen, deren mehre und zwar bis zu vier zugetheilt werden. In den eigentlich wichtigen Fragen eine Bereitwilligkeit, sie künstlich durch Aufschiebung ganz zu umgehen — Das ist es, was bei Lesung jener Protokolle sogleich und am meisten auffällt!

Schon in der siebenten Sitzung war die künftige Bundesacte so gut wie fertig; nach der zehnten erklärten sich in besondern Eingaben die Abgeordneten der deutschen Mächte zur Unterschrift und Besiegelung bereit.

und zu diesem Zwecke fand die elfte und letzte am 10. Juni statt. Würtemberg und Baden hatten ihrem Ausschliessungsprincip gemäß auch hier gefehlt und also nicht mit unterzeichnet. Erst lange nachher ward Dies nachgeholt.

So entstand statt eines Bundesstaats der Deutsche Staatenbund — das föderative Band — mit seiner kleinen und schwachen Grundlage, der Deutschen Bundesacte, die, am 8. Juni 1815 zur Welt gefördert, gleich dem neugeborenen Kinde nur einige Laute hören ließ, sich aber über nichts Wichtiges vernehmbar und verständig aussprach. Sie besteht bekanntlich aus einem allgemeinen und einem besondern Theile, von denen der erstere die §§. 1—11 und der letztere den Schluß bis zum §. 20 enthält. Ihr Inhalt, der die Bundesversammlung mit einem engern Ausschuß von 17 und einem Plenum von 69 Stimmen einsetzte, die jedoch in dieser Eigenschaft nie zwei getrennt arbeitende und berathende Kammern ersetzen können, muß und darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Nicht allein eine schwache, sondern eine sehr schlimme Seite bildeten in dieser Urkunde, welche ein neues Deutschland hervorrufen sollte, die §§. 10, 13 und 18. Indem nämlich der erste derselben lautet:

„Das erste Geschäft der Bundesversammlung nach ihrer Eröffnung wird die Abfassung der Grundsätze des Bundes und dessen organischer Einrichtungen in Beziehung auf auswärtige und innere Verhältnisse sein",

wird das eigentliche Grundgesetz selbst, was Jedermann erwartete, und nach welchem das Vaterland leben, wach-

sen und groß und gewaltig werden sollte, erst wieder in Aussicht gestellt. Statt des Wirklichen erhielt man eine kraft- und saftlose Anweisung auf die Zukunft. Man war also eigentlich nicht viel weiter wie im Anfang — das Grundgesetz wird demnächst kommen! Das konnte sich aber bei ruhiger Ueberlegung Keiner verhehlen: die Hoffnung dazu war sehr klein. Deutschland hatte seine bewährtesten Männer nach Wien geschickt; diese hatten getagt, gesucht, gestritten und — Nichts gefunden. War viel Aussicht da, daß weitere Versuche im Kreise der Bundesversammlung, die sich voraussichtlich dem in Wien gewonnenen Muster anschließen mußten, besser ausfallen könnten? Eine Menge der gegründetsten Hoffnungen der Deutschen, unter Anderm auch die auf Preßfreiheit, schwebten fortan nur in der Luft an dünnen Fädchen, die denn auch fast sämmtlich von den Stürmen der folgenden Jahre zerrissen worden sind.

Ueber den unglückseligen §. 13 mit seiner arglistigen Fassung — es ist Dies gewiß nicht zu viel gesagt, weil man sich später nicht gescheut hat, ihn arglistig auszulegen — hier kein Wort weiter. Er liegt mit seiner damaligen zukunftlichen Fassung hoffentlich bei den Todten, welche alle Hoffnung zur Auferstehung aufgeben müssen.

Es ist eine bekannte Sache, daß die allgemeine Stimme der öffentlichen Meinung sich bald durch ganz Deutschland gegen diese Bundesacte aussprach. Jeder that dies später in seiner Art. Hier kann nur noch darauf hingewiesen werden, daß selbst im Schoose der wiener Versammlung schon die Misbilligung ihre Worte fand. Die ehemaligen unabhängigen Standesherren, die zu Me-

diatisirten geworden waren, protestirten förmlich am 14. Juni gegen die ganze neue Organisation Deutschlands. In diesem Widerspruche kann man freilich wegen der persönlichen Beziehungen nicht die reine Stimme des Patriotismus erkennen. Aber auch die Männer selbst, welche die Bundesacte entworfen, freuten sich ihrer nicht wie eines Meisterstücks, und bange Befürchtungen wurden — freilich meist nur in vertrauten Gesprächen unter vier Augen — genugsam geäußert. Nur die hannoverschen Gesandten, Münster und Hardenberg, scheuten sich nicht, in einer öffentlichen Erklärung vom 5. Juni ihre Ansicht von dem Verfassungswerk geradezu vor aller Welt auszusprechen. Sie sagten: „Indem wir bereit sind, eine Bundesacte zu unterzeichnen, welche die Erwartungen der deutschen Nation nur zum Theil befriedigen kann, weil sie viele wichtige Punkte, auf welche wir angetragen, unerschöpft läßt, halten wir uns für verpflichtet, eine kurze Erklärung zu geben, damit die Welt nicht meine, wir seien frühern Grundsätzen untreu geworden. Seitdem der Wunsch, die alte Reichsverfassung mit den nöthigen Modificationen herzustellen, unmöglich geworden war, bemühte man sich, ein politisches Band unter den deutschen Staaten herzustellen, was zugleich im Begriffe älterer Verfassungen eine Vereinigung des ganzen Volks in sich fassen sollte. In diesem Geiste haben wir uns stets erklärt bei Landständen, deren Sicherstellung unter der Garantie des Bundes und bei Errichtung eines Bundesgerichts. Wenn wir jetzt doch eine Acte unterzeichnen, welche gerade diese Punkte unerledigt läßt, so geschieht es nur, weil wir uns für überzeugt hal-

ten, daß diese besser scheinenden Bestimmungen für jetzt nicht zu erlangen waren; daß es wünschenswerther sei, einen unvollkommenen Deutschen Bund als gar keinen einzugehen; und daß der Bund, wie er beliebt worden, Verbesserungen nicht ausschließe, die der hannoversche Hof im angedeuteten Sinne stets befördern wird."

Die Deutsche Bundesacte bildet bekanntlich mit ihrem Inhalte keine ausschließlich für sich allein stehende Urkunde, sondern ihre Paragraphen sind nur ein inhaltlich zusammengehöriger Theil der großen allgemeinen Wiener Congreßacte, durch welche das Staatensystem des gesammten Europa von neuem geregelt wurde. Dies ist in völkerrechtlicher Beziehung nicht unwichtig. Es sollte schon durch diese Form angedeutet werden, daß alle darin vorkommende Punkte nach Zustimmung aller europäischen Staaten so genehmigt und anerkannt worden seien wie wir sie hier lesen. Daraus würde weiter folgen, daß eine einseitige Aenderung ohne gegenseitige Uebereinkunft nicht erlaubt und das Recht des Widerstandes durch eine solche begründet sei. Während jedoch die übrigen Paragraphen der Congreßacte meist territoriale oder Verhältnisse der äußern Politik der Staaten berühren, enthalten die der Bundesacte rein solche innere Verhältnisse, welche ein Volk stets nach eigenem Bedürfnisse herzustellen und zu verändern die Freiheit haben müßte. Hier hatten sich offenbar die deutschen Staatsmänner nicht genugsam vorgesehen, und ihr Fehler der Sorglosigkeit, die Bundesacte nicht als Ergebniß einer für sich allein und selbständig zu Wien gepflogenen Unterhandlung proclamirt zu haben, hätte in allen deutschen Verfassungsfragen

leicht sich schwer rächen können! Jetzt ist die Frage nicht mehr von so hoher Bedeutung. Seitdem nämlich die durch die Wiener Congreßacte festgestellten internationalen Beziehungen so vielfach von allen Seiten gebrochen und übertreten worden sind; seitdem so ziemlich offen von den in Wien zu Gericht sitzenden Mächten erklärt ist, daß nicht mehr der Buchstabe ihrer Gesetze, sondern das fait accompli den Inhalt des neuern Völkerrechts bilden solle: seit der Zeit ist auch die Kraft ableitender Theorien dahin und die rasche Praxis thut, was sie für gut hält und durchsetzen kann. Indessen kann immer einmal wieder eine andere Zeit eintreten, und um für sie einen festen Rechtsboden zu gewinnen, wird man trotz aller seit 1815 in Europa vorgekommenen Veränderungen doch in mehr als einer Hinsicht wieder die Wiener Congreßacte berücksichtigen müssen. Dann würde auch die Frage über Stellung der Bundesacte zur Congreßacte wieder auftauchen und für unser Vaterland von höchster Bedeutung sein. Allein bis dahin wird sich auch hier so viel verändert haben, daß von jener Bundesacte gar nicht mehr die Rede sein kann, sondern höchstens von der an ihre Stelle getretenen Uebereinkunft unter den deutschen Staaten.

III.

Der Wiener Congreß mit seinen Bestimmungen, erst eben noch als die Grundlage des ganzen neuern Staats- und Völkerrechts von Europa angesehen, ist nach neuern Ereignissen mit einem male gleich einem hingeschiedenen schon verwesten Körper geworden. Warum jetzt nun

einen Abgestorbenen gleich einem Geiste nochmals heraufbeschwören, zu einer Zeit, wo ganz neues Leben treibt? Allerdings ist seines Bleibens nicht unter den neuern Generationen; deshalb ist er auch nicht gerufen. Er soll nur berichten über Vergangenes. Des Menschen eigene Weisheit reicht nicht für alle Fälle aus, und schon mehr als einmal hat er gemeint, an die Geisterwelt eine Frage stellen zu müssen. Dabei wird man aber stets am besten thun, sich an den Geist der Vergangenheit zu wenden; er ist noch immer der freundlichste und auch der zuverlässigste und gehört nicht zu jenen bösen Wesen, die sich ihre Dienste mit Blut in trügerischen Pacten versichern lassen. Nur Blut und Unglück zu hindern ist seine Sache.

Man übersieht eine Landschaft nicht, indem man in ihr steht, man muß einen höhern Standpunkt außer ihr dazu gewinnen. Auch über eine Zeit wird während ihrer Ereignisse in der Regel am unrichtigsten geurtheilt; um ihre Bedeutung als Ganzes in der Geschichte der Menschheit ohne Täuschung zu erkennen, muß sie dahin sein und, gleich einem Samenkorn, von ihr ausgehende Früchte getrieben haben. So können wir schon manches Ereigniß aus unserer neuesten deutschen Geschichte nach gerechter Abwägung ganz würdigen; manches kaum, und mit manchem spielen wir noch wie Kinder mit ihrem Spielzeug, ohne uns einen rechten Begriff davon zu machen; denn gelehrte Deductionen und Reden und die ernsthaften Gesichter, die man dabei vorhängt, thun es allein nicht.

Den Geist der innern Bestrebungen Deutschlands in der neuern Zeit seit 1815 kann die Geschichte wohl charakterisiren als: Bemühung, das vorher ganz auseinan-

dergefallene Vaterland wieder als Ganzes zusammenzuführen. Nachdem die Freiheit dazu gewonnen war, sollte der Congreß zu Wien zunächst den Weg, auf dem, und die Grenzen, innerhalb deren dies geschehen könne, finden. Wir kennen die Berathungen und Vorschläge; alle liefen, bei ungeheuern innern Verschiedenheiten, doch übereinstimmend darauf hinaus: daß man jene Aufgabe, wie sie auch zu lösen sei, den Fürsten allein in die Hände legte. Es erschien eine Adresse im Namen der deutschen Nation an diese gerichtet, die Bitten und Wünsche des Vaterlandes betreffend. Sie ertheilt den Fürsten einen förmlichen allgemeinen Auftrag zur Herstellung eines neuen Bundes, ohne Einzelnes für die Form desselben zu erwähnen [47]). Außerdem wurden allenthalben im Volke theils Wünsche, theils Foderungen versprochener Rechte laut; aber sie waren in Beziehung auf das Ganze nur sehr allgemein gehalten und nur für die heimischen Zustände specieller auseinandergesetzt. Kaum vernehmbar war die Mitwirkung des Volks für das Verfassungswerk im Ganzen nur angedeutet. So kommt in dem oft angeführten Stein'schen Entwurfe einer Föderativverfassung schon lange vor den wiener Berathungen der Vorschlag vor: dem jährlich auf sechs Wochen zusammenkommenden Bundestage einige Deputirte der Provinzialstände beizuordnen; also keine mitconstituirende Reichsstände, sondern solche, welche erst nach fertiger Constitution mittagen sollten. Erst später, als in Wien so gut wie abgeschlossen war, kam Mangel an Reichsständen, aber nur als folgende Kritik des Verfassungswerkes zur Sprache, und mehr in doctrinairer Form als in Form wahrer Volksstimme; am ersten wol im „Rheinischen Mer-

cur", am 7., 16. und 20. Mai. Erst später, als der Uebelstand fühlbarer wurde, kam dieser Punkt verhältnißmäßig öfterer zur Sprache.

Für das Einigungswerk ward bekanntlich kein vollendetes Gesetz, sondern nur eine erste Grundlage nebst der Zusage gewonnen, daß das ganze „Wie" der Ausführung der schon gemachten und noch zu stellenden Zusagen und Vorschläge sich mit der Zeit weiter vollenden sollte. Viele Jahre hindurch hatten die Fürsten Zeit, diese ihnen zur Vollendung in die Hände gelegte Aufgabe zu lösen. Sie verließen aber dabei ihren eigenen Standpunkt zu wenig. Die Höfe meinten nämlich, die Einheit Deutschlands hänge allein von der Einigkeit der Fürstenhäuser ab; man suchte daher diese durch Befriedigung aller nur möglichen persönlichen Wünsche derselben herzustellen. Die höchste Behörde für die Repräsentation des Ganzen, der Bundestag, ward immer mehr ein Familiencongreß im ausschließlichen Interesse der regierenden Herren, und dieses fast ganz allein bildete Motiv und Inhalt der Bundesgesetzgebung. Kein unabhängiges Bundesgericht konnte Sprüche, die jenen einseitigen Zweck zum Nachtheil Anderer förderten, hindern oder abändern, und wenn Vernunft und Recht oft mit nicht abzuleugnenden Urkunden von jener einseitigen Richtung abzuwenden suchten, so folgten, um ihnen nicht Rechnung zu tragen, jene unseligen Incompetenzerklärungen, die mehr als Alles die rohe Gewalt hervorgerufen haben, weil man in ihnen geradezu sagte: für das Recht gibt es im Frieden kein Forum. Wer wird sich wundern, wenn Versuche geschähen, ein solches in Sturm und Drang zu schaffen?

Dreiunddreißig Jahre hindurch müheten sich die Cabinete ab, dies System durch öffentliche und geheime Maßregeln zu halten. Das Jahr 1848 entschied darüber unwiderruflich.

Der erste Versuch, das neue Deutschland auf dem Grunde der zu Wien gewonnenen Resultate einig zu machen, ist um deswillen im Laufe seiner Ausführung so ganz mislungen, weil er einseitig der Unumschränktheit der Höfe in die Hände gelegt ist und diese folgeweise nach menschlicher Schwäche der Versuchung des einseitigen Interesses nicht entgehen konnten; weil Unumschränktheit beim Bundestag mit den Landesverfassungen immer mehr in Widerspruch gerieth und daraus Reibungen entstanden, sodaß entweder zu Haus oder in Frankfurt eine Aenderung nöthig wurde. Den Fürsten also allein die ausschließliche Ausbildung und Erweiterung der in Wien gewonnenen Grundlage zu übertragen, ist nach dem Ausspruch der Geschichte ein mislungenes Unternehmen gewesen.

Aber der Zweck, Deutschlands Einheit, bleibt fortlaufende Aufgabe. Es galt nun, einen andern Weg für deren Lösung einzuschlagen, und der zweite Versuch im Großen hat begonnen.

Eine Nationalversammlung ward nach Frankfurt im Jahr 1848 berufen, um Das zu vollenden, was die deutsche Commission auf dem Wiener Congreß beabsichtigte, aber auch, um nicht wieder in dieselben Fehler zu verfallen, an denen damals das Verfassungswerk Deutschlands scheiterte und die man mittlerweile so recht kennen gelernt hatte. Gleichheit der Aufgabe gibt wie von selbst

einen handgreiflichen Parallelismus beider Versammlungen. Auch ihre Thätigkeit kann schon wieder im Ganzen übersehen und beurtheilt werden. Es geschieht so etwas leider fast immer vom Standpunkte einer politischen Partei aus, und es wird gelobt, was deren Plänen und Clubbeschlüssen übereinstimmend ist, getadelt hingegen, was dem entgegenläuft. Prophezeihungen, was kommen wird, kommen kann und gekommen sein würde, werden nicht gespart, um zu rechtfertigen, einzuschüchtern oder zu sich herabzuziehen. Wir wollen einmal einen ganz andern Weg einschlagen, nicht den, wo Beurtheilung und Prophezeihung Hauptsache ist, sondern den, wo allein die Geschichte gefragt wird, welchen Erfolg ähnliche Maßregeln wie die in Frankfurt ergriffenen schon früher gehabt haben. Es ist ein uralter Weisheitssatz für die Thaten der Menschen: Frage die Vergangenheit um Rath, bedenke wohl die Zukunft, handle in der Gegenwart dann, wenn dies geschehen, schnell. Mögen Andere zeigen, was davon 1848 in Frankfurt geschehen ist.. Nur über Eins kann sich der Historiker nicht genug wundern, daß man zu bauen und fügen angefangen, als wenn man aus ganz neuem Stoff etwas ganz Neues, was noch gar kein vorhergehendes Lebensstadium und keine Geschichte, die man zu berücksichtigen brauchte, gehabt, zu formen berufen gewesen wäre; daß man sich vielmehr weitläufig in Fragen wieder vertieft hat, wo man nur das Buch der Vergangenheit aufzuschlagen brauchte, um nicht allein deren Erörterung, sondern auch deren Erfolg Buchstaben für Buchstaben aufgezeichnet zu finden. Hier hat sich offenbar die Weisheit der Menschen einmal wieder ein wenig überhoben und gemeint, sie werde Folgen, die aus denselben

Thaten früher so hervorgingen, leicht in die entgegengesetzten verwandeln. Wenn die Weltgeschichte ein Weltgericht ist, so muß es auch unabänderliche Gesetze für die Erfolge in ihr geben, und bei solchen Gesetzen fällt nicht nach Belieben der Menschen der Spruch einmal so, ein ander mal wieder anders aus!

Ich wiederhole nochmals, der erste Versuch, eine festere Einheit Deutschlands zu gründen, scheiterte in Wien gänzlich, weil usurpatorisch einseitig die Vollendung dieser Aufgabe zu einer Privatsache der Fürsten gemacht ist. Die Nationalversammlung in Frankfurt dagegen machte ebenso usurpatorisch einseitig diese Angelegenheit zur alleinigen Sache des Volkes. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn der Begriff „Volk" ganz richtig aufgefaßt und nicht ziemlich willkürlich ausschließlich sogar schon in Beziehung auf die Bevölkerung für einen gewissen Stand genommen wäre. Wenn aber nothwendig auch noch Obrigkeit und Regierung mit zum Volke gehört und nie von ihm getrennt werden kann, so begreift man wirklich schwer, wie die Weisesten in Deutschland doch eine solche Trennung guthießen, unser Vaterland in zwei politische Feldlager theilten und die Volkssouverainetät eines Theiles des Volkes factisch dadurch dictirten, daß sie erklärten, sie würden dem andern Theile mit den Regierungen demnächst Mandate, denen gemäß sie zu handeln hätten, ertheilen, nach denen dann keine weitere Verhandlung stattfinden, sondern wo man nur die Verpflichtung der unbedingten Annahme anerkennen könne; daß sie, die zur Entwerfung einer Verfassung zusammengekommen waren, auch anfingen selbst zu regieren, sich ein Centralregierungsorgan schufen, Gesandte in eigenem Namen

schickten und empfingen; daß sie sich täuschen konnten, für den Willen der ganzen Nation das Resultat einer durch ihren eigenen Mund verkündeten Abstimmung zu nehmen, was bei stets gestiegener grenzenloser Parteizerrissenheit und kleinlichen Clubtreibereien nur durch ein solches Transigiren erreicht werden konnte, bei dem die Clubs selbst sich in Beziehung auf Parteiinteressen gegenseitige Zugeständnisse machten; und daß sie endlich noch festhielten an einem Resultate, als dies die Praxis des Lebens als unausführbar zeigte, und eine Volksrepräsentation noch in den Abstimmungen von 150, ja sogar 100 Mitgliedern erkennen wollten [48]).

Den in Wien begangenen Fehler, das Aeußerste auf der einen Seite zu wählen, dachte man in Frankfurt zu vermeiden, indem man ganz den entgegengesetzten Weg einschlug, — ist aber dabei in denselben Fehler wieder verfallen, indem man auch hier ein Extremes beging. Alle Extreme berühren sich und haben, nach einem alten geschichtlichen Erfahrungssatze, ganz gleiche Folgen. Sie werden nicht zögern einzutreten, und sind es zum großen Theile schon in diesem Augenblicke. Ein Tyrann kann den andern verjagen, jedoch die Tyrannei selbst dabei bleiben wie zuvor. Aber um die letztere selbst ist es hauptsächlich zu thun. Das Alte gestürzt zu haben, ist weder ein Empfehlungsbrief für die Art, wie es geschah, noch weniger eine Gewißheit, daß diese den nothwendigen Weg zum Segen enthalte.

Wenn auch nicht schon die bestätigenden Erfahrungen der letzten Monate vorlägen, so könnte man, allein auf diese Grundbetrachtung und die historische Erfahrung gestützt, mit völliger Gewißheit den Satz aussprechen: der

zweite Versuch von 1848, eine festere Einheit Deutschlands zu gründen, ist im Ganzen und Großen ebenso gut als verunglückt anzusehen, wie der in Wien 1815 gemachte; einseitiges Usurpiren und willkürliches Ausschließen ist das Gift, an dem beide umkamen. Mögen einzelne heilsame Bestimmungen die Nationalversammlung noch lange überleben, aber eine vollständige organische Verfassung, aus ihr hervorgegangen, auch wenn sie für den Augenblick eingeführt worden wäre, hätte nie dauernd sein und ein festes Fundament für künftige Zeiten bilden können. Das den Beschlüssen des Wiener Congresses gemäße Experimentiren hat auch 33 Jahre gedauert, und doch steht Keiner an, trotz des Prunks und der Reden darüber, alles Geschehene als vom Anfang an unhaltbar und verfehlt zu erklären. Es haben keine 33 Jahre dazu gehört, um unter die frankfurter Rechnung den Strich zu ziehen und das Facit zu berechnen.

Diesen Hauptfehler würde auch weder das Princip der Vereinbarung, was man noch dazu gerade von der Hand gewiesen [49]), noch das der Berathung einer octroyirten Verfassung ganz ausgleichen. Schon indem man darum unterhandelte, erkannten sich Regierungen und die Nationalversammlung mit ihren Anhängern wie zwei feindlich gegenüberstehende gleichberechtigte Mächte an, auch wenn dies wörtlich nie zugestanden wurde, und die Sonderung unter beiden ward dadurch praktisch, und leider auch fortlebend. Nur wenn beide vom Anfang an als zusammengehörig in einem Volks- und in einem Staatenhause gleichberechtigt und gleichbetheiligt an dem Werke der Constituirung einer neuen Verfassung gearbeitet, wäre

der wiener Fehler klug vermieden und ein dauerndes Resultat zu hoffen gewesen. Und eine solche Stellung unter den Volksvertretern kam auch den deutschen Fürsten eher zu als allen andern, indem sie, wie keine andern, mit dem Volke verwachsen sind. Sie sind nicht Nachkommen über das Meer gesetzter Eroberer oder eingeheirathete Eindringlinge, sondern ihre Vorfahren wurden zu deutschen Fürsten als Vorsteher der reichsten und mächtigsten Familien, die in den Tagen allgemeiner Unordnung und Gesetzlosigkeit um Schutz angegangen wurden und diesen auch am ersten und natürlichsten gewähren konnten, stets aus dem Schoose des Volkes selbst hervorgehend. Daß es Reibungen gegeben, daß einzelne Fürsten, vielleicht auch die meisten, einmal eine Zeit lang ihre wahre Stellung nicht erkannt haben, das gibt weder dem Volke die Berechtigung, die seinige gleichfalls zu vergessen, noch viel weniger aber wird Heil und Besserung dadurch entstehen, wenn das Volk sich von seinen Fürsten abkehrt. Beide haben schon zu viel gegeneinander ausgetauscht und sind sich gegenseitig zu viel schuldig, um je mit Vortheil ihre hundertjährige Verbindung wieder trennen zu können; und während das Volk seine Fürsten reichlich mit Geld und Mitteln bedachte, erhielt es wieder aus ihren Händen Denkmäler der Kunst und Wissenschaft und Männer, denen Raum und Gelegenheit für die Werke ihres Geistes geschaffen wurde; und so entstand ein Allen gehöriges Inventar, der Schatz und der Stolz der Nationalität bei der Nachwelt, der bleiben wird, wenn die Staatsformen, um die man sich in der Gegenwart entzweit, längst vergessen sein werden. Wer also an dem unvergänglichsten Gute des Volkes mitgearbei-

tet und es gefördert, von Dem soll man nie sagen, er stehe nur über oder gar außerhalb desselben.

Auf diesem Verhältniß beruht es ganz hauptsächlich auch, daß die Fürsten in Deutschland nicht allein dem Namen, sondern wirklich der Sache nach eine wahre Macht sind. Indem man dies in Frankfurt übersehen hat, ist der Fehler der decretirten Volkssouveraineität [50]) dieser Macht gegenüber um so trauriger geworden. Man will heutzutage das Princip der Vertretung in der Verfassung. Das kann nun nicht eine solche Vertretung sein, die nach Aggregaten, aus Knochen, Blut und Fleisch bestehend, berechnet wird; sondern die Vertretung des Menschen kann nur insoweit stattfinden, als er in geistiger oder materieller Hinsicht irgend ein fühlbares Gewicht in der Gesellschaft ausübt und das daraus Entstehende, nenne man es Druck, Macht, Gewalt, oder wie man will, das ist es allein, was seine Vertretung verlangen darf. Eine solche den Fürsten geradezu abzuschlagen, sie in den Stand des passiven Gehorsams zurückzudrängen und ihnen Gesetze zu octroyiren, ist denn doch mindestens dieselbe Ungerechtigkeit, als wenn sie selbst den andern Gewalten im Staate so etwas anzuthun versuchten. Zur Ungerechtigkeit kommt dann aber noch der politische Fehler, daß man diese vorhandene Macht, der man als etwas Gegebenem — ganz einerlei wie sie entstanden — doch immer Rechnung tragen mußte, gar nicht in Anschlag brachte. Man hat ihr die gesetzliche, ruhige Vertretung nicht geben wollen; als Macht nimmt sie sich schon kraft der natürlichen Berechtigung eine solche, und — der innere Krieg ist da!

Mögen uns darum diese beiden sprechenden Beispiele

aus unserer vaterländischen Geschichte von 1815 und 1848 mit ihrer Flammenschrift ewig die Lehre vor Augen führen: Nie wird Heil aus einseitigem Dominiren und Octroyiren entstehen. Derjenige, der den Herrn spielt, kann das Gegebene mit demselben Rechte wieder nehmen, und der Gezwungene sucht das Befohlene auf jede mögliche Art zu umgehen — nirgend ist Garantie der bestehenden Zustände. Das Recht des unverfänglichen Vorschlages mag Jeder in Anspruch nehmen; aber die Berathung und Entscheidung müssen den wahren Gewalten, Fürsten und Völkern, ungetrennt in enger, fester Vereinigung und gleicher Berechtigung gemeinschaftlich zustehen!

Andere specielle Fragen, so wichtig sie auch an sich scheinen, sind doch nur abhängige; unter diesen ist die Kaiserfrage dann wieder ohne Zweifel die folgenreichste.

Die Geschichte vermag es kaum genau anzugeben, wie viele Jahrhunderte hindurch das beständige Streben der deutschen Nation gegen jede, auch die gesetzlichste und nothwendigste Machtäußerung seiner Kaiser ging und wie man sich gegen Alles sträubte, was von ihnen ausging. Hierin liegt zugleich der Beweis, daß wir es dabei nicht immer mit einer einzelnen Oppositionspartei zu thun haben (denn diese würde wenigstens zuweilen die Farbe gewechselt haben), sondern mit einer nationalen Antipathie gegen das Kaiserthum selbst. So etwas soll man nicht ganz außer Augen lassen; es liegt, wie das Volk sagt, im Blute. So wenig wie das deutsche Blut seit 1806 anders geworden, so wenig ist jene Eigenthümlichkeit gewichen, obwol es 43 Jahre hindurch keine Gelegenheit gab, sie geltend zu machen. Noch mehr würde man sich täuschen, wenn man glaubte, der alte Wider-

wille wäre in einer stummen Zeit plötzlich in zärtliche Liebe umgeschlagen. Hierüber legt wieder der Wiener Congreß das der Zeit nach erste documentarische Zeugniß ab — hätte man sich nur die Mühe genommen, es einzusehen! Er lehrt, daß die Kaiserfrage nicht erhoben wurde gleich einem Sturm, der sich bildete aus dem allgemeinen übereinstimmenden Drange der öffentlichen Meinung, sondern daß sie langsam im Wechsel der Ansichten mit zu Tage kam, als politischer Vorschlag, der da aushelfen sollte, als es mit andern ein wenig bunt durcheinander ging. Aber wir haben auch wieder gesehen, daß dieser Vorschlag ebenso verwickelt und unausführbar wie seine Vorgänger war, und das zunächst seiner innern Natur wegen, indem man in den allerschlimmsten Abgrund nie zu lösender Schwierigkeiten und nie auszugleichender Ansprüche gerieth, so wie man von der allgemeinen Theorie des Kaisers nur die erste Stufe in das Gebiet der praktischen Wirklichkeit hinabstieg. Und dies Gewirr war wahrlich nicht allein aus reinem Egoismus, Mangel an Patriotismus oder gar der Schlechtigkeit Einzelner entstanden; es war der innere Geist der Nation. Die Unmöglichkeit, daß selbst unter Denen, welche den Kaiser wollten, sich nicht zwei darüber vereinigen konnten, wie er sein sollte, kann dem Unbefangenen die Unausführbarkeit der Sache darthun. Nur eine sehr kleine Partei hält trotz aller thatsächlichen Erfahrungen noch immer an einem Kaiser fest; sie leugnet entweder diese ab oder vermeidet absichtlich, sie kennen zu lernen und darauf zurückzukommen. Bei ihr ist daher die Sache nicht dem nüchternen, klaren Verstande zur Entscheidung abgegeben, sondern das Gefühl hat sich dieselbe als ein zärtlich zu pfle-

gendes Kleinod vorbehalten. Man zählt die Anhänger der Partei mit Recht zu den Romantikern.

Ich muß ferner noch einmal daran erinnern, wie zu diesen innern Hindernissen eines deutschen Kaiserthums, die ich stets für die bedeutendsten halte, noch die äußern der Verträge kamen; nicht die mit auswärtigen Mächten — damit ist es eine eigene Sache nach dem System des fait accompli geworden —, sondern die Beredungen, die unter den beiden großen deutschen Staaten selbst stattfanden. Daß so etwas geschah, war wieder so natürlich und lag so sachgemäß in der Art und Weise, wie sich die Staatenverhältnisse in Deutschland ausgebildet hatten, daß das Entgegengesetzte das Unnatürliche gewesen wäre. Keine Staatsform hat einen absoluten theoretischen Werth in sich selbst; sie erhält ihn erst relativ durch ihr Anschließen an die gegebenen Verhältnisse. Diese als geschichtliche Resultate früherer Resultate, die sich nicht ändern lassen, muß man einmal so nehmen wie sie sind, und die Theorie ist es, welche nachgeben muß. Daß sie dies in Wien bei Berücksichtigung der Stellung Oestreichs und Preußens gethan hat, darf man neben vielem Verkehrten und Verfehlten nicht vergessen als etwas Lobenswerthes aufzuzeichnen. Auch in dieser Frage hat man in Frankfurt 1849 ganz den entgegengesetzten Gang eingeschlagen und die doctrinaire Theorie hat hier einmal einen Versuch machen wollen, die gegebenen Verhältnisse zu zwingen.

Die Kaiserfrage steht nämlich in diesem Jahre noch gerade so wie in Wien 1815, eher noch um ein Bedeutendes ungünstiger für ihre Gewährung als vor 33 Jahren. Denn weil man damals von einer förmlichen Ent-

scheidung über sie freiwillig zurückgetreten war, so konnte sie sich wenigstens im Geiste des Volkes noch manche günstige Stimmung bewahren, welche sich auf Hoffnungen oder gar die Vermuthung stützte, die Hindernisse habe böser Wille geschaffen. Diese mögliche Selbsttäuschung aber ist mit dem Jahre 1849 zerronnen, indem dies in vollständig beweisender Form zum zweiten male beurkundete, daß ein deutsches Kaiserthum sehr wohl eine populaire Frage für eine gewisse Zeit werden könne, aber noch nie eine einstimmig-nationale Foderung, also keine Nothwendigkeit, gewesen ist. Das Populaire trägt principmäßig das Wechselnde, Vorübergehende in sich; das Nationale allein kann Bürgschaft für Dauer und Stetigkeit sein.

Noch heute ist es wie 1815, daß die Kaiserkrone, auf das Haupt eines der beiden Monarchen gesetzt, welche allein sie zu tragen berufen sein könnten, von Deutschland mehr abreißt, als alle Kriege und Frieden von 1795—1809 gethan haben. Ebenso wie damals schwankten die Ansichten hin und her, und während noch im Juli und August 1848 die fast allgemeine Ansicht in Frankfurt feststand — Zeitungen und Privatbriefe gaben dies übereinstimmend —: ein Kaiser sei eine Unmöglichkeit, kam man später zwar darauf zurück, aber es zeigte sich nicht minder die alte Verschiedenheit der Ansichten und Foderungen über jegliche Befugniß in dem Wirkungskreise eines Kaisers und seiner Attribute. Noch heute sind eine Menge Leute im Volke, die sich auf Politik geworfen, und auch die Theorie für einen Kaiser; aber die Stämme im Ganzen und Großen sind gegen ihn, sobald nicht aus ihnen selbst die Wahl vollzogen wird, und

ewig wird in der Praxis der bevorzugte Stamm die Majorität der zurückgesetzten gegen sich haben. Noch heute kann die Kaiserfrage der Grund eines allgemeinen europäischen Krieges werden, bei welchem gewiß eine große ausgeschlossene Hälfte Deutschlands unter den Gegnern dieses Kaisers ist, und in welchem die andere uneinige Hälfte mehr Aussicht zu gänzlichem Untergang als zur einheitlichen Wiedergeburt hat. Doch davon soll nicht einmal die Rede sein und auch Das soll nicht weiter ausgeführt werden, daß die heutigen einzelnen Unterwerfungsverträge der Fürsten unter den Kaiser nie die aufgehobene Rechtseinheit des Lehnsverhältnisses, was der alten formalen deutschen Einheit zum Grunde lag — obgleich sie doch schlecht genug blieb —, ersetzen könnten.

Doch meinten die deutschen Abgeordneten in Frankfurt, diese Schwierigkeiten seien nichts. Sie bestimmten, ein deutscher Kaiser soll sein mit einer Majorität von 24, und daß er erblich sein solle mit 4 Stimmen Uebergewicht. Aber wie war die Abstimmung weiter? In einer Zeit, wo durch fast jahrelanges erfolgloses Hin- und Herstreiten die Theilnahme des deutschen Volkes an seinen Vertretern fast zu erlöschen drohte, ward plötzlich die Kaiserfrage zur Entscheidung aufgeworfen, fast mehr, wie es schien, der Versammlung wegen, um ihr Ansehen durch einen Gewaltstreich wieder zu heben, als um der Sache selbst willen. Denn es geschah mit einer Hast, als längst nicht alles Für und Wider erörtert war, sodaß, wie die Männer, welche bei den Verhandlungen thätig waren, wissen, der Antragsteller selbst wenig Stunden vor seinem Drängen zur Entscheidung noch ganz andere Ansichten hatte. Und wie hatte man jene Majori-

täten von so wenigen Stimmen suchen müssen? Nicht in der Ueberzeugung für die Sache, sondern durch Transigiren mit den Parteien, sodaß politische Zugeständnisse ganz anderer Art der Kaufpreis wurden, um den man endlich den deutschen Kaiser loshandelte.

Der Erfolg war natürlich, wie er nicht anders sein konnte. Der Monarch, auf dessen Zustimmung man gerechnet, schlug die angebotene Würde aus. Da das Kaiserthum, und zwar auf Preußen übertragen, die Spitze und der Angelpunkt der ganzen Verfassung war, eine andere Wahl als die des Königs von Preußen von Niemand gewünscht werden konnte, so war mit einem Schlage die ganze Verfassung selbst, als rein unpraktisch, eine Unmöglichkeit geworden. Neue Schwierigkeiten und Hindernisse entstanden, welche sich täglich, je weiter man vorschritt, häuften.

Aber auch diese wollte noch immer die Nationalversammlung nicht anerkennen und erklärte, nicht ein Jota an dem Entwurfe ihrer gar nicht mehr auszuführenden Verfassung ändern zu wollen. Vielleicht der größte Fehler, den sie während ihrer Dauer gemacht hat. Sollte sie dazu veranlaßt sein durch die Erklärungen so vieler deutschen Ständeversammlungen und Gemeinden, welche Anerkennungen und Erklärungen einschickten, für die vollständige Verfassung eintreten zu wollen? Dann läge ein großer Irrthum zum Grunde, und zwar doppelter Art. Viele scheinbare Anhänger der Beschlüsse der Nationalversammlung wollten diese nur zum Aushängeschilde, um unter ihrer Decke bei der Verwirrung, die sie längst und klar vor Augen sahen, eigensüchtige Zwecke aller Art, republikanische, anarchische, socialistische und communisti-

sche, durchzusetzen. Sie hatten auch solche Umwälzungen schon klüglich vorbereitet durch die Bedingungen in der Verfassung, welche man ihnen als Handelspreis für ihren zugestandenen Kaiser gewährt hatte. Andere Acclamationen hatten eine andere Natur. Durch die Erklärung, den gar nicht mehr möglichen Kaiser doch festzuhalten, hatte ihn die Nationalversammlung zu einer eigenen Existenzfrage gemacht, bei der der Kaiser selbst ganz Nebensache wurde. Nun hieß es: Wollt ihr die Nationalversammlung verlieren und damit die ganze Errungenschaft des Jahres 1848, und soll der alte Zustand wieder eintreten, wie er war zur Zeit der Karlsbader und Wiener Beschlüsse? Da erklärte natürlich die Mehrzahl im Volke sich für die Versammlung und so ward der Kaiser, der ganz Nebensache geworden war, als eine Schmuggelwaare oder Beilage ins Schlepptau genommen.

Aber nichtsdestoweniger hat man ihn nicht halten können, und kein Unbefangener und Unbetheiligter wird es verkennen, daß die Nationalversammlung an dieser Kaiserfrage sich ganz vorzüglich aufgerieben hat, weil sie solche in keiner Beziehung richtig erkannt hat. Sie geht also vorüber, wie sie 1815 vorübergegangen ist. Möge dies eine Lehre für künftige Zeiten sein und spätere Gesetzgeber veranlassen, mehr den praktischen Verhältnissen und den geschichtlichen Thatumständen Rechnung zu tragen als einschmeichelnden Theorien. Aber freilich, der Mensch ist ein wunderliches Geschöpf; Bekenntnisse, man habe sich geirrt und die Umstände verkannt oder falsch beurtheilt, werden nicht erfolgen. Es wird ebenso wie 1815 heißen: nur Schuld und böse Absicht Einiger habe ver-

anlaßt, daß der beste Plan, der noch dazu leicht auszuführen gewesen, gescheitert sei!

Aber die deutsche Einheit — ist sie nicht dahin und gefallen mit dem einigen Repräsentanten? Der Streit der Parteien schon über denselben und bis zu seiner Wahl hat Deutschland in den Zustand der Anarchie und des Bürgerkrieges versetzt und gezeigt, daß es zur Zeit noch gänzlich an dem politischen Einheitsgefühle fehlt, von dem so viel geredet und gehofft ist. Daß aber ohne dasselbe keine politische Einheit bestehen könne, das wird wol Niemand leugnen. Zwar sagen Einige, gerade *weil es* fehle, habe man um so mehr einer Form bedurft, um es zu schaffen wo es fehlte, oder zu stärken wo es schon vorhanden war. Allein es verhält sich damit gerade entgegengesetzt in dem politischen Leben der Menschen. Wenn hier eine Form etwas Dauerndes und Bedeutungsvolles sein soll, dann darf sie nur der Ausdruck sein für Etwas, was der Sache oder dem Geiste nach schon vorhanden ist. Sie schmiegt sich dann diesem vollkommen an und gibt so dem Stoffe nicht nur die edelste Gestalt, deren dessen Natur fähig ist, sondern damit zugleich Dauer und Festigkeit. Baut man aber zuerst die Form für Etwas, was noch nicht da ist, und meint, der Stoff werde sich dieser gemäß schaffen und zurechtlegen, so irrt man sich gewaltig. Eher würde ein Elefant in eine Mäusefalle schlüpfen.

So wie man, im Vergleich zu den Zuständen kurz vorher, 1815 ohne einen Kaiser doch um einen bedeutenden Schritt zur deutschen Einheit vorgerückt war, ebenso ist 1849 nichts davon verloren, sondern, auch ohne das letzte Resultat schon erreicht zu haben, vielleicht wiederum etwas

gewonnen, wenigstens haben es die Deutschen in der Hand, daß es geschehen könne. Tritt das Gegentheil ein, so sind sie selbst, keineswegs der nicht erlangte Kaiser, Schuld daran. Wir kommen noch einmal hierauf zurück.

Erst muß das Einigkeitsgefühl geschaffen werden, und das geht allein durch gemeinsame Einrichtungen, welche das ganze Leben des Deutschen, ohne daß er einen plötzlichen Zwang merkt, gemeinsamer machen und die gleichen Interessen jeder Art pflegen. So etwas können die Gesetzgebungen auf den Gebieten des Rechts und des Verkehrs allein hervorrufen. Auch waren sie dazu schon auf dem besten Wege und haben durch die Bewegungen von 1848 und 1849 einen heilsamen Anstoß erhalten, daß man noch rüstiger vorschreite. So wird man endlich an dem Ziele anlangen, wo dem harmonisch einigen Stoffe auch die einheitliche Form, die immer unser Ideal bleiben soll, entsprechen muß. Aber bis dahin bleibt, unserer Geschichte gemäß, die föderative Verfassung die einzig vernünftige für Deutschland, weil sie allein dem That- und Sachbestande entspricht und der einzig mögliche Ausdruck unsers Volks- und Stammgeistes ist. Will Menschenhand aber hier vorgreifen und, den langsamen Gesetzen des natürlichen Lebens entgegen, vorzeitige Geburten zur Welt fördern, so wird nur Krankheit und Untergang die Folge sein. Denn noch verlangt Deutschland nicht jene terroristische Centralisation, welche die Könige Frankreichs allerdings zuwegebrachten nach der Vernichtung aller Gemeinden, Stämme und Provinzen, und damit zwar eine große politische Macht nach außen erlangten, aber alles Glück im Innern auch mit Füßen traten. Deutschland, um Europa einen ewig festen Haltpunkt zu geben,

bedarf aber mehr des stillen, unscheinbaren innern Glücks seiner Bewohner als einer unerschöpflichen Quelle der Macht. Nur Thoren können für dies Gut ein bischen schimmernde Repräsentation nach außen eintauschen wollen!

Keine politische Frage, außer der über den Kaiser, hat in den letzten Jahren wol so viel Bewegung in Deutschland hervorgerufen, als die über die Grundrechte. Man ist bei einer Geschichte des Wiener Congresses gezwungen, ihrer zu gedenken, denn sie stammt von demselben her und ihre letzte Wurzel ist dort zu suchen. Denn ich nehme an, daß troß der größern äußern Aehnlichkeit doch nicht die Lafayette'sche Erklärung der allgemeinen Menschenrechte der Nationalversammlung in Frankfurt Vorbild für ihre Grundrechte der deutschen Nation gewesen sei. Denn sie hat gewiß nicht eine Theorie zu der ihrigen machen können, über die Zeit und Geschichte und einzelne verehrungswürdige Mitglieder in ihr selbst längst den Stab brachen. Die wiener Verhandlungen über den Punkt: „daß jedem deutschen Staatsbürger ein allenthalben gleichmäßiges Minimum von Rechten zukommen müsse", sind es vielmehr allein, welche in Frankfurt 1848 nur von neuem angeregt wurden. Wollte Gott, man hätte auf Das, was in Wien hierüber vorgekommen ist, einige Rücksicht genommen, natürlich nicht auf Das, was davon wirklich zur Ausführung kam, denn das ist blutwenig und so viel wie nichts; sondern vielmehr auf Das, was dazumal als allgemeines Staatsbürgerrecht gefodert wurde laut der öffentlichen Meinung, die sich über diesen Punkt gebildet hatte. Aus ihrer Uebereinstimmung hätte man das wahre Praktische dieser Frage kennen lernen und sich bei Berathungen auf längst gewonnene Resultate stützen können.

Aber indem man auch diese Sache wie eine neue, nie dagewesene behandelte, hat man viel Zeit und Mühe und vielleicht auch den wahren Standpunkt selbst in den Augen eines großen Theils der Nation verloren; man hat ihre Geduld durch eine ungeheure Ausdehnung der Debatte erschöpft, die noch dazu einem doctrinairen System zu Gefallen weit über die eigenen Foderungen der Nation hinausgriff; und also legte die Versammlung selbst bei zum Theil unfruchtbaren Verhandlungen den Grund zur Zerrissenheit durch sich bildende Parteiungen, die ihre Mitglieder, als es zu den wichtigen Fragen kam, zwangen, nicht im Geiste des unbefangenen Urtheils, sondern in dem des einmal gewählten Clubs zu stimmen. Der Vortheil der größern parlamentarischen Ausbildung der Versammlung scheint gegen diese Nachtheile zu verschwinden. Letztere fühlt die ganze Nation tief und noch lange; von den Vortheilen hat sie keine dauernde Frucht gesehen. Denn nicht die Weisheit oder die parlamentarische Gewandtheit der Mitglieder sind bei vollständiger Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen im Ganzen und Großen Deutschlands Heil und ihr eigener Ruhm geworden. Der Mensch hat seine vollständige Schwäche den Ereignissen gegenüber doch endlich fühlen müssen; der wahre Ruhm der Edeln in Frankfurt besteht vielmehr nur in dem Adel der bethätigten Gesinnung und im treuen Verharren dabei, ganz unabhängig von Weisheit und Geübtheit.

Es war keine octroyirte Abschlagszahlung auf die gerechten Foderungen des Volkes, als man in Wien 1815 als allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht foderte: vernünftige Preßfreiheit, gleiches Unterthanenrecht in allen

Staaten, Freizügigkeit, ausnahmslose Stellung vor dem ordentlichen Richter, Aufhebung der Leibeigenschaft, Befugniß sich auf jeder Lehranstalt bilden zu dürfen, rechtliche Gleichheit aller christlichen Confessionen, und freisinnigere Volksvertretung in den einzelnen Ländern. Alle damaligen Foderungen der Bessern und Verständigern im Volke waren damit wirklich erschöpft.

Wenn ich neben diese sieben oder acht Rechte den Katalog der Grundrechte von 1848 halte, welcher deren leicht das Zehnfache enthält, so kann ich mich, wenigstens in Einer Beziehung, eines Gefühls der allertiefsten Betrübniß nicht erwehren. Die Sache kommt mir vor wie ein einfaches, gesundes Mahl aus der alten guten Zeit der deutschen Einfachheit und Häuslichkeit neben einem Tische, der überladen ist mit allen möglichen nach französischen Recepten zusammengesetzten feinen Leckereien, mit denen man in den verderbten Zeiten des Luxus und der Völlerei so gern den Gaumen kitzelt, ohne Gesundheit und Wohlbefinden zu fördern. Und dann frage man sich einmal: Was hatte jene Generation von 1815 eben erst gethan für Deutschland und seine Freiheit, wie viel Blut dafür vergossen, welche Opfer gebracht! Und was foderte sie! Was hat dagegen unsere Generation gethan, vor allen Dingen deren moderne Wortführer, und wozu halten sie sich berechtigt! Es ist wahr, man hat 1815 den Erwartungen nicht entsprochen, und man will daher Garantien, daß alte Versprechungen endlich zur Wahrheit werden. Allenthalben aus den Grundrechten sieht Furcht heraus, es möge wieder werden wie zur Zeit der Karlsbader und Wiener Beschlüsse, und in übertriebener Sorgfalt dies zu hindern, führt man ein entgegen-

stehendes Extrem herbei. Unsere Zeit ist in mancher Hinsicht eine andere geworden wie die von 1815 war; auch ihrem Geiste muß sein Recht werden. Man verlangt jetzt im Volke neben jenen alten Foderungen noch Oeffentlichkeit des Rechts, Geschworenengerichte, vernünftiges Associationsrecht (Uebertreibung desselben können nur die Thoren wollen) und eine größere Wehrhaftigkeit der Bürger zu eigenem Schutze. Diese beiden Foderungen, die alten und die neuen, jetzt vereint zu gewähren, hat wol noch keine Regierung angestanden. Das hätte einen schönen Kern für ein zeitgemäßes allgemeines deutsches Staatsbürgerthum gebildet, wenn man dabei stehen geblieben wäre und sich vor allen Dingen des Fingerzeigs erinnert hätte, der als die Hauptsache für die allein mögliche praktische Ausführung der ganzen Frage schon in Wien so deutlich gegeben ist: diese Masse von Rechten wird als Minimum angesehen; bei ihrer Vermehrung und weitern Gestaltung für die Deutschen ist freie Entwickelung gelassen, sodaß die Individualität bei den einzelnen Stämmen in Beziehung auf alte zu Recht bestehende Gewohnheiten und Verträge, auf Wohnsitze und die davon abhängige Art der Cultur des Bodens und der Beschäftigung der Einwohner sowie auf sonstige Verhältnisse, freien Raum der Bewegung habe.

Aber eine solche Lehre ist entweder übersehen oder vergessen, und wir erhielten Grundrechte in einem Systeme, was sich ganz zusammenhängend ausnahm, aber als ein Theil einer ins Leben tretenden Verfassung das Unausführbarste und Unzweckmäßigste enthält, was wol je einem Staate zugemuthet ist. Neben dem Praktischen sehen wir Bestimmungen als Gesetze verkündet, welche

reine abstracte Rechtsregeln, Normen für Entscheidungen, Wünsche wie sich ein Zustand entwickeln möge, und Beschränkungen von Rechten, ohne auf der andern Seite irgend Jemand Vortheile zu gewähren, sind. Es sind, allein dem Systeme zu Gefallen, Grundrechte eigenmächtig von der Versammlung verkündet, welche der Deutsche so wenig 1815 wie 1848 weder gewünscht noch viel weniger verlangt hat; Bestimmungen, die, statt die heilsame Verschiedenheit der Wohlfahrts- und Erwerbsquellen der Stämme in Deutschland klug zum Vortheile des Ganzen anzuerkennen und zu benutzen, Alles über Einen Leisten ziehen und ärger centralisiren wollen, als es die tyrannischsten Maßregeln Napoleon's nur je versuchten. Darin liegt weder Weisheit noch der uns nöthige Patriotismus. Wenn später solche Misgriffe gerügt und solche Uebergriffe über Das hinaus, was das Volk selbst 1815 und 1848 gewollt, zurückgewiesen wurden, indem Beweise vorlagen, daß ganze Stämme und Gegenden sich zu Grunde richten würden, ohne daß der politischen Freiheit und Einheit Deutschlands der geringste Vorschub geschehe, weil so manches der Grundrechte damit in gar keinem Zusammenhange stand: so ward von Absonderungsgelüsten, von Vaterlandsverrätherei gesprochen, wo man doch nur Freiheit der Deutschen für die Entwickelung der eigenen Wohlfahrt wollte. Ist das etwa größere deutsche Freiheit, daß man sich nur einem Systeme zu Gefallen ruiniren lassen soll? Bei Anerkennung der Grundrechte von Seiten der Regierungen ist nie das Princip derselben: möglichst freies Staatsbürgerthum und alle aus dem Volke hervorgegange-

nen nationalen Foderungen, in Frage gezogen; nur allein einzelne systematische Zuthaten hat man abgewiesen. Da man es mit der Ehre der Versammlung unverträglich hielt, hier nachzugeben, und Alles oder Nichts spielte, so ist sie selbst mit dem zu viel Gewollten gefallen.

Und dann steckt noch ein großer staatsmännischer Fehler darin, jenes System der Grundrechte vor der Verfassung als deren Grundlage abgesondert gesucht, berathen und verkündet zu haben. Solche Grundrechte können, wenn sie bestehen sollen, nur Resultate aus einer Verfassung sein, also nur in oder nach ihr ihre wahre Stelle finden.

Denn von der ganz unumschränkten Selbständigkeit muß der Einzelne aufgeben, schon wenn Viele in einem Staate sich zusammenfinden. Findet nun gar, wie in Deutschland, das Verhältniß statt, daß die letzte und höchste Allgemeinheit nicht aus Personen, sondern erst aus Staaten sich bildet, so sind größere fast doppelte politische Aufopferungen und Entsagungen des Einzelnen in Beziehung auf die Freiheit seiner Bewegungen nöthig, die sowol vom Staate und dann wieder von dem über ihm stehenden Staatenstaat in Anspruch genommen werden. Die wahre und edle Freiheit selbst leidet jedoch weniger; denn das Gefühl, daß diese Opfer, eben weil sie nöthig sind, freiwillig dem Ganzen gebracht werden, erhebt eher als daß es niederdrückt. Daher hätte man zuerst wohl erwägen sollen, was die innern Staatsverbände als durchaus nöthig in Anspruch nehmen; Alles, was übrig blieb, war dann mit Recht unantastbares Grundrecht des Individuums, was gegen

willkürlichen Uebergriff der Despotie gesichert werden mußte. Dieser Weg wäre der allein zum Heile führende gewesen; erst muß das Allgemeine, dann das Besondere berücksichtigt werden. Man ist jedoch dem entgegengesetzten Princip gefolgt und hat zuerst die Verhältnisse des einzelnen Individuums fertig ausgearbeitet. Aus lauter Furcht vor den Zuständen von 1819 und 1820 hat man auch hier wieder zu viel gethan, und die Selbständigkeit der vom Ganzen fast isolirten Stellung des Einzelnen muß in den Consequenzen allenthalben mit dem Allgemeinen im fortlaufenden Lebensprocesse collidiren. Zur Bewahrheitung dieses Satzes bedarf es keiner Beweise. Keine Behörde in Deutschland wird sein, die allerhöchste oder die allerniedrigste, die sich nicht in ihrem praktischen Wirkungskreise stündlich in ewig verlegener Collision mit den Grundrechten, wie sie 1848 proclamirt wurden, befinden würde, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte: es ist bei streng consequenter Durchführung derselben rein unmöglich, nur eine einfache Gemeinde mit solchen selbständigen Individuen, wie sie verlangen, zu bilden, noch weniger einen Staat, und noch viel weniger einen Bundesstaat. Wir würden ein Mittelalter in neuer Gestalt erhalten. Damals dehnten die unabhängigen Ritter ihre Raubzüge auf die unbeschützten Gebiete der Bauern und Gemeinden aus; heutzutage würden die unabhängigen Individuen, auf ihr Recht fußend, ähnliche Uebergriffe auf das vor ihnen offen ausgebreitete Gebiet des Staats unter dem Schilde der Grundrechte und deren verschiedenster Interpretation

unternehmen, und das Gemeinwohl dürfte nicht weniger darunter leiden. Wir haben wenigstens schon mehr als einen Versuch solcher modernen politischen Ritter gesehen.

Aber nicht allein bei diesen beiden Fragen, Kaiserthum und Grundrechten, bieten die beiden großen Versammlungen für die allgemeinen Interessen Deutschlands, zu Wien und Frankfurt, einen lehrreichen Parallelismus; fast in jedem Punkte drängt sich ein solcher auf, und es wäre eine schöne, aber ungeheuer weite Aufgabe, ihn bis ins Einzelne zu verfolgen. Auf beiden Congressen war der ganze Gang der Verhandlungen gleich: langes Streiten über Präliminarpunkte, Auseinandergehen und Verfeinden dabei (an die Stelle der Staaten in Wien waren in Frankfurt die politischen Parteien noch neben jene getreten); dann plötzliches rapides Abthun der Hauptsache, aber ohne Resultat, was wieder der Zukunft anheimgestellt ist. So wie Oestreich 1815 schwere Anschuldigungen gemacht sind, so wälzt jetzt ein großer Theil der Mitglieder der Nationalversammlung das Mislingen der deutschen einheitlichen Verfassung auf die östreichischen Abgeordneten. Hier ist Raum für einen Kundigen, das Wahre zu zeigen, sei es nun rechtfertigend oder auf documentarische Beweise gestützt, die Anklage begründend. In Wien und Frankfurt haben die getrennten Religionen ihren Einfluß auf die politische Gestaltung unsers Vaterlands nicht verleugnet. Auf beiden Versammlungen ist der Name Gagern zu hoher Bedeutung gelangt, selbst nach erfolglosem Ringen. Die erste derselben begann damit, daß wenige Mächte das Verfassungswerk in ihre Hand nahmen, ihrer fünf; man opponirte von Seiten Baierns und Würtembergs;

dann machte man andere Versuche, kam zu nichts, litt daran 33 Jahre, begann einen zweiten Einigungsversuch 1848 unter Theilnehmerschaft noch mehrer Berechtigten als beim Wiener Congresse, erreichte wieder nichts und kehrt endlich zum Schluß wieder zu einer noch kleinern Commission von drei Mächten zurück unter abermaliger Opposition von Baiern und Würtemberg. Welcher merkwürdige Kreislauf der Begebenheiten! Wie viel gehört doch dazu, um erst zu lernen: Viele Köpfe, viele Sinne, aber nicht bessere Sinne!

Also abermals haben wir einen im Ganzen und Großen verunglückten Versuch zu beklagen, ein Verfassungsideal, für welches der Deutsche schwärmt, ins Leben zu rufen. Aber über die Sache selbst ist damit nicht abgeurtheilt, und sie bleibt eine beständig fortlaufende. Eine dritte Conferenz muß nothwendig als Folge der Ereignisse bald ins Leben treten, um den Gegenstand von neuem aufzunehmen. Nach welchem Grundrisse oder nach welcher Vorlage sie auch arbeiten und aus welchen Männern sie zusammengesetzt sein wird — es kann nur zum Heil des ganzen Vaterlands ausschlagen, wenn sie die gesammten Resultate der gleichen Zweck verfolgenden beiden Vorversammlungen in Wien und in Frankfurt besser erwägt und treulicher würdigt, als von der zweiten die der ersten gewürdigt worden sind. Nicht allein der Politiker vom Fach gewinnt eine Reihe der weisesten Lehren für seine Thätigkeit, um alte Fehler zu vermeiden und Erfolge zu sichern; wichtiger ist noch, daß dem Patrioten — und solches sollte jeder Deutsche sein — der wahre Standpunkt für seine Ansprüche und seine Hoffnungen und Wünsche endlich vollkommen klar sein

kann. Er wird endlich einsehen, daß es klug ist, dem Vorhandenen gemäß sich einzurichten und den Bau zu fördern, und nicht in einem Idealismus das Heil zu suchen, der so leicht täuscht, weil sein System nur auf den trüglichen Wogen des Gemüths und des Gefühls, aber nicht auf dem festen Fundamente der Wirklichkeit erbaut ist; er wird begreifen, daß es für den Deutschen keine Schande sein kann, stufenweise zu dem letzten Ziele der Verfassung vorzuschreiten, da auch der Engländer, der an politischer Ausbildung, Unternehmungsgeist und Ausdauer nicht zurücksteht, ein solches Ziel erst nach fast 700 Jahren erreichen konnte; er wird sich überzeugen, daß eben in diesem langsamen Bau eine Gewähr der Festigkeit liegt, da er weiß, daß Gebäude, die über Nacht plötzlich in die Höhe steigen, auch in der Regel ebenso schnell wieder zusammenstürzen. Gibt Deutschland sich hingegen selbst verloren, weil nicht rasch alles Geträumte erreicht ist, dann freilich ist ihm nicht zu rathen und auch nicht zu helfen.

Denn trotz der gänzlichen Erfolglosigkeit und der ganz unmöglichen Resultate der Paulskirche ist doch ungeheuer viel, wenigstens indirect, gewonnen, und so gut wie Deutschland nach der Versammlung von Wien 1815 einiger war als 1812, ebenso gut kann es nach 1849 ein ganz anderer Staat sein wie es 1847 war. Ein langer Friede hatte über die innern Zustände zugleich einen Schleier geworfen, hinter dem Manches undeutlich, Manches ganz geheimnißvoll blieb. Er ist plötzlich im Drange kriegerischer Aufregung geschwunden, und wir sehen uns jetzt plötzlich wie wir sind. Wir haben die wahren Kräfte im Staate erst kennen gelernt

und gesehen, daß die Macht der Regierungen nicht eine willkürliche Usurpation sei, die man nur so verdrängen könne, indem man ein Vorurtheil für sie, was man unzeitgemäß nannte, bei den Staatsbürgern zu vernichten trachtete, oder indem man eine über ihnen stehen sollende Macht auf dem Papiere decretirte. Wir haben vielmehr die Macht der Regierungen als eine uralte berechtigte und darum beständig kräftig fortlebende erkannt, so kräftig, daß die, welche sie stürzen wollten, endlich Schutz suchend zu ihnen zurückkehren mußten. Andererseits haben die Regierungen wieder gesehen, daß sie auch nicht mit der öffentlichen Meinung im Volke spielen können und daß eine Verachtung derselben immer eine Herausfoderung ist, die stets aufgenommen und blutig ausgefochten wird. Diese beiden Gewalten, indem sie einmal jede eine Zeit allein einseitig die Usurpatoren gespielt, werden eingesehen haben, daß jede allein für sich auf die Dauer nichts ausrichten kann, daß sie sich gegenseitige Zugeständnisse machen müssen, um im harmonischen Verein, indem jeder ihr Recht gegeben wird, ein dauerhaftes Ganze zu bilden.

Wir haben das wahre Einigkeitsgefühl in Deutschland erst jetzt erkannt und brauchen nun nicht mehr wie früher, indem man davon eine ganz falsche Vorstellung hatte, unhaltbare Staatstheorien auf Sand zu bauen. Wir können vielmehr erst jetzt die jenem wirklichen Einheitssinn auch wirklich entsprechende Verfassungsform finden.

Wie diese Form auch ausfalle, etwas steht dabei schon fest, und die dritte Nationalversammlung kann gar nicht umhin, eine Menge Anordnungen in den Zustän-

den unsers Vaterlandes zu machen, die lang gehegten Wünschen entsprechen. Die Verhandlungen in Frankfurt haben Vieles als ganz unvermeidlich ergeben, eben aus dem Grunde, weil sie erst das wahre Licht über unsere Zustände angezündet. Nie kann es wieder einen so einseitigen Bundestag geben, wie der alte war, und das Gemeinwesen des ganzen Deutschlands kann nicht anders als in einem Staaten- und einem Volkshause berathen werden. Ein allgemeines Reichsgericht schützt vor willkürlichen Incompetenzerklärungen und sichert Jedem sein Recht. Vernünftige Preßfreiheit und vernünftiges Associationsrecht, sowie Oeffentlichkeit der Rechtspflege und des Verwaltungswesens und endlich die Geschworenengerichte werden nicht wieder zurückgezogen werden können. Dazu kommt noch die neue Garantie einer freisinnigen Volksvertretung in allen deutschen Ländern. Wahrlich, wenn solche Allen gemeinsame Güter nicht in dem gemeinsamen Bestreben, sie zu erhalten, zum Gefühl des Zusammenwirkens und endlich zu dem der Einheit führen, dann ist jede Hoffnung derselben im voraus aufzugeben. Aber dann mag der Deutsche auch ehrlich und offen gestehen, daß er ihrer nicht würdig sei. Es wäre endlich einmal an der Zeit, daß er das Sprechen und Reden von der Einheit ein wenig unterwegs ließe, und dafür durch Thaten bewiese, daß er sie der Sache nach schon haben könne, sowie er nur wolle.

Aber die größte Wohlthat hat die frankfurter Versammlung Deutschland dadurch gethan, daß sich in Folge ihrer Verhandlungen einmal recht die Spreu vom Weizen gesondert hat. Auf dieser Erkenntniß beruht eine große Hoffnung der Besserung, indem man so recht die fran-

ken Stellen in unserm Gesellschaftsleben erkannt hat. Wie weit bereits der Boden unter unsern Füßen unterwühlt war von Theorien und Bestrebungen Einzelner, welche die Leichtgläubigkeit ihrer Mitbürger zu ehrgeizigen Zwecken benutzen wollten, das hat sich noch vor zwei Jahren wol schwerlich irgend Jemand träumen lassen. Wir haben gesehen, mit welcher Klugheit und welcher Ausdauer hierbei verfahren; wir haben die Frechheit kennen gelernt, mit der man die Anordnungen der Gesetzlichkeit interpretirte, um sie zum Deckmantel solcher Bestrebungen zu haben und ihre Fahne zur Täuschung der Unwissenden aushängen zu können; wir haben gesehen, wie jedes andere verächtliche Mittel auch willkommen war, wenn dieser Weg noch nicht zum Ziele führen wollte. Deutschland kann nun vollkommen — innerhalb und außerhalb der Paulskirche — den wahren Patrioten von dem eiteln und egoistischen Ehrgeizigen, den seichten Schwätzer von dem Verständigen, den wahren Politiker von dem reinen Parteimann, den Idealisten vom verständig und ruhig Prüfenden, die niedrige Seele vom wahrhaft Edeln und Großherzigen, mit einem Worte, den Berufenen von dem Unberufenen sondern, und erkennen, auf welche seiner Söhne es in Zukunft seine Hoffnung einer bessern Zeit zu bauen habe. Wehe ihm, wenn es in alten Vorurtheilen beharrt, seine Geschichte auch diesmal verkennend übersieht und bei der nächsten Entscheidung seines politischen Schicksals abermals das Vorgefallene ganz vergißt oder so thut, als habe es darauf keine Rücksicht zu nehmen; wenn es noch immer bei der Meinung verharrt, was geschehen, sei Alles sehr

gut und unverbesserlich, und nur durch Zufall oder in Folge hinterlistiger Einzelpolitik und Reaction nicht zur Ausführung gekommen. Wer in Dem, was erfolgt ist, nicht ein ganz nothwendiges Resultat unserer sämmtlichen Zustände sieht, was gar nicht anders kommen konnte wie es kam, und nun einen ganz andern Weg der Heilung einschlägt, der kann das ganze Unglück der Jahre 1848 und 1849 noch einmal, aber dann in vermehrter (jedoch keineswegs verbesserter) Auflage erleben.

Es sind goldene Worte, welche man in Frankreich den Deputirten von 1848 zurief:

„Wir verlangen, daß man die Aufgabe, zu deren Lösung das Land berufen ist, nicht übertreibe, damit durch die Uebertreibung, mit der es unmöglich ernst gemeint sein kann, weder der Eifer abgekühlt, noch der Kopf verwirrt werde, indem man über sie selbst Unruhe empfindet. Woher die auffallenden Symptome der moralischen Erschlaffung gleich im Anfange der Revolution, diese seltsame Abspannung im Angesicht so vieler Reformen, dieses Streben, zu Ende zu kommen, ehe man nur recht angefangen? Doch wol nur daher, weil man in der ersten Zeit die Gemüther so überhetzt und gereizt hat, daß sie nun keinen andern Gedanken haben, als zur Ruhe zu kommen. Man hat den Leuten vorgespiegelt, es sei die ganze Welt umzugestalten, und so hat sich die Einbildungskraft auf die seltsamsten Dinge vorbereitet. Tritt nun, wie es nicht anders sein kann, der gewöhnliche Lauf der Dinge ein, so soll er stockbürgerlich, schal oder gar gemein sein, und so kennen wir bald weiter nichts als die Gefühle der Unzufriedenheit oder die der verzweifelnden Resignation!“

Die Anwendung auf unsere eben durchlebten und auf die uns unmittelbar bevorstehenden Zustände macht sich von selbst. Eine treffliche moralische Lehre aber liegt in jenen Wahrheiten, und man sollte die Fabel von 1815 und 1849 nicht ohne sie studiren.

Anmerkungen.

1) War eine deutsche Macht einmal so offen und hängte nicht immer den Vorwand, für das Allgemeine zu kämpfen, heraus, so war dies nicht recht. So sagte Metternich (Gagern's Briefwechsel mit Stein): „Ich hätte nur gewünscht, Preußen hätte weniger von Absichten auf jenseit rheinische Provinzen gesprochen, als von einer allgemeinen Befeindung Napoleon's."

2) Als Einzelne, namentlich Herr von Gagern (Mein Antheil an der Politik, IV, 29) dem Herrn von Stein gegenüber sich schon im April 1813 über einen Plan für das Allgemeine aussprachen, da erfolgten solche Erwiderungen, daß man schon aus ihnen klar sieht, wie über ein künftiges Deutschland als Ganzes sich die preußische Politik keine feststehende Ansicht gebildet hatte.

3) Flassan, Histoire du congrès de Vienne, I, 56. Alexandre s'engageait à ne pas poser les armes, tant que la Prusse ne serait pas reconstituée dans les proportions statistiques, géographiques et financières conformes à ce qu'elle était en 1806 — — et à appliquer à l'agrandissement de la Prusse toutes les acquisitions dans la partie septentrionale de l'Allemagne à l'exception des anciennes possessions de la maison d'Hanovre.

4) Gagern (a. a. O., II, 197) spricht sich über diesen Punkt ebenso, nur verblümter und diplomatischer aus: „Preußen wollte die Kaiserwürde nicht mehr! Es wollte sie nicht als Hülfsmittel und Gewicht in Oestreichs Hand — — ohne Aequivalent für sich selbst. Und es wollte sie nicht als ein bloßes Nichts." Wenn ich mich über diesen Punkt directer ausgesprochen habe, so wird sich an einem andern Orte die geeignete Stelle finden, Das mitzutheilen, was mir zur Begründung dieser Thatsache zu Gebote steht.

5) Man vergesse die Zeit nicht, wo dies geschah — August und Anfang September 1813. Die erste Eröffnung Baierns an Preußen soll schon im März oder April geschehen sein.

6) Von Schweden rede ich nicht, weil sein Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten, den genannten Mächten gegenüber, zu unbedeutend war.

7) Die Centralverwaltung der Verbündeten unter Freiherrn von Stein. Deutschland 1814. Anl. A enthält das Einsetzungsdocument:

Art. 1. Il sera établi un département central — qui sera muni des pouvoirs de toutes les puissances alliées.

Art. 5. Les provinces autrichiennes, prussiennes, hanovriennes et suédoises, qui avant l'année 1805 appartenaient aux puissances actuellement alliées resteront exemtes de l'influence du département central. Also von Baiern selbst keine Rede, man wollte sich nicht die Hände binden.

Art. 8. Quant aux pays dont les princes deviendront alliées des Puissances, il dependra des traités à conclure avec eux de régler en combien le département central pourra s'immiscer dans l'administration.

Art. 9. Le département central, dependant de toutes les puissances alliées, il sera tenu de prendre leurs ordres, dans les cas, qui ne seraient point prévus dans l'instruction générale, qui sera rédigée, et de leur rendre compte de son administration.

8) Im Frühjahr 1814 fragte der Graf Schlabrendorf zu Paris Stein nach seinen Dienstverhältnissen, worauf der Letztere schroff erwiderte: Ich habe nur Aufträge, diene Keinem! Schlabrendorf bemerkte achselzuckend: Auf die Art freilich Keinem, weil Allen! Das war der Nagel auf den Kopf getroffen. (Varnhagen, Denkw., V.)

9) Gegen Ende des Jahres 1814 war unter den Fürsten, welche dem Rheinbund entsagt hatten, viel die Rede von einer zu schließenden Vereinigung zur Bestreitung der Kriegskosten. Plan und Verbindung, aus der leicht eine weitergehende politische hätte werden können, fielen bald zusammen, weil die größern Mächte durchaus nichts davon wissen wollten.

10) Klüber, Acten des Wiener Congresses, I, 62: Le traité

de Chaumont et la paix de Paris stipulèrent, que l'Allemagne serait un état fédératif.

11) Klüber, a. a. O., 45.

12) Klüber, a. a. O., II, 70 fg.

13) Klüber, a. a. O., 171.

14) Klüber, a. a. O., I, 61.

15) Solche Aufsätze, wie in Nr. 111 des „Rheinischen Mercur", wo dargethan wurde, daß nur Männer in Wien tagen sollten, welche vollständige Kenntniß der deutschen Verfassung haben, waren in allen deutschen Blättern bis Mitte October die gewöhnlichen.

16) Gagern, a. a. O., II, 199 fg.

17) Freilich äußert Gagern anderwärts consequent, daß gerade diese Bestimmung allein daraus resultirte, daß Oestreich und Preußen sich gegenseitig die Kaiserwürde nicht gönnten. Allein auch hier scheint er ganz den außerordentlichen Einfluß, der jene Bestimmung mit dictirte, zu vergessen. Er war gewiß reichlich so groß als die im Innern wirkenden Motive, und wir haben diesen Punkt schon ganz besonders hervorgehoben.

18) Man sehe für das Folgende was er selbst darüber sagt: Gagern, a. a. O., II, 200 fg.

19) Klüber, a. a. O., III, Nr. 10.

20) Das Verzeichniß bei Klüber, a. a. O., I, 1, 94.

21) Dasselbe sagte Rußland an Würtemberg in der Note vom 31. Januar 1815 und drohte sogar schon mit Intervention, wenn obigem, durch alle Staaten zu Paris festgesetztem Punkte nicht nachgegeben würde. Klüber, a. a. O., IX, 272.

22) Ich bemerke hier, daß die beiden Hohenzollern erst später zutraten und die ersten der folgenden Verhandlungen eigentlich von 29 deutschen Fürsten eröffnet wurden. Ich spreche der Kürze wegen gleich von 31.

23) Die folgenden Verhandlungen bei Klüber, a. a. O., I, 72 fg.

24) Zur Aufklärung des folgenden Notenwechsels kann ich noch eine Bemerkung hinzufügen, welche sich nicht bei Klüber findet. Metternich und Hardenberg hatten geglaubt, nicht mit den 31 kleinern Staaten als einer anerkannten geschlossenen Macht in Unterhandlung treten zu dürfen, und daher unter der Hand den

Grafen Münster bevollmächtigt, ihre Erwiderungen auf die an sie gerichtete Note (in der natürlich Münster ganz für Hannover einstimmte) gleichsam wie in einer Privatverhandlung zur Kenntniß der übrigen deutschen Höfe zu bringen. So entstand die folgende eigenthümliche Form der Unterhandlung, welche troß derselben eine allgemein deutsche blieb.

25) Denkschriften des Ministers von Stein über deutsche Verfassungen, herausgegeben von Perß, 14.

26) Gagern, a. a O., II, 195—197.

27) A. a. O., 192.

28) Klüber, a. a. O., I, 2. S. 37.

29) Rheinischer Mercur, Nr. 160 und 161.

30) Gagern, a. a. O., II, 348.

31) Schaumann, Geschichte des zweiten Pariser Friedens. Actenstücke Nr. 20.

32) Gagern, a. a. O., IV, 39.

33) Arndt, Rothgedrungener Bericht, II, 84.

34) Der eigentliche leßte förmliche Vertrag ist bekanntlich erst vom 18. Mai datirt.

35) Klüber, a. a. O., I, 4, 43.

36) Klüber, a. a. O., IV, 391 fg.

37) Klüber, Ueberſicht der Verhandlungen, 132 fg. Die Sitzungsprotokolle selbst stehen in den Acten, II. Wir kommen darauf später ganz besonders zurück.

38) Die Specialitäten in der Ausführung dieser Bestimmung wurden offen gelassen und einer spätern Zeit vorbehalten.

39) Auch hier hat man nichts Besonderes weiter gesagt und die Sache zur Entscheidung späterer Berathung überlassen. Preußen dachte aber offenbar an sich, Oestreich, Baiern, Hannover und Würtemberg; denn es machte die Bestimmung, daß es und Oestreich jedes zwei Stimmen haben sollten, daß aber diese vier Stimmen, wenn sie mit den drei übrigen collidirten, keine Mehrheit, sondern Gleichheit begründen sollten.

40) Ich zähle diese hier nicht auf, da es nur auf eine Geschichte der Entwickelung der allgemeinen Bundesverfassung, nicht auf eine Entwickelungsgeschichte der Stände ankommt.

41) Leider kamen diese ausführlichen Entwürfe erst spät zur allgemeinen Kenntniß und die öffentliche Stimme konnte sich erst dann darüber aussprechen, als in Wien so gut wie Alles entschieden war. So fanden einzelne Paragraphen eine geistreiche Erörterung im „Rheinischen Mercur" vom 16.—20. Mai 1815 von einem Herrn von Wangenheim. Es wird der Mangel von Reichsständen hier ganz besonders hervorgehoben. Bemerkt muß übrigens werden, daß die Idee, dieselben zu constituiren, damals nur noch spärlich vertreten und ebenso spärlich ausgesprochen wurde. Die spätere Zeit mit ihren Ereignissen war hier erst Lehrerin der allgemeinen Meinung.

42) Klüber, Acten des Wiener Congresses, I, 4, 104.

43) Ebend., II, 298.

44) Ebend., II, 308.

45) Das Verdienst, diesen Punkt unablässig fest zu halten, gebührt Herrn von Wessenberg. Er hatte am 27. November 1814 bereits eine eigene Denkschrift dem Congreß übergeben. (Klüber, a. a. O., IV, 299 fg.) Wäre man ihm gefolgt, man hätte die spätern unglückseligen einzelnen Concordate mit Rom und die Folgen der dreißiger Jahre gespart!

46) Klüber, a. a. O., II, 324—586.

47) Sie ist ohne Datum. Abgedruckt bei Klüber, a. a. O., VI, 579, und ist im September oder October 1814 überreicht. Man denke bei Beurtheilung derselben daran, daß dazumal noch nicht das Zeitalter der wohlfeilen nichtssagenden Petitionen war!

48) Von Dem, was später außerhalb Frankfurt geschah, rede ich nicht einmal.

49) Man darf den Verf. nicht misverstehen. Zwar hieß es, die Nationalversammlung habe eine Vereinbarung nicht ausgeschlossen, allein sich die letzte Entscheidung vorbehalten. Wenn an der letzten Entscheidung nicht beide Theile gleiche Rechte haben, so ist es keine Vereinbarung; ganz ist sie verweigert sogar noch, als die Unmöglichkeit der frankfurter Verfassung schon entschieden war.

50) Man hat freilich den Namen wohl vermieden, aber die Sache desto strenger festgehalten.

Geschichte der deutschen Seemacht.

Von

Friedrich Wilhelm Barthold.

> A tale of the times of old! The deeds of days of other years!
>
> *Ossian.*

Erste Abtheilung.

Erstes Capitel.

Allgemeines. — Ungünstige Lage Deutschlands zur Gründung einer Seemacht. — Die alten Germanen ihre eigenen Lehrmeister. — Das Segelschiff. — Die ersten Unternehmungen der Bataver, Friesen, Kauken. — Die Franken und Sachsen zur See. — Carausius. — Seefahrerberuf der Altsachsen. — Die Eroberung von Britannien. — Von Chr. Geb. bis 449 n. Chr.

Ein englischer Ritter aus der Zeit Elisabeth's und Jakob's I., gleich berühmt durch seinen Unternehmungsgeist und seine Schicksale als durch die Unabhängigkeit seiner Gedanken, Sir Walter Raleigh, sagt in seiner Schrift: „Ueber die königliche Flotte und den Seedienst": „Wer die See beherrscht, beherrscht den Handel; wer den Handel der Welt beherrscht, beherrscht die Reichthümer der Welt und folglich die Welt selbst." Die Folgerichtigkeit dieser Gedanken, welche der stolze Engländer bereits entwickelte, als die erste britische Pflanzung in Virginien kümmerlich begann, wird Derjenige am wenigsten leugnen, welcher heutzutage die unermeßlichen Vortheile der Colonisation Albions in vier Welttheilen überschaut. Doch darf jetzt nicht mehr von einer Beherrschung des Welthandels durch irgend ein Volk die Rede sein; ein neu sich bildendes allgemeines Völkerrecht ver-

bietet gleich unwidersprechlich eine Monarchie der Meere als eine Universalmonarchie auf dem Festlande. Soll aber nach den Grundsätzen vernünftiger Völkergleichheit kein einzelner Staat den Gedanken Sir Walter's zur Richtschnur seines politischen Strebens machen, so gilt die Beschränkung jenes Worts, vielmehr die Umkehrung: „Wer keinen Theil hat an der Seeherrschaft, hat keinen Theil am Welthandel; wer keinen Theil hat am Welthandel, hat keinen Theil an den Reichthümern der Welt", für unerläßliche Lebensmaxime eines großen Volkes, dem die Wohlthat der Lage am Meere gewährt ist. Je weniger es solchen Vortheil unmittelbar zu nutzen versteht, um so weniger erfüllt es die Aufgabe seiner Stellung; ist es einmal im ehrenvollen Nießbrauche gewesen und hat später denselben eingebüßt, so ist es schmachvoll in seiner Entwickelung zurückgeschritten und sollte es auch das goldene Zeitalter in Kunst und Wissenschaft feiern und seine Landheere Cäsar's Legionen gleich sein. Unser deutsches Volk nun, fahrlässig in gar vielen Dingen, welche seiner Ehre und seiner Wohlfahrt dienen, hat, gedankenlos und kleinherzig, von ehemaligen Besitzthümern nichts in höherm Grade verwahrlost als seine Wehrkraft zur See; hat nichts schimpflicher und widerstandsloser hingegeben als die Herrschaft zunächst über seine Meere, ehemals in der Bedeutung eines Weltmeers; hat, ohne äußere Ueberwältigung, allein aus Trägheit und in Folge innerer Auflösung, einem Handel entsagt, der drei Jahrhunderte hindurch die Reichthümer Nord- und Westeuropas zum Umsatz in seine Städte führte. Solche Selbstvernichtung ist um so tiefer beklagenswerth, als nur die unermüdliche Anstrengung, der

kluge Geist, die Kampfbereitschaft der Vorfahren ungünstige Naturverhältnisse besiegte und die Schiffahrt mit ihrem Schatze von Kenntnissen, ja mit der Verbreitung der wesentlichsten Bezeichnungen [1]) der Seemannssprache unter die andern schiffenden Europäer, zum Eigenthum der Deutschen machten.

Die anderthalbtausend Jahre in der Mitte zwischen jenen ersten Friesen, Kauken, Franken und Sachsen, die auf ausgehöhlten Baumstämmen mit Rudern, oder in Kanots (Koräkles) von geflochtenem Weidicht, auf schwachem Kiele, mit Seitenbedeckung von Thierhäuten und Segeln von Fellen, aus der Mündung ihrer Flüsse sich hinauswagten, durch das stürmische deutsche Meer bis Aquitanien und Spanien als verwegene Räuber fuhren, und zwischen dem letzten Schiffstreffen, in welchem die preußische Flagge unter Pulverdampf wehte — beim Repziner Haaken im Jahre 1759 —, sowie endlich bis zum Spiel mit der Erbauung von Kanonenböten und Kriegsfahrzeugen unter fremden Meistern: welche beschämende Mahnung lassen sie an uns ergehen! Dieser über anderthalbtausendjährige Zeitraum von dem klugen Munde, welcher das gothische Wort „Skip", das allein steht in allen Sprachen und von der Vorstellung allein entlehnt ist, zuerst aushauchte, den Winden Namen gab; von dem ersten waghalsigen Versuche unbelehrter Selbsterfindung und der neuen Kunst des „Segelns am Winde", bis zur Schöpfung einer deutschen Reichsflotte auf dem Papiere, einer deutschen Marine mit erborgter Bezeichnung für fremdgewordene Dinge! — wie tief niederschlagend sind sie für unser Volksgefühl, wenn wir überhaupt desselben noch fähig sind. Die vorliegenden Blätter, be-

stimmt, den Glanz der deutschen Seemacht von den unmerklichsten Anfängen bis zum gänzlichen Erlöschen zu schildern, haben zuerst die natürlichen Schwierigkeiten darzustellen, welche der Richtung unsers Volks auf das Meer entgegentreten, und dann hervorzuheben, daß unsere frühesten Altvordern, ohne belehrende Vorbilder, auf sich selbst angewiesen, mit kühnem Erfindungsgeiste ihre große Aufgabe förderten. Weder lud der Anblick des unermeßlichen Oceans sie, wie Portugiesen und Spanier, aus geschirmten Häfen und sichern Buchten auf die hohe Fahrt hinaus; noch auch waren sie in der Lage, fremde Meisterschaft mit dem Gesammterwerbe einer fertigen Kunst sich anzueignen und wie Zar Peter innerhalb weniger Jahre eine gebieterische Flotte von den Werften gleiten zu sehen. Sie mußten die Natur zwingen und überlisten; sie mußten denkend erfinden.

Als die im engern Sinne germanischen, die deutschen, Stämme Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung auf den Boden einwanderten, der sie festhielt, weil sie nicht weiter gegen Mittag und Abend ausweichen konnten, lagen alle Keime gesellschaftlicher Thätigkeit unentwickelt in dem Hirtenvolke; ohne Wahl, langsam, in Folge der natürlichen Beschaffenheit des Raumes, den sie offen fanden, bildeten sie in vielen Geschlechtsaltern die eigenthümlichen Lebensverhältnisse aus, welche die kundbare Geschichte antrifft. Der weite Schoos des innern Asiens, ihre gemeinsame Wiege, bedingte am allerwenigsten die Richtung auf das Seefahrerleben; wären die ersten Auszüglinge Anwohner eines Meeres gewesen, so hätten sie entweder ein Land wie Germanien nicht zu ihrem Sitze gewählt, oder früher die gewohnte Weise

des ursprünglichen Daseins in der neuen Heimat hervortreten lassen. Von allen grossen Ländern unsers Erdtheils, welche eine natürliche Gliederung als Schauplatz eines Volksganzen bezeichnet, ist nämlich Deutschlands Lage am ungünstigsten für die Schöpfung einer gebieterischen Seemacht. Sein grösster Strom, die Donau, mündet fern unter fremden Völkern in ein dem Weltverkehr abgewandtes, leicht verschliessbares Becken; eine schroffe Gebirgsmauer, die ihre Flüsse der entgegengesetzten Richtung und dem engen südlichen Zwischenraum nur reissende, unschiffbare Bergwässer zusendet, scheidet Germanien von dem schmalen Busen, welcher den Zugang zum Meere der altgeschichtlichen Welt vermittelte. Wie anders würde unsers Vaterlands innere und äussere Geschichte sich gestaltet haben, ergösse sich ein mächtiger Strom aus der Mitte desselben, statt des Tagliamento etwa eine Dwina oder ein Rhone, in das Adriatische Meer? Die Ostsee, deren südlicher und westlicher Rand den deutschen Völkern gehört, dehnt sich, ohne zahlreiche und sichere Häfen, gefahrvoll der Schiffahrt, dem armen Norden zu erweitert aus und unterliegt der Absperrung; sie macht freie Bewegung von der Willkür eines fremden Volks abhängig, welches, als Bewohner einer Inselgruppe und durch die Natur selbst auf das nasse Element angewiesen, frühe die Herrschaft ihrer Enge sich anmaßen durfte. Wären teutonische Stämme nicht aus der cimbrischen Halbinsel wieder südlich gewandert, oder hätte, wie anderwärts im germanisirten Nordosten, deutscher Staatsverband wie deutsche Geistesbildung das spröde Dänenthum bezwungen, so gäbe es gleichfalls eine andere Geschichte der deutschen Seemacht. Die

Nordsee endlich, nicht bedeutunglos in grauer Vorzeit, jetzt wie zum Hohne selbst noch von den Briten das „Deutsche Meer" genannt, nimmt in den südlichen Theil ihres Beckens zwar Gewässer auf, die auf deutschem Boden entspringen und zu schiffbaren Strömen anwachsen; aber Völkerverhängniß und politische Unklugheit hat gerade die Mündungen der Gewalt entfremdeter und früh vermischter germanischer Stämme überlassen und die Natur ihre eigensinnige Gunst, die Häfen, gerade dorthin verlegt. Ferner schließt eine schmale Enge den westlichen Ausgang, welcher das Deutsche Meer zunächst mit dem Weltmeer vermittelt; die nördliche Erweiterung unsers Oceans führt auf langer, stürmischer Fahrt den Schiffer erst um die Shettlandsinseln und verkümmert den Vortheil unhemmbarer Verbindung durch Gefahr und Zeitverlust. So hat schon die Natur den Deutschen schwer gemacht, mit den andern Nationen Europas als Seefahrer zu wetteifern; noch mehr aber verhinderte der gedankenlose politische Genius unsers Volks einen dauernden Genuß des Vortheils seiner Wohnstätte zwischen dreien, wenn auch unbequemen Meeren.

Aber die Deutschen mußten auch ihre eigenen Lehrmeister werden. Die Kunst, Schiffe zu bauen und das Meer zu befahren, brachten die Phönizier von ihrer alten Heimat am Arabischen und Persischen Meerbusen, von Indien her; die Griechen lernten von den Phöniziern; die Punier boten den Römern das Vorbild. Sollten nun die Römer, die Herren Galliens, Britanniens, des rheinischen Germaniens nicht gleich dankenswerthen Dienst den Germanen erwiesen haben? Die prüfende Geschichte muß es verneinen. Die römische Bildung, welche so

unvermittelt den Germanen, wir möchten sagen, über den Kopf geworfen wurde, konnte den rohen Natursöhnen unzählig Vieles zur Nachahmung bieten; so wenig sie überhaupt annahmen, empfahl sich doch die römische Schiffahrtskunde ihnen am wenigsten. Griechen und Römer befuhren die Küsten des Aegeischen, Jonischen, Tyrrhenischen Meeres und durchschnitten die Breite des Mittelländischen Wasserbeckens auf dem Ruderschiffe, der kunstreichen Galeere, langgestreckten, flachen Baus, ohne nothwendigen Gebrauch des Segels, welches nur angewandt werden konnte, so oft der Wind mit der Richtung ihres Laufs übereinstimmte. Die verhältnißmäßige Stille jener Gewässer, ihre ständigen Streichwinde begünstigten eine Fahrt, welche die Vervielfachung der Ruderbänke und die Verfügung über ein zahlreiches Volk von Knechten als die möglich schnellste herausstellte. Aber Erfindungen, so maßgebend für die südlichen, umschlossenen Meere, reichten, übertragen auf die Nordsee, nicht aus, gegen deren krause, kurze Wellenbewegung, gegen den plötzlichen Wechsel der Winde, die gewaltigen Stöße der Stürme an den seichten, dünenbedeckten Ufern und auf den weitgestreckten Sandbänken. Dazu die Rauheit und der Witterungswechsel eines Himmels, welcher zum Schutz der Mannschaft bedeckte, nicht offene Fahrzeuge nöthig machte. So unüberwindliche Nachtheile erkannten die Welteroberer, als sie bei ihrem ersten Auftreten an den Küsten Niedergermaniens ihre herkömmliche Seefahrt versuchten. Deshalb vermochten die staunenswerthen Unternehmungen des Drusus, der Bau einer Flotte an den Mündungen des Rheins, nach altgewohntem Muster, seine Kanalverbindung des Stroms

mit der alten Issel, die fähigen Bataver und Friesen nicht zur Nachahmung zu reizen, als sie Zeugen des römischen Misgeschicks an ihren Dünen wurden. Sie mußten langsam ihre eigenen Wege verfolgen, und größere Fertigkeit in der Zimmermannskunst bei den Batavern, die Anwendung des geschmiedeten Ankers*) — die einzige Bezeichnung im Schiffswesen, welche, neu wie die Sache selbst, die Germanen in ihre Sprache aufnahmen — waren das Wenige, was unsere Vorfahren außer der Kenntniß vorhandener südlicher Gewässer mit reichen Küsten von den fremden Zwingherren entlehnten. Die kriegerische Erscheinung derselben mußte gleich fremd auf sie wirken, wie Hernando Cortez mit seinem Abenteurerhaufen auf die Bewohner von Tezcuco und Tenochtitlan oder Cook auf die Südseeinsulaner.

Der Bekanntschaft mit den Römern waren übrigens die ersten rohen Anfänge deutscher Schiffahrt doch schon vorangegangen. Die breiten, tiefen und langen Ströme, welche Gallien und Germanien vor den griechischen und römischen Ländern voraushaben, mußten früh die schlummernde Fähigkeit rüstiger Natursöhne erwecken; sicher früh ward von Nachen aus ausgehöhlten Baumstämmen das Bette der Ems, Weser, der Elbe, Oder und der Weichsel beschwommen; die Westgermanen kannten gewiß schon vollkommenere Fahrzeuge, dergleichen die Mosel und der Rhein in Julius Cäsar's Tagen trugen. Die gothischen Ostgermanen, deren Ströme, Weichsel und Pregel, jenes Mittelding zwischen offenem Meer und Landsee, das Haff bilden, haben auch wol zeitig ins unbegrenztere Wasser sich hinausgewagt, weil der Verkauf des Bernsteins als Brennstoff an die nächsten

Teutonen[3]) nicht ohne Schiffsverbindung denkbar ist und das Volk der Suionen, am offenern Ocean wohnend, früh als seemächtig erwähnt wird. Am weitesten mögen die Anwohner der Elbe zurückgeblieben sein: als Tiberius, August's Stiefsohn, im Jahr 5 n. Chr. Geb. mit seinen Legionen bis an die Mittelelbe drang, und Semnonen und Hermunduren mit Staunen römische Schiffe auf ihrem Strome erblickten, fuhr einer ihrer Volksältesten im ausgehöhlten Baumstamme, ihrer einzig gebräuchlichen Art von Fahrzeugen, in die Mitte des Flusses[4]), um die Wundererscheinung zu begrüßen. Funfzehn Jahre früher, als Drusus, der jüngere Stiefsohn August's, mit Vorschub der Bataver und Friesen am Niederrhein eine Flotte erbaut, ihr durch den Kanal den Weg zur Nordsee eröffnet hatte und von der Mündung der Ems her das streitbare Volk der Brukterer überfiel, waren diese Anwohner der mittlern Ems schon im Stande, mit Schiffen auf ihrem Strom[5]) den Eroberer anzugreifen (9 v. Chr.). Die Römer siegten, wie nicht anders zu erwarten; dennoch müssen die Nachen der Brukterer schon mehr als einen Mann gefaßt haben, also schon künstlicher als trogartig ausgehöhlte Baumstämme gewesen sein. Mächtigere Fortschritte der Erfindung macht das halbe Jahrhundert, welches dem ersten deutschen Schiffstreffen folgte, kenntlich. Die Bataver, Friesen und Kauken, von der Natur angewiesen, die Träger der deutschen Seemacht zu werden, bildeten ihre erste Geschicklichkeit mehr kühn als erfolgreich unter dauernden Kämpfen mit den Römern aus. Die armen Kauken, seewärts durch Tiberius heimgesucht, lernten von den Bedrängern den Vortheil und die Mög-

lichkeit der Vergeltung, welche das Meer ihnen bot. Die tausend Schiffe, kurz, mit engem Vorder- und Hintertheil, weitem Bauch, flachem Kiel, mit Steuerrudern an beiden Enden, zum Rudern und zum Segeln geeignet, welche Cäsar Germanicus auf der batavischen Insel zusammenbringen ließ[6]), verriethen bereits, daß die Römer die Tücken des Deutschen Meeres besser gewürdigt hatten (16 n. Chr.), aber die Erfolge ihrer Waffen auf dem Festlande wurden bei der Rückfahrt des Heeres auf dem Meere grausam vereitelt. Ein nordisches Unwetter zerstreute die platten Fahrzeuge, welche die furchtsamen Steuerleute vermittels ihrer starkbesetzten Ruderbänke nicht mehr behaupten konnten; der größere Theil der Flotte ging zu Grunde oder strandete an den unwirthlichen Dünen; der Verzweiflung nahe landete Cäsar an der Küste der Kauken, und angstvolle Gefährten schilderten noch spät in Gedichten die Schrecknisse des germanischen Oceans[7]). Die Kauken dagegen, gewitzigter, fürchteten ihren Ocean nicht; sie lernten den Weg zu den reichen Provinzen der Römer, und werden um die Mitte des Jahrhunderts als die ersten bezeichnet, welche als Seeräuber die gallischen Küsten heimsuchten. Ihre Fahrzeuge sind es, welche Plinius der Aeltere nach dem Augenschein schildert; zwar noch aus einem einzelnen Baumstamme gehöhlt, aber schon fähig, bis 30 Männer zu tragen[8]); ohne Zweifel schon mit Segeln versehen, welche, schief gestellt, den Wind überlisteten; mit scharfgespitztem hohen Vordertheil die Wellen durchschneidend, die mit der Kraft der Ruder viele Tage hindurch zu bewältigen unmöglich war. Der Kauken, der Vorfahren jener rüstigen Seeleute an der Jahde und

Weser, erster namhafter Admiral, Gannask, ein Kaninefate aus dem nördlichen Theile der Bat-uve, ängstigte durch Freibeuterei die gallischen Küsten so lange, bis (47 n. Chr.) Corbulo, der Statthalter von Niedergermanien, die Rheinflotte gegen die Verwegenen rüstete, seine Triremen zur Fahrt auf der Nordsee haltbar machte und die schwächern Schiffe der Kauken aus den Gewässern verscheuchte[9]). Zwanzig Jahre darauf zeigten Bataver und Friesen, bei denen von jetzt ab auf mehr als tausend Jahre und wiederum im 16. Jahrhundert bis zu jener Lossagung vom Reiche der Schwerpunkt der deutschen Seemacht zu suchen, was sie, weniger glücklich in der äußern Nachahmung römischer Schiffskunst, als dem Drange ihrer Natur gemäß, erlernt hatten. Die Bataver, nicht allein die tüchtigsten Reiter in dem kaiserlichen Heere, sondern auch das dauerbarste Ruderervolk auf der Flotte, erhoben sich mit ihren nächsten Nachbarn gegen den Druck des römischen Bündnisses; Claudius Civilis an ihrer Spitze eroberte die kaiserliche Schiffsmacht, entzündete ein gewaltiges Kriegsfeuer durch ganz Niedergermanien und das belgische Gallien und stellte am Ausflusse der Maas eine Flotte auf, um Volk und Zufuhr aus Gallien abzuhalten, nachdem schon früher seine Bundesgenossen, die Kaninefaten, das britannische Geschwader vernichtet hatten[10]). Die batavische Flotte bestand überwiegend aus Schiffen mit einer und zwei Reihen Ruderbänken, zahlreichen Kähnen, aber auch aus leichten Rennschiffen (Liburnen); buntgefärbte Segel, welche der römische Schriftsteller mit Kriegsmänteln (sagulis)[11]) vergleicht, wahrscheinlich die kleinen fockartigen Segel, die,

mit rothen und gelben Oelfarben stark getränkt, die Jachtenschiffer auf der Nord- und Ostsee mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit bis auf diesen Tag anwenden, gewährten dem zahlreichen Geschwader einen heitern Anblick. Weil aber das Treffen gegen Civilis' Galeeren nicht auf offener See, sondern an der Mündung der Ströme geliefert wurde, brachte es keine Entscheidung. Die Bataver benutzten gleichwol den Wind; draußen auf der breiten Fläche möchten die schweren Ruderschiffe einen harten Stand gegen die Wurfspießschleuderer gehabt haben, welche, auf behenden Kanots herbeigesegelt, von mehren Seiten die volkbesetzten Ruderbänke angreifen konnten.

Die häusliche Cultur der alten Welt ist uralt, und Jahrtausende mögen dahingeschwunden sein, ehe der Ackerbau mit der Zähmung der Hausthiere, das städtische Leben mit seinem Behagen und der polizeilichen Einrichtung, durch unzählige Veränderungen, Versuche und Rückschritte aus dem südlichen Asien in der Weise sich gestaltet hatten, wie wir dieselben bei den Griechen und Römern unserer Periode kennen lernen. Langsamer entwickelte sich die geistige Cultur, am langsamsten gewiß die Schiffahrtskunde und die Wehrkraft zur See. Wie viel sinnende und beobachtende Thätigkeit des Menschen mußte vorangehen, ehe die Phönizier, die Ausläufer einer indischen Urentwickelung, sich bis zu den Säulen des Hercules, ins Atlantische Meer, zu den „Inseln der Seligen", bis zu den Zinninseln hinauswagten und die Bernsteinküste auffanden! Und wie wenig eignete sich die Summe des so mühsam von südlichen Völkern Errungenen auf die gebieterischen Naturverhältnisse des

europäischen Nordens, der von Christi Geburt ab zum Träger einer neuen, weltherrschenden Bildung bestimmt war! Ist schon die häusliche und bürgerliche Cultur der germanischen Völker das langsame Werk von Jahrtausenden, so bedurfte es wahrlich eines nicht geringern Zeitverlaufs und nicht minder bewunderungswürdiger Anstrengung des Geistes, um die germanische Schiffahrtskunde auch nur zu dem Gipfel zu steigern, welche das 15. Jahrhundert uns offenbart. Das Höchste, was der menschliche Verstand schaffen konnte, ist nun gar ein englisches Kriegsschiff des 19. Jahrhunderts, das alle Meere der Welt befährt und in der Abwägung seines Baues, in der räumlichen Vertheilung, in der Berechnung des Systems von Segeln, in der Vorsorge für Unterhalt und Leibespflege bei allen Vorkommnissen des gebrechlichen Daseins, für Gesundheit und mögliches Behagen unter allen Himmelsstrichen, in der Beobachtung der Witterungskunde, in der Anwendung der See- und Landkarten, im Gebrauche der schwankenden Magnetnadel, des Chronometers, des Sternwinkelmessers, um in jedem Zeittheilchen auf der öden Fläche jedes Pünktlein des Raumes mit haarscharfer Sicherheit zu bestimmen, in seiner militairischen Polizei, in seiner Anstalt für Erbauung und Seelenheil, endlich in der Angriffs- und Vertheidigungsfähigkeit gegen jeden Feind, den Gesammtertrag alles Denkens, Wissens und Schaffens des menschlichen Geistes in sich vereint darstellt. Ein solches Wunderwerk ist eine kleine Welt für sich, in kühner Unabhängigkeit, der ungeheuern Natur gegenüber, von der großen Welt abgerissen; versänke diese bis auf die letzte Spur und bliebe nur ein so im Geistesleben reger Koloß auf der Wasser-

öde schwimmend, er gäbe das sieghafteste Zeugniß der göttlichen Beseeltheit unsers Geschlechts. An dieser Arbeit hatte das deutsche Volk den bedingendsten Antheil, und darum konnte sie nur im länger als anderhalbtausendjährigen Zeitverlaufe gefördert werden.

Das Wagniß mußte vorangehen. Eine ruhigere Zeit, so weit Nachrichten vorhanden, folgte dem batavischen Befreiungskampfe in Niedergermanien. Beim Schlusse des ersten christlichen Jahrhunderts erwähnt Tacitus nichts über Richtung unserer Völker auf die See; dunkel bleibt, was er von dem „Bilde der Göttin Isis nach Art einer Liburna" (eines leichten Schiffes) erwähnt [12]). Wichtigeres erzählt er von den germanischen Skandinaviern, sie Suionen (Schweden) nennend [13]): „sie seien auch mächtig durch ihre Flotte; die Gestalt ihrer Schiffe unterscheide sich durch das hohe Vorder- und Hintertheil, geeignet, immer der Flut zu widerstehen; sie bedienten sich weder der Segel, noch bewehrten sie die Seiten mit festen Reihen von Rudern; nach Nothdurft würde, wie auf Flüssen, hier und dort das Ruderwerk angewandt." An dieser mangelhaften Beschreibung ermessen wir, erstens, daß die Normannen, durch großartigere Meeresnatur gedrungen, schon früher als die Germanen am Festlande mit der Seefahrt sich vertraut machten, daß sie das Segel noch abwechselnd mit dem Ruder gebrauchten und daß in ihren Schiffen schon das Bild der spätern mit hohem Vorder- und Hintercastell steckte. Die südöstlichen germanischen Stämme, die gothischen, in deren Kriegszügen die Thätigkeit zur See weniger heraustreten konnte, hatten die Aufmerksamkeit der Römer überwiegend gefesselt, als um die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr.

die Sachsen und Franken als verwegene Räuber an den Küsten Belgiens und Galliens erschienen. Seien auch die Sachsen (nach J. Grimm) unter neuem Namen jene altbekannten Völker zwischen Ems, Weser und Elbe, oder als Fremde aus der cimbrischen Halbinsel südwestlich gewandert: sie müssen neben Friesen das südöstliche Gestade des Deutschen Meeres zeitig innegehabt und neben Batavern, Friesen und Kauken, falls sie letztere nicht selbst sind, die Förderung der germanischen Seemacht kühn übernommen haben. Sie bildeten die Kunst, „am Winde" zu segeln, aus, und ihre kleinen, scheinbar so gebrechlichen und doch so dauerhaften Fahrzeuge, auf einem Kiele von knorriger Eiche, schwanken Rippen, verbunden mit Weidengeflecht und zusammengehefteten Thierhäuten, bewegt durch Segel von Fellen [14]), das Ganze so leicht, daß es tief in die Flüsse eindringen und weit über Land geschleppt werden konnte, durften auch bei ungünstigem Winde die Anwohner der römischen Küsten in Schrecken setzen [15]). Von den 32 Strichen, mit welchen die Windrose mit uralten deutschen Namen die Winde bezeichnet, lernte der Sachse mit je einem nach 20 verschiedenen Richtungen segeln, und darum schirmte vor seinem räuberischen Besuche nicht der Wind, welcher vom Lande ab ins Meer blies. Ohne Magnetnadel, mit geringer Kenntniß der Gestirne, die der nebelvolle Himmel so oft verdeckte, ohne Seekarten, mit scharfem Auge den Vögelflug und Erscheinungen der Art beobachtend, fand der Waghals den Weg an die Küsten von Aremorica und Aquitanien bis zu den Orkaden hinauf. Ein noch wunderbareres Abenteuer, dessen Erinnerung eine Welt neuer Plane dem verwegenen, beutegierigen Geschlechte eröffnen

mußte, erfüllte die Römerwelt mit Staunen und Schrecken und haftete glanzvoll an dem unsichern Namen der Franken. Unter der grauenvollen Verwirrung des römischen Reichs, welche Aurelian's Herrschaft voranging, waren germanische Völker nicht allein tief in Gallien eingedrungen, sondern hatten Franken selbst in das Weltmeer sich gewagt, Hispanien heimgesucht, den Eingang in das Mittelmeer erkundet und Taragona geplündert [16]). Kaiser Probus hatte darauf Gallien von dieser Geisel befreit und Tausende aus den nächst dem Rheine gesessenen germanischen Stämmen in die fernsten römischen Provinzen bis nach dem Pontus hin verpflanzt. Aber Sehnsucht nach der nordischen Heimat und altgewohnten Freiheit ergriff die am andern Ende der Römerwelt Angesiedelten und trieb sie zum kaum glaublichen Wagstück, stimmten nicht alle Nachrichten überein. Sie, unter denen Franken besonders namhaft, bemächtigten sich so vieler Schiffe als sie vermochten, vertrauten sich dem unbekannten Meere, schreckten die Küsten von Asien und Griechenland, landeten in Afrika; abgewehrt durch die Besatzung von Karthago, schifften sie nach Sicilien hinüber, plünderten Syrakus, fanden den Ausgang bei Gades und erreichten glücklich, Hispanien, Lusitanien, Gallien umfahrend, die vaterländische Küste [17]). Welch eine Welt neuer Anschauungen und Gedanken, welcher Reiz zu andern, lohnenden Wagnissen müssen diese Helden, deren das deutsche Lied gewiß nicht vergaß, in die kahle Heimat zurückgebracht haben! Bot nicht allein solch ein Argonautenzug die Lockung, das karge Feld, die arme Hütte, den wüsten Forst mit der seligen Güterfülle des Südens zu vertauschen? Die Bestimmung eines ganzen Volkes, das

Schicksal kommender Zeitalter mit ihrer Bildung mag von Erlebnissen der Art, welche der erhitzten Einbildungskraft sich immer vergegenwärtigten, abhängig gedacht werden. Näher für unsern Zweck heben wir hervor, daß jene Abenteurer nothwendig doch mehr von der Schifffahrt verstehen mußten und weiter in der Länderkunde fortgeschritten waren, als die Führung eines Kanots, Korákles, erwarten ließ.

Wir übergehen die gleichzeitigen Unternehmungen der Gothen zur See, die Züge der fabelhaften Heruler, als außerhalb des Mittelgetriebes unsers Fortschritts, und wenden uns unsern schiffenden Völkern des germanischen Niederlandes zu. Schon erheischte die Vertheidigung der britischen und gallischen Küsten wegen der Sachsen beständige Maßregeln. Eine Strecke des Gestades von Britannien und Gallien, das sächsische genannt, weil es den Sachsen am offensten lag, erhielt einen besondern Oberbefehl. Carausius, ein Belge, Zögling der seekundigen Bataver, stellte sich mit einem römischen Geschwader in der Enge von Bononia (Boulogne) auf (287 n. Chr.) und jagte den fränkischen und sächsischen Raubschiffern ihre Beute wieder ab [18]); aber bei den Römern der Untreue und des geheimen Einverständnisses mit den Feinden verdächtigt, warf er sich in Britannien als Kaiser auf und verbündete sich mit Franken, Sachsen und Friesen. Solche Gemeinschaft förderte die Fähigen in den bereits gewonnenen Kenntnissen; sie bauten Schiffe nach römischer Kunst, lernten regelmäßigern Seekrieg [19]) und setzten sich auf batavischem Boden fest, bis Constantius Chlorus, glücklicher als der Cäsar Maximianus, Bononia wiedereroberte, eine neue Flotte baute, die germanischen Ansied-

ler aus Batavien verjagte und, in Britannien gelandet, auch den Carausius überwand. Fränkische Streitgenossen des ermordeten britannischen Cäsars unterlagen im Kampfe zu London, und so ward das römische Küstenland für einige Zeit vor deutscher Plünderung gesichert (298) [20]. Aber auch unter der neuen Begründung des Reichs durch Konstantin konnte der erwachte Drang der Sachsen, jenseit des Meeres eine schönere Heimat zu erringen, nicht in ihrem Blute erstickt werden. Sie näherten sich kecker ihrer großen Bestimmung. Valentinian sah die sächsischen Raubschiffe wieder an Galliens Küsten (363), und Theodosius der Aeltere, des Augustus Vater, mußte die Sachsen, deren Ziel unverrückt Albion blieb, von den Orkaden abwehren [21]). Wahrscheinlich hatten sie sich mit den Pikten, denen sie später so erfolgreich jenen Boden streitig machten, verbunden, und um Schottlands Gestade mögen jene Schiffstreffen geliefert sein, deren des Theodosius Lobredner erwähnt [22]) und welche den Ocean gegen die Sachsen sicherstellten [23]). Welche Furcht vor den Sachsen an den Gestaden der Garonne und der Charente geherrscht, welches Spiel sie mit den Schrecknissen des Meeres trieben, ihre Wildheit, lehrt die lebendige Schilderung des Zeitgenossen Sidonius Apollinaris [24]). Aber der aufmerksamen römischen Comites der Sachsenmark an Galliens und Britanniens Küste ungeachtet, erfüllte sich um die Mitte des 5. Jahrhunderts das große Geschick der Sachsen. Sei es gerufen als Helfer der wehrlosen Briten gegen die nördlichen Nachbarn, oder durch Fehde aus der Heimat vertrieben, landete das Brüderpaar, Hengist und Horsa, an Albions südöstlichstem Gestade und führten jene drei Ciulen, lange Schiffe mit geschwelltem Segel,

aus Altsaxonia die unermeßliche Zukunft der Seeherrscherin Britannia mit sich. Jene drei Kiele, gezimmert von sächsischer Eiche, gleich verhängnißvoll als die Schiffe von idäischer Fichte, welche Trojas Penaten mit Aeneas und Julus nach Latium trugen, jene Sprößlinge Wodan's mit ihrem seefahrtkundigen Gefolge, haben den Bildungsgang der spätern Welt bedingt. In Folge des sächsischen Abenteuerzuges gestaltet sich Hindostan, der Sitz der uraltesten Menschenbildung, in neuer Weise, geht das himmlische Reich im äußersten Osten einer Umwandlung seiner in Jahrtausenden erstarrten Cultur entgegen, empfing Amerika und Australien den Beruf, die germanische Sittigung des greisen Europas zu verjüngen. An günstigerer Meeresküste brachten unsere Altsachsen den Drang ihrer Natur zur vollsten Geltung, die ihnen die Heimat unerreichbar machte. Ohne den vorwaltenden sächsischen Bestandtheil hätte das englische Volk, der französisch-normännischen Beimischung ungeachtet, nimmer die Herrschaft der Meere errungen!

Jene drei Schicksalsschiffe waren aber nicht mehr gehöhlte Baumstämme oder Koräkles aus Weidengeflecht und Thierhäuten mit geringer Bemannung, sondern Kiele [25]), lange Kriegsschiffe, nach alten Angaben einzeln 150 Männer fassend; nicht durch Ruder bewegt, sondern durch geschwellte Segel (secundis velis), wol schon nicht mehr ein hohler Rumpf, sondern bedeckt, mit hohem Vorder- und Hintercastell, also Beweise mächtigen Fortschritts seit den Tagen des Gannask und Carausius. So entstanden die sächsischen Königreiche; Alfred der Große, sinnreicher Meister im Schiffsbau, erweckte wiederum in siegreichem Kampfe gegen die Dänen den erschlafften Muth des See-

fahrervolkes, und Edgar nannte sich „Oberster Lord und Gebieter des Oceans rund um Britannien". Aus Altsachsenland war aber mit Wodan's Sprößlingen auf Jahrhunderte die Lust zum Seeabenteuer ausgewandert [26]), bis unter anderer Weltlage die sächsische Hansa den Wetteifer mit den Stammgenossen klug und rührig wieder aufnahm und die gefürchteten Osterlinge selbst den blutigen Hader zwischen der rothen und weißen Rose zur Entscheidung brachten.

Zweites Capitel.

Seemacht der Merovinger und ersten Karlinger. — Die Friesen durch Pipin's Flotte unterworfen. — Karl der Große, Schöpfer einer Seemacht auf vier Meeren. — Das adriatische Reichsgeschwader. — Normannen. — Dänen. — Alfred, der Meister des Schiffbaus. — Friesen. — Sachsen und Dänen. — England durch die französischen Normands erobert. — 450—1066.

Die Völkerwanderung und die Gründung germanischer Reiche auf römischer Erde zerrissen das Band, welches die Cäsaren zwischen dem Norden und Süden mühevoll geknüpft hatten. Schnell erlosch die Ueberlieferung der römischen Cultur, nicht wieder aufgefrischt durch die Herrschaft des Stuhls von St.-Peter; beide Theile unsers Festlandes verfolgten ihren eigenen Weg und begegneten sich erst wieder nach 700 Jahren in den Kreuzzügen, um das Werk der Bildung durch Austausch als etwas Gemeinsames zu fördern. Eine Versumpfung, ein Stillstand aller menschlichen Kenntnisse trat ein; ein Rückschreiten zum längst Verworfenen, bis der prüfende

Geist, hin und her tappend, ein Neues ersann. Die Grenzen der Länderkunde schrumpften zusammen; Verlorenes mußte wieder entdeckt werden; Altes ward als Neues erfunden. Die germanischen Eroberer selbst entarteten auf glücklicherm Boden und verlernten frühere Fertigkeiten. Solche Verdunkelung erfuhr besonders das Seewesen, die Schiffahrt; bis auf Karl den Großen und Alfred den Angelsachsen dauert diese Selbstvergessenheit, und erst neue drohende Gefahren rütteln die Völker wieder auf.

Wir übergehen, als unserm Zwecke fremd, die Bildung der Seemacht bei germanischen Stämmen, welche in den südlichen Provinzen des römischen Reichs eine kurze Heimat erkämpft; Vandalen, West- und Ostgothen, streitbar auf dem Mittelmeere, nahmen die byzantinische Flotte zum Muster; die Galeere genügte ihren Unternehmungen, welche den raschen Untergang durch die Byzantiner und Araber nicht abwehrten. Bis Venedig von dunkeln Anfängen aus den Lagunen sich erhob, Genua und Pisa als Seestaaten erblühten, Neapel und Amalfi nordische Lebenskeime empfingen, Catalonien und Aragon im Kampfe gegen die Mauren schiffsmächtig erstarkten, hat der Süden Europas wenig zur Erweiterung des Marinewesens beigetragen.

Gallien, bald durch die Franken unter den Merovingern ganz überwältigt, einst so hochgebildet wie nur irgend ein Theil der Römerwelt, empfand die traurigste Umwandlung. Den rohen Germanen gelang, fast jede Spur der frühern Bildung, des verfeinerten Wohlstandes zu vernichten. Mit welchem Segen aller Gewerbe, des Verkehrs, der Kunst, mit welchem Luxus prangten in Auso-

nius' Tagen (380 n. Chr.) die Ufer der Mosel; welcher Höhestand der Stromschiffahrt, welche Heiterkeit des schiffenden Volkes! [27]) Man vergleiche, den Maßstab zu gewinnen, mit diesem Bilde die Züge des fränkischen Baronenlebens im festen Gehöfte bei Trier, wie Gregor von Tours bei Gelegenheit der Flucht jenes Bischofsneffen Attalus schildert! [28]) Die ersten fränkischen Könige, im getheilten Reiche nur zu Landkriegen aufgefodert, fanden keinen Anlaß, eine Flotte zu schaffen und den Seemannsmuth der Franken wieder zu ermuntern. Auch die Rheinschiffahrt, so wichtig für die spätere Anknüpfung eines überseeischen Handelsverkehrs, ruhete, bis die rauhen Alemannen, durch Chlodwig besiegt, friedlichern Neigungen sich ergaben, ihre Berge mit Reben bepflanzten, und gewann erst verheißlichen Aufschwung, als auch die trotzigen Friesen an der dreifachen Mündung des Stromes fränkischer Herrschaft und dem Christenthum sich beugten. Nur vom Theuderich und seinem Sohne Theudebert berichtet Gregor, etwas ungenau zum J. 514, daß sie eine Flotte rüsteten, um Chochilaich, den ersten Seekönig der Dänen, welcher Frankreichs Küsten heimzusuchen wagte, in die Maas einlief und die Gegend von Geldern plünderte, auch seewärts anzugreifen. Im Landtreffen erlag der Däne; sein Gefolge mit der Beute gerieth im Schiffstreffen in fränkische Gewalt [29]). So kündigten sich dem Westen die furchtbaren Nordmannen zuerst an, die wol schon gleichzeitig oder vorher die Küsten des Deutschen und des Baltischen Meeres mit Mord und Raub verheerten.

Welches Geschick inzwischen die Altsachsen, ihrer spätern Stammsage zufolge auf Schiffen in die neue Hei-

mat gelangt, bestanden, ehe sie, vom weiten Raum ihrer Thaten, der See, verdrängt, nach dem Binnenlande sich ausbreiteten und mit den Franken viele Geschlechtsalter hindurch um ihre Freiheit fochten, liegt im Dunkeln. Gleichzeitig im Gedränge vor Dänen und Slawen verschwinden sie gänzlich vom Meere. Glücklicher behaupteten sich die Friesen, auf denen die deutsche Wehrkraft zur See haftete; sie übertrugen, doch ohne merkliche Fortbildung, den Schiffskriegerberuf und den Handel über Meer auf zukünftige Jahrhunderte. Ihre Nachbarn, die Warner, in schwankenden Grenzen, romanhafter Geschichte gemäß vertraut mit dem Seewesen, erscheinen dagegen gedemüthigt und zwar durch die Angelsachsen, das Brudervolk, dessen zum ersten male auf deutschem Boden wieder Erwähnung geschieht. Prokop von Cäsarea, genauer unterrichtet in byzantinischen Geschichten als im entlegenen Norden, erzählt ungefähr aus der Mitte des 6. Jahrhunderts [30]): der Bruch des Verlöbnisses Radiger's, des Königs der Warner, mit seiner Braut, Schwester des Königs der Angeln in Britannien, habe unter der Leitung jener gekränkten Jungfrau eine anglische Flotte von 400 Fahrzeugen mit nicht weniger als 100,000 Streitern in die Mündung des Rheins geführt. Befremdend fügt der Byzantiner hinzu: „nur die Kriegsmänner, nicht Knechte, hätten das Ruder gehandhabt; jene Inselbewohner bedienten sich überhaupt nicht des Segels, sondern ruderten bei jeglichem Wetter.“ Aber auch im Landtreffen seien die Warner, denen wir doch, wohnten sie überhaupt an der Rheinmündung, Schiffsmacht zuschreiben möchten, unterlegen. Fränkische und angelsächsische Jahrbücher wissen weder von der Entartung der Warner als Inhaber

des Landerbes schiffsstreitkundiger Bataver und Friesen, noch von dem Zuge der angelsächsischen Heldin überhaupt.

Dagegen verstanden die Friesen, unverkürzt auf ihrem Gebiete, das bis Utrecht, später bis zur Schelde reichte und selbst das ferne, damals größere Fositesland (Helgoland) umfaßte, auch im Landkriege der Franken sich zu erwehren, die unter Pipin von Heristall, dem Hausmaier der erschlafften Merovinger, ihren Herzog Radbod anfielen (689 n. Chr.), den starrsinnigen Heiden zwar aus dem Felde schlugen (697 n. Chr.), aber nicht zum Christenthume zu zwingen vermochten [31]). Die Friesen vertrauten der See, der Schutzwehr ihres Landes, den undurchdringlichen Sümpfen; sie hinter denselben aufzusuchen, schuf Karl der Hammer im Jahr 734 die zweite Flotte, deren die fränkische Geschichte gedenkt. Hätte ein Tacitus jene Unternehmung beschrieben, so erführen wir ein glänzendes Seitenstück zur Seerüstung des Drusus und den Abenteuern seiner Legionen auf jenen unwirthlichen, stürmischen Küsten; so vernehmen wir nur aus dürftigen Chronikanten: daß die fränkische Flotte ohne Widerstand an den Dünen landete, Karl mit den Ausgeschifften am Flusse Borden lagerte, der den Ostergau vom Westergau scheidet, den Herzog Poppo und sein Volk erlegte und das freie Friesland zur Zeit unter seine Botmäßigkeit beugte [32]). Daß die Friesen ihren uralten Ruhm als Seeleute und streitbare Schiffsführer, wie als Schiffserbauer und Kauffahrer nicht einbüßten, Alfred ihrer mit Glück sich bediente, um die Dänen zu verscheuchen; daß der Fortschritt im Seehandel und in kriegerischer Meerfahrt bis ins 12. Jahrhundert allein mit den Friesen ging, wird der Verfolg der Darstellung kund thun.

Das Bedürfniß einer stehenden, gerüsteten Kriegsflotte macht sich gesitteten Staaten — von Raubstaaten, Barbaresken reden wir nicht — erst bemerkbar, sobald sie im Sinne gemeiner Wohlfahrt Küsten gegen seemächtige feindliche Nachbarn zu vertheidigen, überseeischen Handel zu geleiten und zu schirmen, ferne Colonien mit dem Mutterlande ungefährdet zu vermitteln oder, in Folge verwickelter politischer Verhältnisse, Anrechte, Eroberung, entlegene Provinzen gegen Angriffe zu sichern haben. Der rohe Zuschnitt des damaligen Staatslebens, die Einfachheit der Sitte, die Genügsamkeit des häuslichen Daseins, die unfreiwillige Selbstbeschränkung des nothwendig Zusammengehörigen, die Völkertrennung erfoderten im fränkischen Reiche, welches das eigentliche Deutschland umfaßte, noch keine geregelte Seemacht. Gleichmäßig ausgerüstete Fahrzeuge, offene Ruderschiffe, runde bauchige Barken mit kunstlosem Segel, dienten den verschiedensten Vorkommnissen; waren die Küsten räuberischen Anfällen ausgesetzt, so mühete die sorglose Feudalherrschaft sich nicht mit Abwehrmaßregeln aus *einem* Mittelpunkte. Seehandel und Verkehr erging sich in furchtsamer Küstenschiffahrt, da es bei der Gleichartigkeit der Gewerbsbildung und der Naturerzeugnisse an Gegenständen zur Einfuhr mangelte und für begehrte fremde Waaren ein selten unterbrochener Binnenhandelszug ausreichte. Deshalb so äußerst sparsame Kunde kaufmännischer Thätigkeit an dem Nordgestade des fränkischen Reiches; die Mündungen der Seine, Somme und Schelde, der spätere Hafen am Swyn, von Sluys, bieten noch am frühesten das Bild eines regern Verkehrs, doch schwerlich eines fernen, überseeischen. Wenn in einem Diplome Pipin's vom Jahr 753

der Zollfreiheit der Sachsen und Friesen für die Messe beim Kloster St.-Denis im Gau von Paris erwähnt wird [33]), so hat man wol nur an jene Reste sächsischer Ansiedelungen zwischen Orne und Dive, an den Pagus Otlingua Saxonica, die Saxones Boiocassini des Gregor von Tours, die Sesnes de Bayeux, zu denken, nicht an aus der Ferne heransegelnde Altsachsen und Ostfriesen. Kauffahrer auf der Niederseine, bei Rouen, von denen aus der Mitte des 9. Jahrhunderts Meldung geschieht [34]), mögen wol die erste Verbindung mit England vermittelt haben. Ein rüstigeres Leben gewahren wir in den einladenden Häfen und Buchten der fränkischen Bretagne, um St.-Malo, doch ging der Handelsgeist der Bretagner wol nicht weit über das Aquitanische Meer, den Busen von Biscaya hinaus. Im Mittelmeere herrschten die kühnen Araber, welche den Byzantinern die Beschiffung von Syrien und Aegypten bis nach Unteritalien gefährdeten und die Anwendung von Fahrzeugen mit großer Tragbarkeit und Bemannung in Schwung brachten. Der Drang, als Pilger das heilige Grab zu besuchen, regte sich bereits; aber wenige Wallfahrer mögen wie St.-Willibald, Bischof von Eichstädt, im Jahr 786 [35]) den Weg dorthin auf Schiffen zurückgelegt haben. Doch waren an der Küste von Languedoc bretagnische (angelsächsische?) Kauffahrer um das Jahr 800 nicht etwas Fremdes.

Einen großartigern Zuschnitt gewann das Frankenreich unter Karl, dessen schöpferischer Geist, nachdem er ganz Deutschland unterworfen, die erste wohlgeordnete Reichsseemacht hervorrief. An fünf Meere reichte die gewaltige Ausdehnung seines Staats, für dessen Wohlfahrt

und Sicherheit er mit gleicher Sorge zu wachen befähigt war. Die vielfach vermittelte Stellung eines Gebiets, welches vermittels der bundesgenossischen Slawen im Nordosten das Baltische Meer berührte, das deutsche Gestade von der Mündung der Elbe ab bis an die Enge bei Calais sich angeeignet, das atlantische bis Bayonne umfaßte, von der spanischen Mark bis über Mittelitalien hinaus sich erstreckte und am Adriatischen Busen, über den der Freistaat von St.-Markus die Herrlichkeit zeitig ansprach, seine südöstliche Grenzmark abgesteckt hatte, foderte unerläßlich die Aufstellung einer tüchtigen Wehrkraft zur See. So mangelhaft leider die Nachrichten, finden wir doch ein geregeltes Vertheidigungssystem der entlegensten Küstenländer mit einer Flottenausrüstung, welche für die abweichenden Naturverhältnisse sich eignete, die urkundlichen Beweise eines gesetzlichen Heerbanns zu Wasser. Zuerst im Norden seines Reichs gegen die gefährlichsten Räuber, die Dänen und Nordmannen, welche, aufgerüttelt durch einen Eroberer, der ihnen landwärts so nahe gerückt, jene furchtbare Energie auf die fränkischen Gestade zu richten begannen, die bis dahin überwiegend die baltischen Küsten und die britischen Inseln, besonders Irland, empfunden hatten. Der Mönch von St.-Gallen erzählt, wie Karl schon früher, um die Zeit der Bezwingung der Avaren, die bösen Absichten der Nordmänner geahnet [36]). Als er in einer Seestadt des ehemaligen Gothiens, vielleicht Narbonne, beim Imbiß saß, näherten sich Schiffe dem Hafen, welche Einige für jüdische (?), Andere für maurische oder bretagnische Kauffahrer hielten. Doch Karl's scharfes Auge erkannte sie am Bau und schneller Bewegung und rief: das sind keine

Kaufleute, sondern Seeräuber! und nun eilte sein Gefolge wetteifernd zum Hafen. Aber Jene erfuhren kaum die Nähe Karl's „des Hammers“, als sie den Blicken der Franken entschwanden. Karl, trüb die Zukunft ermessend, trat vom Tische an das östliche Fenster, vergoß helle Thränen und, als Niemand ihn um den Grund zu fragen wagte, hob er selbst an: „Nicht aus Furcht, daß mir Jene mit ihrer Spielerei schaden könnten, habe ich geweint! mich betrübt es, daß sie sich bei meinem Leben an dieses Ufer gewagt, und mit Schmerzen sehe ich das Unheil voraus, welches sie meinen Nachfolgern und ihren Unterthanen bringen werden!“ Vom Frühlinge des Jahres 800 an ließ der bange Seher der Zukunft an allen Flüssen, welche aus Frankreich und Deutschland in die Nordsee münden, Schiffe bauen, wahrscheinlich offene Galeeren, da sie den Feind mehr zu erwarten, als auf hohem Meere aufzusuchen hatten; an allen Häfen und Flußmündungen, welche den Seeräubern ausgesetzt sein konnten, wurden Wachen angeordnet, um die Landung derselben zu verhindern [37]). So umsichtige Fürsorge blieb nicht ohne Frucht; während seiner Regierung ward dem Reiche von den Nordmannen nur unbeträchtlicher Schade zugefügt. Am verletzlichsten war das Gebiet seiner slawischen Zins- und Bundesgenossenländer, deren rührigen Handelsgeist und Seefahrergeschick, um diese Zeit weiter ausgebildet, wir noch als wesentliche Grundlage der spätern Seemacht der wendischen Hansestädte ins Auge fassen werden. Gotrik (Godofrid), ein dänischer Heerkönig, überfiel im Jahr 808 die Abodriten (im heutigen Mecklenburg), legte dem Volke Steuern auf, trieb selbst bei den Friesen den „Clipschild“ — einen Geldzins, so genannt vom

hellen Klange der Silberlinge, welche zur Probe in den hohlen Schild geworfen werden mußten [38]) — ein, und prahlte, selbst den Kaiser in seiner Hofburg zu Aachen aufzusuchen. Im Landkriege ohne Mühe überwunden, aber nicht auf seinem Elemente, der Ostsee, wohin die fränkische Flotte keinen Weg kannte, zerstörte der Däne den merkwürdigen Handelsplatz der Abodriten Reric, verheerte Friesland mit 200 Schiffen (810); Karl, seiner Flottenrüstung nicht trauend, brach zu Lande gegen den Uebermüthigen auf und stand mit seinem Heere den Dänen an der Mündung der Aller in die Weser gegenüber, als die Kunde einlief, Gotrik sei von seiner Leibwache erschlagen worden [39]). So ging der Sturm an Karl's Lebensabende noch vorüber; er selbst hatte noch im Jahr 810 die Flotte, welche er im Jahre vorher zu erbauen befohlen, bei Boulogne gemustert, den dortigen Leuchtthurm, ein altes Römerwerk (la tour d'Ordre), wiederhergestellt, mit Leuchtfeuer versehen und im Spätherbst das Geschwader besichtigt, welches unweit Gent in der Scheldemündung oder bei Sluys in der Bucht des Swyn, der später weltberühmten Schiffsstation, auf sein Geheiß entstanden war [40]). Ein Capitular vom Jahr 802 hatte bereits die Rüstung von Schiffen an den Küsten angeordnet und den freien Bewohnern des Strandes bei Geldstrafe zur Pflicht gemacht, auf das erste Geschrei von Feindesnähe gewaffnet herbeizueilen [41]). Ein erneutes Heerbanngesetz vom Jahr 812 bestimmte, daß bei Aussendung der Flotte die Barone selbst auf den Schiffen sich einfänden [42]).

Gleiche Aufmerksamkeit erheischte das Mittelmeer wegen der Mauren, welche die Küsten von Languedoc, Provence,

Italiens bis unterhalb Roms bedrohten. Schon im Jahr 807 muß in den Häfen der Provence eine kaiserliche Flotte gestanden haben, welche Burkhard, Connetable (Comes stabuli), befehligte. Noch kannten die seekriegenden Völker nicht die Würde des Almirante, Amirante, Amiral, Admirald, deren Namen sie von Emir, der arabischen Bezeichnung jedes Kriegsbefehlshabers, entlehnten. Die Sicilier unter König Roger, die Castilier unter Alfons IX. und die Genueser im 13. Jahrhundert haben zuerst diesen Titel für den obersten Flottenführer angewandt [43]), und darauf später alle Seemächte jenen nachgeahmt, bis, merkwürdig genug, auf den Padischah der Osmanen, welcher gegen seinen Kapudan-Pascha den arabischen Prunknamen verschmähte. Ebenso auffallend hieß der Kronbeamte, welcher den Kanal zwischen England und Irland schirmte, seit Edgar's Tagen (959) in Urkunden Archipirata, eine Würde, welche die kleinen dänischen Könige auf der Insel Man für ein Jahresgehalt noch im 13. Jahrhundert bekleideten [44]). Unser Connetable schiffte im Jahr 807 nach Corsica, welches die spanischen Mauren nach einem vereitelten Anfall heimgesucht, brachte ihnen einen Verlust von 13 Schiffen bei und jagte die bösen Gäste in die Flucht [45]). Dem Namen gemäß war dieser erste französische Admiral so gewiß ein Ostfranke, ein Deutscher, als Ludwig's XIV. berühmter Seeheld Jan Bart. Als im Jahr 813 die Mauren, mit Beute beladen, aus Corsica nach Spanien zurückkehren wollten, legte ihnen Irmingard, fränkischer Graf von Ampurias, bei Majorca einen Hinterhalt und befreite auf acht eroberten Schiffen mehr als 500 gefangene Corsen [46]). Dafür rächten sich die Christenfeinde, indem sie Civita-

vecchia in Tuscien und Nizza verheerten; die einzige namhafte Einbuße in jenen Gegenden[47]).

Am Adriatischen Busen war in der Bucht unterhalb Treviso die Station der fränkischen Reichsflotte, welche wegen der Nähe der Byzantiner, Herren von Dalmatien, und der keck aufstrebenden Republik Venedig harter Kämpfe gewärtig sein mußte. Die Flotte des Königreichs Italien hatte ihren Stand bei Ravenna, beide wahrscheinlich nur aus Galeeren bestehend. Des Kaisers ältester Sohn, König Pipin, bemüht, die fränkische Herrschaft auch über die Seestädte und die Küste Dalmatiens auszudehnen, focht im Jahr 809 nicht ohne Glück gegen Paulus, den Admiral der byzantinischen Flotte, jagte ihn nach den Inseln, aus denen Venedig erwuchs, und hatte im Jahr 810 im Angriff zu Lande und zu Wasser die über die Lagunen zerstreuten Ansiedelungen bereits erobert, als auf den Untiefen des Rialto und an dem Verzweiflungsmuthe des venetianischen Volks seine Plane scheiterten. Die drohende Nachbarschaft der Franken hatte gleich darauf die Folge, daß der neue Doge, Agnello Badoer (Participatio), den Sitz des jungen Staats nach dem Rialto verlegte, der tausend Jahre die Signoria bis zum Donnerworte des zweiten Frankenkaisers vor jedem Feinde beschirmt hat.

Aber Karl's Reich und die von ihm geschaffene großartige Seemacht, welche, ähnlich der Festlandssperre seines Nachfolgers nach 1000 Jahren, die weiten Gestade fast in dem Umfange des Napoleonischen Gebiets, gegen Dänen und Mauren, die furchtbarsten Seekrieger der Zeit, sicherstellte, zerfiel jammervoll unter seinen Söhnen. Die wunderbare Fügung, daß ein Irmingard, der

Namenbildung gemäß ein Edler aus Westfalen, dem Sitze des Irmindienstes, fränkisch-kaiserlicher Seepräfect zu Ampurias in Catalonien war und gegen Barbaresken stritt, konnte sich gleichfalls erst nach Ablauf von 1000 Jahren wiederholen.

Es waren die Nordmannen, die Dänen, durch Tacitus schon unter dem Namen der seemächtigen Suionen mit begriffen, welche das Gedeihen des fränkischen Reichs, den Wohlstand der Küstenprovinzen, den keimenden Handel, die friedliche Entwickelung des angelsächsischen Königthums auf nahe drei Jahrhunderte vernichteten oder unterbrachen. Um unsern Gegenstand nicht aus dem Auge zu verlieren, beschränken wir uns auf eine kurze Charakteristik der nordmännischen Seekriegernatur, die schon so viele Federn mit Vorliebe beschäftigt hat[46]), und heben nur besonders den Einfluß hervor, den die Bewohner Nordlands auf Marinewesen und Handel unserer Völker ausübten. Dänen, Norweger und Schweden, im Rücken kundbarer Geschichte als meervertrautes Volk herangebildet, vertraten ein halbes Jahrtausend später die Rolle, in welcher die Sachsen dem römischen Reiche zum Schrecken geworden, nur mit dem Unterschiede, daß günstigere Lage am offenen Ocean, zweckmäßigere Schiffsrüstung zur Raubfahrt, eine vielgespaltene Adelsherrschaft, Unfruchtbarkeit des heimischen Bodens, gesteigerte Wildheit der Sitten die Nordmannen zur furchtbarern, allgemeinern Geißel christlicher Länder machten. Der Schimmer wilder Romantik umkleidet ihre abenteuerlichen Thaten, gewährt ihnen das Gepräge des Unheimlichen, Ungeheuern; wie viel davon der Wahrheit und wie viel der düsterglühenden Einbildungskraft der

Sagadichter angehört, können wir hier nicht ermitteln. Raub, Mord und Zerstörung folgten den Zügen der See- und Schiffskönige, der Wikinger; nirgend knüpften sie die wohlthätigen Bande des Handels an. Unruhiger Drang und Zufall führte die Beutespähenden, Verstoßenen an die Küsten der Neuen Welt; aber was sie entdeckten, ging mit ihren Ansiedelungen der Kunde der Menschen, der Wissenschaft spurlos wieder verloren; zum Zeugniß, daß nicht der Geist, nur die stürmische Leidenschaft, der Zufall ihre Unternehmungen leitete. Ihre Geschicklichkeit in der Seefahrt brachte die Nautik nicht weiter; denn wir glauben nicht an das Alterthum der Abbildung des Kompasses auf jenen zwei steinernen Wachtthürmen am Helgesunde, die St.-Olav im ersten Viertel des 11. Jahrhunderts erbaut haben soll[19]). Ihre Seemannstugend war der waghalsige Trotz gegen die Natur, die sie nicht zu überlisten verstanden. Ihre Fahrzeuge bauten sie größer und stärker, bedeckt, mit hohen Castellen, mit Waffen gut versehen; der Schiffbauer, der Schiffschmied, stand in hohen Ehren; bunte Segel, Vergoldung, Malerei und Schnitzkunst schmückten die stattlichen Borde, den Stern und die hohe Spitze, sollen wir dichterischer Schilderung glauben. Sie führten den Namen nach wilden fabelhaften Thieren, Schlangen, Drachen, deren Bilder in jenen krausen, seltsam verschnörkelten Umrissen Vorder- und Hintertheil zeigten. Aber dennoch fehlte ihnen allgemeiner Gebrauch der geistigsten Geschicklichkeit, das Leben des Schiffs. Nicht alle und nicht zu allen Zeiten verstanden sie beim Winde zu segeln, nur vor dem Winde zu gehen. Als Ohther, der fähige und wißbegierige Nordmann, welcher dem Kö-

nige Alfred den Stoff zur schätzbaren Kenntniß des europäischen Nordens gewährte, auf Biarmien (Permien) seinen Lauf richtete, „so weit in den Norden, als noch kein nordmännischer Wallfischfänger beim Ablauf des 9. Jahrhunderts gekommen", mußte er, der Küstenwendung gemäß, bald auf Westwind, bald auf vollen Nordwind tagelang harren[50]). Vielfach ist in den Sagas von Zauberschiffen die Rede, die, beladen, nur aufgezogener Segel bedurften, um fortzusegeln, ohne daß der Schiffer um den Strich des Windes sich zu kümmern brauchte. Das geschickte Segelstellen muß demnach ein Geheimniß gewesen sein, welches jedoch Abenteurer, die in die westlichen und ins Mittelmeer fuhren, gewiß gelöst hatten, sollen wir nicht annehmen, daß sie rudernd oder allein mit dem Winde vom Rücken her so weite Strecken zurücklegten. Auch waren die Schiffe der Nordmannen nicht von einerlei Größe und Bauart; die große Anzahl derselben, welche bei einzelnen Unternehmungen genannt wird, z. B. bei der fabelhaften Bravallaschlacht mehre Tausende, ihr Einlaufen nicht allein in die Mündung großer Ströme, sondern tief das seichtere Bette hinauf, selbst in Flüsse, die heutzutage kaum schiffbar sind, endlich der verbürgte Umstand, daß die Räuber, wenn sie zu weit sich ins Innere gewagt hatten und ihnen die Rückkehr versperrt war, oder ein anderer tieferer Strom lohnendere Beute verhieß, ihre Fahrzeuge viele Meilen über Land und unwegsame Gegenden schleppten, lehren augenscheinlich, daß die Verwegenen nach Plan und örtlichen Verhältnissen sehr winzige, leichte Schifflein, Holke, die altbekannten Koräkles, Kanots gebrauchten[51]). Die Gefäße, welche die französischen Normands, die

freilich vier bis fünf Geschlechtsalter hindurch die Fertigkeiten des Stammlandes vergessen hatten, zur Eroberung des angelsächsischen Reichs hinübertrugen, werden wir nach den bekannten Teppichen von Bayeux schildern.

Frage: Was haben nun diese Söhne des Nordens, von deren Heldenthaten zur See der Mund der Saga so voll ist, als die Chronik unserer Völker von den Schrecknissen, die sie Jahrhunderte hindurch über die Christenheit verbreiteten, für die Ausbildung der europäischen, der deutschen Schiffahrtskunde, des Seewesens, für den Handel, für die Länderkunde geleistet? Von den Reichen, die sie auswärts gegründet, ist der Seefahrerberuf längst gewichen; andere germanische Stämme haben das Segelschiff zum Meisterstück vervollkommnet; der Bau der dänischen, norwegischen, schwedischen Flotten und ihre Rüstung verräth auch den Benennungen nach fremde Muster; Compaß und Sternwinkelmesser ersannen andere Völker; die Wege des Seeverkehrs, die klugen, weltveredelnden Bahnen des Handels, fanden friedlich und wehrhaft überlegene Nachbarn und schafften das barbarische Strandrecht ab. Island versank fast wieder in Nebel, Biarmien sowie die Fahrt um das Nordcap mußten spät die Briten wieder aufsuchen; Grönland, Helleland, Winland (Neufundland) verschwanden dem Bewußtsein der Enkel ihrer Entdecker und ersparten einem Martin Behaim, einem Christoph Colombo keine Geistesmühen. Grönland selbst mit seiner christlichen Ansiedelung, mit seinem Bisthume ward vom Oberhirten von Drontheim selbst, zur Zeit als westeuropäische Seefahrer an der Erdveste auf der andern

Halbscheid unsers Planeten nicht mehr zweifelten, schmählich vergessen. Welches Verdienst bleibt nun übrig? Noch großes. Als die germanischen Seefahrervölker, Altsachsen und Angelsachen, bis auf die rührigen Friesen, erschlafften, in der Arbeit bürgerlicher Ausbildung oder in innern Zerwürfnissen den frühern stolzen Beruf aus dem Auge verloren, war es das Schrecken vor den nordischen Unholden, das sie allmälig wieder aufstachelte, die alten Künste ergreifen hieß. Die Normänner brachten ihren Ueberwundenen neuen Anstoß, flößten ihnen den Muth zum Abenteuer wieder in die Seele, sie schlossen dem gesteigerten Bedürfnisse des Südens ihren Norden mit seinen begehrten Gütern und Erzeugnissen auf und förderten wider Willen die Gewöhnung des Handels. Darum sind die Skandinavier dem großen Bildungsprocesse Europas nicht entbehrlich gewesen; sie füllten ihre Stelle in der Entwickelungsgeschichte unserer Cultur mit — wir möchten sagen — schauerlicher Würde aus. Dreien Völkern dankt die Geschichte ihren Antheil an dem gemeinsamen Werke: die sassischen (altsächsischen) Anwohner des Deutschen und des Baltischen Meeres, die niederdeutschen bis nach Dünkirchen hin einbegriffen, erdachten neue Wege des Handels, knüpften das Band der Länder von Narwa und Nowgorod bis nach Spanien, und ihrem friedlichen Verkehr ging gebieterische Wehrkraft zur Seite; die Anwohner des Gestades am Westatlantischen Meere, Spanier und Portugiesen, spähten, kundig der Sternwinkelmessung und der Magnetnadel, nach der Ostküste von Indien, Katai (China) und Zipangu (Japan) und fanden — Amerika und das Vorgebirge der Hoffnung; Albions Volk endlich

bemächtigte sich, als Erbe des von Osterlingen und Batavern, Spaniern und Portugiesen, Errungenen, des Welthandels, der Seeherrschaft und des hohen Berufs, unsern Erdball wie das eigene Haus kennen zu lernen.

Aber die Stammvorfahren der stolzen Engländer bedurften in äußerer Noth vor 900 Jahren der deutschen Brüder, deren geistiger Blödigkeit sie kurz vorher das Christenthum und die Keime wissenschaftlicher Bildung gebracht. Gegen das Ende des 8. Jahrhunderts trugen die Normänner (Dänen und Norweger), bereits Bedränger der Altsachsen, aber noch scheu vor den Küsten Karl's des Franken, das Schrecken ihres Namens nach dem südöstlichen England, nach Schottland, den Orkneys, den westlichen Inseln, sogar nach Irland; König Egbert erwehrte sich noch glücklich der Räuber, die darauf das getheilte Frankreich ins Auge faßten und Karl's bange Weissagung grauenvoll erfüllten. Vom Unheil noch verschonter, hatten die Angelsachsen, eingewiegt in die Künste des Friedens, Streitbarkeit zur See zu üben versäumt; als Alfred im Jahr 871 die Herrschaft über das angelsächsische Volk überkam, war dasselbe ohnmächtig und wehrlos der Mishandlung der nordischen Gäste preisgegeben und besaß weder Schiffe noch Seeleute. Des jungen Königs kluger Geist ermaß, daß ein Landheer gegen solche Gegner, die mit ihrer Beute schnell zur See flohen, wenn sie auf dem Festlande bedrängt wurden, unnütz sei. Er blickte sich nach Helfern, Fahrzeuge zu bauen und zu bemannen, bei den Fremden um, und fand Rettung bei den Friesen. Die Bewohner jenes reizlosen, armen, von der Flut gefährde-

ten Winkels von Germanien, als Volk seit tausend Jahren so stillsitzend, ihrer Heimat so treu anhängig, während fast alle andern deutschen Stämme wanderlustig über die römische Welt sich zerstreuten, waren einzeln in der unsichersten Zeit die rührigsten Kaufleute, die Sidonier des Nordens, und stellten überall sich ein, wo Austausch und Verkehr kümmerlich aufzublicken wagte. Wir sehen sie in Pipin's Tagen auf den Messen im Gau von Paris, in Rouen; keck liefen sie auf wohlgefügten Fahrzeugen in den Humber ein; St. Liutger traf Landsmänner, friesische Kaufleute, zu York, Northumberlands Hauptstadt, als er dort den Unterricht des berühmten Meisters Alcuin suchte (um 770). Der Mord, welchen ein zorniger friesischer Gast an dem Sohne eines Grafen beging, scheuchte die Fremdlinge eine Zeit lang von jenem Boden[52]); sie kehrten aber bald wieder, auch kirchlich mit ihren Bekehrern, den Angelsachsen, vertraut. Von jeher ist das beklagenswerthe Schicksal der Deutschen ihre gedankenlose Neigung gewesen, fremdem Bedürfnisse treu mit Aufopferung zu dienen, den Fremden Vortheile zu erringen, die ihnen kaum dankten, während das eigene Vaterland in offenkundiger Noth ihrer Hingebung entbehren mußte. Solche Selbstentäußerung hat das deutsche Seewesen zumal bis auf die neueste Zeit erfahren; fremde Mächte sind auf Kosten der Deutschen groß und berühmt geworden, weil das zerrissene Vaterland thatkräftigen, fähigen Seelen nicht Impulse, nicht Beschäftigung gewährte. So unterlag damals, als König Alfred der friesischen Geschicklichkeit und seemännischen Tapferkeit kargen Lohn bot, das heimische Gestade von der Elbe bis nach Flan-

dern hin der Ueberwältigung durch dänische Seekönige, abenteuernde Wikinger, die auf jenem Boden selbst sich ansiedelten, und dennoch vernehmen wir nichts von gemeinsamer Anstrengung zum Schutze der eigenen Heimat.

Alfred's zeitgenossischer Lebensbeschreiber, Asser Menevensis, und die Annalen desselben berichten, daß der König im Jahr 872, als eben sein Gast Hrolf (Rollo) zu folgenreicher Unternehmung sich auf Frankreich wandte, durch Friesen Schiffe erbauen ließ, sie mit Friesen, selbst mit Dänen bemannte, und mit Hülfe dieser Flotte den ersten englischen Sieg bei Suanewick auf der Küste von Dorsetshire erfocht[53]). Die edle, kluge Beharrlichkeit Alfred's bezwang die Ungunst der Gestirne, schöpferischen Geistes ersann er (897) eine neue Bauart der Schiffe, geeigneter zur Abwehr als zum Angriff, nach verschollenen Mustern. „Er befahl, lange Schiffe zu bauen, welche doppelt so lang waren als die gewöhnlichen. Einige hatten 60 Ruderer, andere noch mehr. Sie waren sowol schneller als weniger dem Schwanken ausgesetzt, gleichwol höher denn die sonstigen. Sie waren weder nach Art der friesischen, noch der dänischen, sondern, wie er glaubte, daß sie am meisten nützlich sein würden[54]).“ Neun dieser Fahrzeuge, mit Friesen und Engländern bemannt, wagten sich an die Dänen, welche unter dem furchtbaren Hastings die Insel Wight und Devonshire verheerten: das Treffen blieb unentschieden; Lucumon, des Königs Gerefa (Admiral), fiel, desgleichen drei edle Friesen, Wulfhard, Ebbo und Aetheler[55]); aber Hastings gab seine Angriffe auf das

erstarkte England auf. Die genauen Angaben der angelsächsischen Chronik lassen keinen Zweifel, daß Alfred, belesen in römischen Geschichten, zu seinem Zwecke, in stärker besetzten Fahrzeugen die Feinde von der Küste abzuwehren, vertheidigungsweise zu verfahren, die mittelländische Galeere wieder anwandte, welche bei ihrer Unbrauchbarkeit aus unsern Gewässern seit langer Zeit verschwunden war. Durch die Galeere rettete sich damals England; sie kam wieder in Aufnahme als Kriegsschiff, wenngleich zur Kauffahrt das Segelschiff unzweifelhafte Vorzüge besaß. Edgar (von 959 an), der Lord und Gebieter des Oceans rund um Britannien, ward gefeiert wegen seiner Seemacht, welche in Galeeren ihre Stärke hatte; Ethelred legte seinen Unterthanen, die 310 Morgen Land besaßen, als Steuer die Erbauung eines Schiffes auf, was ihre Kleinheit bezeichnet. Unter Knud dem Großen und den dänischen Königen ist Englands Flottenwesen sicher nicht zurückgegangen; Hordaknud empfing vom Earl Godwin eine Prachtgaleere, reich vergoldet, von 60 Mann gerudert, zum Geschenk; hätte König Harald der Sachse vor der verhängnißvollen Schlacht bei Hastings (1066) Gelegenheit gehabt, mit seiner Flotte gegen Wilhelm den Eroberer zu kämpfen, so mußte der Angreifer mit seinen schwachen Schifflein unterliegen, so groß ihre Zahl.

Während das angelsächsische Reich seine Unabhängigkeit noch über 200 Jahre nach der ersten Heimsuchung gegen die Normänner behauptete, was wir mit Recht der Energie Alfred's und seiner neuen Schöpfung mit Hülfe der Friesen zuschreiben, beugte sich die Herrschaft der westfränkischen Nachfolger Karl's des Großen schon

zwei Menschenalter nach dem ersten Schrecken schmachvoll den Abenteurern aus Norwegen, und mußte, blutig aus unzähligen Wunden, dem neuen Christen Hrolf im Jahr 912 durch Abtretung der ganzen Küste von der Andeille und Eure bis ans Meer einen ungedeihlichen Frieden abkaufen. Von der Abwehr des Feindes vermittels einer Flotte, wie sie einst der große Ahnherr hervorgezaubert, war nicht die Rede; Schanzen, Festungen, Brücken, sperrende Wehre über die Ströme und Flüsse, Landheere der fränkischen Barone hatten, bis auf vorübergehende Erfolge unter Herzog Otto, nichts gegen die Räuber auf ihren zahllosen, tragbaren Holken, gegen ihre Zuflucht auf Inseln, hinter Morästen vermocht. Entbehrte nun leider Deutschland unter seinen kräftigern Karlingern gleichfalls einer Flotte, während Friesen mit Kaufabenteuer, Freibeuterei und in frembem Dienste, unbekümmert um die Heimat, sich mühten und die Altsachsen, vom Meere durch die Dänen verdrängt, ermattet durch die Freiheitskriege gegen die Franken, Jahrhunderte brauchten, um wieder seemuthig zu werden, so endete hier der Kampf gegen die Dänen, blutiger deutscher Niederlagen ungeachtet, dennoch ganz anders als in Frankreich und in England. Auch ohne Seemacht wurde das Reich mit den Dänen fertig, so weit nämlich dasselbe nur mit den Königen auf Jütland, nicht mit denen vom Ostreiche, den Inseln, vom Stuhl von Ledra, zu thun hatte.

Jenes Gotrik's Söhne, die Karl der Kaiser an der Weser bestehen wollte, lockten die Heere der Sachsen unter Graf Balderich im Jahr 815 bis um Snoghoi, nahe der fünischen Stadt Middelfart und der jütischen Kol-

ding, in uns jetzt wohlbekannte Gegend. Als die Feinde mit großer Schiffsmacht im engen Belt sich zeigten, mußten die Sachsen heim, unverrichteter Dinge, Geiseln allein mit sich schleppend[56]) und geringe Beute von dem armen Haideboden. Harald, der landflüchtige Sohn Gotrik's, konnte sich nur auf Schiffen der Abodriten den Weg in die Heimat eröffnen, empfing im Jahr 826 zu Mainz die Taufe und ward rheinabwärts durch den eifrigen Glaubensboten Anskar von Korvei zur Gründung der christlichen Kirche in sein Reich geleitet. Nicht mit 100 Schiffen, wie Ermold Nigel im Gefängnisse zu Strasburg dichtet[57]), hatte König Harald das kaiserliche Hoflager am Mittelrhein aufgesucht: mit wenigen, welche die Fahrt auf unserm Strome verhängnißvoll genug kennen lernten, langte der Däne bei Mainz mit Weib und Gefolge an und kehrte auf dem stattlichen Fahrzeuge, welches der Erzbischof von Köln dem nordischen Apostel verehrt, desselben Weges zurück. Diese Schiffsreise bleibt in zweierlei Beziehung merkwürdig. Einmal ersehen wir, daß der Rhein von Mainz ab Fahrzeuge trug, welche, für die weite Nordsee geeignet, wahrscheinlich an Wyck te Duurstede (Dorstadt) vorüber westlich durch den Leck und die Maas ins hohe Meer, also um Friesland herumfuhren, und zweitens, daß diese großartigen Stromschiffe Bequemlichkeit boten, welche sogar die Dänenkönige auf ihren durch den Dichtermund so prachtvoll geschilderten Drakars gänzlich entbehrten. Denn als Harald den geistlichen Begleiter so behaglich auf seinem Fahrzeuge eingerichtet erblickte, das mit zwei Kajüten ausgestattet war, verließ er sein königliches Schiff und quartirte sich in das Frankenschiff hinüber, das eine Ge-

mach einnehmend, indem er das andere den Clerikern ließ[58]). Rheinschiffe von so kunstvoller Bauart trugen bald die Erzeugnisse ihrer Rebengelände weit über See, besonders nach London; die dänische Baukunst mochte kaum ein Verdeck kennen[59]). Wie in den Zeiten der Brukterer und Kauken ging wieder aus der Flußschiffahrt die Meerschiffahrt hervor.

Aus seinem Reiche mit den Glaubensboten bald wieder vertrieben, verschuldete der treulose Harald eine neue Niederlage der sächsischen Grafen an der Eider[60]) (828) und kehrte später wieder zurück; Anskar dagegen, eingeladen, den Samen des Christenthums nach Schweden zu tragen (831), schiffte wahrscheinlich auf einem friesischen Kaufmannsschiffe sich ein, gelangte, unterwegs durch Seeräuber, des tapfern Widerstandes ungeachtet, geplündert, nach Birka, dem Sitze König Biörns am Mälarsee[61]), arbeitete gedeihlich und bestieg im Jahr 834 den erzbischöflichen Stuhl, welchen der fromme Kaiser Ludwig für den ganzen Norden in dem noch unbedeutenden Orte Hamburg errichtet hatte.

Aber viel fehlte, daß die Verkehrs- und Lebensverhältnisse an der breiten Mündung der Elbe dieselbe Rührigkeit entwickelt hätten als der Mittel- und Niederrhein, obenein da der Strom aus feindlichem, slawischem Lande sich ergoß. Ohne eine Schiffsrüstung konnte die neue Metropole nicht geschützt werden, als die Dänen, Hamburg so nahe gesessen, Frankreichs Küsten verheerten, in Flanderns Morästen sich festnisteten, Friesland zinsbar machten und Dorstadt plünderten und der auf der Tagefahrt zu Nymwegen beschlossene Bau von Wehrschiffen sicher unausgeführt blieb[62]). Wagte doch König

Horich Frieslands Abtretung zu fodern, dessen Bewohner den kaiserlichen Geboten sich widerspenstig genug erwiesen. Ludwig der Deutsche, auf der Hut gegen seine ländergierigen Brüder, durfte an Vertheidigung des Nordens nicht denken; kein Wunder deshalb, daß im Jahr 845, gleichzeitig mit einem Anfall auf Paris, 600 dänische Schiffe in die Elbe einliefen, den Erzbischof verjagten, Hamburg verbrannten[63]). Obwol die Sachsen zu Lande Meister blieben, ward dennoch der bischöfliche Stuhl aus so unsicherer Gegend nach Bremen verlegt. Auch Norden in Friesland sank in Asche; nur in Flandern, auf einem alt- und neugermanischen Boden, erwehrte sich Balduin mit dem eisernen Arm, der erste Markgraf, so furchtbarer Gäste; die ersten Spuren gewerblicher Thätigkeit und des Handels folgten der glücklichen Nothwehr. Erst in Ludwig's des Deutschen letzten Regierungsjahren wandten sich die Dänen, inzwischen für Lothar's und Karl's des Kahlen Reiche schwerere Geißel, gegen die Küsten des deutschen Königreichs und zwar im Jahr 873 im Gebiete des friesischen Grafen Albdags. Schon war der Führer der Räuber, Rudolf, mit vielen der Seinen erlegt, den übrigen die Rückkehr zu den Schiffen versperrt, als auf den Rath eines christlichen Normanns die Friesen jene gegen Friedgelöbniß und Geiselstellung abziehen ließen[64]). Aber wenige Jahre nach Ludwig's Tode, am 2. Februar 880, traf ein furchtbarer Schlag die Sachsen, die nicht vom Herrscher ihrer Stammbrüder, Alfred, das gleiche Mittel, die Feinde abzutreiben, die Schiffsrüstung, erlernt hatten. Während Ludwig der Jüngere gegen Dänen an der Schelde siegte, sank Brun, Herzog der Sachsen, Ludolf's

Sohn, mit elf Grafen, zwei Bischöfen, vielen Hauptleuten und ihren Mannen und geriethen unzählige in Gefangenschaft[65]). Die Niederlage mochte am linken Elbufer, vielleicht bei Ebstorf, sich zugetragen haben. In den folgenden Jahren sah nicht allein das Gebiet zwischen den Mündungen des Rheins, der Maas und Schelde, sondern selbst Achen, Köln, Neuß, Bonn die Verheerung, der mittlere Lauf des Stroms, den in bessern Tagen Harald als demüthiger Gast zu der Kaiserpfalz hinaufgefahren. Daß die Sachsen sich nicht ermannen konnten, verursachten auch der Slawen gleichzeitige Einfälle. In den Jahren 885 und 886 umlagerten andere Dänen, wie es heißt Siegfried mit 40,000 Mann auf 700 Schiffen die Seine aufwärts gesegelt, den festen Kern von Paris; ein sächsischer Graf Heinrich fand den Tod; der unmännliche Kaiser Karl der Dicke erkauft um schweres Silber den Abzug. Eine ehrenvollere Periode deutscher Waffen kündigte sich an, als Arnulf im September 891 unweit Loewen, ohne Schiffsrüstung, die Dänen aufsuchte und einen gepriesenen Sieg errang. Zwar hören wir auch noch in den folgenden Jahren von Dänenzügen im Niederland, im Jahr 892 drangen sie sogar bis Bonn vor[66]); aber allmälig, nachdem das Sachsenvolk unter den Ludolfingern die deutsche Königswürde errungen, drehte sich das Blatt, freilich noch ohne eine Seemacht.

Unter Gorm dem Alten, dem Vereiniger der dänischen Reiche, begann es in Dänemark zu tagen; das Christenthum errang wieder Eingang; ein Oberkönigthum lähmte den wilden Unternehmungssinn einst unabhängiger Abenteurer, und König Heinrich der Sachse

ward gleichzeitig der Retter Deutschlands aus innerer Auflösung. Bald nach dem ersten Siege über die Ungarn ging er, auch die nordischen Feinde zu zähmen, die Dänen (834), welche ihn durch Anfall auf Friesland gereizt hatten. Unwiderstehbar drang er in Jütland ein, gewährte dem König Gorm Frieden nur unter der Bedingung, Zins zu zahlen, und stellte die alte dänische Mark wieder her[67]). Unter des Kaisers Otto I. glanzvoller Regierung, als Harald Blauzahn selbst über Norwegen und Semland gebot, und, statt dem Oberherrn Schatzung zu entrichten, in die Mark Schleswig einfiel, drang der Kaiser (965), ohne durch eine Flotte geleitet zu sein, über die jütische Grenze, verwüstete Alles mit Feuer und Schwert und endete seinen Zug erst am Limfiord[68]), dort, wo eine Uferstelle noch jetzt den Namen Ottensund führt. Harald's Landmacht, im Busen von Schleswig ausgeschifft, unterlag, und der Däne nahm sein Reich vom Kaiser zum Lehn.

Die Vorliebe der fränkischen Kaiser für Italien, die Unterwürfigkeit des Dänen, die Zuversicht, durch die streitbaren Sachsen die Küste der Nordsee im Fall eines Angriffs schirmen zu können, die Unbedeutendheit des überseeischen Handels und Sorglosigkeit um denselben in jenen Tagen der Kindheit der Staatskunst, mochten die Gründe sein, daß keiner der Ottonen das Bedürfniß einer Seemacht nachhaltig empfand. Und dennoch standen dem deutschen Reiche, das sich nordöstlich auszudehnen trachtete, noch harte Kämpfe bevor; nachdem Harald Blauzahn im Jahr 986 unter dunkeln, hochromantischen Ereignissen gestorben. Erik der Siegreiche von Schweden, den untreuen Sohn Harald's verdrängend, verfolgte

nicht allein das Christenthum, sondern erschien sogar im Sommer 994 mit einer ungeheuern Flotte in der Nordsee, verheerte Friesland und Hadeln, lief in die Elbe ein, landete bei Stade, schon damals bekannt als Hafen und Veste; als die stader Grafen, mächtig unter den dithmarschen, ein rasches Aufgebot zu Schiffe herbeigeführt, fielen die tapfern Sachsen, und wurden Thietmar's, des Bischofs von Merseburg, Oheime gefangen in die „Aschen" geschleppt, wie die Sachsen jene nordischen Schiffe, die Schiffenden selbst Aschmänner (Ascomanni) nannten[69]). Zwar als das Landaufgebot herbeikam, wurden die Plünderer, welche auch Stade erstürmt, gestraft, und ihre Brüder, die, in die Weser eingelaufen, verwüstend durch Hadeln bis Lesum gekommen und in das Glinstermoor bei Bremervörde gelockt, bis auf den letzten Mann, gegen 20,000, erschlagen; aber Schrecken lag auf der sächsischen Welt, sodaß die Bremer ihre Stadt mit Mauern umgaben und der Erzbischof den Schatz seiner Kirche in der Ferne barg. Bremen blieb verschont, und in wildesten Abenteuern schwächten sich die nordischen Seeherrscher, wie denn, vielleicht nahe einem jetzt deutschen Boden, im Jahr 1000 in riesiger Meerschlacht bei Svolder[70]), Svein, mit Jarl Erich vereint, Olav's, Tryggve's Sohns, Flotte vernichtete und den ehemaligen Waffenbruder zum Verzweiflungstode trieb. Diese Dreikönigsseeschlacht steht, sowie an der Neige des ersten christlichen Jahrtausends, so auch auf der scharfen Grenze der Saga und kundbarer Geschichte.

Svein's Eroberungs- und Rachezüge gegen England, denen zu widerstehen Ethelred jene große Zahl

von Galeeren bauen ließ, erledigten Deutschland in des frommen Kaiser Heinrich's II. unruhigen Tagen des ängstigenden Nachbarn. Mit mächtiger Flotte [deren prachtvolle Beschreibung, zumal des mit Gold und Silber verzierten Königschiffs, der thurmhohen Castelle, wir bei einem Lobredner lesen und zugleich erfahren, daß auch die übrigen Schiffe ihre Abzeichen und Merkmale an allerlei Bildwerken phantastischer Thiere aus edeln Metallen im Panier oder auf den Masten führten[71])] im Hafen von Sandwich gelandet, erzwang Svein die Huldigung der Angelsachsen und starb bald darauf (1014). Die Ausdehnung der Herrschaft seines Sohnes, Knud des Mächtigen, die misgefügte Zusammensetzung des Kolosses hatte Entkräftung des Dänenstaats und Sicherheit der deutschen Küsten zur Folge. Mit 1000, oder mit 340, oder mit 205 Fahrzeugen[72]), jedes etwa zu 80 Mann, lief Knud in die Themse ein (1016) und befestigte dann seine Macht über die vereinigten nordischen Reiche. War Deutschland, dessen Herrscher aus dem salischen Hause ihre Aufmerksamkeit überwiegend dem Süden zuwandten und an den Slawen unerschöpfliche Widerstandskraft zu bekämpfen hatten, der nordischen Einfälle erledigt, und vereinigte ein Ehebündniß das Geschlecht Knud's und Kaiser Konrad's II. (1027); so schwand zugleich doch auch die Mark von Schleswig, Sachsens Vormauer[73]), und selbst die Erinnerung an Gorm's des Alten und Harald's Zins und Huldigung. Knud's Nachfolger, Hordaknud (1035), endete schon im Jahr 1042; England wuchs wieder an heimischen Fürsten, und Magnus der Gute, Dänemarks neuer König, fand mehr Lohn und Behagen am Streite

mit den Wenden, als Deutschland heimzusuchen. Doch blieb Seeraub noch immer ehrenvolle Gewöhnung königlicher Personen, wie denn selbst Svein Estrithson, des Domherrn von Bremen Orakel in dunkeln nordischen Geschichten, in seiner Jugend auf der Fahrt nach England an Hadelns Küste verschlagen, muthig die alte beliebte Untugend trieb und darüber in die Gewalt eines Vasallen des Erzbisthums Bremen gerieth[71]). Dem Gönner Adam's von Bremen, weiblicher Seite aus Gorm's Stamme, Svend Estrithson, machte Magnus' zufälliger Tod Raum, und seine Regierung war nicht geeignet, die Sachsen durch Sorge zur Schiffsrüstung anzuspornen. Stand der Dänenkönig doch selbst dem Kaiser Heinrich III. gegen Graf Balduin V. von Flandern bei und fügte sich dem Ansinnen des Herrschsüchtigen, ihm zu huldigen (1049). Auch ein kirchliches Joch für den einst so unbändigen Norden, den Adalbert, der hochstrebende Erzbischof von Bremen, als sein Patriarchat ansprach, bereitete sich vor, als zwei gleichzeitige ungeheure Ereignisse die Lage der mittel- und nordeuropäischen Völker erschütterten, und mittelbar darauf einwirkten, statt einer Seemacht des Kaisers und des Reichs, eine gebieterische Meeresherrschaft der Städte hervorzurufen: der Sturz des jungen christlichen Staats Gottschalk's des Abodriten (1066) und die Ueberwältigung des angelsächsischen Königthums durch die französischen Normands (1066). Den erstern Schicksalsschlag werden wir bald, verbunden mit der Geschichte der Entwickelung der wendischen Seefahrernatur, die so wichtig ist als Grundlage der meerbeherrschenden Hanse, andeuten; in Bezug auf jene Umwälzung der Dinge in England

bemerken wir: daß Wilhelm der Eroberer, Sprößling Hrolf's des Gängers, Alfred's Reich nicht etwa mit ererbter Seekönigskraft niederwarf, sondern in ritterlicher Feldschlacht. Ein Verhängniß hinderte König Harald, seine wohlgeübte Flotte dem „Normand" entgegenzustellen. Wilhelm's Schiffe, bald in der Zahl 900, bald gar als 3000 angegeben, aber mit 60,000 Rittern und Knechten besetzt, demnach etwa jedes zu 66 oder zu 20 Mann, bestanden aus offenen, kleinen Gefäßen; noch ganz nach der Form, wie Seekönige und Wikinger drei Jahrhunderte früher sie über das Deutsche Meer führten, sollten sie nur dienen, die streitlustige Ritterschaft über den schmalen Kanal zu tragen. In der uralten Kathedrale zu Bayeux pflegte man zu gewissen Kirchenfesten einen 210 Fuß langen, schmalen Teppichstreifen auszuhängen, welcher in nicht kunstloser Stickerei, doch in unfertigen Umrissen, die Geschichte der welthistorischen Eroberung Englands durch die Normannen darstellt. Man nennt das merkwürdige Denkmal „La toilette du duc Guillaume" und schreibt dasselbe der Nadel Mathilda's von Flandern zu. Lateinische Beischriften geben Aufschluß über die wechselvollen, nicht immer gleich verständlichen Scenen. Anziehend für unsern Zweck sind die Bilder, mit den Worten: hic trahunt ad mare und hic exeunt caballi de navibus, mit der Abbildung der Seefahrt selbst zwischen beiden. Auf dem erstern schleppen Männer, mit halben Beinen im Wasser, an Stricken noch mastenlose, niedrige, galeerenartige Fahrzeuge ins Meer, zum Zeichen, daß man damals in der Normandie weder Werfte noch künstliche Vorrichtung zum Ablassen der Schiffe kannte. Die Fahrt selbst ist darge-

stellt durch Schiffe, groß und klein, welche, Männer und Pferde tragend, mit geschwelltem Segel dahingleiten. Die Form ist eigenthümlich, erinnert an Tacitus' Schilderung der suionischen Flotte. Vorder- und Hintertheil hoch, in Spitzen mit gräulichen Thierfratzen auslaufend; das Steuer befindet sich an der Seite; der Mastbaum ist niedrig, mit einer langen Querstange und schmalem Segel, dessen Ende der Steuermann in der Hand hält. Sonst zeigt sich rege Thätigkeit auf den Schiffen: hinter dem Steuerer steht der Bannerträger, eine Trompete vor dem Munde; einige rudern; am Vordertheil wird mit dem Anker, ganz der jetzt gebräuchlichen Art, hantiert. Merkwürdig läuft rings um den Bord eine Reihe runder Schilde, scheinbar mannichfaltiger Form, die Wappen der edeln Abenteurer. Das letzte Bild zeigt ein Fahrzeug ohne Segel, dessen Mastbaum gleichfalls niedergelassen ist; ein Mann, am seichten Ufer stehend, zieht am Zügel zwei Pferde heraus; andere Rosse ragen mit Kopf und Hals aus den Fahrzeugen hervor, welche, diesem Umstande und der Art gemäß, die Thiere an das Ufer zu fördern, sehr flach gewesen sein müssen[75]). Und diese armen offenen Kähne führten Englands Schicksal mit sich; es war aber nicht das innere Wesen jener Turnierhelden aus der Normandie, der Barone Robert's des Teufels und Tancred's de Hauteville, welches Albion zur Seeherrscherin erhob, sondern die sächsische Seefahrernatur, welche nach langer Unterdrückung wiederum Geltung errang.

Drittes Capitel.

Ursprung der deutschen Seemacht durch den Handel der Städte in Sachsen und im Niederland. — Die Ostseeslawen seemächtig als materielle Grundlage der wendischen Hansestädte. — Sachsen und Dänen unter Heinrich IV. und V. — Kreuzzüge. — Friesen und Niederländer (1147). — Die Anfänge der deutschen Hanse. — Köln. — Wiederherstellung des Dänenreichs. — Besiegung der wendischen Seeräubermacht durch Waldemar I. — Lübecks Aufstreben. — Livland christlich. — Waldemar II., König der Dänen und Slawen. — 1067—1203.

Das Verhältniß des seemachtlosen deutschen Reichs, dessen Schwerpunkt im Süden und Südwesten lag, und das in andern Interessen sich zersplitterte, lehrte uns, wie wenig im 10. und 11. Jahrhundert die Gefahr vor den Dänen, jene harte Schule, dazu antrieb von Seiten des Staats die Nordküsten zu schirmen, oder gar die Herrschaft des Meers anzusprechen. Dem Handelsgeiste der still erwachsenden Städte blieb überlassen, ohne Anhalt und Hülfe von oben her, sich zu bethätigen und durch die Mittel der Privaten die deutsche Seemacht zu schaffen, ein Werk, das langsam, aber wunderbar gelang.

Auch in so sturmvoller Zeit, als die nordischen Räuber alle Meere durchkreuzten, alle Küsten bis tief ins Binnenland hinein verwüsteten, regte sich kecke Gewinnsucht der kleinen städtischen Ansiedelungen, und suchten sächsische und friesische Kauffahrer, sich selbst zum Geleit, Freibeutern nicht unähnlich, Verkehr an entlegenen Gestaden, da der Binnenhandel nicht genug Lohn

oder Beschäftigung bot. Hamburg und Bremen, die Insassen des oft zerstörten Dorstadt, später Holsteiner und die deutschen Schleswiger in der Ottonenzeit, Nordalbingier überhaupt, wagten das Kaufmannsabenteuer; Schiffe, in kleiner Gesellschaft bei einander, mit Waffen gerüstet, fuhren auf Birka in Schweden, seltener zu den slawischen Ostseeküsten, früh auch nach England, besonders seit die sächsische Kaiserfamilie mit den angelsächsischen Königen Verschwägerung geknüpft hatte. Wie kam St.-Ansgar nach Schwedens innerer Hauptstadt? Mit einem wehrhaften Kauffahrergeschwader, das anfangs den Sieg gegen die Seeräuber gewann, dann aber, überwältigt, Schiffe und Alles verlor. Die mannhaften Gesellen retteten nur ans Land, was sie in der Hand tragen konnten[76]). Als bald darauf der furchtlose Heidenbote ein Kirchlein in Schleswig, wo von allen Enden Kaufleute zusammenströmten[77]), gegründet, ward der Verkehr zwischen jenem Hafen auf der Ostküste der Halbinsel mit Hamburg, selbst mit Dorstadt lebendig. An Ludwig's des Deutschen Hoflager bei Worms langten im Jahr 873 dänische Friedensgesandten an, welche Sicherheit für Kaufleute und Waaren aus den sächsischen Landen erboten und Gleiches foderten[78]); aber nur Hamburg kann zunächst darunter verstanden sein. Ob Sachsen schon im 10. Jahrhundert, gerade nach Holm schiffend, mit Rußland verkehrten, bleibt dahingestellt; Friesen und bremer Schiffer drangen im Anfange des 11. Jahrhunderts schon bis in den äußersten Norden[79]). Von sächsischer Handelsverbindung mit dem fabelhaften Vineta reden wir später; Wulfstan, Alfred's des Wißbegierigen Gewährsmann für seine Erd-

kunde, fuhr von Häthum (Schleswig?) in sieben Tagen, der Weichselmündung vorüber, nach Truso, einer Stadt am Ilfing (Elbing), und fand an der Küste der Aestum (Preußen) begehrte Gegenstände des Verkehrs, die den Sachsen gewiß nicht lange fremd blieben. Sicherer war früher Verkehr zwischen Sachsen, Friesen und England angeknüpft. König Ethelred's Gesetze (978 — 1016) bewilligen bereits den Kaufleuten des römischen Kaisers ansehnliche Freiheiten[80]), und die Kölner, Deutschlands erste Großhändler, deren wohlgefügte Rheinschiffe weit ins Meer hinaussegelten und die durstigen Engländer wie ihre Kriegsgäste früh mit Wein versahen, rühmten sich bedeutender Vorrechte schon aus Wilhelm des Eroberers Tagen[81]). Gefahrvoll genug, von Elementen und Räubern bedroht, war solches Seereisen, und wohl bedurften waghalsige Kaufleute mächtiger Schutzheiligen. So jene Männer von Bremen, welche, bald nach Bischof Bernward's von Hildesheim Tode (1023) auf England unterwegs, vom Sturme ereilt, das Anker verloren, und dem Tode nahe, auf die Mahnung eines unter ihnen an St.-Bernward's Wunderthaten, zum Nothhelfer beteten, glücklich den Hafen erreichten, und auf kleinern Fahrzeugen zurückgekehrt an jene Stelle der Angst, selbst den Anker wieder auffanden. Ein Schifflein von Wachs und ein silberner Anker, am Grabe des Heiligen dargebracht, lösten das Gelübde[82]). Sandwich galt als der berühmteste Landungsplatz[83]), und Weinzufuhr fehlte dort selbst nicht mitten zwischen den grauenvollsten Kriegsereignissen. Entwickelte sich eine gedeihliche Seemacht langsamer zwischen Ems und Elbe, so eilten dagegen die Bewohner der südwestlichen Küste des

Deutschen Meeres ihren Brüdern voraus. Der Boden Flanderns — echt deutsch geworden seit dem 3. und 4. Jahrhundert, als Sachsen, Sueven und andere germanische Stämme dort sich ansiedelten, Karl der Große Tausende von West- und Ostfalen dorthin verpflanzte und Friesen bis zur Schelbemündung ihre Sitze erweiterten, sodaß nördlich der Lys und des Neuen Grabens jeder belgisch-gallische Volksbestandtheil geschwunden war, das Volk der Vläminger nur deutsch redete, und das Wallonische erst jenseit dieser Grenze begann —, jener stiefmütterlich ausgestattete Boden, durch Deiche, Gräben (Grachten) mühsam den Morästen, dem Walddickicht abgewonnen, beurkundete früh wunderbaren Segen des menschlichen Geistes und Muths. Unter den grauenvollsten Zerstörungen der Dänen und Normänner, welche dort die sichersten Schlupfwinkel, selbst Ansiedelung gefunden, noch unter den Waldgrafen von Harlebeke, den Vorgängern der Markgrafen, erhoben sich Städte, besonders da, wo die Westermündung der Schelde, durch ein Labyrinth von Strömen mit der Maas und dem Rhein verbunden, einen Meeresarm bildete, der, das Swyn, Zwen (sassisch-deutsch „int Swen") genannt[84]), bis Brügge spitz zulief und im 12. Jahrhundert die Schiffsstation von Damme zum weltberühmten Hafen, zum Tummelplatz des Verkehrs aller handeltreibenden Völker, zum Sitz beispiellosen Reichthums machte[85]). Dort am Swyn ist die Wiege der ersten deutschen Hansa, der vlämischen, die Schaubühne der ersten deutschen Seemacht, der ersten furchtbaren Seeschlachten und deutscher Wehrkraft zu Wasser, urkundlicher als jene fabelhafte Herrlichkeit der Slawen und

Dänen an einer andern Swine. Die günstige Lage, Zuflucht vor den Normannen, geistliche Stiftungen, gräfliche Burgen riefen früh Städte wie Gent, Poperingen, Brügge, Nieuport, Ardenburg hervor; Kanäle verbanden, das Land trocken legend, alle städtischen Ansiedelungen zu einem System, das aus dem Innern Deutschlands durch Rhein und Maas sein Leben zog. Frühe Gewerbthätigkeit, Tuchweberei, Färberei, schon in römischen Tagen heimisch, Ledergerberei bildeten Gent, Brügge, Damme zum Mittelgetriebe des deutschen Welthandels aus. Erst das Beispiel der flanderischen Hansa erweckte die große, sächsisch-deutsche Verbindung; Hand in Hand mit dem Verkehr ging die Seemacht als Nothwehr und zum Angriff und schlang das bewunderungswürdigste Band von Narwa bis Dünkirchen. Doch gehört das Hervortreten der flanderischen Sieghaftigkeit, des Schiffegewimmels auf dem Swyn und bei Sluys erst dem 12. und 13. Jahrhundert; Friesland, bis zur Schelde ausgedehnt und das jetzige Holland umfassend, gewährt, wenn auch nicht größere, doch frühere Thatsachen. Dorstadt, an der Theilung des Rheins und Lecks, verknüpfte Nordland, Sachsen und den Mittelrhein; erst zum lothringischen Reiche gehörig, kam Friesland bis über die Schelde in Otto's des Großen Tagen, welcher den Ottengraben bei Gent zog, wieder zum Reiche und eigneten Deutsche die westfriesisch-holländische Seestreitbarkeit auch politisch sich an, wie geschichtlich ihnen die Thaten Gannask des Kaninefaten und Karausius des Menapiers gehörten. Dietrich III., Graf von Holland, beengte das Gebiet des Bischofs von Utrecht durch Anlegung der Handelsstadt Dortrecht und

Erhebung eines Zolls; die Kaufleute der früherblühten Stadt Tiel an der Waal foderten bereits Freiheit der Rheinschiffahrt bis an das Meer, um ungehindert nach England Handel treiben zu können. Der fromme Kaiser Heinrich, auch im Osten gegen das anmaßliche polnische Königthum im Nachtheil, unterwand sich des Kampfs zu Gunsten des Prälaten zu Land und zu Wasser (1018); er ward schmählich in jenen Morästen, wohin Rheinschiffe ihn von Nymwegen getragen, besiegt[86]) und Dortrecht blieb dem Grafen der Westfriesen. Im schweren Hader zwischen Gottfried III. von Lothringen und dem salischen Kaiserhause, welchem König Sven Estrithson über Meer beistand, erfahren wir von starker Schiffsrüstung unter Reichsbanner in den friesischen seeartigen Gewässern. Balduin V. fand Schutz hinter Flanderns Morästen und Wäldern; am Osterfest zu Utrecht aufgebrochen, führte König Heinrich III. eine Flotte in die Rheinmündungen (Sommer 1045), eroberte Dortrecht, Vlaardingen und Rinesburg; doch verstand Graf Dietrich V. das Ungeschick der Oberdeutschen, in dem Gewirre von Gewässern mit großen Fahrzeugen zu fechten, so glücklich zu benutzen, daß seine kleinern Schiffe bei hoher Flut die Oberhand gewannen[87]). So wandten früh diejenigen Völker, welchen den Naturverhältnissen gemäß die Vertretung der Seemacht des Reichs oblag, ihre Streitbarkeit gegen das Reich selbst; als reuige Räuber des Meeres sah der Ablauf des 11. Jahrhunderts Friesen in fernen, südlichen Gewässern; der westlichen Friesen Handelsgeist jedoch regte sich erst, als bürgerliche Freiheit die ersten Siege errang.

So sehen wir im 11. Jahrhundert das Reich nur

in einem westlichen Winkel, im slawischen Aldenburg, das Baltische Meer berührend, auf dem Deutschen Meere ohne staatliche Berechtigung, an den friesischen und flandrischen Küsten nur mittelbar, kümmerlich in Geltung, während die Slawen, zwischen Elbe, Trave, Oder und Weichsel, als Seeräuber gleich den Normannen des 9. Jahrhunderts gefürchtet, ihrer Bestimmung entgegenreiften: die materielle Grundlage nicht einer Seemacht des deutschen Staates, wol aber des deutschen Bürgerthums zu werden.

Es bliebe ein Räthsel, wie die Slawen, als die letzte Woge der Völkerwanderung aus Europas tiefem Osten herangerollt und im 6. Jahrhundert den Germanen an das Baltische Meer nachgerückt, gegen das innerste Wesen ihres Stammes mit der See schnell und nachhaltig sich befreundeten, hätte nicht der Fischfang in jenen reichen Gewässern die neuen Bewohner des kargen Bodens gelockt. Die slawische Natur neigte sich überall dem Ackerbau und friedlich ländlicher Lebensweise; zeitig entwickelte sie Fertigkeit im Handwerk und kaufmännische Schlauheit; aber der See hielt sie sich fern, bis auf die Slawonen, welche Venedigs Galeerenflotten und die romanischen Küstenstädte am Adriatischen Meere als tüchtige Matrosen zu gebrauchen verstanden. Wären nothwendig alle Völker kaukasischer Abkunft seefahrend geworden, sobald sie ein offenes Gestade gewannen, so möchten die Irländer die ersten Schiffsgewaltigen der Welt sein. Erweislich hat aber der Fischfang die Wenden an der Ostsee zuerst zu muthigen, harten Fischern, der Zusammenstoß mit den Dänen zu Seeräubern und die weitere Ausbildung der Gesellschaftsverhältnisse zu

rüstigen Kauffahrern über See, dann zu einer unverächtlichen Seemacht selbst ausgebildet, eine reiche Erbschaft, welche das deutsche Bürgerthum, voll Anmaßung und Herrschsucht unter den zerbrochenen Wenden angesiedelt, überkam und zur höchsten Ausbeute steigerte.

Wir legen nur insofern Gewicht auf die Seekämpfe und wunderbaren Abenteuer, welche die dänische Sage, und nach ihr Saxo Grammaticus, von den Wenden aus einer vorgeschichtlichen Zeit erzählen[88]), als sie das Volksbewußtsein bezeugen: in frühesten Jahrhunderten wären Dänen und Wenden sich feindlich auf dem Baltischen Meere begegnet. Die prunkenden Einzelheiten jener dichterischen Schilderungen sind mit überall wiederkehrenden Zügen der skandinavisch-germanischen Heldensage durchwebt; aber historischer Grund und Boden wird um so sicherer, als selbst die älteste polnische (lechische) Stammsage, mit jenen unverbunden, in der Ueberlieferung vom erstrittenen Besitze der danomalchischen Inseln ein Zeugniß des nationalen Bewußtseins einstiger Seemacht bewahrt hat[89]). Ostseeslawen und Polen (Lechen), noch bis nach der Christianisirung als ein Volk sich begreifend, übertrugen aufeinander die Erinnerung frühester Thaten und Schicksale; Polen im engern Sinne rühmten sich der wendischen Streitbarkeit zu Schiffe, wollen wir nicht annehmen, daß im Rücken aller kundbaren Geschichte an irgend unbekannten Gestaden gemeinsamer Ursitze, am Schwarzen- oder gar am Kaspischen Meere, zwischen Sarmaten und Dakern die später individualisirten Ereignisse sich zutrugen. Genug, sobald, abgesehen von der schwankenden dänischen Königschronologie, die Ostseewenden an das Licht der Geschichte treten, sind sie

gefürchtete Seeräuber, flottenmächtig, wehrhafter gegen die Dänen als die deutschen Anwohner der Nordsee und überraschend handelsthätig. Karl's des Großen Bezwingungsversuche erreichten schon die Abodriten und schlossen ihre Seestadt Rereg auf; der Kaiser dringt bis zu den Liutikern, links von den Odermündungen; die Ranen, Rjanen, Rüganer machen sich als kühne Meerräuber bemerklich; die Pommern, Meeranwohner, treten heraus. Aber Karl's des Kaisers Siegesspuren verschwinden wieder, gleichzeitig als Dänen und Normannen das fränkische Reich ängstigen; Heinrich der Sachse beginnt von neuem zwischen Saale, Elbe und Oder; Otto's I. gewaltige Kraft pflanzt hier das erste Christenthum unter furchtbaren Kriegen, ohne die Anwendung einer Flotte, die, hätte es eine gegeben, aus Nordseehäfen durch den Belt fahren mußte, ehe die Bucht von Wagrien (dem südöstlichen Nordalbingien) kurzer deutscher Herrschaft sich öffnete. Wiederum vernichtete der Freiheitseifer der Wenden Otto's I. kirchliche und politische Schöpfung, und Dänen mit Polen, an Stelle der Deutschen mächtig eingeschritten, führen Verhängnisse über die baltischen Küsten, welche, gehüllt in den Schimmer ungeheurer Dichtung, traumartige Bilder herrlicher Blüte des See- und Landhandels, wunderbar organisirte Seekriegerfreistaaten abspiegeln. Nur so viel gehört in die Geschichte der deutschen Seemacht, welche Jahrhunderte lang die Hälfte ihrer Kraft aus den südbaltischen Ländern zog: jener Harald Blauzahn bemächtigte sich der Odermündungen, die zur Fischerei und zum Handel vermittels des Stromes so wohl belegen sind. In Jumne bestand schon früher, ähnlich der

Handelsveste Rereg bei Wismar (?), jenem Truso am Elsing, jenem Gidanie (Danzig) am Ausfluß der Weichsel, eine slawische Ansiedelung, voll landesüblicher Thätigkeit und Austausch der Naturerzeugnisse, Julin, später bekannt als Wollin. Verkehr vom Kaspischen Meere her durch Chazaren, Bulgaren, russische Slawen von Nowgorod, zu Lande und zu Schiffe, erweisen die häufig an jenen Küsten aufgefundenen arabischen Dirrhems. Aermlich genug, den rohen Zuständen der damaligen slawischen, selbst deutschen Welt gemäß, mochte dieses wendische Venedig gebaut sein. Dort herum nun legte der Dänenkönig zum Schutz seines Besitzes eine Burg an, die Jomsburg, vielleicht unweit des jetzigen Swinemünde; kunstlos als Schiffsstation, vielleicht durch eine Sperrkette quer über den Strom gesichert, schwerlich einen Raum für 300 große Fahrzeuge umschließend, waren es anders nicht Holke, ausgehöhlte Bäume. Veste und Handelsort wuchsen der Phantasie ferner Sagenschreiber und Chronisten als ein Wunderwerk der Welt zusammen, zumal als Palna Toke, der letzte Held des heidnischen Dänenthums, im Zerwürfniß mit dem abtrünnigen Dänenkönig, nach Jomsburg den Sitz alter, rauher Tugend des Nordens verpflanzte, und an jenen reizlosen Küsten die letzte Herrlichkeit des heidnischen Skandinaviens unter unheimlicher Romantik verblich. In Julin, bei den Wenden, starb der vertriebene Harald; ein einfaches Schreibversehen in der Chronik Adam's brachte statt des einen, nach Maßgabe der Zeit blühenden, Emporiums, Julin, ein zweites, Vineta, in Ruf und häufte auf dieses Phantom alle angeblichen Wunder jenes vorgeschichtlichen Wollins. Noch in neuester Zeit bemühte sich die

leichtgläubige Romantik, an Usedoms Dünen die Spur der versunkenen Weltstadt Vineta aufzuweisen, bis Zurüstung des Baues der Molen von Swinemünde jene Trümmer scheinbar menschlichen Fleißes als ein Steinriff, ein Spielwerk der Wellen, erkennen ließ[90]).

Als unter Otto II. das Werk seines Vaters im Slawenlande zusammengebrochen, mögen harte Seekämpfe, das Ringen der verschiedenen Nordlandskönige, den Schiffskriegerberuf der Wenden, Zeugen und Theilnehmer derselben, weiter gefördert haben; doch gewiß nicht über den Grad der Ausbildung hinaus, den sie bei ihren Meistern, den Dänen und Normännern, vorfanden. Unabhängig von der Wehrkraft zur See erging sich der Kampf, welchen die Sachsen ohne dauernden Erfolg gegen die Slawen zwischen Elbe und Weser wieder aufnahmen. Dazwischen taucht einmal dunkel ein altes Bisthum Kolberg auf, das, günstig zur Schiffahrt und Fischerei am Strande belegen, uns bald auch als Ausgangspunkt wendischer Industrie sich kundthun wird. Unter Kaiser Heinrich's II. unruhiger Regierung ging auch das Land der Abodriten und Wagrier, wo eine deutsche Seemacht Fuß fassen konnte, wieder verloren; doch setzt die Vergünstigung, welche Kaiser Konrad II. den Kaufleuten Magdeburgs im slawischen Lande verhieß, wenigstens die Möglichkeit des Zwischenverkehrs voraus. Auf diese und die nächstfolgenden Jahre bis zum Ereigniß vom Jahr 1066 scheint sich zu beziehen, was Adam von Bremen über Julins Handel berichtet, theils aus dem Munde seines königlichen Gewährsmanns, Svend Estrithson, theils aus anderer Erkundigung. Die Jomsburg bestand schon nicht mehr; denn Svend's Vor-

gänger, Magnus, als Herrscher nicht anerkannt, hatte (um 1042) Jumne mit mächtiger Flotte heimgesucht, die Veste erstürmt und mit Feuer von Grund aus vernichtet, sodaß man am öden Strande, den der Nordwestwind seit acht Jahrhunderten überflutet, keine Spur derselben erkennt. Auch Julin ward durch den Dänen gestraft, doch fanden sich die Bewohner an der alten Stätte wieder zusammen, und alter Ruf wie jüngere Thätigkeit des dortigen Handels veranlaßten den Domherrn von Bremen zur Schilderung [91]) „der größten Stadt Europas, des Sammelplatzes der Barbaren und Griechen; auch Sachsen dürften dort hausen, doch ohne sich als Christen kund zu geben; von Hamburg oder der Elbe erreiche man Jumna am achten Tage auf dem Landwege". Die Entfernung der Schiffahrt von Schleswig und Aldenburg wird nicht angegeben, doch hinzugefügt, daß man durch kurze Anstrengung der Ruderer von Julin nach Demmin an der Mündung der Peene gelange, und auch von dort nach Samland zu den Preußen schiffe. Ein merkwürdiges Zeugniß der Ausdehnung, in welcher die slawischen Seefahrer von Julin das Baltische Meer durchsegelten, ist, daß Adam von Bremen die Fahrt von dort nach Ostragard (Rußland) auf 14 Tage angibt und er hieran die Erwähnung Kiews, der Hauptstadt Rußlands und Nebenbuhlerin Konstantinopels, knüpft. Wenn er von Griechen als kaufmännischen Insassen Julins redet, so deutet diese Benennung wol nur auf die russischen Zwischenhändler von Nowgorod, deren unmittelbarer Verkehr mit den ersten deutsch-slawischen Niederlassungen feststeht, ehe noch die Hansa sich ausbildete. Die deutschen Verdränger der wendischen Handelswelt

fanden demnach durch die Vorgänger gebahnte Wege, Kundschaft und Piloten bis in den Finnischen Meerbusen; sie brauchten nicht wie Argonauten ins ungewisse Abenteuer zu segeln. Auch nach der entgegengesetzten Weltgegend, von Ripen, Schleswigs westlichem Bischofssitze, aus, hatte dänische Kunde den Sachsen die Seekarte vorgezeichnet; schon im 11. Jahrhundert konnte man von Ripen aus die Tage- und Nachtfahrten, den günstigsten Wind vorausgesetzt, bis zum Hafen Cintfal in Flandern, bis Landsend, St.-Mahé in Bretagne, Ferrol, St.-Jacob, bis Lissabon, ja durch die Enge von Gibraltar bis Taragona, Barcelona, Marseille, Messina, endlich bis St.-Jean d'Acre berechnen [92]).

Noch länger als anderthalb Jahrhunderte, nach Adam's von Bremen Schilderung, verschloß die politische Selbständigkeit der Wenden der deutschen Gewinnsucht den Zugang zu Quellen des Reichthums, zum unmittelbaren Erwerb von Waaren, die, in der Nähe betrachtet, die begehrliche Phantasie eines südlichern Volks schwerlich entzündet haben würden. Der Hering, Fische überhaupt, ließen sich damals im Frühling und Herbst in unermeßlichen Zügen an Rügens, Schonens und Pommerns Küsten finden, und lockten einen so großen Theil der Strandbewohner ins hohe Meer hinaus, daß Dörfer und Städte volksleer erschienen. Die Gunst der Natur verlieh den Küsten Mecklenburgs und Pommerns an vielen Stellen reiche Salzquellen und lange vor den Fischern der Nordsee, vor französischen Normannen [93]), Vlämingern [94]), ja vor den Holländern verstand die Betriebsamkeit der Wenden das undauerbare Geschenk des Meeres zu einem lohnenden Ausfuhrartikel zu veredeln.

Das „salzige" Kolberg erhob sich schon vor Ablauf des 11. Jahrhunderts zum Stapelplatz des gesalzenen Herings; daher der Jubel der Polen, als sie jene Veste im Jahr 1105 eroberten. Nach Martinus Gallus, dem Zeitgenossen, sangen sie: „Pisces salsos et foetentes apportabant alii, Palpitantes et recentes nunc apportant filii."[95]) Der Fang des Herings und die eingesalzene Waare, hochwichtig bei dem strengen Fastengebote der römischen Kirche, blieb Jahrhunderte hindurch als Austauschmittel die Grundlage des hansischen Verkehrs, wie die Schiffahrtskunde auf der Ostsee eine Erbschaft der Wenden, aber so undankbar vergessen, daß Kaiser Karl V. und seine Schwester Maria am Grabe Wilhelm Beukelszoon's aus Biervliet in Flaudern († 1347) ihre Verehrung gegen den sinnreichen Erfinder und Schöpfer niederländischen Reichthums darzubringen sich gedrungen fühlten.

Wir haben oben den Fall des christlichen Wendenkönigs, Gottschalk (1066), als ein günstiges Ereigniß für die spätere Ausbildung der deutschen Seemacht betrachtet. Er war es sofern, als der Abodrite, der Gründer einer slawisch-, nicht deutsch-christlichen Kirche unter den Wenden, im Begriff stand, ein wendisch-volksthümliches Reich an der Ostsee zu schaffen, welches, national ausgebildet, der deutschen Hansa unmöglich gemacht haben würde, jenen Raum als wesentlichen Anhalt ihrer See- und Handelsherrschaft zu gewinnen. Alt-Lübeck an der Trave, einst zu so großartiger Rolle im europäischen Norden bestimmt, erwuchs eben als Handelsort (seit 1042)[96]), aber nur von wendischen Kaufleuten bewohnt, als die Herrschaft des königlichen

Apostels der Wenden zusammenstürzte und der wilde Heidenfürst Kruko die Unabhängigkeit der Ostseeslawen wieder auf ein halbes Jahrhundert sicherstellte.

Die Schwäche des Dänenreichs unter Svend Estrithson, seine Anhänglichkeit an Kaiser Heinrich IV. sicherte ohne Flotte die sächsischen Marken; ein Angriff zu Schiffe, welchen der Däne zum Vortheil des Franken gegen die erbitterten Gegner desselben, die Sachsen, verabredet hatte, scheiterte am Widerwillen seines Volkes selbst (1073). Wir erfahren bei diesem Anschlage einmal wieder, daß die Flottenrüstung des Nachfolgers Knud des Mächtigen zur frühern Kindheit zurückschritt; die dänischen Schiffe, in großer Zahl an der Küste erschienen, wurden eine weite Strecke über Land geschleppt, um in irgend einem sächsischen Flußbette aufwärts fahrend die Verheerung zu beginnen[97]). Unter der furchtbaren Zerrüttung des Deutschen Reichs, dem Kampfe zwischen dem Kaiser und den Sachsen, zwischen dem weltlichen und geistlichen Schwerte, durfte ein neuer Ansatz zu einer Seemacht am wenigsten erwartet werden; Schleswig, Aldenburg und Hamburg lagen in Asche; Nordalbingier wanderten wieder heim, und erst mit Beginn des 12. Jahrhunderts, als Heinrich, Gottschalk's Sohn, den Heidenkönig Kruko erschlagen hatte (1105), deutsch-christliche Bildung wieder sich Bahn brach, und Lübeck, in der Nähe der Burg Heinrich's, als Handelsort mehr Bedeutung gewann[98]), keimte die Zukunft der Hansa auf.

Inzwischen hatte die ungeheure Bewegung, das Grab des Erlösers wiederzuerobern, die Gemüther der christlichen Welt ergriffen und theilweise auch den deutschen

Norden mit fortgerissen. Zwar gingen die mächtigsten Pilgerheere zu Lande oder schifften sich erst zur kürzern Fahrt in Unteritaliens Häfen ein, und brachten, mit der Fülle neuer Gedanken und Erfindungen, auch vermehrte Kenntnisse des Seewesens aus dem Süden heim; wir besitzen aber auch ein merkwürdiges Beispiel, daß niederdeutsche Schiffer auf dem selten noch durchmessenen Wege um die pyrenäische Halbinsel herum die Küste Kleinasiens erreichten und 700 Jahre später ein würdiges Seitenstück zu jenem vielberufenen Abenteuer der Franken boten. Selbst der dänische Prinz Svend war dem Landwege bis auf Konstantinopel gefolgt[49]); anders machten es Friesen, die Anwohner der Rhein- und Maasmündungen. Bald nach der Einnahme von Tarsus (1097), als Graf Balduin von Flandern einige Tage der Ruhe pflegte, zeigte sich auf der Höhe des Meeres eine Flotte, welche die gespannte Aufmerksamkeit der Wallbrüder erregte. Ans Gestade geeilt, um aus der Ferne mit den unerwarteten Ankömmlingen sich zu verständigen, erfuhren die Kampfgenossen Balduin's: jene seien Christen aus Flandern, Holland und Friesland; sie hätten acht Jahre hindurch in jenen Gewässern Seeraub getrieben, endlich aber in Zerknirschung und zur Buße ihrer Sünden seien sie in dieses Meer herabgefahren, um zu Jerusalem zu beten. Als die Fürsten ihre Treue erkannt, luden sie den stattlichen Zuzug in den Hafen ein, empfingen die Männer mit dem Friedenskusse und geleiteten sie nach Tarsus. Der Führer jener reumüthigen Freibeuter, Guinemark, aus Bouillon in Niederlothringen, schloß sich dem Heere Gottfried's an, sobald er ihn als Sohn seines Landesherrn Eustach erkannte,

bis er, als Seeräuber von den Griechen in Laodicea ergriffen, in Ketten weggeführt wurde. Die übrigen folgten dem Banner Balduin's[100]). Wir würden Anstand nehmen, jene Friesen als Seeräuber im mittelländischen Meere zu betrachten und ihr Geständniß nur auf ihr Freibeuterleben in der Nordsee beziehen: hätten die Griechen nicht den Führer als alten Beschädiger ihrer Küsten erkannt, und wüßten wir nicht aus dem Scholion bei Adam von Bremen, daß man schon gegen Ende des 11. Jahrhunderts oder im Anfang des 12. die Fahrt um die Küste des gesammten West- und Südeuropas vom Swyn bis St.-Jean d'Acre genau nach ihrer Dauer berechnete. Jene kühnen Friesen, unter ihrem Admiral Winmark, mögen seit vielen Jahrhunderten die ersten Befahrer des Mittelmeeres gewesen sein, sind aber, ohne Compaß und Seekarte, sicher nur den Küsten entlang gesegelt. Nachdem einmal die Straße in den Süden wieder aufgefunden war, nahmen Holländer, Friesen und Bläminger von Hause aus unverdächtigern Antheil am zweiten und den folgenden Kreuzzügen; Niedersachsen, zunächst fromme oder gewinnsüchtige Kaufleute aus der Mündung der Weser und Elbe, werden wir jedoch erst nach dem großen Unternehmen Kaiser Friedrich's des Rothbarts in den Häfen des Heiligen Landes finden. Deshalb dürfte denn die erste Rückwirkung der Pilgerfahrt über Meer auf die deutsche Handelsmacht nur eine geringe sein; während Italiener, zumal Genueser und Pisaner, ihr Seewesen entwickelten, blieben auch Englands Könige aus Wilhelm's des Eroberers Stamme bei der herkömmlichen Galeere, doch von der Größe, daß bei Schiffbrüchen auf der Ueberfahrt

von England nach Frankreich unter Heinrich I. (†1135) und Heinrich II. mit einem Fahrzeuge 150 Menschen umkamen[101]). Erst unter Richard Löwenherz schwang sich die königliche Flotte merklicher auf.

Für Deutschland war die Entwickelung seiner Schiffahrt noch immer durch die Dänen und die Wenden bedingt. Alt-Lübeck, schon manchen deutschen Ansiedler umschließend, aber noch ohne Wehrkraft zur See, sah sich (1107?) durch eine Flotte der Rjanen, welche in die Trave eingelaufen, belagert und ward nur durch das Landheer des Grafen Adolf von Holstein gerettet; es scheint, als wenn die Wenden Pferde selbst auf weite Seereisen mitzunehmen wagten[102]). Immer furchtbarer wurden die wendischen Seeräuber, obgleich Rügen zu Zeiten unter die Botmäßigkeit der Dänen und des Abodritenkönigs Heinrich fiel und der Pole Boleslaw Schiefmund die Pommern jenseit der Oder zu zähmen begann. Vergeblich harrte der erste christliche Herzog von Pommern, Wratislaw, auf die Hülfe Niels, Königs der Dänen, welche doch sonst als Schutzherren der Ostseeslawen gelten wollten. Niels war mit dem Polen verbunden und der vertrauenvolle Pommer gerieth bei Strela, jener Enge, wo 100 Jahre später Stralsund erstand, beinahe in dänische Gewalt. Das junge Christenthum, welches der heilige Otto von Bamberg in Pommern zunächst der Oder gepflanzt hatte, bändigte nicht die Seeräuberwuth der Wenden. Unglückliche Dänen, bei plötzlicher Landung geraubt, schmachteten in pommerschen Städten an der Peene, und noch der zweite christliche Herzog von Pommern erschien im Jahr 1135 mit einer Flotte von 250 Schiffen, in jedem 44 Mann und zwei

Pferde, an Norwegens Küste und plünderte die reiche Stadt Kongehelle[103]). So mächtig hatte das Blatt sich gewandt, daß Erich Emund, des Kaisers Lehnsmann für die dänische Krone, von den Wenden lernen mußte, Pferde, je vier auf einem Schiffe, mit auf der Fahrt zu führen, die er gleich darauf zur Bezwingung der Raneninsel fruchtlos unternahm[104]). Die Ueberlegenheit der Rjanen, der Abodriten und liutikischen Stämme im Seekrieg vertheidigte ihren alten Götterdienst, ihre Freiheit, bis König Waldemar, vereinigt mit Herzog Heinrich dem Löwen, den Planen des Markgrafen Albrecht des Bären von anderer Seite begegnete und die letzten Bollwerke des Heidenthums zerstörte. Lange vorher (1139?) unter Pribislaw's, des christlichen Abodritenfürsten, Herrschaft über Alt-Lübeck, unterlag dieser erste, mäßig erblühende, deutsch-wendische Handelsort einem grimmigen Anfall der rjanischen Flotte; er ward aber gleich darauf durch den Grafen Adolf von Holstein an geeigneterer Stelle zwischen Trave und Wackenitz wieder aufgebaut[105]). Unter dem Gebot eines deutschen Grafen, des Geschlechts von Schaumburg, erwuchs der neue deutsche Lebenskeim gedeihlich, verdrängte das Slawische. Travemünde entstand; der Kaufmann zog von jenseit der Elbe, selbst aus dem alten Bardewick herbei, und lübische Schiffe öffneten sich den Weg nach der fernen Insel Gothland[106]). Aber noch vergingen nahe 100 Jahre, und mußte erst die wendische Raubsucht und dann die dänische Anmaßung blutig gestraft werden, ehe der deutsche Verstand, in Eins zusammenfassend die reiche Thätigkeit des Bürgerthums am westlichsten Gestade des Deutschen Meeres und die bezwungene Ostsee, seine Triumphe feierte.

Die neue religiöse Bewegung, welche nach Edessas Fall die kriegerischen Völker Mitteleuropas ergriff, zeigt uns den stillen Fortschritt deutscher Seemacht im Westen. Während Mittel- und Süddeutschland unter des ersten Hohenstaufen, Konrad's III., Kreuzbanner zu verhängnißvollem Geschick den Landweg durch Romanien nach Asien zog, die Herren, Bischöfe und Grafen des nordwestlichen Reichsgebiets ihre alten hartnäckigen Feinde, die Wenden, zu zähmen gedachten, aber wenig schufen, und die Flotte der dänischen Kreuzfahrer an der Küste der Abodriten schimpfliche Einbuße erfuhr (1148), vollbrachte allein eine Pilgerflotte, welche auf dem deutschen Meere sich gesammelt hatte, eine ruhmwürdige Waffenthat[107]). Aus Köln und andern niederrheinischen Städten, von der Mündung der Weser, nahm eine Menge streitbarer Kaufleute und andern Volks in der Osterwoche 1147 das Kreuz, schiffte auf starken Fahrzeugen in drei Wochen nach dem englischen Hafen Tredemunde (?) hinüber, vereinigte sich dort, einige Tage rastend, mit englischen und flanderischen Schiffen, und segelte unter heftigen Stürmen um die Küste Galiziens und Portugals[108]). Als sie, in einen Hafen unweit St.-Jago eingelaufen, eben ihre Andacht am Grabe des Apostels verrichteten, ließ König Alfons von Portugal den Pilgern entbieten, ob sie, welche das Gelübde abgelegt, für Gott gegen die Heiden zu streiten, mit ihm nicht die Stadt Lissabon, den einzigen Haltpunkt der Sarazenen in diesem Lande, belagern wollten[109]). Solches gefiel ihnen wohl; sie begannen am Ende Juni die Heidenfeste zu umschließen, zu Wasser und zu Lande, erstürmten schnell die Vorstädte, wurden nicht mismuthig, als die Sarazenen sich

tapfer vertheidigten, bis endlich im späten October, unter den mannhaftesten Thaten, zumal der deutschen Pilger, jene um Frieden baten und freien Abzug, doch mit Zurücklassung der Waffen, des Heergeräths und aller ihrer Habe, erwirkten. Unermeßliche Beute wurde den tapfern Wallbrüdern zu Theil, welche die Stadt dem Könige übergaben, im Frühling 1148 wohlgemuth die Fahrt nach Syrien fortsetzten [110]).

Solche Streitbarkeit deutscher Seefahrer half das Band einträglichen Handels knüpfen, zumal mit England, wobei die Kölner wegen ihrer Zufuhr von Wein die willkommensten Gäste blieben. Bereits hatten König Heinrich II. und Kaiser Friedrich I. wechselseitige Sicherheit des Verkehrs ihrer beiden Völker einander zugesichert [111]); Heinrich gestattete den Kölnern, ihren Wein auf dem Markt zu London zu demselben Preise wie den französischen zu verkaufen; er befahl allen seinen Beamten, ihre Personen und Hüter überall wie seine eigenen zu beschützen, und erwähnte bereits ihres Hauses in London, des Anfangs jenes berühmten Stahlhofs [112]). Solche Regsamkeit zeigten die Westdeutschen, daß Erzbischof Reinhold von Köln in einem Freibriefe für die kleine Stadt Medebach in Westfalen des unmittelbaren Handels mit Dänemark und Rußland gedachte. Aber die Bürger von Köln bewahrten bereits eifersüchtig ihre Rechte und wollten den Flanderern die freie Schiffahrt ihren Strom aufwärts nicht gestatten, welche Erzbischof Philipp im Jahr 1178 den Gentern als ein unvordenkliches Recht zusprach [113]). Flanderische Städte erhielten von da ab eine große Zahl Handelsprivilegien in England, zumal in Bezug auf ihre Wollenwebereien. Im 11. Jahr-

hundert war der Swyn noch der Hafen von Brügge allein, welches schon 1040 um das Dreifache seines Gebiets sich erweiterte und zur Königin der vlämischen Städte heranwuchs; im Jahr 1180 erhoben auf Kosten der Grafen holländische Deicharbeiter einen Damm gegen das gewaltsame Andrängen des Meers und gaben der Stadt Damme den Ursprung, welche durch kunstmäßige Einengung des Swyns den berühmtesten Hafen der Welt sich sicherte[114]). Guilielmus Brito entwirft vom Jahr 1213 eine so glänzende Schilderung der Handelsreichthümer Dammes[115]), daß wir fast Helmold über Vineta zu lesen vermeinen. Aus allen Gegenden der Welt langten Schätze auf dem Swyn an: Gold, Silber, Seide, köstliches Pelzwerk, Gespinste aus Damaskus, Wein, Scharlachfarbe, andere Metalle, um von dort, gewinnreich, nach allen Winkeln der Erde verschifft zu werden. Solchen Umschwung hatte in wenigen Jahren die Verbindung des Südens und Nordens durch die Kreuzfahrer, durch den frommen Abenteurermuth jener schiffenden Niederdeutschen hervorgebracht. Oft noch werden wir die Bedeutung jener Bucht im Seekriege bezeichnen; aber schon im 17. Jahrhundert konnte man nur errathen, wo der Hafen einst gewesen. Jetzt finden sich an Stelle des versandeten Swyns schöne Wiesen, und Damme ist eine ärmliche Landstadt.

Aber auch Kaufleute von der Weser und Trave müssen vor Ablauf des 12. Jahrhunderts, im Gefolge der Pilgerfahrt Kaiser Friedrich's I. in doppelter Absicht, als Helfer im Streit und Verkehr suchend, nach den Küsten des heiligen Landes gesegelt sein; denn Bürger aus Bremen und Lübeck, mit Graf Adolf von Holstein

unter Schiffssegeln als Zelten vor Akkon gelagert, waren es, welche, aus christlichem Erbarmen mit dem Schicksale unglücklicher Deutschen, kranke Pilger pflegten und erquickten und so die folgenreiche Stiftung des deutschen Ordens vorbereiteten (Herbst 1190)[116]).

Mußte so unleugbare Verbindung des deutschen Nordens mit dem Süden fähigen Geistern zunächst den Umfang der alten Welt und die Handelsschätze der griechischen und sarazenischen Länder darlegen, so hat doch die eigentliche Schiffahrtskunst nicht die erwartete Förderung erlangt. Wol lernten die Deutschen größere Fahrzeuge bauen, die jedoch nur einen Mast trugen; die Galeere behauptete noch immer auf dem Mittelmeere ihre Vorzüge. Im Jahr 1188 verpflichtete sich Venedig, den Griechen 100 Schiffe zu Hülfe zu stellen, jedes mit 140 Rudern versehen; Richard Löwenherz führte neun Schiffe von ungewöhnlicher Größe nach dem Heiligen Lande und 38 Galeeren; mit der Beute von Cyprus und den von Marseille und in Sicilien gemietheten Fahrzeugen wuchs seine Flotte auf 254 Schiffe und 60 Gallioten. Saladin's großes Schiff dagegen, welches Richard eroberte, führte drei Masten[117]). Erst zu Anfang des 14. Jahrhunderts waren es die Genuesen, welche Schiffe, zum Segeln allein gebaut und gerüstet[118]), mit mehr als einem Mast, erbauten und das Muster für späte Nachahmung Engländern, Franzosen und den Befahrern des Atlantischen Oceans boten. Das Deutsche und das Baltische Meer schien so kolossale, mit Segeln überladene Fahrzeuge nicht dulden zu wollen, daher wir dort noch bis tief ins 15. Jahrhundert verhältnißmäßig kleinere, aber festgefügte Schiffe finden, bis die allgemeine An-

wendung der Magnetnadel auch auf engern, sturmvollen Gewässern die hohe Fahrt möglich machte. Dagegen brachten die deutschen Wallbrüder früher eine neue, mörderische Waffe aus der Begegnung mit den südlichen Völkern heim und verstanden dieselbe nachdrücklich im Seekriege zu gebrauchen, die Armbrust, die Blide. Anna Komnena beschreibt dieses, den Griechen noch unbekannte Geschoß als eine fränkische Erfindung unter dem Namen Tzangra, und übertreibt die Wirkung desselben ins Unglaubliche. Provenzalen bedienten sich der Armbrust, deren Bogen mit den Füßen aufgespannt werden mußte, in einem Seegefechte gegen die Griechen bei Durazzo. Wahrscheinlich hatten die gefürchteten Schleuderer auf den Balearen, Corsen, das neue Werkzeug des Todes erfunden, welches, von Catalanen, Genuesen und Engländern ausgebildet, noch tief ins 16. Jahrhundert, zumal auf Schiffen, die Stelle des Feuergewehrs vertrat. Ungeachtet die Kirche auf mehren Concilien, wie zu Rom im Jahr 1139, die fluchwürdige Waffe verbot, kam sie doch selbst durch den gepriesenen Ritter Richard Löwenherz (der durch sie sein Leben verlor, 1199) in allgemeinen Gebrauch, namentlich beim deutschen Bürgerthum, welches nicht allein die kleinere Armbrust von Mauern und Schiffen aus trefflich zu handhaben lernte, sondern sie auch, in ungeheuerm Maßstabe ausgeführt, als Blide, als Schiffsgeschütz, aufs Meer hinausnahm. Von den Sachsen lernten die Dänen so furchtbare Kunst; in den hansischen Städten trieben früh Armbrust- (Ballisten-) macher ein einträgliches Geschäft[119]).

Ehe aber die seefahrenden Bürger an der Ostsee solche Erfindung anwenden konnten, mußten die wendi-

schen Seeräuber ausgerottet und dann der Dänen Oberherrschaft gebrochen werden. Noch unter Svend's, des Lehnsmanns Kaiser Friedrich's I., habervoller Regierung mußten sich auf Seeland eigene Brüderschaften bilden, um die allgemeine Geißel abzuwehren: die Küsten lagen öde, die Strandäcker unbebaut, die Inseln waren entvölkert. Der neue Sachsenherzog, Heinrich der Löwe, konnte ohne Flotte seine Slawen in Mecklenburg nicht im Zaume halten; noch ein christlicher Dänenkönig beschenkte den Tempel des allverehrten Götzen Svantevit auf Arkona mit einem kostbaren Trinkgeschirre, um die Rjanen sich zu befreunden [120]. Erst als Waldemar der Große im Jahr 1157 des entwürdigten Thrones sich bemächtigt und der christliche Seeheld Axel (Absalon), Bischof von Roeskilde, ihm zur Seite stand, wurde nach mehr als 20 Heerfahrten die Kraft der Wenden gebrochen. Ein Königsschiff, an Bau einem Drachen ähnlich, am Vordertheil vergoldet, ein Geschenk des Königs von Norwegen, verkündete dem Meere, daß Dänemark die See wiederum anspräche; Rügen und die Ufer der Peene, das Gestade des östlichen Mecklenburgs, waren das Hauptziel der Züge vom Jahr 1158 an. Hunderte von Schiffen gingen alljährlich in See; der Abodritenfürst Niklot unterlag zuerst (1160), als Heinrich der Löwe und Waldemar sich vereinigt; Rostock, als wendische Seestadt in Ruf, sank in Asche; Wolgast, ein Sitz ungebändigter Meerräuber, fiel den Dänen zu; die Pommern beugten sich; nur die Rjanen, die zähesten Heiden, warfen sich mit der ursprünglichen Kraft eines Naturvolks immer wieder auf den Feind, bis im Jahr 1168 mit der Tempelfeste zu Arkona die Kraft der Rjanen vernichtet wurde.

So setzte Christenthum und dänische Herrschaft an der baltischen Südküste sich wiederum fest; aber auch die christlichen Pommernfürsten ereilte das Geschick. Gekämpft ward besonders auf der Swine um Wollin, jetzt ein bescheidener, ärmlicher Bischofssitz, einst das weltkundige Julin; auch um Stettin, während Heinrich's des Löwen deutsche Grafen das Slawenvolk in Mecklenburg unter grauenvollen Mishandlungen ausrotteten. Bis auf einzelne Verheerungen blieb seit 1171 Dänemark von wendischen Raubschiffern frei und, mit Ausnahme der Pommern, wich von den Ostseewenden die Jahrhunderte lang bewährte Streitbarkeit zur See, die als Raum thatkräftiger Unternehmungen gleichwol nicht den Deutschen, sondern erst dem unermüdlichen Bekämpfer der Wenden, Waldemar, dem Wiederhersteller des Dänenreichs, um so sicherer zufiel, als Herzog Heinrich's des Löwen königsgleiche Macht durch des Dänen Hülfe im Jahr 1181 zusammenbrach.

Der Welfe, unlustig zum Schiffskrieg, hatte dem dänischen Bundesfreunde im Wendenkampfe die See willig überlassen; noch gab es keine deutsche Ostseeflotte; dagegen rührten sich die deutschen Bürger Lübecks in bewunderungswürdiger Weise. Noch unter Graf Adolf's von Holstein Botmäßigkeit hatte der Aufschwung des dortigen Handels, die Abnahme von Bardewick, bereits Herzog Heinrich's Unmuth gereizt[121]), bis jener dem Oberherrn die neuerstehende, jetzt ganz deutsche Stadt abtrat (1158), und sie, der Sitz des Bischofs von Aldenburg, an bürgerlicher Verfassung und kaufmännischer Thätigkeit das Muster im umgestalteten Norden zu werden begann. So gekräftigt, wagten die Lübecker, quer durch das bal-

tische Meer, den Tummelplatz der dänischen und wendischen Flotte, bis hinauf nach Gothland zu segeln, und bildete sich in Wisby jene berühmte Handelsgesellschaft, welche den Verkehr mit dem innern skandinavischen Norden, mit Rußland und Deutschland verknüpfte und germanische Sittigung verbreitete. Schon im Jahr 1163 waren die dortigen Verhältnisse zwischen Gothländern und Deutschen so vermittelt, daß Herzog Heinrich mit Friedensgesetzen einschreiten mußte[122]). Noch wunderbarer bleibt, daß schon einige Jahre früher (um 1158) Kaufleute von Bremen, sei es durch Sturm verschlagen oder durch Gewinnsucht gelockt, in den Meerbusen von Riga einliefen, an der Düna friedliche Verbindung einleiteten und 20 Jahre später den frommen Augustinermönch Meinhard ausrüsteten, der Bekehrer der Liefen zu werden. So entstand die Kirche in Liefland; Kreuzfahrer aus Niedersachsen und Westfalen, in Lübeck eingeschifft, bedrängten das störrig gewordene Volk (1198); neue Scharen sammelten sich im Jahr 1199, und an die Stiftung des Bisthums in der neuen Stadt Riga schloß sich der Orden des Ritterdienstes Christi, der Schwertbrüder. Dieses Werk, welches die Germanisirung am Rigaischen und Finnischen Meerbusen zur Folge hatte, gehört in Entstehung und Gedeihen unzweifelhaft der deutschen Seemacht an, war viertehalbhundert Jahre hindurch unsere nordöstlichste Colonisation und ging als solche erst unter, als es zu ihrem Schutze an einer deutschen Seemacht gebrach.

Heinrich's des Löwen Fall, beschleunigt durch Waldemar, den Nebenbuhler, löste zum schweren Schaden des Reichs das starke Ganze, welches der Welfe im

Norden unsers Vaterlandes erbaut hatte, und brachte das baltische Küstenland mit seinen keimenden Städten unter dänische Herrschaft. Zwar erhielten die Lübecker, dem Wohlthäter bis zuletzt getreu, vom siegenden Kaiser fast reichsfreiheitliche Vorrechte (1188) und ward der Seeverkehr mit Gothland, Norwegen und Rußland durch Friedrich auf den Fuß der Gegenseitigkeit befestigt; zwar unterwarf sich die gedeihende Stadt einmal wieder dem rückkehrenden Guelfen und gewann durch Zerstörung des nahen Bardewicks; aber die Hohenstaufen, mit glanzvoller Erwerbung jenseit der Alpen beschäftigt, konnten und wollten den äußersten Norden nicht schirmen. Aus der Gewalt der schwachen Grafen von Holstein gerieth darum Lübeck unter das Gebot Knut Waldemarsen's (1201), wie das reichsfürstliche Herzogthum Pommern unter Bogislaw I., nach unrühmlichem Seekampfe in der Bucht von Darsim (Mai 1184), mit Verlust von 447 Schiffen, nach der Verödung der Insel Usedom, endlich im Jahr 1185 durch schimpflichen Huldigungsact in der mahnenden Nähe Julins dem undeutschen Oberlehnsherrn sich gebeugt hatte[123]). Schon als die Fürsten der Abodriten dem Machthaber den Lehnseid geleistet, nannte Knut sich „König der Dänen und Slawen", im thatsächlichen Besitze nur vorübergehend gestört durch den Markgrafen von Brandenburg, Otto III., anhaltischen Stammes; mit der Verdrängung des alten Geschlechts der Grafen von Holstein und mit Lübecks Unterwerfung ward Waldemar's II., des (1203) neugekrönten Königs, Titel: „König der Dänen, Slawen, Herr von Nordalbingien", unbestreitbare Wahrheit.

Wiederum schwand die Möglichkeit, daß eine deutsche

Seemacht, mit der Ostsee als Grundlage, sich bilde. Der Fortschritt des dänischen Wendenreichs, welches bereits Samland und Liefland als eigen ansprach, mußte auch dort die deutsche Zukunft bedrohen und einen andern, einen dänischen Entwickelungsgang jener Völker herbeiführen. Verlassen, ja verrathen vom Reiche und den hadernden Bewerbern um die Kaiserkrone, mußten Privaten die hohe Aufgabe der Nation, auswärtigen Handel und Seemacht zu erringen, übernehmen. Einzelne, im Süden kaum bekannte mittelbare Stände, die Bürger der Städte waren es, welche im ersten Drittheil des 13. Jahrhunderts das harte Dänenjoch abschüttelten, die deutsche Seeherrschaft gründeten; die Städte waren es im 14. und 15. Jahrhundert allein, welche den deutschen Norden, die Grenzen des Reichs mannhaft und glücklich gegen erneute Anmaßung der Könige Daciens und Vandaliens verfochten.

Viertes Capitel.

Fernere Entwickelung des Handels und der Seemacht Flanderns und des Niederlands. — Friesische Kreuzzüge. — Die vlämische Hansa. — Fall Waldemar's des Siegers. — Selbstbefreiung Lübecks. — Aufhebung des Strandrechts. — Altdeutsches Seerecht. — Diplomatische Grundlegung der deutschen Hansa (Osterlinge). — Wehrhafte Schiffahrt des rheinischen Städtebundes. — Preußen. — Liefland. — Erster gemeinschaftlicher Seekrieg der Hansestädte. — Die Schlacht bei Zirikſee (1304). — Marino Sanuto's Urtheil über Norddeutschlands Seemacht. — 1200—1300.

Die westliche Halbscheid der deutschen Bürger- und Seehandelswelt, die Städte in Flandern und an der West-

see, erfreuten sich, unter kleinern Gebietern, eines raschern Fortgangs und stiessen erst am Ende des 13. Jahrhunderts auf gefährliche Nachbarmächte. Zwar hatte schon König Philipp August, welcher die Oberlehnsherrlichkeit über Flandern ansprach, Böses im Sinne; aber seine Plane scheiterten an der Verbindung der Grafen mit England. König Johann ohne Land, im Gedränge vor geistlichen und weltlichen Feinden, hatte den angelsächsischen Seefahrerstolz wieder genährt; er rief das Gesetz Edgar's zurück, „daß fremde Schiffe in der engen See die Wimpel vor dem englischen Banner streichen sollten". Er gründete zuerst eine Königsflotte, indem er im Jahr 1212 die königlichen Docks zu Portsmouth anzulegen befahl; als Frankreich so arm an eigenen Schiffen war, daß im Jahr 1201 die Gesandten der hochfürstlichen Herren, die auf Fulko's von Neuilly Mahnung das Kreuz genommen, den Dogen und das Volk von Venedig in der St.-Marcuskirche fußfällig und mit Thränen um Fahrzeuge zur Ueberfahrt ins Heilige Land anflehen mußten [124]), konnte König Johann im Jahr 1213 unter dem Grafen Salisbury eine Flotte von 500 Schiffen an die Küste von Flandern schicken. Im berühmten Hafen von Damme, dem Swyn, lagen 1500 französische Barken, welche, jede etwa neun bis zehn Bewaffnete und einige Pferde tragend, ängstlich der Küste entlang gesegelt waren. Beim ersten Angriff der Engländer wichen die Franzosen, 300 Schiffe wurden mit ihrer Ladung erobert, mehr als 100 andere verbrannt [125]), und Philipp August, mit seinen Baronen herbeigeeilt, konnte nur an der Stadt Damme Rache nehmen, welche in Flammen aufging, aber schnell wieder herrlicher erstand.

Der Ursprung jener flanderischen Hansa — ein altflamändisches Wort, welches jede Verbindung bezeichnet, deren Mitglieder Beiträge zu gemeinsamen Zwecken entrichten — zog ihre Kraft nicht allein aus dem Landhandel mit Frankreich und den deutschen Städten, sondern fand ihren Haupthalt an der Hansa in London. Siebzehn Städte bildeten dieselbe; Brügge und Ypern standen an der Spitze; sie war ein Privatverein, welcher, unter geregelter innerer Verfassung, als einzige Compagnie der sie bildenden Städte, in England Großhandel trieb [126]). Sie schloß Handwerker aus, jeden, „dessen Nägel blau sind" (vom Färben), oder der seine Waaren auf der Straße ausruft, auch die Kleinhändler. Obgleich sie, eingeständig bis ins 14. Jahrhundert als deutsche Kaufleute betrachtet, doch unabhängig von der spätern deutschen Hansa, deren Schwerpunkt bei den Osterlingen, noch bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts blühte und die Vorgängerin der deutschen war, konnte sie, allen Freiheitseifers ungeachtet, keine politische Selbständigkeit gewinnen, da die Städte andern bürgerlichen Verhältnissen unterlagen. Gegenseitige Eifersucht mußte zeitig Händel zwischen den abgeschlossenen Flanderern und den deutschen Städten erregen; schon aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts besitzen wir einen Brief von zwölf namhaft gemachten sächsischen Städten, an deren Spitze Bremen, Stade und Hamburg, in welchem diese den Schöffen von Gent klagend vorwerfen, gegen die alte Gemeinschaft Ersatz für den Schaden zu fodern, den ihre Kaufleute auf dem Wege nach Sachsen erlitten. Es kann jedoch diese Urkunde nicht von Beraubung auf der See verstanden werden, weil von der Unmöglichkeit die Rede ist, den Beschädigern die Beute

auf ihren Bergschlössern wieder abzujagen [127]). Der Flanderer Handelsfleiß hielt mehr die Landverbindung, den Zwischenhandel, inne, während Westfriesen und Holländer die See als ihren Verkehrsweg betrachteten. Noch Piederich vom Elsaß konnte im Jahr 1164 einen Seekrieg mit dem Grafen Floris III. von Holland glücklich beenden (der seinerseits mit 300 Schiffen gegen die Stedinger gezogen war); Balduin VIII., späterer Kaiser von Konstantinopel, mußte bei Venedig um Schiffe zur Ueberfahrt nach dem Heiligen Lande bitten. In überraschendem Glanze, in kühner Vertrautheit mit dem Meere, geübt in allen Künsten des Schiffkriegs, zeigt sich uns die niederdeutsche Seemacht während des fünften Kreuzzuges (1217 — 20). Als Papst Innocenz III. die Christenheit zum heiligen Unternehmen aufrief, predigte besonders Oliverius, Domherr der Kirche zu Köln, mit so freudiger Begeisterung in Westfalen, Friesland und am Mittelrhein (1213), daß 50,000 Friesen, unter ihnen 8000 Knappen und 1000 geharnischte Ritter, das Kreuz empfingen und er die Hoffnung hegen konnte, allein aus dem Erzsprengel von Köln würden 300 Schiffe mit Pilgern, Waffen, Lebensmitteln und Kriegsgeräth nach dem Heiligen Lande ausfahren. Der große Zug verzögerte sich jedoch bis nach dem Tode des Papstes (1216), und bereits hatte König Andreas II. von Ungarn mit Herzog Leopold von Oestreich und vielen weltlichen und geistlichen Großen aus Ober- und Mitteldeutschland, unter ihnen auch Herzog Kasimir II. von Pommern, ohne Erfolg in Syrien gestritten (1217) und war der Ungar verdrossen heimgekehrt (1218), als die muthigen Pilger aus Niederdeutschland im Hafen von Akkon einliefen. Sie hatten inzwischen mancherlei Abenteuer erfahren.

Wegen ihres frommen Eifers hochbelobt von Honorius III., hatten die Länder des kölnischen Sprengels nicht weniger als 300 Schiffe zur Meerfahrt gerüstet, welche sich der Führung des Grafen Wilhelm von Holland und Georg's von Wied anvertrauten und bei Vlaardingen an der Maas versammelten, um durch die Meerenge von Gibraltar zu segeln, am 29. Mai 1217 in See stachen und schon am 3. Juni den Hafen von Dartmouth erreichten. Auch aus den Sprengeln von Bremen und Lüttich waren einige Koggen zu ihnen gestoßen. In Dartmouth verkündete man darauf die dienlichen Kriegsgesetze, erhob den Grafen Georg von Wied zum Anführer des Vordertreffens, den Grafen Wilhelm zum Oberhaupte des Zuges und Ordner der Hinterwache (Schout by Nacht); dessenungeachtet scheiterte während eines Regens und dichten Nebels ein Schiff von Mülheim an der britischen Küste. Am Vorgebirge St.-Mathieu in der Bretagne vorüber, mit wechselndem Oberbefehl, indem der Marschall von Köln die Hinterwache erhielt, gelangte die Flotte an Galiziens Küste, verehrte andachtsvoll das Grab des heiligen Jakob von Compostell, gewann durch den Zuspruch portugiesischer Geistlichen an Zuversicht und lief nach vielen Mühseligkeiten am 21. Juli in den Tajo ein. Wie 70 Jahre früher, ließ ein Theil der Pilger durch den Bischof von Lissabon sich bereden, zu Diensten der Kirche und des Königs Alfons II. ein Maurenschloß, Alcazar, erobern zu helfen. Beide Grafen mit ihrem Gefolge gingen auf das lockende Abenteuer ein; die Friesen dagegen duldeten im frommen Drange keine Unterbrechung ihres Zuges nach dem Heiligen Lande und setzten mit 86 Schiffen am 27. Juli ihre Fahrt fort. Während Jene, in Verbindung mit der portugie-

sischen Ritterbrüderschaft und zahlreichen Kriegern, die Belagerung der heidnischen Burg unverzüglich begannen, am 16. September in offener Feldschlacht vier maurische Könige ruhmvoll überwanden, Alcazar endlich im November zur Ergebung zwangen und zu Lissabon in Ruhe und Bequemlichkeit überwinterten, umfuhren die hastigern Friesen das Vorgebirge St.-Vincent und die Küste von Algarve, eroberten im Handstreiche die maurische Stadt Santa-Maria, plünderten und verbrannten den festen Ort und kamen schon am 4. August, nachdem sie nochmals Beute an den Ungläubigen gesucht, vor Cadiz. Auch diese reiche, prangende Stadt ward erobert und schonungslos verwüstet und nach bösem Unwetter am 15. August die gefürchtete Meerenge, welche Afrika und Europa scheidet, durchschifft. Statt nach Barcelona, durch Sturm nach der Insel Iviza und dann an die Mündung des Ebro getrieben, labten sich die erkrankten Pilger in Tortosa und erreichten, der spanischen Küste entlang, die Rast zu Toulon. Unkunde jener Gewässer nöthigte sie jedoch, im October nicht ohne Gefahr in die Häfen von Civita-Vecchia und Corneto zur Ueberwinterung einzulaufen, überall auf Geheiß des Papstes wegen ihres frommen Eifers mit hoher Gastlichkeit und Liebe empfangen. Verstärkt durch Pilger aus Mittelitalien und dankbar für so mannichfache Gutthaten, verließen die nordischen Gäste jene behaglichen Winterlager am Ende des März 1218, irrten, unkundig der Fahrt, an Lampadosa und Malta vorüber und feierten die Osterwoche theils bei Syrakus, theils in den Gewässern von Kandia. Dort über den weitern Weg berichtet, ankerten die Friesen endlich am 24. April im ersehnten Hafen von Akkon, auf die Mahnung des Dom-

herrn Oliverius ohne Säumen bereit, ihre heilige Kampfbegier an der Bezwingung Damiettes, des Schlüssels von Aegypten, zu bethätigen. Eben sammelten sich im Hafen des Schlosses der Pilger die Scharen König Johann's von Jerusalem, der drei geistlichen Ritterschaften des Herzogs Leopold von Oestreich und der übrigen Pilger, als die ungeduldigen Niederdeutschen schon unter Segel gingen, drei Tage darauf (29. Mai 1218) die Anker vor Damiette warfen und, gehorsam ihrem neuen Oberfeldherrn, dem Grafen von Saarbrück, sogleich sich auf der Nilinsel lagerten. Wir haben diese denkwürdige Fahrt der Niederdeutschen auf ihren Koggen und starken Rheinschiffen, ohne Compaß, ohne Seekarten, durch jene weiten, fremden Meere erzählt zum Beweis ihrer Kühnheit und ihres seemännischen Selbstvertrauens, im Gegensatz der Franzosen, welche erst fast volle drei Jahrhunderte später ihre Galeeren aus dem Hafen von Marseille in die Gewässer von Bretagne zu führen wagten; in Betreff der berühmten Belagerung von Damiette begnügen wir uns mit Andeutung derjenigen Ereignisse, welche für die Geschicklichkeit der Niederdeutschen in der Anwendung ihrer Schiffsrüstung, eine starke Seestadt zu bezwingen, bezeichnend sind. Bald nach der Ankunft der Friesen hatte auch die übrige deutsche Pilgerflotte unter den beiden Grafen, welche Lissabon am 31. März 1218 verlassen, am 7. April die Meerenge von Gibraltar durchschifft, sarazenische Geschwader verbrannt, in Stürmen viele Schaluppen verloren und in Barcelona, Marseille, Genua, Pisa oder Messina getrennt Schutz gesucht, sich zu gleichem Zwecke vor Damiette eingefunden; der Deutschen ehrenvolle Arbeit blieb, den Kettenthurm mit 70 gewölb-

ten Kammern zu bezwingen, welcher dicht bei der Stadt den mächtigen Nilstrom sperrte. Immer ungeduldig über jeden Verzug ihrer Kampfeshitze, errichteten die Friesen und andere Norddeutsche, geleitet durch den Grafen Adolf von Berg, Bruder des Erzbischofs von Köln, auf der Höhe des Mastbaums eines Schiffs ein Castell, jedoch ohne Sturmleitern, zur Stellung für ihre Armbrustschützen, und fügten den Ungläubigen, besonders denen auf der Verbindungsbrücke am Thurme, großen Schaden zu, bis das griechische Feuer ihre schwebende Feste ergriff. Darauf erbauten die nordischen Pilger, auf Mahnung ihres Domherrn, mit hohen Kosten in kurzer Zeit ein vielbewundertes Werk, ähnlich einer schwimmenden Burg. Zwei Schiffe, durch Balken und Taue verbunden, trugen auf vier hohen Mastbäumen einen Thurm, den Thierhäute gegen das Feuer schützten; unter demselben war eine Fallbrücke befestigt, die 30 Klafter über die Schiffsschnäbel fortragte. Alle Obersten des Pilgerheeres priesen das Werk als unübertrefflich; nach andächtiger Bittfahrt luden die Norddeutschen auserwählte Männer der andern Nationen ein, Ruhm und Gefahr mit ihnen beim Versuch am 24. August zu theilen, und schleppten dann durch ein kleineres Fahrzeug die ungeheure Maschine den geschwellten Strom aufwärts. Schon war die schwimmende Burg nach unsaglichen Mühen, unter dem Hagel geschleuderter Steine, am Thurme geankert, als das griechische Feuer die Fallbrücke ergriff und das Doppelschiff zu vernichten drohete. Bereits jubelten die Sarazenen, da bemeisterten die Pilger sich der Brunst, erneuerten den Kampf, erstieg ein junger Ritter aus dem Bisthum Lüttich zuerst das feindliche Gebäu und eroberte ein friesischer Jüngling,

Hajo Feveling, mit seinem Dreschflegel den Fahnenträger niederschlagend, das gelbe Panier des Sultans. Die Fahne des Kreuzes flatterte auf der Höhe des Thurms; da zündeten die verzweifelten Sarazenen das obere Stockwerk an, nöthigten die Sieger, sich auf ihre Fallbrücke zu flüchten, und ergaben sich erst in der zehnten Stunde des folgenden Tages, als die Pilger das untere Stockwerk bestürmten und die Besatzung durch den Rauch eines gewaltigen Feuers marterten. So ward durch die That der Niederdeutschen die Kette gesprengt, der Strom frei. Dennoch hinderten Ausfälle der Sarazenen, Seuchen und die Unbilden des Wetters den Fortgang der Belagerung; die Christen durften erst daran denken über den Nil zu setzen, als auch die Schiffbrücke mit ihren Thürmen oberhalb des eroberten Werkes gleichfalls durch die Deutschen, besonders durch die Anstrengung der Friesen, vermittels jenes kleinen Schleppschiffs zerstört war. Während die andern Kreuzfahrer, über den Strom gesetzt (5. Februar 1219), die Stadt umschlossen, behüteten die Friesen mit den übrigen Deutschen den frühern Lagerplatz gegen Anfälle der Ungläubigen und brachten ihre Schiffe willig zur Anfertigung einer zweiten bethürmten Brücke dar. Unter wechselndem Glücke wurde den ganzen Sommer über, als der Herzog von Oestreich und ein Theil der Deutschen heimgekehrt war, von der Land- und Wasserseite gestürmt und endlich, nach unsäglichen Leiden und Gefahren, in der Nacht zum 5. November 1219 die Mauer der leichenerfüllten Stadt erstiegen. Die ganze Christenheit erkannte ehrenvoll das kriegerische Geschick und die Ausdauer der Niederdeutschen an. „Freue dich, kölnisches Stiftsland" — schrieb der Domherr Oliverius —, „froh-

locke und preise den Herrn, weil du durch Schiffe, Waffen, Kriegsgeräthe und Kämpfer mehr geleistet hast als das ganze übrige deutsche Reich." Vielleicht noch jetzt werden in Harlem zur Verherrlichung der friesischen und holländischen Pilger in bestimmter Zeit zwei Glocken geläutet, welche dem Grafen von Holland aus Damiettes Beute zugefallen sein sollen, sowie um Neujahr Knaben das Abbild des mit Sägen versehenen Schiffs, welches die Brücke über den Nil sprengte, aus der großen Kirche durch die Straßen führen. In Köln und in dem deutschgebliebenen Niederland, das gleichgültiger gegen die Thaten der Altvordern sich verhielt, spricht keine Erinnerung für den bewährten Kreuzfahrermuth. Ob Graf Diether von Katzenelnbogen und die Pilgergesellschaft des Grafen Heinrich von Schwerin, jenes Verderbers des Dänen Waldemar, die wir in den Jahren 1219 und 1220 kurze Zeit in Damiette finden, aus norddeutschen Häfen ausgeschickt seien, können wir nicht entscheiden [128]).

Wir greifen der Zeitfolge um ein halbes Jahrhundert vor, um die Schilderung der Thaten Niederdeutscher als meerdurchschiffender Kreuzfahrer zu beenden. Wie die Friesen, am treuanhänglichsten der undankbaren Heimat und dem Götterdienste der Väter, die ersten Deutschen waren, welche frommen Dranges sich der Eroberung des Heiligen Grabes weiheten, so sind sie auch die Letzten unsers Volkes, welche glühende, streitbare Andacht über die See trieb. Als der fromme Ritterkönig, Ludwig IX., in Clemens' IV. Tagen, nochmals das Kreuz nahm (1268) und die übrige Christenheit, aus dem Rausche ernüchtert, müßig zuschaute, horchten allein die Friesen auf Bruder Gerard's, Dominikaners in Norden, Predigt, sammelten

Spenden in allen Kirchen und rüsteten sich, der Einladung des französischen Königs zu folgen, welcher im Mai 1269 aus Aiguesmortes auszuschiffen gedachte. Als Ludwig erst im April 1270 seine Pilgerfahrt angetreten — dem schwärmerischen Gottesstreiter fehlten eigene Schiffe —, ferner die Bezwingung von Tunis als Ziel des Unternehmens wünschenswerth erschienen, der Glaubensheld aber schon am 25. August 1270 dem Tode erlegen war und sein Nachfolger Philipp III., in Uebereinstimmung mit den Königen Karl von Neapel und Thibaut von Navarra, einen erträglichen Frieden mit dem Könige von Tunis der gefahrvollen Fortsetzung des Kampfes vorgezogen (Ende October 1270) und sie im Begriff standen heimzukehren, schlossen sich 500 Pilger aus Friesland von so kleinmüthigem Beginnen aus. Obgleich vor Tunis verspätet, hatten sie dennoch die Sache früh sehr ernst angegriffen. Um Mangel an Geld und Lebensmitteln zu verhüten, hatten die Volksgemeinden im Gau Finelingo, unweit Damm am Westrande der Emsmündung, dann in allen übrigen Gauen von Friesland bestimmt, jeder Pilger solle sieben Mark Sterling, die erfoderlichen Kleider und Waffen, sechs Fässer Butter, Vorrath von Schwein- und Ochsenfleisch nebst hinlänglichem Mehle mitnehmen; sodann segelten am 28. März 1269 (?) 50 Koggen, vier allein aus Finelingo, nach andachtsvoller Vorbereitung aus, lagen wegen widrigen Windes drei Wochen bei Borkum vor Anker, ließen am 2. Mai im Swyn ein und gelangten nach stürmischer Fahrt nach Marseille, wo ihnen kund ward, der König habe sich nach Tunis begeben. Entschlossen, ihren Lauf auf das Heilige Land selbst zu richten, ließen sie sich durch ihre Geistlichen, nicht ohne Widerspruch, bewegen,

dem Könige nach Afrika zu folgen, fanden ihn aber nicht mehr am Leben. Auf den Rath des Königs Karl von Sicilien den Grafen Heinrich von Lützelburg, Vater des spätern Kaisers, erwählend, wollten sie ungestüm sogleich an den Streit mit den Sarazenen, mußten aber harren, bis an sie die Reihe käme, merkten bald, daß es den Fürsten kein Ernst sei, und gingen ungeduldig noch vor vollem Abschluß des Friedens nach dem Heiligen Lande unter Segel. Obgleich zu einem kleinen Häuflein vermindert, wurden die frommen Eiferer doch zu Akkon von dem Erzbischof von Tyrus und den Ritterbrüdern freundlich aufgenommen, zogen zum Theil nach dem bedroheten Tyrus und kehrten im folgenden Jahre (1271), als die Christen nicht angefochten wurden und zum Kampfe gegen die Sarazenen ihre Zahl zu gering schien, mit Zustimmung der Prälaten und Meister des Heiligen Landes in ihre Heimat zurück. Wenige sahen dieselbe wieder; aber die Gesinnung und die ansehnlichen Spenden, welche sie zur Vertheidigung des Heiligen Landes zurückließen, bewirkten, daß die Südländer, besonders der edle Venetianer Marino Sanuto, der friesischen Pilger mit hoher Auszeichnung gedachten [129]). Mit diesem wohlgemeinten Zuge endeten die Fahrten streitbarer deutscher Wallbrüder im Mittelmeere; vereinzelt fochten Deutsche unter dem Banner der Ordensmeister zu Ptolemais (1291). Jener Roger von Flor, väterlicher Seits ein Deutscher, welcher, abgefallener Templerbruder, als des Hauses Aragon Admiral, ruhmvoll für Sicilien stritt, später die große Abenteurergesellschaft der Catalanen und Aragonesen nach Byzanz und Kleinasien führte und als letzter Cäsar der Romäer zu Adrianopel ermordet wurde (1307), trägt einen national-

gemischten Charakter an sich, war ein Zögling der Templermarine des Mittelmeeres und verräth schon die genuesische Seemannsschule [130]).

Inzwischen hatten Dortrecht und Antorf (Antwerpen) sich erhoben und den Hafen von Brügge und Sluys, das Swyn, als thätige Vermittler des brüggischen Welthandels benutzt. Während die Vlämingе vom politischen Zusammenhange der deutschen Hansa spröde sich fern hielten und nur hansische Hauptcomptoire zu Brügge und Damme gestatteten, werden wir die holländisch-friesischen Städte von der Südersee bis nach Zirikfee an der Osterschelde in guten und bösen Tagen den Osterlingen bis zur Trennung im 15. Jahrhundert verbunden sehen.

Köln, im innigen Zusammenhange mit den westfälischen und niederrheinischen Städten, der Vorortschaft würdig wegen seiner streitbaren Rheinschiffahrt bis ins fernste Meer hinaus, stärkte die gastliche Gewöhnung auf Londons Märkten. Wie schon König Richard den Kölnern die Abgabe von ihrer Gildehalle in London, am Strande oberhalb des Tower belegen, erlassen, sicherte Johann ohne Land ihnen im Jahr 1210 freien Zug mit ihren Waaren auch durch sein ganzes Gebiet, sowie König Heinrich III. (1235). Der mächtige Aufschwung bürgerlicher Freiheit der Kölner mochte ein Seitenstück der politischen Regsamkeit sein, die sie jenseit des deutschen Meeres kennen gelernt. Aber kühner Handelsgeist lockte die Kölner auch nach dem fernen Dänemark; Erich, Mitregent Waldemar's des Siegers, ertheilte den rheinischen Bürgern wie denen von Soest, welche mittelbar durch Köln oder durch sächsische Seestädte betheiligt waren, Schutz für Personen und Güter (1231 — 32) und befreite sie vom

Strandrecht [131]). Wie andererseits der edle Graf Wilhelm II. von Holland im Jahr 1243 zu Leyden dem „gemeinen Kaufmanne" von Lübeck und Hamburg besondern Schutz verhieß, und die Kölner in der Zerrüttung des Zwischenreichs den Vortheil eines bewaffneten Städtebundes erkannt hatten, sehen wir in bürgerlicher Entwickelung, im Capital, im Erwerbseifer, in wehrhafter Schiffahrtskunde, in ferner Colonisation, in zahllosen Anknüpfungspunkten des Handels mit nördlichen, östlichen und westlichen Ländern, die sämmtlichen Elemente beisammen, um, geschürzt in einen politisch-kaufmännischen Bund, als deutsche Hansa, als deutsche Seemacht zu erstehen. Denn inzwischen war längst die Lebensfrage des Nordens: dänische oder deutsche Herrschaft? siegreich entschieden.

Waldemar II., König der Dänen, Slawen und Nordalbingier, vom italienischen Hohenstaufen, dem jungen Friedrich II., im Besitz der ehemaligen Reichsländer jenseit der Elde und Elbe, sowie Slawiens bestätigt (1214?), Gebieter von Hamburg, im Namen der Kirche Eroberer Esthlands (1219), wo er das feste Schloß Reval erbaute, hatte seinen Unterthanen, den Lübeckern, zwar alle alten Vorrechte gutgeheißen, neue verliehen, ihnen zu Gunsten das Strandrecht abgeschafft, für sichere Schiffahrt an Schonens Küste durch Seezeichen gesorgt; zugleich aber auch eine Zwingveste in der Stadt aufgeführt, Travemünde durch einen Thurm gesperrt und seine Stellung als Herr auch sonst behauptet. Kein Wunder deshalb, daß die einst so gefreiten deutschen Bürger die verwegene, nicht eben rühmliche That des rachsüchtigen Grafen Gunzel von Schwerin, die Gefangennahme seines Beleidigers während des Schlafes auf dem Jagdhause (6. Mai 1223),

klug benutzten, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Als Nordalbingien das dänische Joch abgeschüttelt, suchten die Lübecker den unmittelbaren Schutz des Kaisers und Reichs, erwirkten im Jahr 1226 den ersten Gnadenbrief Friedrich's II. als Stadt des Reichs, erledigten sich, wie es heißt, beim Maigrävenspiele desselben Jahres der dänischen Besatzung und halfen, unter Führung ihres ritterlichen Bürgermeisters, Alexander von Soltwedel, im Jahr 1227 wacker bei Bornhövde streiten, als der Gefangene, um Abtretung aller Reichsgebiete und Slawiens, mit Ausnahme Rügens, losgekauft, wider beschworene Urfehde den Krieg begonnen. So war das nordöstliche slawische Deutschland der deutschen Entwickelung wiedergegeben und auch der Raum für deutsche Sittigung am finnischen Meerbusen gesichert. Aber die freie Stadt Lübeck mußte noch allein einen Kampf gegen König Waldemar und die Ansprüche des Grafen Adolf IV. von Holstein sowie seine ersten Rostra gewinnen. Eine dänische Flotte und ein vereinigtes Landheer umschlossen (1234) die Stadt und sperrten den Hafen. Da zersprengte ein lübisches Schiff, mit günstigem Winde herangesegelt, die Kette; die Kriegsfahrzeuge der Bürger suchten die Höhe des Meeres, und vor der Mündung der Warnow ward vom Morgen bis an den Abend mit Erbitterung gefochten. „Mit Hülfe Gottes des Allmächtigen und ihrer gerechten Sache" erlangten die Lübecker einen herrlichen Sieg, den ersten der deutschen Seemacht, obenein mit schwächerer Schiffszahl. Nachdem sie fünf große Schiffe gewonnen und verbrannt, die übrigen in den Grund gebohrt hatten, kehrten sie mit dem größten erbeuteten Schiffe, das 400 Mann Gewappneter trug, voll Freude in die Trave heim [132]).

Seitdem blieb Lübeck bei seiner Freiheit, und gehobenes Selbstgefühl, durch die That bewährt, bahnte ihm den Weg, als Vorort die deutschen Seestädte zu vertreten. Ein gegenseitiges Schutzbündniß, welches die Stadt im Jahr 1241 mit Hamburg schloß, um auf gemeinschaftliche Kosten mit bestimmter Anzahl von Bewaffneten und Kriegsschiffen die Straßen zwischen Trave und Elbe, sowie den Elbstrom bis an die See zu sichern, ist zwar nicht als Anfang der deutschen Hansa zu betrachten, die in ihrer ersten Ausdehnung zur gemeinschaftlichen Vertheidigung der Handelsvortheile und Behauptung der einzeln erworbenen Vorrechte an fremden Küsten erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts heraustrat; wol aber als erster Gedanke der Wehrhaftigkeit zur See und als Grundlage der mittelalterlichen deutschen Seemacht. Höhern Muth foderten bald die nächsten Jahre; von Waldemar's des Siegers Söhnen begann Erich Pflugpfennig (1241) auf die herrschsüchtigen Plane des Vaters zurückzukommen. Als er aus altem Hasse gegen die Lübecker ihre Schiffe in seinen Häfen, zumal die Heringsfänger im Sund und an der Küste von Schonen, anhielt, die Trave bedrohte, rüstete die Stadt ihre Koggen, größere Kriegsfahrzeuge. Unter dem erfahrenen Orlogshauptmann, Alexander von Soltwedel, ausgelaufen, verheerte die lübische Flotte die Küsten von Dänemark, eroberte und verbrannte Schloß Kopenhagen, Absalon's von Roeskilde kluges Werk (Sommer 1248), nnd kehrte mit reicher Beute heim. Auch Stralsund, das in Waldemar's des Siegers Tagen an der Enge von Strela unter Landeshoheit des Fürsten von Rügen entstand, aber noch nicht den Geist des deutschen Bürgerthums erfaßt hatte, mußte seine Hin-

neigung zu Dänemark schwer büßen. Die Lübecker zogen dorthin und verbrannten die noch schwächliche städtische Ansiedlung (1248, 1249?). Des Orlogs Hauptmann war gleichfalls „de bedderre vrome deghen, To torneye unde to zdynste ghar vorweghen, Alexander van Soltwedel, De mit siner manheit vordenede der eren sedel." [133]) Christoph I., Waldemar's dritter Sohn, dem König Abel im Jahr 1252 gefolgt, war dagegen glücklicher; als die Lübecker, Bundesfreunde der holsteinischen Herren, die Küsten von Schonen beunruhigten, verloren sie ein Seetreffen bei Skanoer, bezwangen aber die Städte auf Moen und Falster und nöthigten den König zu einem billigen Frieden (1254). Die Dürftigkeit der Nachrichten läßt uns leider nicht die Beschaffenheit der neuen deutschen Wehrflotte erkennen: die Koggen, Segelschiffe, unterschieden sich wol nur durch stärkere Bauart, mit hohem Bord und aufgethürmtem Vorder- und Hintertheil, und durch stärkere Bemannung mit Wappnern, die gewiß auch schon Armbrust und Bliden führten. — So weit über die Ausbildung der deutschen Seemacht in Bezug auf Wehrkraft bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts; die andere Seite, welche bereits sich herausstellte, die Macht im Handel, Colonisation und politischer Einheit, werden wir zusammenfassend andeuten.

Im fernen Welschland war inzwischen der letzte große Kaiser der Hohenstaufen, Friedrich II., welcher in männlich-reifem Alter die Angelegenheit des Nordens nicht aus dem Auge verloren, dem verhängnißvollen Kampfe gegen das geistliche Schwert und die italienische Bürgerfreiheit erlegen. Als König von Sicilien und Lombardien hatte es ihm nicht an einer stattlichen Flotte gefehlt;

der Fortschritt in der Schiffahrtskunde und in Ausrüstung war mit ihr gegangen; aber die Vereinigung arabischen und sicilischen, pisanischen und genuesischen Seewesens förderte noch nicht die Bestrebung des vereinzelten Nordens. Den Fortschritt des Schiffbauwesens seit Wilhelm's des Eroberers Zeit, besonders während der Kreuzzüge, erkennen wir an der Vorrichtung zum Transport der Pferde, welche im Jahr 1066 in die flachen, unbedeckten Fahrzeuge der Normannen am Zügel gezogen werden mußten. Weil es in Syrien an starken Streitrossen fehlte und man dergleichen aus dem Abendlande mitzuführen nöthig fand, versah man die tiefen, bauchigen Schiffe mit Thüren, „huis", und nannte diese Fahrzeuge französisch Vuissiers, lateinisch Naves Usseriae [134]). Friedrich II. ließ im Jahr 1224 zum Schutz des Heiligen Landes 50 Schiffe (Usseriae) von solcher Tragbarkeit bauen, daß sie 2000 Ritter mit ihren Rossen und Waffen und außerdem 10,000 Gerüstete mit allem Zubehör faßten. Auf den Landungsbrücken konnten die Ritter wohlgeordnet, ohne alle Gefahr, sogleich aus dem Raum zur Schlacht reiten. In Beziehung auf Größe und Bequemlichkeit der Schiffe war demnach der Fortschritt bei den Marinen des Mittelmeeres. Ins Heilige Land zog der Kaiser von Brindisi mit 20 Galeeren (1228) [135]); im Jahr 1243 lagen dagegen 80 pisanische und 45 kaiserliche Schiffe vor Genua; keineswegs kleine Fahrzeuge, da des Kaisers Admiralschiff — das größte und schönste, das man je gesehen — nicht weniger als 1000 Mann Besatzung trug [136]). Wir bemerken noch, daß alle Pilgerschiffe im 12. und 13. Jahrhundert das Kreuzbanner führten; nach Matthäus Paris beim Jahr 1188 jede Nation von ver-

schiedener Farbe, die Engländer weiße, die Franzosen rothe, die Flanderer grüne [137]).

Nach Friedrich's Tode versank das Deutsche Reich, schon in des Kaisers letzten Jahren von Parteiung zerrissen, in die traurigste Auflösung aller öffentlichen Verhältnisse. Der mühsam gehandhabte Landfriede kam in Vergessenheit, und das Gesetz des Stärkern galt allein. Dies empfand zumal das betriebsame Bürgerthum am Rhein und suchte in einem engen Bündnisse Hülfe und Schutz gegen zahllose Feinde unter Fürsten und Adel. Der junge Graf von Holland, Wilhelm II., durch päpstlichen Einfluß zum römischen König erkoren (1247), daheim an bürgerliche Freiheit gewöhnt, begünstigte, als Anhalt seiner unsichern Stellung, die männlichen Pläne der Rheinländer, welche auf das Beispiel der Lombarden blickten. Im Jahr 1254 empfing König Wilhelm die Kunde aus Mainz, daß mehr als 70 deutsche Städte einen Friedensbund geschlossen und um Bestätigung bäten [138]). Am 10. Juli 1254 bereits mit dem Entwurfe fertig, schritten die Bürger ungesäumt zur Zerstörung der Raubnester und entwickelten eine Streitbarkeit auf dem Rhein von Basel bis ins Niederland, die wir um so mehr als ein Moment zur Geschichte der deutschen Seemacht auffassen müssen, als die Schiffe des Niederrheins ihr seekundiges Volk längst an ferne Küsten trugen. Die Städte des Ober- und Niederlands, am 6. Oct. 1254 zu Worms versammelt, setzten nebst andern wohlthätigen Bestimmungen und Wehrmaßregeln zum Frommen aller Stände, zumal zum Schutz der Bauern, fest: daß die Gemeinwesen vom Einfluß der Mosel bis nach Basel hinauf 100 Kriegsschiffe, und die abwärts des Stromes 500 statt-

liche „naves bellicas", mit Armbrustschützen versehen, beim ersten Gebote bereit halten sollten [139]). Betrachten wir auch nur diejenigen Schiffe, welche von Köln aus bis zur Theilung des Stromes gestellt wurden, 500 an der Zahl, als Kriegsfahrzeuge nach Maßgabe der Zeit, und bemannen wir jedes nur mit 20 Armbrustschützen, so gewinnen wir eine Streitmacht von 10,000 Kriegsleuten, die allerdings fähig war, vereinzelte Gegner zu erdrücken und als Flotte auch mächtigern Seestaaten Sorge einzuflößen. Daß die rheinischen Gemeinwesen auch ihren Seehandel, oder zunächst die Fahrt bis ans offene Meer, dabei im Sinne hatten, lehrt die Satzung König Wilhelm's auf dem Reichshoftage zu Worms vom 6. Februar 1254, daß „der abscheuliche Brauch des Strandrechts, welcher in vielen Theilen Deutschlands im Schwunge sei", gänzlich abgeschafft werden solle [140]). Zersplitterte dieser Bund sich freilich bald, da die endlos vermittelten öffentlichen Verhältnisse in Westdeutschland, der langgestreckte Strom als Angriffs- und Vertheidigungsbasis eine Vereinigung der Wehrkraft erschwerten, so verfehlte das Beispiel doch nicht seine Rückwirkung auf die deutschen Seestädte, denen das Meer die Verbindung ihrer Kräfte für alle Fälle erleichterte.

Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis über die Hälfte des 16. hinaus ist die Geschichte Lübecks die Geschichte der Hansa, und die Geschichte der Hansa die Geschichte der deutschen Seemacht in ihrer Richtung, das kaufmännisch Gewonnene zu behaupten und zu mehren; daher wir uns einer Schilderung des Wesentlichen der deutschen Hansa nicht überheben können.

Vom Finnischen Meerbusen ab bis an die westliche

Bucht des Baltischen Meeres hatten deutsche Colonisation und der Erfolg der nordöstlichen Kreuzfahrten eine große Zahl deutscher Ansiedelungen hervorgerufen, die, besonders an Strömen, Küsten und sonst günstiger Wasserverbindung erbaut, von vornherein die kluge Absicht bethätigten, Sitze des Handels zu werden, zumal nur das Band der Schiffahrt ihr Bestehen sicherte. Besonders hatten die neuen Städte Preußens, Pommerns und Mecklenburgs jene, den alten verdrängten Bewohnern jener Gestade angeborene Vertrautheit mit dem Meere sich angeeignet, mit deutschem Verstande das seemännische Wesen ausgebildet, die Jenen kundbaren Bahnen und Fahrwasser verfolgt, neue aufgespürt und das von Einzelnen Ueberkommene zum Gemeingute einer Bevölkerung gemacht, welche ein rastloser Drang nach Gewinn durch überseeischen Handel bewegte. Da der größte Theil der Ansiedeler, aus dem deutschen Binnenlande zusammengeflossen, Neulinge auf dem Meere waren, müssen wir annehmen, daß in erster christlicher Zeit Annäherung und Verschmelzung mit undeutschen Elementen, als Schiffsknechten, Lootsen, Führern, nicht vermieden werden konnte, so spröde sonst Deutsches und Undeutsches sich sonderte. Wie können wir uns Eingeborene von Soest, Dortmund, Minden an Esthlands, Lieflands, Preußens Küsten anders als rührige Seefahrer vorstellen, als daß sie der Tüchtigkeit und Erfahrung Eingeborener bedurften? Jene neuen Bürger hatten nun einerseits mit den nordischen, östlichen und westlichen Reichen Verkehr angeknüpft, als kleine Privatcorporationen sich Vorrechte und Freiheiten erworben; andererseits durch Aneignung des lübischen Rechts eine merkwürdige Gleichheit der bürgerlichen Verhältnisse

entwickelt, und endlich von den Landesfürsten und sonstigen Gebietern den Genuß fast reichsstädtischer Unabhängigkeit zu erwirken gewußt. Da das wichtigste Interesse solcher Pflanzstädte auf Seehandel, nicht auf Ackerbau und Handwerken, beruhte, der Kaufmann und Schiffer den vornehmsten Bestandtheil des Gemeinwesens bildeten, so drängten sich ihre Hansen, ihre privat abgeschlossenen Gesellschaften, in den Vordergrund des gesammten städtischen Lebens und identificirte sich der Vortheil der kaufmännischen Gilden mit der Gesammtgeltung des Heimatortes. Die Verträge der Kaufmannsgesellschaft einer Stadt mit fernen Königen wurden die Verträge des Gemeinwesens selbst, nahmen den Charakter öffentlicher Staatsverträge an. So standen zahlreiche Städte im Nießbrauche von Handelsvorrechten in der Fremde und übten sie für sich, hatten auch wol früh, ohne urkundliche Abfassung, mit der nächsten Nachbarin zur gemeinschaftlichen Behauptung des Errungenen sich vereinigt; als ihnen im Drange der Zeit und mit Hinblick auf die sichere Stellung verbündeter Interessen klar wurde, was sie zu thun hätten. Der gemeine Kaufmann des Deutschen Reichs, welches auch Liefland umfaßte, seit der Deutsche Orden in Preußen mit den Schwertbrüdern sich verschmolzen, hatte zwar privatrechtliche Geltung in allen nordischen Reichen, in England, Schottland, in Frankreich; oft auch wurden schon Privilegien unbestimmt der ganzen deutschen Kaufmannswelt ertheilt: aber öffentliche, diplomatische Anerkennung eines Bundes der deutschen Seestädte überhaupt gebrach noch; Neid und Misgunst trennte die übelverstandenen Interessen. Da begann Lübecks Gedeihen, der Ruf seiner Streitbarkeit, das frü-

heste Bewußtsein der dortigen Bürger von einer Gemeinsamkeit der Interessen, auf das Gemüth des gemeinen deutschen Kaufmanns zu wirken; die Rigaer hatten schon im Jahr 1227 während der Fehde mit Waldemar auf Lübeck geblickt; im Jahr 1268 der Landmeister von Liefland übereinstimmende Maßregeln gegen die Großfürsten von Naugarden (Nowgorod) erwirkt; Reval, seit 1248 mit lübischem Rechte ausgestattet, sowie des Deutschen Ordens Städte, am frühesten Elbing, empfanden lebhafter das Bedürfniß einer politischen Einheit neben der sittlichen, welche jenes Recht gewährte. Wie durch einen höhern Instinct, ohne daß sich plötzlich der Gedanke entwickelte, welch ungeheure Macht aus gemeinsamem Wirken hervorgehe, erfaßte Lübeck den Beruf, der ihm, ohne Verabredung, von allen Seiten ungefodert zufiel, erst im Namen „des gemeinen Kaufmanns des römischen Reichs, welche Gothland besuchen", Verträge zu schließen (1252). Einen Kaiser, welcher, wie wol früher geschah, so wichtige Dinge übernommen, gab es nicht; die Vertretung durch Lübeck, als Träger eines Gesammtbestrebens, ward Gewöhnung, ohne daß es besonderer Vollmacht bedurfte. Bereits 1252 unterhandelte Brügge durch Lübecks Boten mit der Allgemeinheit. Die Gildehalle in London, jener gefreiete Kaufhof, den am frühesten Köln besessen, ward Gildehalle der deutschen Kaufleute; die spröden, einzelnen Hansen und Gesellschaften, bis auf die vlämischen, traten ins Dunkel zurück; aber von einer diplomatischen Befestigung des großen Bundes, der Lübeck als Vertreterin sich zuneigte, war noch nicht die Rede, ebenso wenig als urkundlich das Jahr nachgewiesen werden kann, wann jede einzelne Stadt dem Bunde sich beigesellt. Gleichwie die Ansiedelungen

im deutschen Osten, zu Städten erwachsen, dastehen, ohne daß ein Gründungsjahr kund wird, sind sie auch mitten in das Getriebe der Hansa hineingezogen, ohne daß eine Urkunde die nähern Umstände darthut. Zwar trat erst ein Jahrhundert später die Gliederung der Hansa in Drittel, dann in Viertel, der Gegensatz der Osterlinge gegen die Städte an der Westsee, hervor; der Entstehungsperiode gehört dagegen an, daß eine Anzahl Städte an der wendischen Küste, die mit dem Handel nach Dänemark und Norwegen, sowie mit dem Fischfang auf den Gewässern um Schonen sich beschäftigten, am frühesten als wendische Seestädte in näherer Verbindung, jedoch nur auf gewisse Jahre, sich einigten. Diese waren Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, nach 1233 aus einer Kirchmesse des Klosters Eldena rasch emporgeblüht, Anklam, Demmin, Stettin, der Sitz verwegener Seefahrer schon in der letzten Heidenzeit. So früh streitbaren Orten schlossen sich holländische und friesische Städte, welche Fischfang und Tauschhandel nach Schonen und Norwegen gelockt, Staveren, Kampen, Gröningen, zeitig an; auch die deutsche Handelsgesellschaft in Wisby auf Gothland, welche das älteste, in seinen Grundzügen lang beobachtete Seerecht niedergeschrieben; Riga an der Düna, das neben Reval und Dorpat den einträglichen Handel mit dem Kaufhofe zu Naugarden über Pleskow oder Narwa oder durch die Newa zunächst vermittelte, wurde anfangs unter den wendischen Seestädten mitbegriffen. Diese wendischen Seestädte, im ursprünglichen Kern aus Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald bestehend, in Westeuropa als Osterlinge zusammengefaßt,

stellten auch noch am spätesten die wehrhafte Kraft der Hansa dar.

Bereits hatten alle Fürsten an der Ost- und Nordsee dem Strandrecht zu Gunsten des gemeinen deutschen Kaufmanns entsagt, ehe noch die Kirche durch den Cardinal Guido (1265—67) ihren Fluch gegen die Uebung so unchristlichen Brauchs verkündet; bereits hatten die Hauptniederlagen im russischen Osten, der Hof zu Nowgorod seine Skra, das Comptoir zu Brügge, die Gildehalle zu London ihre gesetzliche Ordnung, und der deutsche Kaufmann in Bergen verheißliche Gerechtsame (1250); bereits war der rheinische Städtebund, dessen Glied, Minden, im Jahr 1256 die Hülfe Lübecks, Hamburgs, Stades und Derer jenseit der Elbe als „Zugehörigen des beschworenen Landfriedens" zum Beistand aufgefodert, wieder zerfallen, — als der erste Hansetag zu Lübeck (um 1260) das sichere Bestehen eines engern Verhältnisses verbürgte. In Gemeinschaft erwarben die wendischen Städte neue, erweiterten alte Vorrechte; die übermüthigen Weltkaufleute zu Brügge verloren zeitweise die deutsche Niederlage, die nach Ardenburg wanderte; eine Veränderung, welche die verwandten Binnenstädte tief in Obersachsen sich gefallen ließen. Da war es die Gesellschaft des gemeinen deutschen Kaufmanns in Wisby noch allein, welche, als Machtnebenbuhlerin Lübecks, gleichberechtigt, mit den Bürgern dieser Stadt die Gewässer von der Trave, dem Noresund bis nach Naugarden und dem östlichen Meere gegen Gewalt auf zehn Jahre zu schirmen sich vermaß (1280). Gleich darauf aber wandte sich Uebergewicht und Entscheidung auf diejenige Stadt, welche, als dem Reiche gehörig, gesetzliche Ordnung, den Ausfluß des neuerstarkten deut-

schen Königthums unter Rudolf von Habsburg, würdig zu vertreten Beruf empfing. Im slawisch-deutschen Binnenlande hatten nämlich die Markgrafen von Brandenburg, verbündet und verwandt mit dem gefallenen König von Böhmen, Ottokar, eine drückende Herrschaft begonnen, als der siegreiche Habsburger vermocht wurde, auch über den gefährdeten Nordosten des Reichs den Segen des Friedens zu verbreiten. Im Frühling und Vorsommer des Jahres 1283 erblicken wir in unsern Landen eine merkwürdige Thätigkeit. Unter Leitung des Herzogs Johann von Sachsen versammeln sich im Juni die Fürsten und Herren von Pommern und Mecklenburg zu Rostock mit den Abgeordneten der Städte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Demmin und Anklam, und schließen einen bewaffneten Bund zur Aufrechterhaltung des Friedens und zur Bestrafung der Ueberwältiger, besonders gegen den gemeinsamen Feind, die Markgrafen. Zwar betreffen die Bestimmungen der Waffenhülfe überwiegend die Fehde zu Lande, aber auch auf den Fall des Seekrieges werden die Seestädte verpflichtet, Orlogsschiffe zu stellen, welche Fürsten und Herren mit Wappnern zu bemannen haben [141]). So löbliche Gemeinsamkeit der Maßregeln gegen den inländischen Feind mußte, bei gesteigertem politischen Selbstgefühl der Städte, ihre Haltung, einem Beschädiger ihrer Handelsfreiheiten gegenüber, um so entschlossener machen. Die Wirkung solcher Einheit empfand zuerst Erich Priesterfeind, König von Norwegen. Als die Seestädte den Dänen, die mit Norwegen in Feindschaft standen, sich geneigt zeigten, da Erich Glipping den rostocker Schlüssen beigetreten, mishandelte der Normann die deutschen Kauffahrer, legte

Beschlag auf ihre Güter und gedachte ihren Handel in seinem Gebiete gar zu vernichten [142]. Aber die wendischen Städte wußten Mittel, den Zorn des unberathenen Königs zu strafen: in Verbindung mit Wisby und Riga rüsteten sie, unter Oberleitung der Lübecker, eine Kriegsflotte aus, verboten die Getreide- und Bierausfuhr an jene arme Küste, umschlossen die Häfen, landeten verwüstend (1284—85) und nöthigten den Geängstigten, die Vermittelung des Königs Magnus von Schweden zu suchen; ihm half nicht, daß er König Eduard I. dringend aufgefodert, sich am gemeinsamen Feinde zu rächen. Im vorgängigen Vertrage zu Kalmar (Juli 1285) verhieß er Genugthuung, und im Frieden, der dort am 31. October geschlossen wurde, gab er nicht allein die zu Bergen angehaltenen deutschen Schiffe heraus und versprach Entschädigung von 6000 Mark Silber, sondern er bestätigte auch die alten Handelsfreiheiten, dehnte dieselben auf die friesischen Städte Kampen, Staveren und Gröningen aus, und erkannte sogar drei abgeordnete Seestädte als Schiedsrichterinnen an, deren Ausspruch er sich in allen künftigen Streitigkeiten mit Dänemark zu unterwerfen gelobte [143]. Das Einverständniß mit dem deutschen Könige, welchem gemäß die Städte so zum Vortheil der gesammten Kaufmannswelt verfuhren, bezeichnet diese Kriegsthaten als Wirkung der deutschen Seemacht und erhöhete zumal das Ansehen von Lübeck, welches nur Bremen im übelverstandenen Interesse nicht anerkennen wollte. Die Nebenbuhlerin mußte sich beugen, und die Vorderstadt, mit Siegen geschmückt, unerbittlich gegen Räuber zu Lande und zu Wasser, zu deren Aufspürung selbst in der Nähe von Wismar Kriegsschiffe aufgestellt waren, hochbelobt

als unbestechliche Richterin in Kaufmannsstreitigkeiten, empfing im Jahr 1294 einen neuen Beweis des Vertrauens der Schwesterstädte, indem die Berufung auf den Ausspruch des lübischen Gerichts selbst vom Hofe zu Naugarden angenommen ward.

Von der Bauart und Rüstung der Kriegsschiffe aus dieser ersten Periode der hansischen Seemacht ist wenig Nachricht auf uns gekommen; die Abbildungen der Schiffe auf den alten lübischen Siegeln, ausgeführt durch ziemlich rohe Künstlerhand, gewähren kein Muster: es sind hochbordige Böte, mit Knauf und wunderlichen Köpfen vorn und hinten versehen, einmastig, ganz ähnlich den normännischen Fahrzeugen auf der Tapete von Bayeux; selbst das Steuer noch auf der Seite. Die Mannschaft der Friedekoggen, Orlogsschiffe (Liburnen), welche zur Sicherheit der Gewässer aufgestellt waren, wird als Söldner bezeichnet; in einem offenen Seekriege ging aber auch die kampfgeübte junge Gesellenschaft, unter eines Bürgermeisters Führung, an Bord: Vertrautheit mit der See, mit dem Schiffswesen, blieb fast jedem hansischen Bürger, zumal dem Kaufmanne, bis in das 16. Jahrhundert hinein. Die Kriegsschiffe unterschieden sich auch noch durch das hohe Castell, an beiden Enden aufgethürmt, auf welchem die Bliden, die großen Schiffs- und Mauerarmbrüste (Ballisten) ihren Platz hatten, deren zeitig Erwähnung geschieht. Die Kauffahrt machte nach Verschiedenheit der Wässer mancherlei Arten von Schiffsgefäßen nöthig; beim Jahr 1252 finden wir in einer Zollrolle für die deutschen Kaufleute, welche ein Bevollmächtigter von Lübeck im Namen derselben aufrichten half [144]), unterschieden: große, aus Balken gefügte Schiffe (magnae

naves trabeatae), Schiffe mit einem Löschboote zum Landen der Waaren; Einfahrer mit dem Steuerruder hinten oder zur Seite; Schuten mit hohem und niedrigem Bord, und Flußschiffe. Koggen und Bussen werden in englischen Häfen genannt; die Fahrt auf der Newa, Wolga, Narwa, Welika nach Bergen u. s. w. erfoderte sicher noch andere Mannichfaltigkeiten des Baues. Beim Jahr 1303 wird der ersten Eigennamen von Kauffahrteischiffen gedacht; in Lynn, einem vielbesuchten, aber wegen der Gewaltthätigkeit des dortigen Volkes berüchtigten Hafen am Ausfluß der Ouse, waren im Jahr 1303 wider Verbot zwei stralsunder Koggen, eine mit Namen „Skinkeuin" (Schenkewein?), die andere der „Stultenberg" (Stolze Berg?), eingelaufen [145]). In späterer Zeit benannte man größere Schiffe gewöhnlich nach Heiligen, Engeln u. s. w.

Während die Seemacht der Osterlinge, wie ihre Hansa, gegen Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts so ruhmvoll sich entwickelte, wurden Seekriegsereignisse von der Westsee weltkundig, die auffallend eine Umgestaltung des Schiffswesens im Mittelmeere vorbereiteten. In der Mündung der Ostschelde trafen die südeuropäische und nordwesteuropäische Marine heftig zusammen, und ereignete sich im Jahr 1304 eine der berühmtesten Seeschlachten des Mittelalters. Jener gewaltige Kampf um die Lehnsabhängigkeit und freie Ausbildung Flanderns, welcher im Jahr 1294 zwischen dem Grafen Guido dem Aeltern und König Philipp dem Schönen von Frankreich sich entzündete, war durch die Sporenschlacht bei Kortryk (1302), den Sieg der niedern Zünfte unter Pieter de Koning über die Barone des Valois und die Liliarden, den königlich gesinnten Adel der Grafschaft, nicht entschieden; Jo-

hann von Hennegau, der Graf Hollands aus neuem Stamme, Bundesfreund jener Krone, sah sich in den Streit um so näher hineingezogen, als unzufriedene Große auf Seeland mit dem Hause Dampierre, dem Inhaber des flanderischen Lehns, den Kaiser Albrecht herbeigerufen. Der holländische Heerbann zu Schiffe, den Kaiser in Nymwegen überraschend, hatte die Gefahr von Reichsseite her abgewandt; die seeländischen Aufrührer, zu spät mit 100 Schiffen herbeigekommen, wurden zwar im August 1300 von Johann geschlagen, hatten ihn aber darauf mit Hülfe der Dampierres gezwungen, Seeland bis an die Maas, die Stadt Zirikfee ausgenommen, abzutreten. Erst nach dem Siege des vlämischen Heeres bei derselben Stadt ward Südholland durch die Erhebung des Bürgervolks wieder befreit; nur die Insel Schouwen, mit Zirikfee, drohte beim neuen Ausbruch des Krieges im Jahr 1304 in die Gewalt der Vläminger zu gerathen. Graf Wilhelm, Johann's Sohn, rief nun, um jene Stadt zu entsetzen, den Beistand Philipp's IV. von Frankreich auf, der ein mächtiges Heer rüstete und, inzwischen Graf Guido von Flandern Zirikfee belagerte, den tapfern und erfahrenen Genuesen Rinieri de' Grimaldi als „Admiral" der französischen Flotte — den ersten, welchen die Geschichte kennt — dem Holländer zu Hülfe schickte. Wir haben schon früher die Genuesen als die siegreichen Förderer des Seewesens im Mittelmeere bezeichnet; jene Republik hatte 20 Jahre früher (1283) durch die ungeheure Niederlage bei Meloria Pisas Seemacht zerbrochen und erkannte nur noch die Venetianer als ebenbürtige Gegner in den Meeren von Konstantinopel bis nach der Enge von Sevilla. Der Reichthum an Galeeren und streitbarem

Schiffsvolke, namentlich an Armbrustschützen, erleichterte es den Genuesen, der Krone Frankreich, die keine Kriegsflotte besaß, gegen hohe Summen ihre Fahrzeuge zu borgen. Die Genuesen waren es, welche den heiligen Ludwig in Stand setzten, den unglücklichen Zug nach Aegypten zu unternehmen (1249); denn die 1800 großen und kleinen Schiffe, welche das Meer bei Cypern bedeckten [146]), kamen aus allen christlichen Häfen der Levante und der Inseln zusammen. Auch auf dem Zuge nach Tunis (1270) dienten die Genuesen dem Könige mit ihren Schiffen [147]). So war denn auch jener Held Rinieri mit 16 wohlgerüsteten Galeeren um Sold in die nördlichen Gewässer eingelaufen, hatte sich mit 20 französischen Fahrzeugen um Calais vereinigt, sowie mit einer ungenannten Zahl holländischer Schiffe, welche Graf Wilhelm befehligte. Als dieses stattliche Geschwader vor Ziriksee erschien, stellte sich ihm Graf Guido mit 80 Koggen, „nach Brauch jener Meere mit Castellen zur Schlacht gerüstet“ [148]), entgegen, und hoffte, vermittels seiner hochgethürmten Schiffe des geringgeachteten Feindes mächtig zu werden. Beim ersten Zusammenstoß gewannen die nordischen Orlogschiffe die Oberhand; der erfahrene Genuese, der Beschaffenheit jener Gewässer durch den Wechsel der Ebbe und Flut kundig, zog sich auf seinen niedrigen Schnellruderern zurück und gab den Vlämingern die französischen, auch wol die holländischen Schiffe preis. Schon jubelten die Vläminger über den Sieg, als der Admiral, den Eintritt der Flut erwartend, mit dem erfrischten Volke auf mächtig geruderten Galeeren, „wie auf Rossen im vollsten Lauf“, herbeieilte, mittels seiner Armbrustschützen und „Moschetti“ (Musketen, einer Art größerer Armbrüste)

mit Bliden und Feuerwerfen den schweren Koggen so heftig zusetzte, daß diese, ungewohnt solcher Kampfart und bei der starken Flut außer Stande, vor- oder rückwärts zu segeln, in rathlose Bestürzung verfielen. Die leichten Genueser warfen sich zwischen die hohen Wasserthürme; vier Galeeren machten sich an die große Kogge, welche, mit dem Hauptbanner geschmückt, den Grafen Guido und seine Barone trug; überwältigt durch die Pfeile und die behenden Welschen, welche, das Schwert in der Hand, von allen Seiten an Bord kletterten, mußte Herr Guido nach blutiger Gegenwehr sich gefangen geben. So erlitt die nordische Schiffkriegskunst im engen Gewässer unerwartet eine harte Niederlage; Zirikfee wurde entsetzt und der Graf von Dampierre wanderte als Gefangener nach Paris (August 1302) [149]). — Obgleich nun die alte, römische Trireme und das Ruderschiff, Alfred's Nachahahmung der Alten, so entscheidenden Vortheil davongetragen, ist es doch unbezweifelt, daß gerade die Genuesen ihre übliche, bisher so bewährte Schiffsbauart und Rüstung bald darauf gegen die nordische vertauschten und im Anfange des 14. Jahrhunderts die Verbesserer oder Erfinder des kunstreichen großen Segelschiffes wurden. Wohl erkannte Messer Rinieri, daß er nur dem engen, morastartigen Gewässer, der Flut seinen Sieg schuldig sei und auf offenem Meere wahrscheinlich den Kürzern gezogen haben würde. Giovanni Villani erzählt unmittelbar in Verbindung mit der Schlacht bei „Silengia in Selandia": als gleich darauf Seeräuber aus Bayonne auf Koggen durch die Enge von Sevilla in „diese unsere Meere" gekommen und großen Schaden angerichtet, seien von Stund an die Genuesen, Venetianer und Catalanen von ihrem

Brauche abgewichen, hätten die grofsen Galeeren verlassen und der Sicherheit und der mindern Kosten wegen mit Koggen zu segeln angefangen. „Und dieses war in unserm Seestaat eine grofse Veränderung." Dazu mag auch der sinnreiche Gebrauch der Magnetnadel, von dem zu reden wir uns noch vorbehalten, gekommen sein.

Italiener waren seit den ersten Kreuzzügen als kluge Kaufleute und Wucherer in den westlichen Seestädten Deutschlands vielfach heimisch geworden und hatten im Süden eine richtige Vorstellung über die Reichthümer, den Handel, die Schiffahrt, zumal über die Streitbarkeit jener unbekannten Küsten verbreitet. Als demnach zu Anfang des 14. Jahrhunderts der fromme und einsichtsvolle Venetianer Marino Sanuto die christliche Welt durchwanderte, um die Mittel zu prüfen, das heilige Land, welches nach Akkons Bezwingung (1291) ganz in die Hand der Ungläubigen gefallen, wiederzuerobern, besuchte er auch die Küsten der Westsee und des Baltischen Meeres, und entwarf in seiner Denkschrift an Papst Johannes XXII. im Jahr 1321 folgendes überraschende Bild von der Seemacht unserer Völker, der an der Westsee sowol als der Osterlinge[150]). Nachdem er des Sees von Luzern und des Konstanzer, der wegen seiner Gröfse das Deutsche Meer heifse, erwähnt und die Anwohner als tapfere Krieger und kühne Schiffer gerühmt, fährt Marino fort: „In Alamanniens Ländern wohnen viele Völker, welche sehr nützlich sein könnten, die Eroberung von Aegypten (sehr richtig ging sein Plan, von dort aus nach Syrien vorzudringen) auszuführen, insbesondere die Dithmarschen, welche in der äufsersten Grenze des Erzbisthums Bremen am Meere wohnen, und die

Friesen, welche abwärts von Westfalen am Meere wohnen, auch die Völker von Holland und Seeland, welche abwärts von der Grafschaft Geldern und Kleve an der See sitzen. Weil jene Völker auf Inseln und am Meeresufer und an großen Strömen wohnen, welche durch ihr Gebiet ins Meer fließen, verstehen sie auf süßem und salzenem Wasser trefflich zu schiffen, und könnte man bei ihnen trefflichen Rath und die beste Hülfe finden. Es sind aber auch in Holsatien und in Slawien, wo ich persönlich war, viele merkwürdige Landstriche, neben Flüssen und Seen, und angefüllt mit reichen (pinguibus) Einwohnern, nämlich Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Guspinal (verlesen für Grypswal) und Stettin, aus welchen eine große Menge guten Volks gezogen werden könnte, da in ihnen viele Orte sind, sowol am Gestade, als auf Inseln, mit einer Menge starker und muthiger Seeleute." Deshalb räth Marino dem heiligen Vater, auf jene Völker im ägyptischen Plane besondere Rücksicht zu nehmen, zumal mehr katholische Seefahrer am Ocean als am Mittelmeere heimisch seien. Desgleichen habe er, als er zur See von Venedig zum Hafen Sluys in Flandern mit bewaffneten Galeeren gekommen, sowol von Glaubwürdigen vernommen, als auch mit eigenen Augen gesehen, daß die Küste von Alamannien, wo jener Hafen sich befände, ihrer venetianischen Seeküste ganz gleichförmig sei; die Einwohner, stark und in Waffen wohl geübt, seien größtentheils Seeleute, andere zu Erdarbeiten fleißig und geübt, sonst auch reich an Geld und, was noch löblicher, zeigten sie den wärmsten Eifer für die Angelegenheit des Heiligen Landes. Sie würden deshalb mit den Venetia-

Brauche abgewichen, hätten die großen Galeeren verlassen und der Sicherheit und der mindern Kosten wegen mit Koggen zu segeln angefangen. „Und dieses war in unserm Seestaat eine große Veränderung.“ Dazu mag auch der sinnreiche Gebrauch der Magnetnadel, von dem zu reden wir uns noch vorbehalten, gekommen sein.

Italiener waren seit den ersten Kreuzzügen als kluge Kaufleute und Wucherer in den westlichen Seestädten Deutschlands vielfach heimisch geworden und hatten im Süden eine richtige Vorstellung über die Reichthümer, den Handel, die Schiffahrt, zumal über die Streitbarkeit jener unbekannten Küsten verbreitet. Als demnach zu Anfang des 14. Jahrhunderts der fromme und einsichtsvolle Venetianer Marino Sanuto die christliche Welt durchwanderte, um die Mittel zu prüfen, das heilige Land, welches nach Akkons Bezwingung (1291) ganz in die Hand der Ungläubigen gefallen, wiederzuerobern, besuchte er auch die Küsten der Westsee und des Baltischen Meeres, und entwarf in seiner Denkschrift an Papst Johannes XXII. im Jahr 1321 folgendes überraschende Bild von der Seemacht unserer Völker, der an der Westsee sowol als der Osterlinge[150]. Nachdem er des Sees von Luzern und des Konstanzer, der wegen seiner Größe das Deutsche Meer heiße, erwähnt und die Anwohner als tapfere Krieger und kühne Schiffer gerühmt, fährt Marino fort: „In Alamanniens Ländern wohnen viele Völker, welche sehr nützlich sein könnten, die Eroberung von Aegypten (sehr richtig ging sein Plan, von dort aus nach Syrien vorzudringen) auszuführen, insbesondere die Dithmarschen, welche in der äußersten Grenze des Erzbisthums Bremen am Meere wohnen, und die

Friesen, welche abwärts von Westfalen am Meere wohnen, auch die Völker von Holland und Seeland, welche abwärts von der Grafschaft Geldern und Kleve an der See sitzen. Weil jene Völker auf Inseln und am Meeresufer und an großen Strömen wohnen, welche durch ihr Gebiet ins Meer fließen, verstehen sie auf süßem und salzenem Wasser trefflich zu schiffen, und könnte man bei ihnen trefflichen Rath und die beste Hülfe finden. Es sind aber auch in Holsatien und in Slawien, wo ich persönlich war, viele merkwürdige Landstriche, neben Flüssen und Seen, und angefüllt mit reichen (pinguibus) Einwohnern, nämlich Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Guspinal (verlesen für Grypswal) und Stettin, aus welchen eine große Menge guten Volks gezogen werden könnte, da in ihnen viele Orte sind, sowol am Gestade, als auf Inseln, mit einer Menge starker und muthiger Seeleute." Deshalb räth Marino dem heiligen Vater, auf jene Völker im ägyptischen Plane besondere Rücksicht zu nehmen, zumal mehr katholische Seefahrer am Ocean als am Mittelmeere heimisch seien. Desgleichen habe er, als er zur See von Venedig zum Hafen Sluys in Flandern mit bewaffneten Galeeren gekommen, sowol von Glaubwürdigen vernommen, als auch mit eigenen Augen gesehen, daß die Küste von Alamannien, wo jener Hafen sich befände, ihrer venetianischen Seeküste ganz gleichförmig sei; die Einwohner, stark und in Waffen wohl geübt, seien größtentheils Seeleute, andere zu Erdarbeiten fleißig und geübt, sonst auch reich an Geld und, was noch löblicher, zeigten sie den wärmsten Eifer für die Angelegenheit des Heiligen Landes. Sie würden deshalb mit den Venetia-

nern sich wohl vertragen, wie denn schon in den Tagen der Eroberung von Konstantinopel sich erwiesen. Der umsichtige Venetianer gedachte aber nicht, die Norddeutschen auf ihren eigenen Schiffen nach Aegypten zu führen, sondern sein Plan war, daß sie zu Lande in Venedig zusammenflössen und von dort aus auf Galeeren, deren Bauart, Größe, Bewaffnung, Ruderzahl, Ausschmückung mit Fahnen, Sinnbildern, ja mit mancherlei ermuthigenden musikalischen Instrumenten er genau im Einzelnen angibt, überschifften. Begünstigt würde dieser Plan durch die Vertrautheit, in welcher die Alamannen mit den Venetianern ständen, sodaß ihrer Viele dort mit Weib und Kind lebten und, auf den venetianischen Flotten gebraucht, sich wacker hielten. Nur zwei Umstände fand Marino bedenklich: da die Deutschen gewaltige Esser seien, erwüchse Besorgniß für die Vorräthe, falls sie in den heißen Himmelsstrich kämen. Ferner weil sie aus großem Eifer zur Kreuzfahrt und dazu besonders befähigt, in so großer Zahl überschiffen könnten, daß in ihnen die Lust zur Herrschaft erwachte, möchte leicht nicht kleines Aergerniß entstehen, da ja die Venetianer nicht Herren, sondern Helfer begehrten. Doch würde ein tüchtiger und kluger Oberhauptmann wol dieser Besorgniß zu begegnen wissen.

So urtheilt ein Bürger der Meeresherrscherin von St.-Marcus über die Seemacht unserer Vorfahren am Anfange des 14. Jahrhunderts.

Fünftes Capitel.

Neue Geltung der dänischen Ansprüche auf das deutsche Wendenland unter König Erich Menwed. — Verdienst der wendischen Seestädte um die Behauptung der nördlichen Reichsgrenzen. — Gefährliche Wiedervereinigung des dänischen Staats durch Waldemar Atterdag. — Großer siegreicher Krieg der deutschen Hansa wider die Dänen. — Glanzvoller Friede zu Stralsund (1307—1370). — Gegenbild des englisch-französischen Seekriegswesens. — Schlacht bei Sluys (1340); erste Donnerbüchse zu Schiffe. — Treffen bei Rochelle (1372). — Große gemiethete Armada auf dem Swyn (1386).

Ungeachtet kräftiger Entwickelung des deutschen Städtewesens und der nachdrucksvollen Haltung der neuen deutschen Seemacht führten die ersten Jahrzehnde des 14. Jahrhunderts drohende Zeiten für das Reich herauf. Die französische Krone, erstarkt auf dem Haupte Philipp's des Schönen, überwältigte nicht allein die Vlämingen, sondern trachtete auch nach dem Kaiserreiche; die Valois fuhren fort, durch die römische Curie in Avignon die Würde des deutschen Reichs zu verhöhnen. Andererseits erwachte in den Königen Dänemarks das nicht verjährte Anrecht auf die Oberherrlichkeit im deutschen Wendenlande mit gesteigertem Erfolge. Kaiser Heinrich's von Lützelburg Erhebung wandte die eine Gefahr noch glücklich ab und ehreifrige Gesinnung der Kurfürsten in Ludwig's des Baiern Tagen begegnete dem Uebermuthe der französischen Päpste. Gegen den Dänen waren es aber nicht die Fürsten, welche Deutschlands Grenzen schirmten; aus Haß gegen die Bürgerfreiheit verriethen sie sogar die Bollwerke der nördlichen Reichsmarken. Den Städten allein, der deutschen See-

macht, gebührt das hohe Verdienst, hier Ehre und Unabhängigkeit von der fremden Krone gerettet zu haben.

Für einen Bund, wie der hansische, welcher aus der Gemeinschaft kaufmännischer Interessen, noch ohne Ahnung eines größern politischen Ziels erstanden, der Zersplitterung durch Sondervortheile leicht unterlag, zumal Bremen misgünstig auf Lübecks Stellung blickte, blieb die Macht Dänemarks eine überwiegende, wenn es einem Könige gelang, die heimischen Verhältnisse zu ordnen und die Kraft seiner weiten Besitzungen, die Gunst der Oertlichkeit derselben zur Vollgeltung zu erheben. Dänemark gebot noch theilweise in Esth- und Liefland; Rügen und Pommern bis zur Peene war ihm lehnsverpflichtet; es beherrschte die Belte und den Sund durch seine Besitzungen an beiden Gestaden; die wichtigste Erwerbart der deutschen Städte, die Fischerei an Schonens Küste, hing von Dänemarks Willkür ab, sowie die Verbindung der Osterlinge mit ihren Freunden an der Westsee. Hatte sich demnach ein Dänenkönig einmal daheim Ruhe verschafft, so war in seiner Hand ein ungeheurer Mittelreichthum, um den Titel: König der Wenden, den er nicht, wol aber den Tag von Bornhövde, vergessen, zur Thatsache zu machen. Muth und Gewalt dazu zeigte Erich Menved (1286—1319) und der deutschen Fürsten Groll gegen ihre Städte erleichterte ihm zeitweises Gelingen. Die Herren von Mecklenburg empfingen ihr Land als Lehn, Rostock mußte dem Könige huldigen, sah als Zwingveste die Danskeburg vor seinem Hafen erstehen; selbst Lübeck, dem Dänenkönige dankbar für Vermittelung in böser Landfehde mit Holstein und Mecklenburg, begab sich im Jahr 1307, uneingedenk früherer Noth und ruhmvoller

Siege, in dänischen Schutz um jährlich 700 Mark und gelobte sogar, sich nicht dawiderzusetzen, wenn das Reich jenem die Herrschaft über sie abträte [151]). So unerklärliche Schwäche des Vororts, die vielleicht mit innern Gebrechen der Gemeineverfassung in Verbindung steht, möchte die politische Gestaltung der Hansa vernichtet haben, hätte nicht längst kräftiges Leben auch in den Schwesterstädten sich geregt. Rostock, so gebunden es war, Wismar, an verwegenen Zünftlern früh bemerkbar, Greifswald und Stralsund erneuerten am 7. December 1308 ihren Bund, treu einander in Verfolgung ihres Rechts beizustehen; aber die Herren, gefügig der fremden Krone, verschworen sich im geheim zum Verderben der Städte, und als Wismar sich der Aufnahme des Gebieters, Heinrich's des Löwen, in seine Mauern weigerte, sah Rostock im Sommer 1311 erst das Hoflager des Dänenkönigs und aller deutschen und slawischen Fürsten jener Gegend vor seinen trotzig gesperrten Thoren und im Herbste Flotte und Heer im Hafen und vor der Stadt. Zwar halfen Stralsunder, Greifswalder, die dänischen Küsten verheerend, getreulich; dennoch mußte Rostock, um hohe Summen gestraft, sich demüthigen (1312). Stralsund, das nur dem Fürsten von Rügen, seinem Landesherrn, sich gebeugt, blieb noch aufrecht, würde aber auf die Dauer nicht widerstanden haben, wäre ihm nicht ein Helfer in Waldemar, Markgrafen von Brandenburg, erschienen. Zu Wasser und zu Lande umschlossen, siegten die Stralsunder im Hainholze (Juni 1316) und triumphirten nicht ohne Grund, als die Belagerer mit Schaden und Schimpf im Spätjahr abzogen. Der Friede zu Templin (November 1317)

schlichtete den Streit und Erich erkannte seinen Plan gescheitert, die wendischen Lande sich zu unterwerfen.

Der gleichzeitige Tod (1319) Erich's und Waldemar's von Brandenburg, um deren Personen die große Parteiung sich bewegt hatte, löste auf kurze Zeit die Spannung der norddeutschen Verhältnisse; neue politische Fragen verwickelten die deutsche und dänische Welt, und die Lübecker fanden Zeit, der schmählichen Vogteigewalt sich zu entziehen. Sie kauften im Jahr 1320 die Feste zu Travemünde und brachen jenen verhaßten Thurm bis auf den Grund; König Christoph II. weilte als Flüchtling in Lübecks Mauern (1327) und suchte bei den Seestädten Hülfe, in sein Reich heimzukehren; für große Handelsfreiheiten, jedoch mehr durch geschickte Bemühungen bei den Anhängern des vertriebenen Herrschers als durch Waffengewalt, begünstigten die Städte die Rückkehr des Titularkönigs in sein zerstückeltes Reich (1330). Als Dänemark so fast gänzlicher Auflösung nahe war, kündigte sich vom Nordosten her den Seestädten eine neue Gefahr an, indem Magnus Smäk die Kronen Norwegens und Schwedens vereinigte, Schonen als Erbstück der schwedischen einverleibte (1332) und als neuer König von Schonen bösen Willen gegen die Hansen kund gab. Aber wilde Zerrissenheit in seinen Reichen, die Unfähigkeit des gehaßten Schweden bannten die Sorgen, und Magnus, des Beistandes der Seestädte bedürftig, welche klug die Parteien im Gleichgewicht hielten, ertheilte im Jahr 1343 allen Kaufleuten der deutschen Hansa Vorrechte in kaum begrenzter Ausdehnung. Gleich darauf trat aber Dänemark, unter Waldemar III. Atterdag (1340—75) mühsam zur staatlichen Ordnung zurück-

geführt, um so drohender in die Stelle des Schweden. Klug entledigte der in sturmvoller Zeit gebildete Herrscher sich ferner nutzloser Besitzungen, wie Esthlands im Jahr 1347 an den Deutschen Orden, bestrebt, erst den Kern des dänischen Reichs zusammenzubringen. Sein Ansehen wuchs in Deutschland durch die entscheidende Haltung, die er in jener schamlosen Politik zwischen den Häusern Lützelburg und Baiern einnahm; auch die slawischen Fürsten beugten sich wiederum. Besorgt über solche Fortschritte, arbeiteten die Seestädte in der Stille, Unruhen im dänischen Lande zu stiften; aber die großen Tage der Eintracht und des Willens, der höchsten Entwickelung ihrer Staatsmacht, waren noch nicht gekommen; vor andern hatte Bremen noch nicht gelernt, einer allgemeinen Politik seine Sonderinteressen unterzuordnen.

Was die innere Gestaltung des Bundes betrifft, so hatte derselbe im Lauf des 14. Jahrhunderts an geregelter Gliederung gewonnen. Die Gesammtheit bestand aus drei Dritteln, deren erstes die wendischen, pommerschen und sächsischen Städte, Hamburg mit inbegriffen, umfaßte und Lübeck zum Hauptsitze hatte; das zweite bildete das westfälische, mit Köln an der Spitze; dazu wurden die preußischen gerechnet, wie die Schwestern in Geldern und an der Oberyssel (die friesischen, holländischen); das dritte Drittel begriff Gothland mit Wisby, den Liefländischen Städten und Reval in Esthland. Nur Bremen konnte seine Stelle nicht finden und war sogar gleichzeitig mit störenden Zerwürfnissen, welche Brügge, die Hauptniederlage des gemeinen deutschen Kaufmanns in Flandern, immer von neuem hervorrief, im Jahr 1355

verhanset, aus der Gemeinschaft gestoßen worden. Als aber die Bremer die Verarmung ihrer Stadt, die Verminderung der Volkszahl inne wurden, demüthigten sie sich im Sommer 1358 durch ihre Gewaltboten und erlangten wieder Aufnahme unter die Seestädte und die gemeinen Kaufleute der deutschen Hansa des heiligen römischen Reichs. Dankbar für solche Gunst, verpflichteten sie sich zu Lübeck im Jahr 1358, so oft sie durch die Bürgermeister Lübecks, Wismars, Rostocks, Stralsunds und Greifswalds zum Schutz des Noresunds aufgeboten würden, auf eigene Kosten ein gutes Schiff mit 50 Wappnern und nöthigem Kriegsgeräth zu stellen; foderten die Hamburger sie zur Beschirmung der Elbe auf, so gelobten sie ein Fahrzeug mit 100 Bewaffneten zu senden, wozu denn wol, die Seeleute mit inbegriffen, ein mächtiges Orlogschiff gehörte.

So einigten sich die deutschen Hansen, die wendischen Städte zumal wachsam, noch nicht ahnend, daß ihnen der größte, glorreichste Kampf bevorstehe. Da eroberte Waldemar im Juli 1360, „mit gutem Willen und Wissen" des elenden Schwedenkönigs Magnus, Schonen, Halland und Blekingen, fügte seinem Titel den eines Königs der Gothen hinzu, und so war das dänische Reich in seinem ursprünglichen Umfange zusammengebracht. In gespannter Erwartung harrten die Rathsboten der wendischen Städte zu Kopenhagen der Dinge, bereit, die herkömmliche Anerkennungssumme für die Bestätigung ihrer Freiheiten zu zahlen. Unter täuschender Friedensaussicht verstrich ein Jahr, als die betäubende Kunde erscholl, Waldemar habe, in Folge geheimer Abtretung des Königs Magnus, nach Oelands Einnahme, die In-

sel Gothland mit Kriegsmacht angefallen, und Wisby, den ältesten Sitz des deutschen Handels im Norden, nach tapferm, blutigem Widerstande durch Theidigung erobert (28. Juli 1361), nichtsdestoweniger aber geplündert und unsägliche Beute gewonnen. So bisher unerhörtes Verfahren, so höhnender Bruch alter Verträge, das Schicksal einer ehrwürdigen Schwesterstadt, welche durch ihre Seegesetze der Barbarei der Schiffahrt im Baltischen Meere entgegengetreten, erfüllte die sonst geduldigern Gemüther der deutschen Hansa mit nieempfundener Erbitterung. Auf die erste Zeitung versammelten sich die Rathsboten der Städte zu Greifswald und untersagten, bei Verlust der Güter und des Lebens, den Verkehr nach Dänemark und Schonen. Dann wurden schnell alle Streitigkeiten zwischen Lübeck, Magnus von Schweden und dessen Sohne, Hakon von Norwegen, geschlichtet; beide Könige schifften selbst nach Greifswald und schlossen am 7. September 1361 einen Waffenbund mit den wendischen Städten nebst Anklam, Stettin und Kolberg. Auch die preußischen Städte traten den gemeinsamen Maßregeln bei; getümmelvoll bestimmte man das Bundesaufgebot. Die nordischen Könige gelobten, schon auf den Spätherbst 2000 Ritter und Knechte nebst Schiffen und aller Nothdurft gegen Waldemar und die Räuber auf Schonen, Gothland und Oeland zu stellen, verpfändeten der Hansa ihre Schlösser und versprachen, Schonen nie ohne den Rath der Städte zu veräußern. Dagegen machte Lübeck sich anheischig, sechs Koggen und sechs Sniggen (Schuten) mit 600 Mann und mit Wurfgeschütz, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald ebenso viel, Kolberg, Stettin und Anklam nebst den

ihnen untergeordneten Orten dieselbe Zahl, Kolberg und Stettin noch jede mit einer Blide und den nöthigen Meistern zu rüsten; sowie verhältnißmäßig Hamburg, Bremen und Kiel zusammen 2780 Gewappnete aufzubringen. Der Angriff ward am 8. September bis nach Mitfasten 1362 verschoben und treues Zusammenhalten angelobt[152]). Waldemar empfing mit Gleichmuth den Fehdebrief. Der Winter hemmte zwar den Krieg, doch stärkte sich der Städtebund durch den Beitritt des Grafen von Holstein und segelten mit Anfang Mai 1361 die Orlogschiffe, geführt von Johann Wittenborg, unter ihnen viele Soldritter aus Westfalen und Sachsen, in den Sund. Als die schwedischen und normännischen Ritter ausblieben, griffen die Hansen, nach zwölfwöchentlichem Harren, Seeland an, eroberten Kopenhagen, wobei der Königssohn Christoph schwer verwundet wurde[153]), und landeten auf Schonen. Im Eifer, Helsingborg zu bezwingen; vernachlässigte aber der Hauptmann des Orlogs die Aufsicht über die Flotte; da kam Waldemar's Schiffsheer plötzlich (18. Juli) herbei, eroberte zwölf große hansische Koggen und setzte das gelandete Heer so in Schrecken, daß es, die Belagerung aufhebend, unter Theidigung mit schwerem Verluste heimkehrte. Herber Unmuth über so schimpflichen Ausgang, den allein die treubrüchigen Schweden verschuldet, lastete, neben dem Verluste an Gefangenen, auf den Gemeinden.

Magnus und Hakon erfuhren den Unfall zu Halmstadt, waren den Dänen jetzt preisgegeben und mußten obenein den empörten Bundesgenossen Schloß Borgholm auf Oeland verpfänden. Noch waren die Tage der Eintracht und römischer Sinnesfestigkeit nicht gekommen; fast

alle kleinern Hafenstädte an Pommerns und Mecklenburgs Küsten hatten, unbekümmert um das Ganze, des Verbots ungeachtet, den Verkehr mit Schonen fortgesetzt. Diese „Gäste" wurden zur Strafe vom Fischlager auf Schonen und dem hansischen Bürgerrechte ausgeschlossen. Ein Stillstand, zu Rostock im November 1362 bis auf Anfang des Jahrs 1364 geschlossen, sicherte freien Verkehr; aber das Erlittene brannte den Bürgern auf der Seele, und der unglückliche oder unvorsichtige Orlogshauptmann mußte zu Lübeck mit dem Kopfe büßen. Auch für Magnus von Schweden blieb die Strafe nicht aus: während die Hansen über Nichterfüllung des Vertrags klagten, ließ Hakon von Waldemar sich umgarnen und vermählte sich zu Kopenhagen mit Margaretha, der Tochter und Erbin des dänischen Königs; gesteigerte Verachtung der schwedischen Großen gegen Magnus hatte dagegen seine Absetzung und die Berufung Albrecht's, Herzogs von Mecklenburg, auf den Thron zur Folge. Gesichert durch solche Wendung, beeilte Waldemar sich nicht, die Bedingungen des Friedens zu erledigen, weshalb die Städte von neuem sich über ein Bündniß mit Holstein und Mecklenburg einigten. Wichtige allgemeine Angelegenheiten der christlichen Welt, auch wol Sorge für die Zukunft, vermochten den König Waldemar, sein unruhiges, unbeerbtes Reich der Obhut seiner Räthe zu vertrauen und nach Deutschland zum Kaiser zu reisen; so unsicher war der Waffenanstand, daß die hansischen Vororte den deutschen Kaufmann in England, Flandern, Schweden und Norwegen gebieterisch erinnern mußten, nicht durch den Sund zu schiffen, sie bereits über die Wahl neuer Kriegshäupter sich beriethen und schon am

6. Januar 1364 kühnen Raubschiffern zu Stralsund erlaubten, auf Abenteuer an die dänische Küste auszusegeln. Mit dem Segen des Papstes aus Avignon heimgekehrt, fand Waldemar (Sommer 1364) Magnus der Krone entsetzt, Albrecht von Mecklenburg erwählt, die Hansa noch furchtsam und auf Tagefahrten durch ihre Landesherren, die Begünstiger der Fürstenpolitik, beirrt. Noch nicht entschlossen genug, von solchem Hemmniß sich zu befreien, nahmen die Städte die fürstliche, parteiische Vermittelung an und gingen zu Stralsund im Juni 1364 eine Einigung ein, kraft welcher die dänischen Reichsräthe die alten Handelsverhältnisse im Allgemeinen herstellten, aber weder Verminderung des Zolls, noch Entschädigung für die Verluste auf Wisby, noch Erstattung des Lösegelds für die Gefangenen zusicherten. So hatte der Fürsten scheinbar wohlwollende Vermittelung keinen Vortheil gewährt, da obenein der König zögerte, den Friedensvertrag zu besiegeln, der bis Fasten 1368 gelten sollte. Das Volk der Städte mußte begreifen, daß alle Fürsten, heimische und fremde, ihm gegenüber, eine gemeinsame Politik verfolgten. Erst die große Lossagung von misgünstiger Vormundschaft brachte die Wendung hervor, verbürgte den Sieg.

Waldemar, nicht zufrieden mit erlisteten Vortheilen, ergriff die Waffen gegen den neuen Schwedenkönig Albrecht und beschwor durch Geringschätzung und Gewaltthat die Rache herbei. Die wendischen Städte, schon im Sommer 1366 zu neuem Waffenbündniß bereit, verboten, als Klage über dänische Unredlichkeit nicht fruchtete, im Jahr 1367 vorläufig die Schiffahrt in den Norden und beraumten, endlich überzeugt, daß gütliche Mittel nicht zum Rechte führten,

auf den 6. September 1367 einen Tag aller Hansen in Köln an, um über siebenfache Kränkung sich zu berathen und den Kampf zugleich mit Dänemark und mit Norwegen zu beginnen, weil Hakon, der untreue Bundesgenosse vom Jahr 1361, alle Unbilden seines Schwiegervaters gegen die Hansen theilte. Zu Rostock setzte man dieses Parlament des deutschen Bürgerthums, um auch die Preußen zu berufen, auf Martini fest und hielt die Vorberathung zum Kampfe möglichst geheim. Die heilige Stadt Köln sah vom 11.—19. November 1367 die getümmelvolle Versammlung der allgemeinen nord- und mitteldeutschen Bürgerwelt; das wendische Drittel, die preußischen Städte, die Holländer und die übrigen bundesverwandten Städte an der Südersee und von Seeland, vertreten durch ihre vornehmsten Bürger, beschlossen am 19. November, „wegen mancherlei Unrechts und Schadens, welche ihnen die Könige Dänemarks und Schwedens gethan und noch thäten, deren Feinde zu werden und männiglich sich einander zu helfen"[154]). Die wendischen Städte mit den liefländischen und zugehörigen sollten zehn Koggen, je mit 100 Wohlgewappneten, und zu jeder eine Schute und eine Snigge stellen; die von Preußen fünf Koggen; die von Kampen eine Kogge und zwei Rheinschiffe mit anderthalbhundert Mann, desgleichen Amsterdam, Dortrecht, Staveren, Harderwyk und alle Städte bei der Südersee, mit Ausnahme Kampens. Die von Seeland, zu welchen besonders Zirikzee gehörte, zwei Koggen mit 200 Mann, darunter je 20 guter Schützen mit starken Armbrüsten. Die westlichen Bundesgenossen sollten bei gutem Winde Palmsonntag 1368 aussegeln und am Marstrande, Norwegens Küste

gegenüber, zur Fahrt in den Oeresund sich sammeln; die wendische und preußische Flotte bereitete sich, in der Osterzeit (9. April) zu den übrigen im Oeresunde zu stoßen. Die Bredekoggen (Kauffahrer) blieben im Gefolge und unter dem Schutze der Orlogschiffe und durften, obgleich mit bewaffneten Kaufleuten besetzt, nicht ohne Erlaubniß der Hauptleute weitersegeln. Ewige Friedlosigkeit bedrohte die Seefahrer, selbst die ledig Angesessenen, welche aus den Städten sich in Feindes Dienst begäben; verhanset waren Orte, welche den Beschlüssen sich entzogen, und geächtet, wer heimlich einem der Könige Speise oder Waffen zuführte. Ein allgemeiner Pfundzoll sollte die Kosten bestreiten; alle Vortheile und Freiheiten, die man erstritt, blieben gemeinsam; nur von den Kosten, welche den wendischen Städten aus dem Bunde mit König Albrecht von Schweden und dessen Vater, Herzog Albrecht von Mecklenburg, erwuchsen, waren die preußischen und westlichen Städte befreit. Nach so starkmüthiger Vereinbarung, die besonders Herr Gerhard von Attendorn, Rathmann von Lübeck, und Bertram Wulflamm von Stralsund feuereifrig betrieben, und nachdem Bevollmächtigte abgeordnet waren, um den Rath zu Hamburg, Braunschweig, Hildesheim, Magdeburg, Hameln, Hannover, Lüneburg, Bremen, Stade, Kiel, Greifswald, Anklam, Stettin, Stargard, Kolberg, Riga, Dorpat, Reval, Pernau und deren Nachbarn noch eigens zu verständigen, beschloß der engere Ausschuß zu Lübeck am 8. December 1367 Klagschreiben an Kaiser und Stände abzusenden, den Fehdebrief aller Städte am 19. März von Lübeck aus zu überantworten.

Der Mecklenburger und Holsteiner, sowie des misvergnügten Adels in Jütland sicher, antworteten die Städteboten auf der Tagefahrt zu Lübeck (2. Februar 1368) den spähenden Gesandten Waldemar's auf deren Drohung mit Papst, Kaiser und Fürsten: „Der König nimmt uns unsere Schiffe und unser Gut bei Frieden und binnen guter Sühne; thäten wir desgleichen, da wäre unsere Ehre wohl verwahrt." Eifrig beendete man die letzten Vorbereitungen, berieth, ob Pferde mitzunehmen, bestellte Hauptleute, die Lübecker Bruno Warendorp, Johann Schepenstede und Gerhard von Attendorn; man ordnete die Mitgabe von Belagerungsgeräth und je 20 Pferden auf 100 Bewaffnete an. So mit dem ersten Frühling zum grimmigen Anfall bereit, die Schlösser der fürstlichen Vasallen bedrohend, falls sie den Königen Beistand leisteten, ja den Fürsten, wenn sie sich gelüsten ließen, dem Lehnsherrn zu Hülfe zu ziehen, die Sperrung der Flußmündung, wie der Peene, durch bewaffnete Schiffe, ankündigend, sandten die Verbundenen, der deutsche Seestaat, wie wir sagen dürfen, in faßlicher Weise auf 77 angegeben, zur Osterzeit ihre Fehdebriefe an Waldemar, welche den bekannten unköniglichen Witz als Antwort hervorlockten. Aber der vermessenen Worte ungeachtet: „er frage so wenig nach ihnen, als nach dem Bisse von siebenundsiebzig Gänsen", schiffte der König am 6. April, als das Meer noch offen war, mit großen Schätzen aus seinem Reiche, mit Hinterlassung einer Vollmacht an den Reichsvorsteher, Henning von Putbus, und die Reichsräthe, das Gewitter zu beschwören. Hinter ihm geschah, wie zu

Köln beschlossen worden. Im April warfen sich die Hansen mit zermalmender Gewalt auf den treulosen Hakon, plünderten und verbrannten Städte und Ortschaften an Norwegens Südküste. Angstvoll bot der Eidam Waldemar's einen Stillstand, den man ihm bis Ostern 1369 gewährte. Im Maimonat fiel die Strafe auf das dänische Reich selbst: Kopenhagen ward erobert, geplündert; die Hansen, eins geworden, den Hafen zu versenken, verschoben noch die Zerstörung des Schlosses. Nirgend eine Spur kräftigen Widerstandes. Die Burgen Helsingör, Nyköbing, Aalholm fielen und Seeland mußte Raub und Mord erfahren. Deutschland trat in diesen times of old den Krieg mit seiner Seemacht an, konnte deshalb gerade auf den Sitz dänischer Macht, die Inseln, losgehen, sie überwältigen, ohne sich auf einen fruchtlosen Feldzug nach Jütland zu beschränken, das den Hansen, wie vier Jahrhunderte früher dem Kaiser Otto I., wol auch nicht lange widerstanden haben würde. Inzwischen hatte Albrecht von Schweden Schonens Städte bezwungen, belagerte Helsingborg; die Holsteiner griffen im Westen zu; der Sund war den Hansen, wessen bedurften sie weiter? Ohne Prahlerei, mit bescheidenen Worten, meldeten die Hansen die Erfolge gerechter Waffen den Städten des Inlandes bis nach Thüringen, Schlesien und in die Lausitz; den märkischen und uckermärkischen Handelsorten, welche die Sache der gemeinen deutschen Bürgerwelt umfaßten, schrieben sie, Fürsten und Herren entgegenzuarbeiten, falls sie dem Könige Beistand leisten wollten. Edel lautete ihre Sprache: „Gott ist Zeuge, daß wir für unsere, unserer Bürger und aller Kaufleute Gerechtigkeit nothgedrungen kämpfen."

Aber die fürstlichen Freunde Waldemar's durften sich nicht regen; der umherwandernde König war nirgend sicher; man fahndete überall auf seine geheimen Geldzuträger, laut den Bursprachen.

Als erste Frucht des Sieges verhieß Albrecht den Seestädten, welche die Besatzung in den eroberten Schlössern unterhielten, unschätzbare Freiheiten auf Schonens Küste[165]). Das Bewußtsein der Kämpfenden war so gehoben, daß sie auch im März 1369 auf der Tagefahrt zu Lübeck einmüthig beim Kriege beharrten und festsetzten, ihre Beschlüsse verpflichteten die ganze deutsche Kaufmannswelt des Auslandes, gleichgültig, ob im Kriegsbunde oder nicht, und solche Willensmeinung in die Städte des Westens, nach Flandern, ja nach England ausgehen ließen. Aller Blick war gespannt auf den Fall von Helsingborg; in den wendischen Städten harrte die Zunft der Steinmetzen, um auf die erste Kunde dorthin zu eilen und das Schloß zu brechen. Sichern Sieg in Händen und des ungetheilten Besitzes aller Schlösser und Gebiete Schonens, selbst noch zwei Jahre über die Erstattung der Kosten hinaus, strickten die Hansen dem Dänen auch den Markgrafen Otto von Brandenburg, seinen einzigen muthigen Helfer, ab; aber Helsingborg hielt sich tapfer, deshalb wurde die Fortsetzung der Fehde auch auf das dritte Jahr beschlossen. Solche Rüstung schreckte den Reichsverweser und weltliche wie geistliche Reichsräthe; verlassen vom Könige, der in der Ferne weilte, begaben sie sich nach Stralsund und unterhandelten über vollkommenen Frieden (November 1369), der dann am 24. Mai 1370 durch den Beitritt der hohen Geistlichkeit Gültigkeit gewann. Der glänzende Friede

zu Stralsund war würdiger Lohn einer Kriegsanstrengung gegen Dänemark, dergleichen Deutschlands Volk, wenn es darf, bis auf diesen Tag fähig ist; damals errang den Lohn das Bürgerthum Norddeutschlands allein, eine Verbrüderung zwar, die sich westlich von Narwa bis zum Swyn, bis Brügge und Gent längs einer 350 Meilen langen Küste geschlossen. Der Friede von Stralsund bedingte den Hansen wegen des erlittenen Schadens auf 15 Jahre Besitz und zwei Drittel aller Einnahme aus den Schlössern Schonens und den Voigteien Helsingborg, Malmoe, Skanoer und Falsterbode, und überdies Warberg auf Halland. Nach 15 Jahren sollten diese Gebiete dem Reiche wieder zurückgegeben werden. Die wesentlichste Bedingung aber, welche die Ohnmacht des nordischen Reichs auch auf die Zukunft übertrug, lautete: „Waldemar müsse diese Artikel mit dem großen Insiegel besiegeln, wolle er bei seinem Reiche bleiben, und dasselbe keinem andern Herrn gestatten. Würde der König bei seinen Lebzeiten seinem Reiche einen andern Herrn gestatten, dann dürften die dänischen Bevollmächtigten des Friedensschlusses solches nicht gewähren, als mit dem Rathe der Städte und daß jener den Städten ihre Freiheiten besiegelt habe[156])."

So wurde durch die herrliche Kraftentwickelung des norddeutschen Bürgerthums die Herrschaft der Hansen über die skandinavischen Reiche erfochten, als die Fürsten dem gebieterischen Dänen sich neigten: so wurde einem Grundsatze Geltung verliehen, kraft dessen bis ins 16. Jahrhundert Waldemar's des Großen Nachfolge, das Königreich Norwegen und Schweden, in der Hand der Bürger stand! Alles, was der umherirrende Kö-

nig erwirkte, war das Gebot Kaiser Karl's IV. an mehre Fürsten: „Eingeborene und Auswärtige, welche ihrem natürlichen Herrn meineidig geworden, vorzuladen und, wenn sie schuldig, in die Reichsacht zu thun." Gebrochenen Muths, nachdem die mitleidlosen Hansen seine Bitten, ihm das Erbe seiner Väter herauszugeben, abgewiesen, untersiegelte Waldemar, und starb, der letzte der Estriden, am 24. October 1375. Ein Erbstreit entbrannte zwischen den Söhnen beider Töchter des Letzlings, Oluf von Norwegen, dem Sohne Margaretha's und Hakon's, und Albrecht, dem Sohne der Ingeborg und Heinrich's von Mecklenburg. Klüglich zögerten die Hansen zu entscheiden, hätten es jedoch auch von vornherein verhindern müssen, daß nicht Oluf, der Erbe Norwegens, von den dänischen Ständen erkoren wurde (1376). Zufrieden mit der Bestätigung aller ihrer Vorrechte, erkannten sie Oluf an, der ja an dem jungen Albrecht von Mecklenburg einen unverächtlichen Nebenbuhler um Dänemarks Krone zu fürchten hatte. Aber die Dinge kamen anders als die kaufmännische Klugheit berechnet; das Schicksal begünstigte die Pläne der männlichgesinnten Margaretha; die Union von Kalmar entstand, und sturmvolle anderthalb Jahrhunderte hindurch blieb es die Lebensaufgabe der Hansa, diese erdrückende Einheit aufzulösen.

Der Ruf solcher Thaten, welche die Bürger allein ausgeführt, ohne die Fürsten, deren Einmischung die Sache nur verdorben haben würde, erfüllte Europa und steigerte das Ansehen der bürgerlichen deutschen Seemacht auf den Gipfel. Zwar hatten um die Mitte des 14. Jahrhunderts auch die westlichen Königreiche große

Kraft zur See entwickelt und berühmte Schiffstreffen geliefert, welche die Chroniken im Gedächtniß der Nachwelt erhielten, während die hansischen Siege vergessen wurden; aber der Erfolg, jener ungeheure Umschwung der Verhältnisse gaben ihnen Zeugniß, unterdessen die gefeierten Ritterturniere zu Schiffe die Entscheidung nicht mit sich führten. Wie den folgenreichsten Waffenereignissen der Deutschen im 14. Jahrhundert überhaupt das chevalereske Gepräge fehlte, jener Farbenglanz, welchen die Chronik eines Jean Froissart über die Thaten der Franzosen, Engländer und Spanier verbreitet; wie eine Schlacht von Ampfing, bei Woltersdorf (1316) und am Kremmerdamme, gegen die Felder von Tarifa, Halidonhill, Nevilscroß, Cressy, Maupertius in ziemlich unscheinbaren Hintergrund tritt: so machten auch die Persönlichkeiten eines Ludwig des Baiern, eines Waldemar von Brandenburg, des kleinen Barnim von Pommern nicht den imposanten Eindruck eines Eduard von Windsor, Philipp's von Valois oder Alfons' XI. Was bedeutet nun gar ein Seifried Schweppermann gegen den Schotten Douglas oder Randolf, oder vollends gegen Bertrand du Guesclin? Die deutsche Natur von gröberm Korn gegen die phantastische Ritterlichkeit des Adels in Westeuropa! So erging es auch den hansischen Thaten zur See; so nachhaltige Folgen an dieselben sich reihten, fanden jene Anstrengungen einer nüchternen, hausbackenen Kaufmannswelt keinen Froissart, keinen Giovanni Villani, wie die farbigen, markirten Ereignisse bei Sluys, Rochelle. Ein Rathsherr von Lübeck, wie Gerhard von Attendorn, ein Bruno von Warendorp, Bürgermeister, Anführer der „Vlotte“ und

Hauptmann; ein Wulf Wulflamm von Stralsund, hansischer Voigt auf den Schlössern Schonens, daheim Kaufherren, mit Tuch, Salz und übelriechender Fischwaare verkehrend, so stolz sie sonst in langer Marderschaube prangten, blieben doch — waren sie gleich von Jugend an mit dem Seewesen vertraut, verständige Steuerleute, tapfere, unerschrockene Befehlshaber ihrer Koggen — ärmlich, unscheinbar im Vergleich mit dem Admiral Rinieri de' Grimaldi, mit Boccanegra, den Grafen von Salisbury und Pembroke. Kein Chronikant weiß es, daß Bruno von Warendorp, an der Spitze von 1600 Lübeckern in der großen Fehde gefallen, im Tode von seinen Mitbürgern hohe Ehren erfuhr, stände nicht im Chore von St.-Marien über seiner Gruft Bildniß, Schild und Helm. Jene vollwüchsigen Mannesnaturen, im Wechsel der Tage kluge Kaufleute, umsichtige Bürgermeister, rechtskundige Richter, einsichtsvolle Staatsmänner, Diplomaten, Schreiber, Schiffsführer, Admirale und Stadtwehrobersten, wußten aber auch mit Geschick die Lanze zu brechen[157]) und in der weiten Vorhalle ihrer Häuser hing Helm und Schild über Heringstonnen und Waarenballen.

Auch schon die Schiffszahl der hansischen Flotte [158]) lehrt, daß es mit unsern Seekriegen eine andere Bewandtniß als bei den westlichen Völkern gehabt haben müsse und mit erstern der Fortschritt war. Während das Schiffsaufgebot, das 77 Städte, von Zirikfee bis an die Narwa, um die Zeit der Frühlingsstürme weit in hohe See schickten, vielleicht nur 40 große Koggen und ebenso viel Sniggen und Schuten betrug, sehen wir Franzosen und Engländer mit vielen hunderten, ja tausend

gegeneinander fechten, immer in seichten Buchten, der Küste nahe, zum Zeichen, daß ihre Fahrzeuge, größtentheils offene Barken, nur zum Kampfe Bord an Bord, zu Landtreffen auf dem Wasser bestimmt waren. So in der malerischen Schlacht bei Sluys (1340), deren Hergang wir andeuten wollen, theils als lehrreiches Seitenstück zu unsern Geschichten, theils weil auch westdeutsche Kräfte dabei thätig sind.

König Eduard III. von England, mütterlicher Seits ein Sprosse der ältern Capetinger, die mit Philipp's IV. Söhnen erloschen, und Philipp von Valois rüsteten sich endlich, ihr Anrecht an die Krone Frankreichs mit den Waffen zu entscheiden (1339). Da der Krieg nicht ohne Flotte geführt werden konnte, behielt der Valois die fremden Schiffe und Seeleute, die er zu seinem Kreuzzuge besonders aus Genua aufgeboten, in seinem Solde, Normands, Bretagner, Picarden, Spanier, Seeräuber unter Nicolo Bahuchet, dem Admiral der flottenlosen Krone, früherm Schatzmeister, und Barbavara aus Portovenere, einem gran corsale, an der Spitze von 33 genuesischen Galeeren und bewaffneten Ruderschiffen[159]). Bereits hatte dieses Geschwader die englische Küste von Southampton und anderwärts verwüstet, englische Kauffahrer erobert und im Winter 1339/40 ein großes königliches Schiff, den „St.-Christoph", mit Wolle beladen, aufgebracht, auch die Häfen Swyn und Sluys, damals ein Wasserbecken, besetzt, um die Rückkehr Eduard's zu verhindern. Dort herum war für die englische Flotte die günstigste Landung, weil Graf Wilhelm IV. von Holland mit den Flanderern und fast allen niederländischen Herren mit Eduard, Titularkönig von Frankreich, sich

verbunden hatten. Als nun Eduard kurz vor Johannis 1340 mit seiner Flotte, 260 Segel stark, aus der Themse ausgelaufen war, erblickte er auf der Höhe zwischen Blankebergh und Sluys die französischen Geschwader, 400 Schiffe, unter denen 140 lange Schiffe, bemannt mit 40,000 Mann.(?) Obgleich die Bürger von Brügge um Gottes willen den König baten, den ungleichen Kampf zu meiden, sie und die Holländer würden in kurzem ihm mit 100 Koggen zu Hülfe kommen: wollte der ritterliche Eduard nicht harren, sondern freute sich, so groß der Wald feindlicher Masten, an dem Gegner sich zu rächen, der ihm seinen „St.-Christoph" genommen und gute Städte geplündert. Gegen den Rath Barbavara's zogen sich die überlegenen französischen Geschwader, statt auf hoher See zu fechten, in die Enge des Swyn. Bei Sluys angesegelt, stellte der König die stärksten Fahrzeuge voran, immer zwischen zwei Fahrzeuge mit Armbrustschützen, ein Schiff mit Gensdarmes; eine Schlachtreihe hielt, die Ermüdeten abzulösen, zur Seite. Unter dem Schutze von 300 Rittern schauten viele englische Damen, welche die in Gent gebliebene Königin begrüßen wollten, dem gefährlichen Spiele zu. Darauf wandte die englische Flotte sich so, daß sie dem Feinde die Sonne abgewann und sowol Sonne als Wind im Rücken hatte, zur Verwunderung der Normands, welche wähnten, die Engländer flöhen. Endlich am Banner des Plantagenet Gegenwart erkennend, freuten sie sich und schickten den „St.-Christoph", mit genuesischen Armbrustschützen versehen, unter Trommeln und Trompeten zum Angriff voraus. Da begann

die heftige Schlacht um 6 Uhr früh des Johannistags und dauerte mit gleicher Heftigkeit bis spät Nachmittags. Die englischen Schützen, wie die Genueser lichteten die Reihen der Bewaffneten auf den Verdecken, bis die schwere Ritterschaft, gewaltige Enterhaken an Ketten werfend, wie auf festem Boden aneinandergerieth und blutig sich bestand. Bald war von den Engländern der „St.-Christoph" genommen, mit ihren Schützen bemannt; die Gegner, vier gegen einen, wehrten sich verzweifelt; aber die Blüte des englischen Adels mußte am Ende des französischen Schiffsvolks, das mehr aus Fischern und Seeleuten als aus erprobten Wappnern bestand, mächtig werden. Es war Vesperzeit, als König Eduard mit der Flut und geschwellten Segeln und erfrischter Mannschaft — es heißt mit 50 Koggen — die Niederlage der ermüdeten Feinde vollendete, sodaß sich nur zwei Galeeren und 20 Barken zur Nacht gerettet haben sollen. Denn die Vläminger hatten mit ihren Fahrzeugen die beiden Ausgänge des Swyn bei der Insel Katsant versperrt und hielten die Fluchtbereiten wie in einem Käficht gefangen. Laut andern Nachrichten entkam nur Barbavara mit seinen Schiffen; Bahuchet, gefangen, ward an dem Maste seines Schiffes gehenkt; 200 französische Schiffe, unter ihnen der „St.-Jakob" von Dieppe mit 400 Erschlagenen, wurden erobert; 30,000 Mann fanden blutigen oder den Tod im Wasser. Die milde Johannisnacht hielt der Sieger auf seinen Schiffen vor Sluys unter so gewaltigem Lärmen aller Kriegsmusik, „daß man Gott im Himmel nicht donnern hörte". Die französische Seemacht war vernichtet oder eine Beute der Engländer und Vläminger [160]; doch für den Kronstreit

brachte die Schlacht von Sluys, einem Landtreffen ähnlich, keine Entscheidung. Fortschritt der Seetaktik läßt sich hier nicht erkennen; doch war die Galeere, bis auf jene genuesischen, bereits verschwunden. Alte prächtige Miniaturen, welche eine Handschrift der Chronik Froissart's schmücken, geben uns ein anschauliches Bild jener französischen Schiffe, auf welchen die ritterlichen Barone in den Streit zogen. Sie verrathen noch große Aehnlichkeit mit den offenen Fahrzeugen, die drei Jahrhunderte früher die Normannen unter Wilhelm nach England trugen, nur mit dem Unterschiede, daß sie größer sind, ein hohes castellartiges Gallion mit Bewaffneten und eine Art Bugspriet führen. Mast und Tauwerk einfach, das Segel wie zur Flußschiffahrt, zwei kleinere vorn und hinten; auf der Spitze des Mastes ein runder Thurm [161]), in welchem ein Bannerträger, umgeben von Lanzen und andern Geschossen, sitzt, offenbar nicht zum Auslugen. Hinten am Steuer stehen Zinkenbläser, von deren Instrumenten Fähnlein herabhängen; halben Leibes ragen über den Bord die Gestalten der Ritter hervor; ringsum bekränzen den Schiffsrand, gerade wie auf dem Teppiche von Bayeux, Schilde mit mannichfachen Zeichen, sowie Banner und Fahnen überflüssig angebracht sind. Diese Art von Ritterbarken, geeignet zum Turnier auf engen Gewässern, scheint im Norden Frankreichs wie im burgundischen Niederland fast bis zum Ablauf des 15. Jahrhunderts im Brauch gewesen zu sein; solche Jachten, bizarr verziert und geschnäbelt, finden wir häufig auf den berühmten Holzschnitten, mit welchen Hans Burgmair den „Weißkunig" Marx Treitzsauerwein's ausstattete. Die Orlog- oder Friedekoggen, welche mit 100 Bewaffneten,

ohne das Schiffsvolk, Jahr aus und ein im Sunde kreuzten, müssen von ganz anderer Bauart und Größe gewesen sein.

Nähere Angaben fehlen uns über die Weise der Seekriege, welche Holland zerrissen, als mit Graf Wilhelm IV., einer Todesbeute der Friesen, im Jahr 1345 der Stamm von Hennegau erlosch und das Geschlecht Ludwig's des Baiern das Reichslehn überkam. Margaretha, des Kaisers Witwe, mit ihrem Sohne Wilhelm zerfallen, sah die zerrüttende Parteiung der Hoek'schen und Kabbeljauw'schen, siegte zwar in dem Seetreffen bei Vere in Seeland (1351), wich aber dem jungen Grafen in dem bei Zwaartewaal an der Mündung der Maas gelieferten. Unter Wilhelm's Bruder Albrecht, dem Ruuward von Holland (seit 1357), steigerte sich die wildeste Bürgerfehde, während über 20 holländische und friesische Städte, mit der Hansa innig verbunden, einen Staat im Staate bildeten. Die ungeheure Flotte, welche Albrecht im Jahr 1398 gegen die Friesen aufbrachte und welche die Bezwingung von Staveren und Gröningen fast zur einzigen Folge hatte, soll aus 4000 großen und 400 kleinen Schiffen bestanden haben; doch die Kritik sichert nur 444 aus Holland und 300 aus Seeland, wozu Ziriksee allein 25 und Amsterdam 50 stellen mußte [162]). Albrecht's Sohn, Wilhelm VI. (1404), sah die Macht des Hauses Burgund durch Johann, Sohn Philipp's des Kühnen, Grafen von Flandern, erwachsen und Verhältnisse sich vorbereiten, welche erst Holland von den Osterlingen, und 100 Jahre später den niederländischen Handelsstaat, seit den Tagen der alten Bataver Germaniens geschichtlich berufenen Träger volksthümlicher Seemacht, vom Reiche trennten.

Entwickelte sich in den romantischen Kämpfen der westlichen Nationen die neuere Marine nur langsam, im Widerspruch mit der ritterlichen Kriegführung, so erfahren wir dagegen, daß im Jahr 1372 zuerst im Aquitanischen Meere das Feuergeschütz angewandt wurde, welches die Landschlacht von Cressy (1346) und die Belagerung von Calais der christlichen Welt kundgethan. Der Graf von Pembroke, durch König Richard III. mit mäßiger Schiffszahl nach Poitou geschickt, erblickte vor Rochelle eine Flotte vor Anker von nicht minder als 40 großen Schiffen und 13 Barken, alle wohlversehen mit hohen Castellen und Holzthürmen auf den Masten, „wie die Schiffe von Spanien gewöhnlich sind". Es waren Spanier, dem Könige Karl V. von Frankreich, seinem Bundesgenossen, unter dem Admiral Ambrosio Boccanegra von Heinrich von Castilien geschickt. Die Engländer stutzten, reiheten sich gleichwol zur Schlacht, die Armbrustschützen voran. Aber die Spanier, zum Theil Gensdarmes, zum Theil Räubervolk mit Armbrüsten und „Kanonen" [163]), auch bewaffnet mit großen eisernen Stangen, gewannen ihnen den Wind ab und setzten den Engländern auf ihren hohen Schiffen, die Alles überragten, hart zu. Die Nacht trennte den ungleichen Kampf; am folgenden Tage aber griffen die Spanier, begünstigt von der Flut und dem Winde, von neuem an, ketteten die niedrigern Fahrzeuge der Gegner mit geschleuderten Haken an ihre hohen Borde, bedeckten jene mit Eisenstangen, Steinen und Bleiklumpen (plommées) von oben herab, und tödteten entweder die englische Ritterschaft oder fingen sie lebendig, wie den Grafen von Pembroke. Im Triumph, unter maurischer Kriegsmusik, lichteten Tags darauf die

Spanier die Anker; ungeheure Flaggen, bemalt mit dem Wappen von Castilien, bändergleich mit den Enden das Meer berührend, flatterten von den Masten; so segelten sie über die breite See gen Galizien. Das sind die ersten Schiffsdonnerbüchsen, deren die Geschichte erwähnt; 13 Jahre darauf (1385) kreuzte Wulf Wulflamm von Stralsund, sechs Donnerbüchsen am Bord, von Ostern bis Martini gegen Seeräuber in der Ostsee.

Erblicken wir hier wesentliche Elemente der neuern Seekriegskunst, hohe Segelschiffe mit mehr als einem Maste, Schießgewehr in Anwendung, vielleicht auch schon die Magnetnadel; ahnen wir aus diesen Vorgängen die künftigen Colombo, Cortez und Pizarro: so schien anderwärts doch immer noch die ungeheure Ueberzahl von Schiffen jeglicher Art den Ausschlag zu sichern, wie die nordische Welt im Jahr 1386 erfuhr. Nur Englands König, Eduard III., hatte den schwachen Anfang mit einer Staatsflotte gemacht; Frankreich und die französischen Fürsten [164]) begnügten sich, im Falle eines Krieges, Kauffahrer zu pressen, oder um hohe Summen Schiffe in allen Häfen zu miethen. So, als der junge König Karl VI. im Jahr 1386 den Plan gefaßt hatte, durch Landung England zu bezwingen, traf er Maßregeln von so unermeßlicher Ausdehnung, wie Napoleon im Jahr 1805, nur daß keine Dreikaiserschlacht und kein Trafalgar darauf erfolgte. Während man an der ganzen Nordküste Frankreichs bis Flandern hin Lebensmittel aller Art aufhäufte, alle Stände besteuerte, gab es „kein Schiff von Sevilla bis nach Preußen" hinauf [165]), welches nicht für den König in Beschlag genommen worden wäre. Man entbot Herren und Ritter aus allen der Krone befreundeten Ge-

genden, noch mit Geheimhaltung des Plans; besonders aber benutzte die französische Politik das Schiffsgewimmel im Welthafen vom Swyn [166]) und bei den holländischen Städten. Alles sammelte sich bei Sluys und an der Küste bis Blankebergh; „seit Gott die Welt erschaffen, sah man nicht so viele große Schiffe beieinander"; ohne die Flotte des Connetable, Olivier de Cliçon, welcher in der Bretagne sich rüstete, zählte man schon im September 1397 Fahrzeuge. Eine kleine hölzerne Stadt zur Umschließung englischer Vesten und um die Herren gegen Ueberfall zu schützen, zimmerten fleißige Werkleute; auseinandergenommen, sollte das Gerüst auf Schiffen mitgeführt werden. Wer dies bunte, über alle Beschreibung thätige Getreibe, die Verladung aller nur erſinnlichen Bedürfnißgegenstände und Vorräthe zur Bequemlichkeit und zum Genuß in Brügge, Damme und Sluys gesehen hätte, „würde Fieber und Zahnweh darob verloren haben". Man hielt England vernichtet; „Männer, Weiber und Kinder konnten der Knechtschaft nicht entgehen" [167]). Aber Richard's Staatsrath verzagte nicht, schickte tapfere Männer nach Calais und rüstete unter Graf Richard von Arundel eine Flotte von 40 großen Schiffen. Nur das Volk bangte, hielt andächtige Umzüge an Gnadenstätten und that Gelübde zu allen Heiligen. Echte Engländer sprachen: Laßt die Franzosen nur kommen; kein „Hode" (couillon) soll heim. Dessenungeachtet besetzte man alle Häfen, ließ auf allen Höhen am Gestade Warten mit Lärmstangen und Feuerzeichen errichten; ja, die Bürger von London brachen, um sicherer zu sein, die Brücke von Rochester! Unterdessen strömten die französischen Barone nach Sluys, ihre Fahrzeuge zu ihrer persönlichen Auf-

nahme zu versorgen und zu schmücken; einer wetteiferte mit dem andern an Zierlichkeit und Farbenpracht, an bunten Masten und glänzenden Bannern; „die Maler hatten die beste Zeit.“ Die Franzosen rechneten besonders auf die Abwesenheit des Helden John of Gand, Herzogs von Lancaster, Oheims des jungen Königs, der in Galizien sich tummelte; aber alle ungeheuern Angriffs- und Vertheidigungsrüstungen von beiden Seiten zerstoben mit dem Anfang des Winters in Nichts. Die bösen Oheime König Karl's VI., den später Frankreichs Unstern mit Wahnsinn schlug, Mangel an günstigem Winde und andere Umstände verschoben den Aufbruch; die kostbaren Vorräthe mußten um geringen Schilling verschleudert werden: das Volk verarmte, aber die Krämer von Damme und Brügge, sowie die niederdeutschen Schiffsleute gewannen erklecklich. Am Neujahrstage 1387 verkündete ein Prachtfest zu Westminster: die Gefahr sei vorüber [168]).

Sechstes Capitel.

Unsicherheit der Schiffahrt. — Die Vitalienbrüder. — Die Union von Kalmar (1397). — Der große Piratenkrieg. — Ostfriesland. — Gothland im Besitz des Deutschen Ordens. — Erich's Krieg mit den wendischen Städten wegen Schleswig, (1426 — 35). — Lossagung der Holländer von der Hansa. — Fall König Erich's. — König Christoph von Baiern. — Christian von Oldenburg. — Wachsende Gefahr für die Städte (1481). — Die Episode der Osterlinge im Kampf der rothen und weißen Rose (1488). — Burgund habsburgisch ohne Vortheil für die deutsche Seemacht. — Erzherzog Philipp's des Schönen spanische Heirat (1496).

Was unsere Städte bis nach Preußen hinauf bei Karl's VI. unglücklichem Plane gewonnen und wie sie zu

König Richard III. sich verhielten, können wir nicht erörtern; sicher aber ist, daß die innere und äußere Lage der Hansa sich eben nicht günstiger gestaltete. Fast in allen Gemeinwesen gährte es in den Gemüthern des niedern Volks; jene Auflehnung der Zünfte, welche um die Mitte des Jahrhunderts in Süd- und Mitteldeutschland die Herrschaft der Geschlechter und des aristokratischen Raths gestürzt, kündigte auch im Norden stürmisch sich an. Dazu nun jäher Wechsel in den Verhältnissen der nordischen Kronen: Hakon's von Norwegen Tod machte den Oluf zum Erben, der unter Margaretha's kluger Leitung gegen das Anrecht des Prinzen Albrecht von Mecklenburg auf dem dänischen Throne sich befestigte. Wenn in neuern Zeiten nach erfolgter Kriegserklärung ein Seestaat durch seine Kaperschiffe dem Feinde sich furchtbar erweist, ist solches ein Zeugniß geregelter Macht; daß aber unter Margaretha, in Folge der Aufgelöstheit des Reichs durch den Sieg der Hansen, das Seeräuberwesen, zumal seitens des dänischen Adels, gegen friedliche Nachbarn schrecklich wieder erwachte, galt als Zeichen gänzlich zerrütteter Ordnung der Gesellschaft. Auf die Selbsthülfe angewiesen, wie sie denn schon rüstig der Schnapphähne an den Landstraßen und auf festen Schlupfwinkeln sich erwehrt, begehrten die Seestädte von der Königin Entschädigung ihres Verlustes, ehe sie ihre Pfandschlösser auf Schonen vertragsmäßig zurückgäben; geneigt abzuhelfen, kam Margaretha im April 1384 selbst zur Tagefahrt nach Stralsund, konnte aber, sie die Erbin Waldemar's des Siegers, sich nur zur Stellung von neun schwachbemannten Schiffen gegen die Seeräuber anheischig machen, weshalb denn Jene, unzufrieden, im Frühling 1385 zwei Haupt-

leute mit einem starken Schiffe, einige Sniggen nebst Unterhalt für 100 Wappner ausrüsteten, ihnen sechs Donnerbüchsen, 32 Bliden und sechs Tonnen mit „Kraut" liehen, damit sie von der Osterzeit ab bis Martini gegen die Seeräuber kreuzten [169]). Dessenungeachtet stellten die beschädigten Seestädte, 35 an der Zahl, als die 15 Jahre des vertragsmäßigen Besitzes der Schlösser Schonens verflossen, dieselben im Mai 1385 wieder zu Handen Oluf's; den adeligen Seeräubern konnte gleichwol Margaretha im Jahr 1386 nur auf ähnliche Weise das Handwerk legen, wie schwache italienische Regierungen den Banditti: durch Capitulation. So schien Dänemark wieder gedeihen zu wollen unter Aufruhr und Verschwörung der Zünfte gegen den Rath in Lübeck, als Oluf am 3. August 1387 starb und seine Mutter, anfangs bereit, dem Sohne ihrer ältern Schwester Ingeborg, Albrecht von Mecklenburg, den erledigten Thron zuzuwenden, auf Andrängen der Stände Norwegens denselben verwarf, und das Geschick den Knaben Erich, Sohn Herzogs Wratislaw VI. und der Tochter Ingeborg's, Maria's, aus Pommerns hinterstem Winkel zur Erbschaft der vereinigten Kronen berief. Bald fügte das Glück der nordischen Semiramis noch die dritte Krone hinzu. König Albrecht, der Mecklenburger, welchen die unzufriedenen Schweden auf ihren Thron erhoben, fiel im Kriege mit Margaretha, verkauft durch schwedische Reichsräthe und seine Söldner, am 24. Februar 1389 in der Schlacht bei Axelwalde in die Gewalt der beleidigten Frau, welcher alle Vesten Schwedens sich aufthaten bis auf die deutsche Gemeinde in Stockholm. Mannhaft durch die eingebürgerten Fremdlinge vertheidigt, unter Leitung des jungen Johann, Neffen Albrecht's, des ge-

fangenen Königs, selbst als der Sturm die Flotte des alten Herzogs Johann von Mecklenburg-Stargard zerstört hatte [170]), erwartete Stockholm den Entsatz zunächst von Rostock und Wismar, den eifrigen Untersassen Albrecht's. Was jene zwei vornehmen wendischen Seestädte ersannen, sprengte beinahe den Bund und brachte der ganzen nordischen Handelswelt auf viele Jahre unsagbaren Verlust. Die Rathmannen der beiden Städte erließen auf ihrem und auf fremdem Gebiete den Aufruf: Alle Diejenigen, welche auf eigene Kosten und Gefahr gegen die Reiche Norwegen, Dänemark und Schweden abenteuern, zugleich aber das hungernde Stockholm versorgen wollten, möchten sich zum Empfang von „Stehlbriefen" (Kaperbriefen) bewaffnet in Rostock und Wismar einstellen, in deren Häfen ihnen freie Aus- und Einfahrt, Bergungs- und Verkaufsstätte des Raubes gesichert bliebe. Auf solche Lockung, welche Herzog Johann durch Oeffnung seiner Häfen zu Ribnitz und Gollwitz verstärkte, strömte eine ungeheure Menge raublustigen Gesindels zusammen und begann sein Handwerk unter dem Namen Vitalienbrüder, weil Stockholms Versorgung mit Lebensmitteln als Zweck der Fahrt galt [171]). Edelleute aus den Nachbarlanden, Dänen und Schweden, stellten sich an die Spitze der Raubgeschwader, welche weder das preisgegebene noch das gefriedete Gut schonten, an versteckten Küsten, auf Rügen, in Hinterpommern sich einnisteten und bald die furchtbarste Geißel der Hansestädte wurden. Sie bildeten fast eine geschlossene Gesellschaft unter festen Gesetzen, nannten sich auch wol Likendeeler (Gleichtheiler); nur Rostocks und Wismars Schiffe fanden Schonung; sonst galt als Losung: Gottes Freund und aller Welt

Feind! So unheilvoll drohete die bisher gemeinsame Politik zu zerfallen, daß Rostock und Wismar, mit Hindeutung auf ihre Freibeuter, wagen durften, im Jahr 1391 den Schwesterstädten allen Verkehr mit Margaretha's Staaten zu untersagen! Aber kräftige Gemeinen, wie Stralsund, schauten nicht müßig dem Unwesen zu, ließen die Räuber enthaupten, wo sie sie fingen, bemächtigten sich einmal nach hartem Kampfe eines solchen „Auslegerfahrzeugs" und steckten die Mannschaft, weil es an Raum gebrach, sinnreich in Tonnen, mit einem Ausschnitt im obern Boden allein für den Kopf. Ein mitleidloses Gericht harrte der so Eingetonnten in Stralsund[172]). Solche Strenge schreckte jedoch die Waghälse nicht; sie hinderten drei Jahre hindurch die Reise nach Schonen, sodaß man in ganz Deutschland Theuerung an Heringen spürte. Das offene Wisby, von welchem die ersten Seegesetze ausgegangen, ward der Hauptsammelplatz der furchtbaren Brüderschaft; nur Geschwader von 10 Kauffahrern wagten sich in See. Die Vitalier überfielen sogar Bergen in Norwegen und schleppten den Bischof von Strengnäs gefangen nach Stockholm. Die Befreiung des gefangenen Dänenkönigs möchte dem Unwesen ein Ende gebracht haben; aber Margaretha hielt die Unterhandlungen hin und verdoppelte unterdessen ihre Anstrengung vor Stockholm. Da, als Rostock des Schadenersatzes sich weigerte, beschloß der Hansetag zu Lübeck (März 1394), eine „Friedensflotte" in die See zu schicken; ein allgemeiner Pfundzoll deckte die Kosten von 35 Koggen mit 3000 Mann Bewaffneter[173]). Die Städte Pommerns stellten fast ein Drittel der Schiffe und Bemannung, und bedrohten ihre untergeordneten Orte, blieben sie unthätig,

mit der Verhansung. Da aber Preußens Städte, Vergütigung allein von Rostock fodernd, sich von der Ausführung trennten, vermochte die Einigung der wendischen nur den Handel des einen Sommers zu sichern. Ein mörderischer Zwist, welcher sich zu Helsingborg, wo man über Albrecht's Befreiung unterhandelte, zwischen Deutschen und Dänen erhob, vereitelte den gehofften Erfolg; als Stockholm sich nicht beugte, die Klagen, besonders des Hochmeisters von Preußen, sich mehrten, gab Margaretha nach, und kam zu Lindholm am 17. Juni 1395 ein Vertrag zwischen allen Betheiligten zu Stande, der den Gefangenen gegen Bürgschaft von sieben Städten vorläufig freigab. Albrecht und seinem Sohne blieb der Besitz von Gothland mit Wisby; Stockholm dagegen ward von den Hansen besetzt.

Jetzt galt es den Vitalienbrüdern Kampf auf Leben und Tod, da sie den Erwerb nicht aufgeben wollten. Unterdessen baute Margaretha weiter, brachte es dahin, daß ihrem Großneffen Erich von Pommern, schon in Norwegen anerkannt, in Dänemark und am 11. Juni 1396 auch auf dem Morasteine in Schweden gehuldigt wurde. Der Schritt zur Vollendung des ungeheuern Plans war, daß auf der Versammlung der Reichsräthe aller drei Reiche zu Kalmar am 13. Juli 1397 die Urkunde des innigen Vereins der nordischen Kronen, die Union von Kalmar, ans Licht trat! Die Hansen, ohne Gebrauch von ihrem Rechte zu machen, schauten ruhig drein, nicht ahnend, welches ihre mühevolle Aufgabe für 150 Jahre sein würde. So schwächliche, unkluge Politik findet allein ihre Erklärung in dem Aufruhr, den Städte, wie selbst Stralsund, zu bekämpfen hatten. Das Volk,

welches mit seinem Blute die gebieterische Stellung der Hansa erfochten, wollte den stolzen Junkern allein die Herrschaft nicht länger gestatten; Blut floß überall, bald in plötzlicher Aufwallung des Ingrimms der Zünftler, bald fielen die Häupter altgeehrter Rathsherren auf dem Blocke des Nachrichters. So war die Kraft unserer seemächtigen Städte gelähmt, und ungroßmüthige Uebereinkunft der verblendeten regierenden Rathsgilde wollte lieber, so lange ihre Handelsprivilegien unangetastet blieben, in engem Kreise ungetheilte Macht ausüben, als, die Rechte des Volkes anerkennend, mit der Kraft desselben über den Norden herrschen.

Solche Zerrüttung der Gemeinwesen lieh den Fürsten Muth, wol gar mit den Vitalienbrüdern Gemeinschaft zu machen, besonders den Pommern, nicht ohne Strafe, wie Herzog Barnim erfuhr. Nachdem die Eintracht in den Städten allmälig wiedergekehrt und gemeine Hansetage neue Rüstung gegen die Seeräuber beschlossen, begann jene Raubgesellschaft sich zu theilen und fast alle europäische Meere im Westen und Osten, besonders die Küste des zwiespältigen Frieslands, heimzusuchen. Unvergessen sind die Namen Klaus Störtebeker's (Stürzbecher's) und Gödeke Michel's, der Sage nach Bauernsöhne aus dem Lande Wart. Nur noch Gothland blieb der unbezwungene Sitz der Räuber, bis der Hochmeister Ulrich von Jungingen, gemahnt von seinen klagenden Städten, im März 1398 eine starke Flotte ausschickte, Wisby eroberte und die Raubnester zerstörte [174]). Ein unfürstlicher Versuch Herzog Barnim's VI., mit seinen Schiffen sich Beute im Noresunde zu erwerben, wurde bös heimgeführt; aus der Ostsee endlich verscheucht, warfen sich die Vitalienbrüder

auf die Nordsee, fanden Helfer an den zwistigen Stammhäuptern Ostfrieslands [175]) und beschäftigten noch länger die Aufmerksamkeit der deutschen Seemacht. Inzwischen aber räumten jene sieben Städte, die Bürgen für Albrecht's Freilassung, belästigt durch die kostspielige Besatzung, Stockholm der Königin Margaretha und blieb dem ehemaligen Herrscher nur der leere Königstitel, nachdem er im Mai 1399 dem Orden sein Anrecht auf Gothland verkauft. Nach vierzigjährigen Stürmen schien gedeihliche Ruhe im Norden gesichert; aber das neue Jahrhundert drohte bald wieder Alles aufs Spiel zu setzen.

Wir übergehen die Schilderung der fast jährlich wiederholten Versuche der deutschen Seemacht, von Liefland an bis zur Südersee herab, um die Vitalienbrüder zu vertilgen, welche Jahre lang die Kauffahrt in der West- und Ostsee, ja in den Mündungen der Ströme, hemmten. So oft auch die Wehrschiffe der wendischen Städte, des Hochmeisters von Preußen, Hamburgs und Bremens das verwegene Gesindel aus den östlichen und nördlichen Gewässern verscheuchten und unzählige Räuber ersäuften oder dem Nachrichter übergaben, so oft kehrte dasselbe wieder. Hegung und Anhalt fand dasselbe immer in Ost- und Westfriesland, namentlich in dem erstern, wo die ursprüngliche germanische Unart freier, unbezwinglicher Männer in den Fehden der Häuptlinge forttobte, die die wilden Gesellen gegeneinander brauchten, den verfolgten sichere Zuflucht offen hielten. Schlimm war es, daß die Grafen von Holland, ja die englischen Statthalter von Calais, in ihren Kriegen die Likendeeler unter ihrem Banner versammelten, daß auch hänsische Städte sie hegten und in neuen Kämpfen gegen die nordischen Reiche in

Sold nahmen. Staveren, von holländischer Herrschaft wieder frei, Deventer, Zütphen, Harderwyk, die Vläminger hielten noch mit Hamburg und Lübeck die gemeinsame deutsche Sache; in der Westsee zeichneten sich die Hamburger durch Rüstigkeit im Verfolgen der Räuber aus; ihr im Liede gefeiertes Schiff „Die bunte Kuh" bezwang den Störtebeker und Gödeke Michel (1402), die dann das Richtschwert in Hamburg traf. Innig verflochten in die Fehden der friesischen Häuptlinge vom Brookmerlande, von Emden, Faldern, der Vetkoper und Schieringer, der Altena und namhafter Anderer, die selbst nicht ruheten, als Kaiser Sigismund im Jahr 1417 den Friesen ihre uralte Freiheit, das Erbe jener Freunde des römischen Volks und der Auguste, bestätigte, endete das Unwesen der Vitalianer erst im Jahr 1433, als die „Bundesgenossen der Freiheit", unter der Hauptmannschaft Edgar's von Cirksena, Häuptlings von Gretsyl, die Veste Emden eroberten. Die Erhöhung Edgar's zum Richter und seines Sohnes Ulrich zum Grafen des Reichs (1464) diente nicht dazu, die altangestammte Seekriegertugend der Ostfriesen, jetzt dem geregelten Handel und Gewerbe zugeneigt, wieder zu verherrlichen. Uebrigens hatten die vierzigjährigen Kämpfe gegen die Raubgesellschaft die deutsche Wehrkraft zur See nur insofern ausgebildet, als die Bezwingung der friesischen Schlösser den Gebrauch der Donnerbüchsen auf Schiffen, aber auch Söldner unerläßlicher machte.

Neben der Episode des deutschen Piratenkrieges, welcher, ohne einen Pompejus, noch ein gemeinsames Interesse der deutschen Seemacht von Reval bis Brügge beurkundet, liefen aber große politische Ereignisse, die über-

wiegend die Osterlinge allein in Anspruch nahmen. Der Besitz der entfernten Insel Gothland durch eine deutsche Macht, den Ordensstaat, war, durch Margaretha bestritten, schwer zu behaupten, da ja selbst das friesische Helgoland, der Schlupfwinkel der Seeräuber, in dänische Gewalt gerathen. Im offenen Kriege im Jahr 1404 entwickelte jedoch der Ordensstaat, unter Mitwirkung seiner Städte, eine so überraschende Thätigkeit zur See, daß die preußische Flotte 15,000 Mann nach der nordischen Insel übersetzen, die dänischen Besten mit Feuergeschütz bezwingen konnte und, als ein dänisches Geschwader bei Kalmar theils weggenommen, theils verbrannt war, Margaretha unter Vermittelung Lübecks, Stralsunds und Greifswalds einen Waffenstillstand eingehen mußte. Das Ordensbanner, ein schwarzes Kreuz auf weißem Grunde, bemeisterte sich in kurzer Fehde 200 dänischer Fahrzeuge; und doch hatte Preußen damals kaum einen sichern Hafen, den danziger. Welch Misgeschick, daß der drohende Krieg mit Polen, in Folge dessen der Hochmeister bereits im Jahr 1408 um 9000 Nobel auf Gothland zu Gunsten Erich's verzichtete, und daß die Schlacht bei Tanneberg ein so wichtiges Glied des deutschen Seestaates lähmten! — Der deutschen Bürgermacht dünkte die Vereinigung der drei nordischen Kronen anfangs weniger gefährlich, weil ein deutscher Fürst, Erich von Pommern, sie trug und seinen Landsleuten sich freundlich erwies. Aber Erich war ein Fürst und deshalb dem freien Bürgerthum nicht hold; und der alte Hader um „Südjütland", Schleswig, den der Pommer für seine Krone wieder anregte, drohte in seiner Entwickelung die gleiche Noth früherer Jahrhunderte.

Als Margaretha gestorben (October 1412), tobte der Streit der Zünfte gegen den Rath in Lübeck, lag Stralsund danieder in Folge des Kirchenbannes, und begann Erich die Fehde um Schleswig (1413), das er Gerhard's Söhnen, Henrich, Adolf und Gerhard d. J., nicht als Erblehn verleihen wollte. Empfindlicher über den Druck der Gegenwart als weise in die Zukunft blickend, unterstützte Lübeck anfangs den König gegen die natürlichen Bundesgenossen, die jungen Grafen von Holstein, weil Erich durch Gefangennahme von 400 lübischen Bürgern auf Schonen die empörte Gemeine zur Unterhandlung mit dem vertriebenen Rathe gezwungen hatte; Hamburg zuerst (1418) erkannte die Gefahr, verbündete sich mit dem Schwächern; ein Waffenstillstand, nach glücklichen Zügen der Holsteiner zu Wasser und zu Lande durch die Hansen vermittelt, gab die Stadt Schleswig in die Hand des Holsteiners (1418). Aber die Ausgleichung gespannter Interessen bei verschiedenen Rechtsgrundlagen war nicht möglich. Vielfach beschädigt an den Quellen ihres Reichthums, selbst schon in Rußland durch den Großfürsten von Nowgorod, in Spanien und England durch abgünstigere Haltung der Könige zum Gedeihen des heimischen Seehandels, unter sich uneinig, der Lossagung der Holländer nahe, welche eigennützig ihren Vortheil im nordischen Verkehr allein ins Auge faßten und bald unter burgundischer Botmäßigkeit in einen politisch-nationalen, ungeschichtlichen Gegensatz zu Deutschland traten, sahen die Osterlinge im Jahr 1426 sich in den Kampf gezerrt. Seeraub machte die gewohnten Pfade auf dem Meere wieder unsicher. Erich's unverhehlte Absicht, durch Anlegung und Befestigung der neuen Stadt Orekraag (Hel-

singör) und Erhebung Kopenhagens den Sund zu sperren und die alte Zollfreiheit der Hansa zu schmälern [176]), hatte schon auf dem Hansetage zu Rostock Bewegung hervorgebracht. Man bereute den vor zwei Jahren (1424) geschlossenen Stillstand; Graf Heinrich III. wußte, in Lübeck persönlich anwesend, die wendischen Städte vollends zu gewinnen. Fehdebriefe, am 1. October ausgestellt und ihm persönlich eingehändigt, überzeugten den König vom Ernste der Gegner; er gab Schleswigs Belagerung auf, obgleich die späte Jahreszeit einen Anfall der hansischen Flotte noch verhinderte. Zwar waren es nicht mehr 77 Städte, welche einst zwei Reiche des Nordens mit Fehde bedrohten: Binnenstädte und die preußischen, die von der Westsee fehlten; mit den Holländern, den Freunden Erich's, hatten die wendischen Städte und Hamburg seit 1423 gebrochen [177]); dennoch konnte im Frühjahre 1427 eine Flotte von mehr als 100 Schiffen, mit 6000 Mann besetzt, gegen die Dänen in See gehen und die Inseln Moen, Lolland, Bornholm, selbst Arroe verwüsten. So wenig erkannte Kaiser Sigismund, als Schiedsrichter über Schleswig berufen und eben mit Niederkämpfung der hussitischen Ketzerei beschäftigt, des Reiches Nothdurft in der Unabhängigkeit der Seeküsten, daß er die Lübecker gebieterisch vom Kriege abmahnte; desgleichen suchten die pommerschen Fürsten, freilich Blutsverwandte und Erben des Unionskönigs, ihre Landesstädte abzuschrecken und machten wenigstens Greifswald und Stralsund abwendig; die Liefländer versprachen nur Geldhülfe; der Hochmeister begnügte sich, als neutral, zur Sicherung des Handels mit England, Flandern und Holland, sechs Orlogschiffe in

die See zu senden; die sächsischen Städte halfen auch nur mittelbar.

Sehen wir das Gesammtband bereits gelockert, so trat auch das Geschick diesmal den Städten entgegen. Der junge Held, Graf Heinrich von Holstein, verlor beim Sturme auf Flensburg sein Leben (28. Mai 1427); Hamburgs Hauptmann hatte, schwer bezecht, den Angriff zu früh begonnen. Darauf segelten die hansischen Bundesgenossen heim und legten erst wieder im Juni sich in den Sund, unter Führung Tiedemann Steen's, Bürgermeisters von Lübeck, als „gemeinen Hauptmanns", der strengen Befehl empfing, nicht eher zu weichen oder mit dem Feinde sich einzulassen, bis er der reichen Kauffahrerflotte, welche aus Frankreich und England erwartet wurde, sowie den preußischen Schiffen sicheres Geleit gegeben. Die Kriegsschiffe, hochgebordet und wohlgerüstet, also daß „sie sich neben den dänischen wie Kirchen neben Klausen ausnahmen", mit gutem Winde in den Nordsund gelangt, erblickten am 21. Juli 1427 die königliche Flotte zwischen Kopenhagen und Helsingborg. Aber die Führer vergaßen aus Kampflust die Weisung ihrer Herren und machten sich, nur eingedenk der allgemeinen Pflicht, das Beste zu thun, mit 36 großen Schiffen an die 33 des Unionskönigs. So siegten zwar die Lübecker, wie noch heutzutage die Fahne, geschmückt mit den Bildern der heiligen Maria und des heiligen Jakob, sowie dem Wappen der drei Königreiche und dem pommerschen Greife, im Chor der St.-Marienkirche zu Lübeck bezeugt; doch die Hamburger wurden überwältigt, und da obenein die Stralsunder zurückblieben, um nicht gegen die Person ihres Landesherrn, Befehlshaber der dänischen Flotte, zu kämpfen, räumte

der „gemeine Hauptmann" den Sund. Kaum hatte Tiedemann Steen die Enge Morgens verlassen, als um Mittag die Kauffahrerflotte, an 30 Schiffe, reich mit portugiesischen und spanischen Waaren beladen, des Geleits der Ihren gewärtig, ansegelte und nach hartem Streite theils versenkt, theils erobert wurde. Auch viele preußische Schiffe kamen durch diesen Wechsel der Dinge in die Gewalt des triumphirenden Königs. Solcher Verlust, 400,000 Mark allein für die wendischen Städte, säete schwere Zwietracht aus. Tiedemann Steen ward bald des Verraths, bald strafbarer Fahrlässigkeit beschuldigt, und kam zwar noch mit dem Leben davon, mußte aber sieben Jahre im Thurme büßen. Noch schlimmer war, daß König Erich, kundig der Verstimmung der Bürger gegen ihre Obrigkeit, durch geheime Briefe Empörung anstiftete, Jenen Frieden bot, die Herren der Bundbrüchigkeit beschuldigte, sodaß zu Hamburg, Rostock, Stralsund, besonders zu Wismar, das wüthende Volk zu blutigen Thaten sich erhob. Dennoch ging um Ostern 1428 die hansische Flotte, 260 Fahrzeuge stark, mit 12,000 Mann aus Wismar unter Segel, um des Königs Flotte vor Kopenhagen zu vernichten und den Hafen zu versenken. Als aber Erich das enge Fahrwasser mit Bollwerken wohl versehen, und Jene von einer schwimmenden Batterie [178]) aus — oft donnerten 200 Büchsen zugleich — die dänischen Schiffe zwar beschädigten, aber nicht ganz vernichten konnten, auch die Versenkung des Hafens nicht schnell ausführbar war, zogen die Deutschen nach Seelands Verwüstung heim. Ihre Helfer dagegen, 800 Vitalienbrüder, trugen die Schrecken nach Norwegen und verbrannten die ausgeraubte Stadt Bergen. Auch im

dritten Jahre, 1429, setzten die wendischen Städte die Fehde fort, so zornig der Kaiser sich geberdete. Der Sieg des Landheeres bei Flensburg brachte nur Beute; Ruhm und politischen Gewinn die Seethat einer einzigen Stadt. Während Erich in Schweden weilte, rüstete die Königin Philippa, Heinrich's IV. von England männlichgesinnte Tochter und Gemahlin des Unionskönigs, eine Flotte von 70—80 Fahrzeugen mit 1400 Wappnern, und gedachte durch Heimsuchung der bösen Stralsunder ihrem Gatten eine Freude zu bereiten. Unbemerkt durch den Gellen, das damalige Fahrwasser, am 4. Mai früh vor die Stadt gelangt, bemächtigten sich die Dänen der wehrlosen Schiffe im Hafen und hatten beinahe die Mauern erstiegen, ehe der Wächter ihrer gewahrte. Zur guten Stunde aufgemahnt, besetzten die Bürger Mauern und Weichhäuser, schauten jedoch müßig der Zerstörung und dem Muthwillen der Gegner zu, die endlich mit Donnerbüchsen Abschied zuriefen, die Schiffe im Hafen verbrannten und am Abend südlich segelten, da derselbe Wind sie nicht aus der Enge herausließ. Inzwischen der Nordwind sich verstärkte und die Räuber zwang, beim Ruden vor Anker zu gehen, benutzte der mannhafte Bürgermeister von Stralsund, Klaus von der Lippe, die zufällige Ankunft einiger bewaffneten Kauffahrer, ermunterte die Bürger, den Rest ihrer Fahrzeuge zu besetzen und den Dänen aufzulauern, welchen der Sturm die Fahrt um Rügen herum verbot. Als am Abend des 8. Mai 1429 der Wind nach Südosten umsprang und die Dänen den frühern Weg an der Stadt vorüber wollten, segelten die Stralsunder, unter Leitung erfahrener Rathmänner, die Ungewarnten so plötzlich an, daß sie im ersten Schrecken

einige große Schiffe verloren, die die Sieger sogleich mit den Ihren bemannten und die ganze Dänenflotte theils nahmen und vernichteten, theils zerstreuten. Bereits hatte selbst das Admiralschiff sich ergeben, die Ritter aber noch kein Gelübde gebunden, als sich die Dänen seiner wieder bemächtigten und nach Kopenhagen davonflogen [179]). Immer blieben 300 Wappner den Bürgern; andere 300 Dänen, welche die Schatzung Schwedens auf Kriegsschiffen nach Kopenhagen führten, fielen gleich darauf als erkleckliche Beute den Rostockern und Wismarern zu.

Gleichwol begannen die Hansen die Folgen eines Krieges zu fühlen, der ihren Wohlstand untergrub und den handelseifersüchtigen Holländern den Raum im Norden eröffnete. Stralsund und Rostock gingen unter Vermittelung des gewandten Rathsherrn Everd von Hudbessen zu Nykjöbing einen einseitigen Frieden ein (Mai, August 1430); die übrigen Städte blieben unter Unterhandlungen noch beisammen und eroberten Flensburg (Mai 1431), sodaß nur Hadersleben dem Könige im Herzogthum noch übrigblieb. Als Erich, mürbe gemacht, verlauten ließ: er werde in Bezug auf Schleswig nicht auf buchstäbliche Erfüllung des kaiserlichen Ausspruchs bestehen, und die Brüder von Holstein sich erklärten, ihr väterliches Erbe auch als dänisches Lehn zu empfangen, wurde ein Waffenstillstand mit Inbegriff Lübecks, Hamburgs, Wismars und Lüneburgs geschlossen (Sommer 1432). Erst das Gewitter, welches in Schweden gegen den Unionskönig aufzog, brach Erich's Eigensinn, auf dem neuen Sundzoll zu beharren, und so ward der Friede mit allen drei Kronen zu Wardnigholm am 15. Juli 1435 befestigt. Den vier standhaften Städten blieb die alte Gefreitheit wie

vor 100 Jahren, sogar Ersatz für Beschädigung während des Waffenstillstandes [180]); der Königsstolz begnügte sich mit einer Kundmachung, welche die Hansen als Bittende darstellte; dem Grafen Adolf ließ er, ohne den Hader schließlich zu erledigen, den lebenslänglichen Besitz Dessen, was er in Schleswig innehielt. Das war das Ende eines zwanzigjährigen deutschen Krieges gegen die Union: nicht gesteigerte Achtung der Hansa vor der Welt; die großen Tage von 1370 waren dahin!

Während auf der einen Seite die innere Spaltung im preußischen Ordensstaate das engere politische Verhältniß zwischen Orden und Hansa zu lockern begann; das günstige Vernehmen mit England durch den keckern Geist der einheimischen Kaufleute vielfach gestört wurde; die deutschen Binnenstädte, unter die Botmäßigkeit der Landesfürsten gerathen, ihre Kraft dem Seestaate entfrembeten, bereitete sich die Lossagung der niederländischen Bundesschwestern vor. Schon im Jahr 1387 hatten die Osterlinge Abneigung gegen die Holländer, die man von den Friesen und oberysselschen Städten unterschied, zu erkennen gegeben und ihren unmittelbaren Verkehr mit der Ostsee beschränkt. Jene hatten durch Schleichhandel sich zu entschädigen gesucht. Unter dem Kampfe mit Erich dehnten die Holländer, im Gegensatze der Friesen parteilos geblieben, ihren Handel mit den drei Reichen aus, bemächtigten sich großentheils des nordischen Verkehrs und reizten als mittelbare Helfer des Unionskönigs den Neid der wendischen Orte zu Gewaltthaten (1422, 1423). Als nun der Friede vom Jahr 1435 den Osterlingen freie Hand gab, verleideten sie den Eindringlingen, als treulosen Bundesgenossen, den Verkehr in der Ostsee [181]) und mit Nor-

wegen gewaltsam. Vergebliche Tagefahrten, wie zu Deventer, erbitterten die Gemüther noch stärker; holländische Kaper nahmen im Jahr 1438 sogar 22 danziger und liefländische Schiffe, und holländische Politik trennte jene nordöstlichen Städte noch mehr von dem Gesammtbunde, indem sie ihnen Entschädigung verhieß. Philipp, Herzog von Burgund, Graf von Flandern und Gebieter fast aller jener reichen Länder, welche einst das Kaiserthum Lothringen gebildet, nach Verdrängung der unglücklichen Jakobina von Baiern auch Graf von Holland, Seeland und Hennegau, nahm seiner neuen, regsamen Unterthanen kräftig sich an, verbot bereits allen Handel mit den Osterlingen, und im Jahr 1438 rüsteten Ritterschaft und Städte von Holland und Seeland in Philipp's Namen 80 Kriegsschiffe, zu denen Amsterdam, Haarlem, Hoorn und die übrigen, einst der Hansa so treuverbundenen Orte an der See die ihren gesellten. Mehrmals behielten die Holländer die Oberhand, kaperten viele Schiffe der Osterlinge, welche keine Gesammtmaßregeln entwickelten; ein Vergleich, welchen Christoph von Dänemark, Erich's Verdränger, in Kopenhagen zwischen Holland, Seeland und Westfriesland und den sechs wendischen Städten (Lübeck, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar und Lüneburg) vermittelte (1441) — holländischer Sage nach in Folge leutseliger Behandlung, welche ein gefangener hansischer Schiffer in Hoorn erfahren —, verbürgte nicht die Rückkehr alter Einigkeit. Die Niederländer genossen, unter die allgemeinen Hansen mitbegriffen, die Handelsfreiheiten im Norden und im Osten, welche die Osterlinge den politisch Abtrünnigen nicht zugestanden. Haß und Eifersucht rissen Theile, die so siegreich einst ein Ganzes bil-

deten, mithin auch die deutsche Seemacht, auseinander, während die erstarkte Herrschaft Burgunds selbst der deutschen Sprache Hollands wie dem Charakter des Volks eine französisch-nationale Beimischung gab. Zwar verharrten kleinere Städte Niederdeutschlands, wie Zwoll, Deventer, Roermonde, Arnheim, Alkmar, Enkhuyzen, Nymwegen, Gröningen, Kampen, Harderwyk, Zütphen, Elborg, Tiel, Duisburg, Soltbommel, Venlo, noch bis tief ins 16. Jahrhundert als kaufmännische Mitglieder der Hansa; aber die größern und mächtigern, wie Amsterdam, Middelburg, Dortrecht, Rotterdam, blieben auf ewig getrennt, suchten neue Bahnen, und aus der Mitte der Abtrünnigen, für welche das ruhigere Ostfriesland keinen Ersatz gewährte, entfaltete sich, alle Nationen eine Zeit lang überflutend, der große niederländische Weltseehandel.

Zunächst aber beschäftigte der unglückliche Unionskönig die Aufmerksamkeit der Osterlinge. Erich bereitete, aus Unmuth über die abgefallenen Schweden, über die Lauheit der Dänen, den Entschluß vor, seine Reiche zu verlassen, weilte seit 1437 auf Gothland, begehrte Hülfe von den Städten und veranlaßte durch sein Ausbleiben die dänischen Reichsräthe, dem Pfalzgrafen Christoph, seinem Schwestersohne, die Kronen anzutragen, worauf im Jahr 1439 zu Lübeck unter Mitwirkung der Hansa über den nordischen Thron unterhandelt, Christoph von Baiern im April 1440 zum Könige von Dänemark, im October zum Herrscher Schwedens erwählt, im Jahr 1442 als Erbe Norwegens anerkannt wurde. Erich, bald gleichmüthig, bald grollend, saß auf Schloß Wisborg, löste, aus Rache gegen die Undankbaren, Rügen, das altdä-

nische Lehn, ab, machte mit den Holländern gemeinsame Sache, beschädigte, wie ein alter Seekönig, Dänen und Deutsche. Wenigstens ehrlicher in seiner Feindschaft verfuhr der grämliche alte Herr als der neue Unionskönig Christoph, der ungeachtet seiner Verpflichtung für Lübeck, aus Haß gegen das Bürgerthum und im Sinne der Pläne seiner Vorgänger, einverstanden mit vielen deutschen Fürsten, im Jahr 1447 jene gastliche Stadt tückisch überfallen und unter seinen Fuß beugen wollte. Aber das nordische Bürgerthum wachte und bewahrte sich glücklicher als die süddeutschen Schwestern. Als der Baier im Jahr 1447 starb, trat im Norden wieder unbeschreibliches Getümmel ein; die Freibeuterei auf Wisborg regte sich, beraubte die Seefahrer, bis erst die Schweden, das Band von Kalmar lösend, den bisherigen Marschall Karl Knutson zum Könige wählten (Juli 1448), dann die Dänen im September desselben Jahres den Junker Christian von Oldenburg auf ihren Thron erhoben. Am letztern Ereignisse hatte Lübeck, also die deutsche Seemacht, so entscheidenden Antheil, daß Aeneas Sylvius, der scharfsinnige Beobachter seiner Zeit, schreiben durfte: „Jener Stadt Ansehn und Reichthum ist so groß, daß auf ihren Wink drei große Reiche gewöhnt sind, Könige anzunehmen oder abzusetzen“[182]). Da war es auch um Gothland, den Rest ehemaliger Herrlichkeit, für den alten Erich geschehen; im Einverständnisse mit den Seestädten bedrängte ihn, der am Hochmeister keinen Helfer fand, der neue König von Schweden so weit, daß er um Pfingsten 1449 dem Könige Christian I. sein Malepartus in die Hände spielte, und Gothland unter die dänische Krone zurückfiel. Ruhigern Sinnes lebte der

Ausgewichene noch fortan zehn Jahre auf seiner einsamen Hofstatt Rugenwalde.

Die stille Genugthuung der Osterlinge über die thatsächliche Auflösung der Union von Kalmar dauerte jedoch nur kurze Zeit; Norwegen ward im Jahr 1450 wiederum mit Dänemark vereint, und nach schleppendem Kriege gegen Karl Knutson erkannte auch der schwedische Reichstag im Jahr 1457 Christian von Oldenburg als König. Als zwei Jahre darauf Adolf von Schaumburg, Herzog von Schleswig und Graf von Holstein, starb (1459) und die Stände beider Länder im Jahr 1460, das Wahlrecht ausübend, den König von Dänemark, Norwegen und Schweden auch zum Gebieter des alten Nordalbingiens, doch mit Verwahrung alter Rechtsbefugnisse und „der Untrennbarkeit beider Lande auf ewig", erhoben, war unter einer Krone mehr Macht verbunden, als selbst die Waldemar einst besessen und der tiefe Grund zu Zerwürfnissen gelegt, welche nahe vier Jahrhunderte später die Anfänge einer neuen deutschen Seemacht hervorriefen. Hätten die Lübecker, denen die Grenze des nordischen Reichs bis vor die eigene Thüre rückte, die Saat der Dinge erkannt und mit Hamburg, der wackern Streitgenossin in Graf Heinrich's, des jungen Helden, Tagen, die gerechte Sache der natürlichen Erbherren Holsteins, der Grafen von Schaumburg, staatsklug umfaßt, so lag das Geschick kommender Jahrhunderte in ihrer Hand. Aber ein großer, politischer Sinn wich aus der spießbürgerlich zerfallenden, oder sich selbst, wie die Preußen (1454) den Fremden verrathenden, deutschen Welt; begütigt mit der Zusicherung ihrer Privilegien auf dem Pergament, obgleich im Osten durch den Krieg

des Ordens mit den preußischen Ständen, im Westen durch Englands widerspruchsvolle Haltung und der Flanderer Selbstsucht und Uebermuth gefährdet, gefielen sich die Enkel einst so streitbarer Männer überwiegend in diplomatischer Geschäftigkeit, hielten nur wenig Orlogschiffe in See. Lübeck, statt dem unzufriedenen Adel von Holstein beizutreten, ließ sich durch Verpfändung von Stadt und Schloß Kiel abkaufen (1469), half mit Blut und Brand die Eiderfriesen und die freien Bauern der Elbmarschen unter das dänische Joch beugen (1470). Hamburg glaubte sich durch seine Aufnahme in die Reichsmatrikel geschirmt (1471). Zwar verlor Christian in der Schlacht am Brunkeberge (1471) die schwedische Krone, aber der Besitzer Dänemarks, Norwegens, Schleswigs und Holsteins, den Städten grollend, blieb immer ein überlegener Gegner, weshalb 19 Städte, Lübeck, Hamburg, Lüneburg, die sächsischen und westfällischen, zu Bremen im Jahr 1476 auf sechs Jahre zu wechselseitigem Beistande gegen Ueberfall sich verbündeten[183]), die Hamburger sich mit Wällen umgaben, die Lübecker den Zingel am Holstenthore bauten. Des Königs Gedanke, die deutschen Handelsgesellschaften in beiden Reichen aufzuheben, den ausländischen Kaufmann nur in der dänischen Gilde gelten zu lassen, war klar, auch ohne jene geheimnißvolle Verabredung[184]) Christian's I. kurz vor seinem Tode (1481).

Ein Gebäude, so fest und alterthümlich gegründet wie die deutsche Hansa, stand immer noch von außen Ehrfurcht gebietend da, selbst wenn es sich in seinen untersten Pfeilern zu senken begann. Die politische Macht der Seestädte war das Spiegelbild des allgemeinen Zu-

standes des Reiches selbst unter Kaiser Friedrich's III. schlaffer Regierung. Sowie dasselbe als Gesammtheit dem Auslande wenig imponirte, entwickelte es doch in seinen Gliedern, wie der Polyp in den feinsten Verästelungen, überraschende Lebenskraft und sicherte des Einzelnen Streitbarkeit den Bestand des Ganzen. Der deutschen Seemacht fehlte Schwung aus einem Mittelpunkte, der starke Ausdruck eines politischen Willens; daß aber gleichzeitig das kleine Leben kecke Rührigkeit beurkundete, lehren die Verhältnisse zu England während der Mitte des 15. Jahrhunderts.

Wir sehen unsere nüchternen Kaufherren von Köln, Lübeck, Stralsund und Danzig, unsere hausbackenen Seehelden mit bewunderungswürdiger Selbständigkeit sich mischen unter jene hochtragischen Gestalten, denen Shakspeare's Dichtung ein ewiges Leben verbürgt. Es sind die grauenhaften Kämpfe der rothen und weißen Rose, der Häuser Lancaster und York, in deren Mitte die Osterlinge unabhängig sich bewegen: es sind der „blöde, heilige" Heinrich VI., der „üppige" Edward IV., die Königin Margaretha von Anjou, jene frohlockende Prophetin nie fehlender Flüche, Graf Warwick, der übermüthige „Königsmacher", die „süßen Knaben" Eduard's, endlich Richard II., das Scheusal, „bestimmt, die Welt zu einem Metzgerhof zu machen"; alle jene blutschuldigen Opfer, in welchen Englands langer Wahnsinn sich selbst schlug! Wäre es einem der mönchischen Bewohner des Stahlhofs in den Sinn gekommen, auch nur schlicht zu erzählen, was zu seiner Zeit im nahen Tower vorging, wir erblickten im unverdunkelten Zusammenhange, wie, von Dichtern und Chroniken vergessen,

die Hansen, die deutsche Seemacht, York's und Lancaster's Schicksale bedingten.

Englands Marine war seit Eduard's III. Tagen nicht gleichmäßig fortgeschritten; Heinrich IV. brauchte gegen den Feind schon wieder gemiethete Schiffe; doch bestand die Königsflotte im Jahr 1417 aus drei langen Schiffen, von nicht über 600 Tonnen Trägbarkeit, mit zwei und drei Masten, hohen Vorder- und Hintercastellen, wie die „Trinity", „Grace de Dieu", „The Holy Ghost", acht Carracks, „sechs Schiffen", einer Barke und neun Balingern, kleinern Fahrzeugen. Galeeren kommen nicht mehr vor; nach der Schlacht von Azincourt (1415) ging Heinrich V. mit 1500 Segeln nach Frankreich über. Als der Herzog von Bedford Harfleur entsetzte, zeigten sich die größten englischen Schiffe noch um eine Speereslänge niedriger als das oberste Verdeck der Genueser in König Karl's VI. Solde[185]). Aber nach dem Tode des Bezwingers von Frankreich verfiel auch diese Königsflotte, ward im Jahr 1423 zu Southampton, nur nicht in die Fremde, verkauft. Die lange, unselige Regierung Heinrich's VI. bot nicht Gelegenheit, die Seerüstung des Staates auf glänzenden Fuß zu bringen. Dagegen hob sich der kaufmännische Geist der Engländer, der Handelsmuth von Privatleuten, unaufhaltsamen Schwungs, und ersetzte, was dem Staate an Kraft abging. Mit unverhohlenem Hasse trugen die stolzen Adventurer die Fesseln, welche die bevorzugten Hansen ihrem Activverkehr auferlegten, und stimmten allmälig auch die Könige um, welche die alten Rechte des deutschen Kaufmanns bisher im ganzen Umfange bestätigt hatten. Klagen und Gewaltthat häuften sich von beiden Seiten; Berau-

bung der Schiffe, böse Vergeltung; die Majors und Vorsteher einzelner Communen, wie London, Hull, Yarmouth, vertraten eigenmächtig ihre Bürger, wenn Parlament und Regierung nicht schützten, sogar den Fremden Entschädigung gewährten. Heinrich VI. zeigte sich besonders den „alten lieben Gästen", den Kölnern, jenen Hauptweinlieferern für den Hof, günstig, schalt in einem Schreiben an sie die Frechheit und den Uebermuth der Lübecker[186]), foderte dagegen eine Liste sämmtlicher hansischen Städte, um die Einfuhr außerhansischer Güter unter gemeinsamem Namen zu verhindern (1447). Tagfahrten wurden angesetzt, aber nicht innegehalten, weil die Hansen sie in ihren Städten oder in Utrecht vereinigt wissen wollten. Die Zerwürfnisse steigerten sich so mächtig, daß Richard Nevil Graf von Warwick, als Heinrich aus Geistesblödigkeit wieder genesen, zum Oberbefelshaber von Calais und der engen See bestellt, am 29. Mai 1458 28 deutsche Kauffahrer, großentheils den Lübeckern gehörig, mit seinem Geschwader von fünf Kriegsschiffen und sieben kleinern ohne weiteres angriff. Nach einer Schlacht von 4 — 10 Uhr Morgens — „dergleichen seit 40 Jahren nicht auf der See stattgefunden", sagt ein Augenzeuge — mußte der Graf, tüchtig geschlagen, mit beträchtlichem Verluste nach Calais sich zurückziehen[187]). Auf die Beschwerde der Lübecker, welche dabei sechs Schiffe mit Wein und Salz eingebüßt, ward zwar der übermüthige Graf vor den Rath nach Westminster gefodert[188]), aber der offene Bürgerkrieg, welcher gleich darauf ausbrach, überhob ihn wol der Vertheidigung. Der Sieg der Yorkisten, die Gefangennahme des sanften, unglücklichen Herrschers (Juli

1460), die Erhebung des alten York, die Schlachten bei Wakefield und Mortimerscroß, bei St.-Albans, die raschen Umschläge des Glücks zwischen York und Lancaster, Eduard's IV. Thronbesteigung (1461), die Anstrengungen der männlich-starken Königin Margaretha, Heinrich's VI. unglücklicher Gattin, lösten alle Bande der Gesellschaft und gaben den Neidern des hansischen Handels, den der neue König bestätigt hatte, vielfach Raum, an ihren Bedrängern sich zu rächen. Scheinbar neutral in dem Hader, welcher England zerriß, gewiß aber der einen oder andern Partei behülflich, verloren in wenigen Jahren die Seestädte 70 kostbare Ladungen, im Werthe 200,000 Pfund, theils durch Robert Chain, einen Adventurer, wie William Cannyng von Bristol, den Anhänger der Lancaster, theils durch Richard von Warwick und Capitain Roß [189]). Hinneigung für die „rothe Rose", Lancaster, auf Seiten einiger hansischer Städte scheint aus Parlamentsverhandlungen hervorzugehen. Margaretha, die unbezwingliche Kämpferin für die Rechte ihres gefangenen Gemahls und ihres Sohns, harrte im Auslande der Stunde der Rache, und Richard von Warwick, der Königsmacher, war mit Eduard bereits zerfallen (1468), als Kaufleute und Freibeuter von Lynn, gegen den Friedensvertrag zwischen England und Dänemark, nach Island schifften, den Voigt des Königs ermordeten, die Schatzung raubten und die Insel verheerten. Wie gleich darauf einige Kauffahrer von Lynn durch den Sund schifften, nahm König Christian I., benachrichtigt von dem Frevel auf Island, sie in Beschlag. Da beschuldigten die Bürger von Lynn aus altem Hasse die hansischen Kaufleute zu London als Anstifter des

Schadens und brachten es im Rathe des Königs dahin, daß er alle Hansen, mit Ausnahme der Kölner, ihrer Rechte verfallen erklärte, die in England anwesenden Kaufleute plündern, mishandeln, erwürgen ließ, den Kölnern den alleinigen Besitz der deutschen Gildehalle zusprach und durch solches Beginnen einen vierjährigen Krieg entzündete. Die Hansen, nicht träg in Repressalien, schlossen zunächst die abtrünnigen Kölner aus der Gemeinschaft, sperrten allen Engländern den Handel, näherten sich dem mächtigen Herzoge Philipp von Burgund und gaben den Raubschiffern volle Freiheit. Um Himmelfahrt 1470 war gemeiner Handelstag zu Lübeck, um noch kräftiger gegen England sich zu vereinbaren und jede Verbindung mit der Insel durch eine Continentalsperre zu hindern; es wurde beschlossen, daß jedes hansische Schiff von 1000 Lasten 20 geharnischte Männer am Bord haben solle. Da lief aus St.-Mihiel im Herzogthum Bar, vom 1. Mai datirt, an die „hochweisen und ehrbaren Männer, Vorstand und Sendboten der deutschen Hansa in Lübeck, ihre aufrichtig geliebten Freunde", ein Schreiben der Königin Margaretha und Eduard's, Prinzen von Wales, ein. Die Gattin des mishandelten armen Heinrich's VI., jene Bettlerin, obgleich Tochter René's, Titularkönigs von Jerusalem und Neapel, meldete: ihre Weisheiten wüßten wohl, wie zu Zeiten des frommen Königs Heinrich, 40 Jahre hindurch, sie nach Verdienst ihrer Freiheiten genossen hätten, wie noch jetzt, wenn das Reich in Frieden bestände. Aber seitdem jener Tyrann, der Graf von March, und der Graf von Warwick mit ihrem Anhange aus fluchwürdiger Herrschsucht die Krone an sich gerissen, ihren Gemahl

mishandelten, die Barone mordeten, hätten sie auch die deutschen Freunde und Gönner seines Königthums wüthend verfolgt. Weil sie nun sich erinnerte, daß die Seestädte an Macht, Reichthum, Waffen, gerüsteten Schiffen und aller Kriegsbehör stark seien, auch eine ansehnliche Partei im Reiche der Befreiung harre, so fodere sie die weisen Freunde auf, mit ihr gemeinsam, da dieselben Unbilden sie angingen, ans Werk zu schreiten, und deshalb zunächst den Aldermann und Schreiber der Hansa zu Brügge, wo auch sie ihre Räthe hätte, mit Vollmacht zu versehen, um ein Waffenbündniß zu gleichem Zwecke einzugehen. Schließlich versicherte die Königin im Namen ihres Sohnes, daß, wenn sie von der Gesellschaft förderlichen Beistand erhielte, ihr nicht allein alle ältern Privilegien bestätigt, sondern auch nach Belieben neue hinzugefügt werden würden[190]).

Was die Hochweisen darauf beschlossen und was zu Brügge geschah, kann nicht näher angegeben werden; wol aber sehen wir bald darauf kecke Auslieger der Osterlinge dem York große Angst bereiten. Als das stolze Königsblut von Lancaster so beweglich an unsere Städte schrieb, hielt es den Königsmacher Warwick noch für seinen erbittertsten Gegner; der war aber inzwischen nach dem Treffen bei Eppingham gegen Eduard IV. (12. März 1470) nach Frankreich geflohen, von Ludwig XI. aufs beste empfangen worden. Zu Amboise traf Margaretha den frühern Todfeind, vergaß die alte Blutschuld über neuer Kränkung, söhnte mit ihm sich aus, und Beide einigten sich, ihre Kinder, den Prinzen von Walis und Anna vermählend, den gefangenen Heinrich wieder auf den Thron zu setzen[191]).

Solche Wendung der Dinge berührte nahe Herzog Karl von Burgund, Frankreichs Feind und dem Hause York verschwägert; er hielt eine große Flotte bei Sluys bereit, „zur See mächtiger als König Ludwig IX. und Warwick zusammen"; denn er hatte sich im dortigen Hafen vieler fremden großen Schiffe und auch hansischer bemeistert. Dennoch konnte er nicht hindern, daß der Paladin Lancaster's nach England überschiffte, zu Plymouth landete, nirgend Widerstand fand, Heinrich VI. zum Könige ausrief und den üppigen Eduard nöthigte, nach Lynn zu fliehen und, ohne Geld und Königsschmuck, mit einem Gefolg von 800 Mann, auf zwei holländischen Kauffahrern und einem englischen Schiffe das weite Meer zu suchen. Da erblickte der Flüchtling (October 1470), der Küste von Nordholland nahe, ein Geschwader der Osterlinge, seiner erzürnten Feinde, die sich stark in die See gelegt, sicher nach Uebereinkunft mit der „rothen Rose" und Margaretha. „Die Engländer fürchteten die Osterlinge sehr und nicht ohne Grund, denn sie sind gute Krieger und hatten in diesem Jahre ihnen großen Schaden gethan und viel Schiffe genommen[142])". Ohne zu wissen, welche Beute die englischen Fahrzeuge trügen, machten die Osterlinge, sechs bis sieben Segel stark, Jagd auf jene; aber sie entkamen an die Küste von Nordholland (Friesland) und warfen glücklich dicht vor Alkmar Anker, da der Ebbe wegen die tiefer gehenden Osterlinge ihnen nicht folgen konnten, sondern auf der Höhe die Flut erwarteten. Durch einen Boten von der Gefahr des Königs unterrichtet, untersagte Ludwig von Grothusen, Statthalter Philipp's in Holland, zufällig in Alkmar anwesend, den Oster-

lingen, in einem burgundischen Hafen Schiffe aufzubringen[193]), geleitete den bangen, armen Gast, der nur seinen Pelzrock dem Schiffspatrone als Lohn verehren konnte, ehrerbietig nach dem Haag. Die Osterlinge mußten abziehen; welch ein Fang aber entging Paul Beneken von Danzig, der wahrscheinlich die Auslieger befehligte! Eine ganze Tragödie Shakspeare's: denn auch Richard von Gloster (Richard III.) und die vornehmsten Yorkisten begleiteten den König auf der Flucht[194]). Herzog Karl hätte den Grafen lieber in Händen der Osterlinge gewünscht; denn Heinrich VI. saß inzwischen, aus dem Tower geholt, wieder auf Englands Thron, und Burgund hatte nicht Lust, neben Frankreich auch England im Kriege sich gegenüberzusehen. Doch fand seine krumme Politik den Ausweg: er ließ öffentlich seinen Unterthanen verbieten, seinem Schwestermann Eduard irgend einen Beistand zu leisten; im geheimen aber borgte er diesem 50,000 Goldgülden, rüstete ihm im Freihafen von Vere drei bis vier große Schiffe und miethete ihm ebenso heimlich 14 wohlbewaffnete Fahrzeuge der Osterlinge, die ihm zu dienen versprachen, bis er in England angelangt sei und noch 14 Tage darauf. „Das war der Zeit nach ein mächtiger Beistand"[195]).

Nicht recht klar ist, was die Osterlinge zu der schwankenden Politik vermochte, dem vertriebenen York jetzt zu helfen, den sie kurz vorher bekriegt hatten. Wahrscheinlich thaten sie es in Folge eines politischen Misgriffs König Heinrich's VI., der, durch Warwick kaum aus dem Tower auf den Thron erhoben (6. — 13. October 1470), den geliebten Kaufleuten der Stadt Köln vom 10. October an die Gildehalle der Deutschen in London

allein gestattete und ihnen, den Verhanseten, den Inbegriff der großen Freiheiten ihrer Vorfahren durch ganz England bestätigte[196]). Aber die Freude dauerte nicht lange; im März 1471 landete Eduard IV. mit seinen Osterlingen und Flamändern, welche „Handröhre" führten, im Humber; Heinrich VI. und Warwick achteten nicht auf die „hastigen Deutschen und die plumpen Holländer"[197]), bis Eduard in London einzog (11. April). Drei Tage darauf fiel der Königsmacher in der Schlacht bei Barnet; Margaretha, mit französischer Hülfe gelandet, verlor in dem Treffen bei Tewksbury mit ihrem Sohne die Freiheit, der junge Eduard dann auch das Leben (4. Mai); ihr Gatte selbst, der heilige Heinrich, wieder in den Tower gewandert, ward am 22. Mai todt gefunden. Die unselige Margaretha, nach fünf Jahren durch König Ludwig XI. losgekauft, endete ihr Dasein (1482), ohne die Flüche Gottes über Eduard's IV. Haus, die sie ihren Freunden, den hochweisen Herren von Lübeck, verkündet, ganz erfüllt zu sehen.

Da Eduard, jetzt unbestrittener König, im Interesse heimischen Handels die Feindschaft gegen die Osterlinge fortsetzte, betrieben jene, vor andern Bremen, Hamburg und Danzig, im Jahre 1472 die Fehde mit dem nachdrücklichsten Ernst. Die Mannschaft ihrer Schiffe landete an der englischen Küste, hauste mit Mord und Brand bis 40 Meilen landeinwärts, kaperte die englischen Schiffe und henkte die Gefangenen an die Spritmaste. Am ruchtbarsten wurden aber die Thaten Paul Beneke's, Hauptmanns der Danziger, die früher als Helfer Karl Knutson's auch den Unionskönig auf eigene Faust keck befehdet und in der großen Auflehnung der Städte ge-

gen die Kreuzherren auf aller Welt Schiffe gefreibeutert hatten, die ihre Feinde speisten und stärkten. Bereits hatte Paul den „St.-Johann", mit welchem die Engländer allein sich vermaßen, die Osterlinge zu jagen, und wirklich schon mehre Fahrzeuge mit schönem Gut, auch den „Mariendrachen", erbeutet hatten, in seiner Gewalt; da bemannten etliche Florentiner zu Brügge eine Galeere, malten Karl's von Burgund Wappen und Panier darauf, luden englische Güter und gedachten sie auf Ebenteuer zur Stätte zu bringen. Als Paul Beneke solches erfuhr, rief er sie auf der See an; die Welschen gaben nicht Wort, aber der Preuße foderte das englische Gut, nach dem harten Seerecht der Zeit: „Feindes Gut macht feinden Boden, feinder Boden macht feindes Gut" [198]). Da traute der Welsche auf sein großes Schiff, sein Geschütz und vieles Volk; es kam zum Seestreit und die Preußen mußten weichen, obenein mit Hohn verfolgt. Das verdroß Paul Beneken; er schalt sein Volk treubrüchig, kehrte mit den Ermuthigten um, nahm die Galeere mit Gewalt und führte sie auf die Elbe, um in Stade zu parten [199]). Da es aber auch seitens der Osterlinge nicht an Einbuße fehlte und die Nahrung stille lag, wiesen sie die Vermittelung Herzog Karl's von Burgund, welcher die Stimmung der englischen Handelswelt kannte, nicht ab, und durch die Geschäftigkeit der Aldermänner des Kaufhofs zu Brügge gedieh die Sache dahin, daß Eduard schon am 10. December 1472 Vollmacht zu Unterhandlungen mit gemeiner deutscher Hansa ausstellte. Nachdem ein Waffenstillstand vom 25. Juni bis 1. October anberaumt war, kamen im Juli die Gewaltboten zusammen und ward nach lan-

gen schwierigen Arbeiten, besonders der Entschädigungssummen wegen (28. Februar 1474), ein Friedensvertrag geschlossen[200]). Obgleich dem Wortlaute nach die Unterthanen des Königs freien Handel in der Ostsee zugesichert erhielten, hob doch die Bestätigung der ausgedehnten hansischen Gerechtsame in England jene Gunst wieder auf. Der Steelyard in der Themsestraße ward mit dem festen Viertel der Gildehalle vereinigt, und über 10,000 Pf. St. als Entschädigung beurkundeten, daß die Hansa, als politische Macht auf dem Fuß gleicher Berechtigung behandelt, nicht sieglos gekämpft hatte. Köln, das jetzt seine Abtrünnigkeit bereute, ward gegen Geldbuße wieder zu Gnaden aufgenommen. Ungestörter Friede konnte jedoch, beim Widerspruch der nationalen Interessen, nicht lange dauern; schon König Heinrich VII., der Sieger Richard's III. und Versöhner des blutigen Haders York's und Lancaster's, klagte über die Unbilden der Deutschen gegen seine Unterthanen (1488), und jener Martin Swart (Schwarz), welcher im Dienste der Witwe von Burgund 2000 Deutsche nach England führte und gegen Heinrich Tudor bei Stoke (6. Juni 1487) für die York's auf derselben Stelle mit den Seinen starb, wo sie die Schlacht erwartet[201]), war dem Namen und den Beziehungen nach gewiß ein Osterling.

So kräftige Lebenszeichen gab auch in politischer Gespaltenheit die Hansa dem Westen kund, als Deutschlands besserer Genius Ereignisse herbeiführte, welche den zweiten Schwerpunkt der deutschen Seemacht aus bedrohlicher Trennung mit dem Reiche gar als eine kaiserliche Erbmarine vereinigen zu müssen schienen. Karl der Kühne von Burgund, Gebieter des deutschen Nieder-

lands, starb im Jahr 1477 und der junge Erzherzog von Oestreich, Maximilian, bald auch römischer König (1486), erheirathete mit Maria, der Erbin von Burgund, jene handelsthätigsten, reichsten Länder der damaligen Welt. Blieben jene Seestaaten beim deutschen Zweige der Habsburger, so war eine Seemacht des Reichs auch neben der Seemacht der Städte der Zukunft verbürgt. Aber das Schicksal fügte es anders.

Der junge habsburgische Held hatte mit der Abneigung der Niederdeutschen gegen Oberdeutsche, mit bürgerlichem Freiheitssinne, mit Frankreichs Neid, mit den alten Parteiungen der Hoek'schen und Kabbeljauw'schen zu kämpfen, verlor durch frühen Tod seine Gemahlin, und gewann nach großen Mühsalen erst mit Hülfe der gehaßten deutschen Landsknechte die Vormundschaft für seinen Sohn, Erzherzog Philipp von Burgund. Kein Meister im Seekriege[202]) focht Maximilian, wie wir an den Bildern im „Weißkunig" und im „Theuerdank" ersehen, zwar oft zu Schiffe, wie mit Franz von Brederode, dem Haupte der Kabbeljauw'schen, bei Brouwershaven (1490) und um Sluys; aber es waren keine Seeschlachten, nur Schiffsturniere, und das Beste that immer Herzog Albrecht von Sachsen mit seinen Landsknechten. Dennoch gilt Maximilian als erster Ordner der niederländischen Seemacht, indem er im Jahr 1487 Ausrüstung von Kriegsschiffen ohne die Admiralität verbot, sie dem Admiral allein zuerkannte [203]). Solches Verdienst des Schöpfers des deutschen Fußvolks brachte die erste Einheit in das holländische Seewesen. Philipp der Schöne, seit 1494 Regent, fortschreitend im Sinne eines Fürsten von Burgund, nicht eines deutschen Reichsstandes, hob den Han

del der Niederlande und knüpfte, nach Brügges Verfall, den Weltverkehr an das herrlich belegene Antorf (Antwerpen), wohin die Osterlinge ihren Kaufhof verlegten und Nikolaus Rechtergen seit 1503, als Zwischenhändler der Portugiesen, Venedigs Verkehr mit Indiens Gewürzen verdrängend, den Markt für das Bedürfniß der Deutschen lockte [204]). Zwar wurde durch König Maximilian's ordnenden Geist das Niederland als burgundischer Kreis in das deutsche Reich begriffen und der große Feldherr Albrecht von Sachsen zum erblichen Statthalter des Kaisers für Ostfriesland erhoben; aber Philipp's von Burgund spanische Heirath stellte alsbald allen Gewinn in Frage. An jenen Ehebund Philipp's mit Johanna, der Tochter Ferdinand's des Katholischen von Aragon und Isabella's von Castilien (1496), durch Verhängniß die Erbin Spaniens mit der Entdeckung des Genuesers, knüpft sich das Schicksal einer Welt; für Deutschland zunächst der Verlust seiner Seemacht am deutschen Westmeer und seiner Volkseinheit durch die Kirchentrennung, welche, nach menschlicher Berechnung, ohne jene Beimischung des fanatischen Blutes Isabella's und Ferdinand's, der Mauernbezwinger, in Habsburgs Adern, mit ihren zerrüttenden Folgen nicht eingetreten sein würde. Am 24. Februar 1500 ward Karl von Gent, Erbe Habsburgs, Spaniens, Burgunds und Indiens, geboren.

(Die zweite Abtheilung dieses Aufsatzes im nächsten Jahrgang.)

Anmerkungen.

1) So war es noch bei Leibniz's Zeit. S. Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, in Leibniz's deutschen Schriften, herausg. von Guhrauer, I, 452. Wir kommen auf diesen Gegenstand noch zurück.

2) Selbst die alten Skandinavier, die doch früh als Schmiede in Ruf standen, bedienten sich statt des eisernen Ankers schwerer Steine, woran ein hölzerner Haken befestigt war; ähnlich wie ärmere Fischer an der Ostsee noch heute einen Stein in einem starken Geflechte gebrauchen. Olaii Magn. Gothi Hist. septentrional. gentium, IV, c. 10, 149. ed. Lugdun. Batav. 1645.

3) Plinii Hist. nat., L. XXXVII, c. 11 der berliner Ausgabe von 1766.

4) Vellejus Paterculus, II, c. 107.

5) Strabo, VII, c. I.

6) Taciti Annal., II, c. 6.

7) So Pedo bei Seneca, Suasor., I.

8) Hist. nat., XVI, c. 76.

9) Taciti Annal., XI, c. 18.

10) Hist., IV, c. 79.

11) Taciti Hist., V, c. 23.

12) German., c. 9.

13) Ibid., c. 44.

14) S. die Beschreibung des Sidonius Apollinaris aus dem 5. Jahrhunderte, Carm. VII, v. 370:

Quin et Aremoricus pyratam Saxona tractus
Sperabat, cui pelle salum sulcare Britannum
Ludus, et assuto glaucum mare findere lembo.

15) Bei Claudian, De laudibus Stilich., II, v. 254, spricht Britannia:

Illius effectum curis, ne litore tuto
Prospicerem dubiis venturum Saxona ventis.

Auch bei ungünstigem Winde war der segelnde Sachse zu fürchten.

16) Aurelius Victor, in Caes., c. 33. Eutropius, IX, 6. Orosius, VII, c. 22, vgl. mit Nazar. Panegyric. Constantin. Aug. dict., c. 17.

17) Zosimus, I, c. 7. Vopiscus in Probo, IV, c. 18. Eumenius in Panegyrico Constantio dict., c. 18.

18) Aurel. Vict. in Caes., c. 32.

19) Eumenius, l. c., c. 12.

20) Ibid., c. 17.

21) Claudian., IV. Consul. Honor., 1. 31. 32.

22) Pacatus Drepanius in Panegyr. auf Theodos. M., c. 5, nennt deshalb den Vater des Kaisers: Saxonicus.

23) Claudian. in Eutrop., I, v. 392.

24) Epist., VIII, 6.

25) Nennii Historia Britonum, ed. San Marte, §. 31, „tres ciulae". Gildas, de excidio Britanniae, ibid., §. 23, „tribus, ut lingua (Saxonum) exprimitur, cyulis, nostra lingua longis navibus, secundis velis". Beda, Ecclesiast. Histor. gentis Anglorum, I, c. 15: „tribus longis navibus" (ed. Antverp. 1550, Fol.). Die Zahl der ersten Ankömmlinge schwankt zwischen 300 bis 9000! Konnten schon in Plinius' Tagen die Schiffströge aus einem Baume bis 30 Mann fassen, so mögen naves longae mindestens die fünffache Zahl getragen haben. Sharon Turner (The history of the Anglo-Saxons, I, 151, ed. Par.) entscheidet sich nach einem angelsächsischen Manuscript für die Zahl 300, die uns zu gering erscheint. Nach Nennius, §. 37, ließ Hengist zur Verstärkung noch 16 ciuli nachkommen.

26) Gregor von Tours (II, c. 18) erwähnt unter Childerich, dem Vater Chlodwig's, eines Angriffs der Sachsen, welche Odoacrius führte, auf die Mündung der Loire. Wir erfahren nicht, welche Sachsen das gewesen sind.

27) Ausonius' berühmtes Gedicht: Mosella (Edyllia, X).

28) Histor. Francor., III, c. 15, 132 (ed. Paris, 1561).

29) Greg. Turon., III, c. 3.

30) De bello gothico, IV, c. 20, 559, T. II (ed. Bonon.).

31) Annal. Metens. a. h. a.

32) Continuator Fredegarii, c. 109.

33) Dom. Bouquet, V, 699.

34) Nithardi Hist., II, 6, 658. Monum. Germ. hist., II.

35) S. das merkwürdige Reisebuch bei Mabillon, Act. S. S. Ord. Benedict., II, 273.

36) Monachi Sangall. Gesta Caroli, II, c. 14, 757, Mon. G. H., T. II.

37) Einhard, Vita Caroli M. (ed. Pertz), c. 17. Einh., Annal. ad a. 800, 187. T. I. Mon. G. H.

38) Saxo Grammaticus, Hist. Dan., VIII, 167 (ed. Stephanii).

39) Einhard, Annal. a. h. a. M. G. H., T. I, 197. Saxo Grammat., l. c.

40) Einhard, Annal. a. h. a., 199.

41) Capitularia Reg. Franc. (ed. Baluz. Paris. 1780. Fol.), L. 377.

42) Ibid., 496.

43) Ducange, Glossar. s. v. Amir — Amiralius. Einhard, zum Jahr 801, nennt den König von Fez Amiratus Abras. Noch Jean von Joinville und Wilhelm von Nangis gebrauchen Amiral und Amirou als Bezeichnung für Befehlshaber überhaupt.

44) Sprengel, Geschichte von Großbritannien, I, 160, nach Cambden.

45) Einhard, Annal. a. h. a., 194. Auch an der ligurischen Küste stand ein Geschwader, zu Porto-Venere. Schon im Jahr 809 hatte Pipin, Karl's Sohn, nach Corsica Schiffe gegen die Mauren geschickt.

46) Einhard, Annal., 200.

47) Ibid. und Vit. Carol., 17.

48) Wir überheben uns der Angabe dieser, zum Theil widerspruchsvollen Bearbeitungen desselben Gegenstandes und führen nur das neueste Werk von Strinnholm: Die Wikinger, an.

49) Torfaei Rer. Norweg., I, 56. Hafn. 1711, Fol.

50) Alfred's Uebersetzung des Orosius in bekannten Ausgaben.

51) Es ist viel Scharfsinn aufgewandt, um Form, Größe, Rüstung der normännischen Schiffe zu ermitteln. Die verschiedenen Jahrhunderte machten darin einen großen Unterschied. Wir neigen uns dahin, nur die geringste Kunst, den geringsten Umfang der Fahrzeuge anzunehmen, welche bis ins christliche Zeitalter aller Bequemlichkeit entbehrten.

52) Vita S. Luidgeri in M. G. H., II, 407.

53) Sharon Turner (I, 320) läßt die neuen, langen Schiffe nur mit seeräuberischen Fremden besetzt sein.

54) Chronicon Saxonicum (opera et studio Edm. Gibson, Oxonii 1692, 4.), 98.

55) Ibid., 99.

56) Einhard, Annales zu diesem Jahre.

57) Ermold. Nigelli Carmen in honorem Hludowici, IV, v. 287. M. G. H., II: „Ecce volant centum per Rheni flumina puppes, Velaque candidolis consociata modis."

58) Vita S. Anskarii, l. c., 695: „Duae mansiunculae satis oportune praeparatae." Die Rückfahrt per Dorstatum et vicinia Fresonum transeuntes.

59) Bemerkung Dahlmann's, Gesch. von Dänemark, I, 39.

60) Einhard, Annales z. d. J.

61) Vita Anskarii, 697.

62) Rudolf. Fuldens. Annal. ad a. 838. Prudent. Trecens. a. h. a. (M. G. H., I.)

63) Annal. Trecens. ad a. 845. Vita Anskarii, 700.

64) Annal. Fuldens. a. h. a. (M. G. H., I, 386.)

65) Annal. Fuldens. a. h. a.

66) Reginon Chronic. ad a. 892. (M. G. H., I, 603.)

67) Widukindi Rer. gest. Saxonic., I, c. 40, 435. (M. G. H., V.) Thietmar. Chronic., I, c. 9. (Ibid.)

68) Adam. Brem. Gest. Hammab. Eccles., II, c. 3. (M. G. H., VII, 307.)

69) Adam Brem., l. c., II, c. 29, 317. Aus Thietmar's (IV, c. 16) Andeutung könnte man ein Seetreffen bei Stade machen; doch

wagten die Grafen sich gewiß nicht an die zahlreiche Flotte; sie kamen zu Wasser aus Nordalbingien.

70) Ob diese Schlacht im Oeresund, zufolge der Angabe Adam's von Bremen (II, 29, 30), oder unweit der Küste Pommerns vorfiel, können wir hier nicht untersuchen.

71) Encomium Emmae Reginae in Langebek, Script. Rer. Dan., II, 476.

72) Adam. Brem., II, c. 76. Encom. Emmae, 471. Chron. Saxon. hat die genauesten Angaben.

73) Adam. Brem., II, 38.

74) Ibid., 55.

75) S. die Beschreibung der Tapete von Bayeux von M. Lancelot in Thierry, Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands (Bruxelles 1839), I, 353, und die Kupfertafel CCCCXLV hinter Treatise of naval architecture by A. F. B. Creuze, Edinb. 1841, 4. (Encyclopaedia Britannica.)

76) Vita Anskar., c. 10, ist von Schiffen, nicht von einem, die Rede.

77) Ibid., c. 24.

78) Annal. Fuldens. a. h. a.

79) Adam Brem., De situ Daniae, c. 247. Lindenbrog, Sc. S. „conjurati sodales."

80) Sartorius, Urkundliche Geschichte der deutschen Hansa, herausgeg. von Lappenberg, I, 5, nach Joh. Bromton. Chronicon.

81) Ebend.

82) Vita Bernwardi in Leibniz, Sc., I, 466.

83) Encom. Emmae, l. c., 481.

84) Chronik des Franciscaner-Lesemeisters Detmar, herausgeg. von Grautoff (Hamb. 1829), I, 341.

85) Warnkönig, Flanderische Staats- und Rechtsgesch. (Tüb. 1835), I, 232 fg.

86) Thietmar, VIII, 669.

87) Lambert. Scafnaburg., ad a. 1047. (Pistorii Sc., I, 319.) Deutsche Quellen wissen nichts von einer Niederlage des Königs.

88) Saxo Grammat. von Buch V an. Barthold's Geschichte von Rügen und Pommern, I, 196 fg.

89) Matthäus von Cholewa in Kadlubkonis Histor. polonic. ep. I, 603, hinter der Ausgabe von Dlugoss (Lips. 1712, Fol.).

90) Die ausführliche Untersuchung über diesen Gegenstand s. in Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern, I.

91) Adam. Brem., II, 66.

92) Doch möchte Schol. 96 zu Adam Brem., IV, 368 der Ausgabe in M. G. H., VII, wol erst nach den ersten Kreuzzügen geschrieben sein.

93) Depping, Hist. des expeditions maritimes des Normands en France, II, 242. Irrig sagt Depping, die älteste Angabe über das Einsalzen des Herings am Baltischen Meere sei erst im 14. Jahrhunderte.

94) Warnkönig, I.

95) Martinus Gallus in der Ausgabe von Bandtke, 192.

96) Adam. Brem., III, c. 22.

97) Lambert Scafnab., 198.

98) Helmoldi Chronica Slavorum (ed. Bangert, Lubec. 1659. 4.), I, c. 34.

99) S. die Stellen bei Langebek, Scr. Rer. Dan., III, 631. Tasso (im achten Gesang des „Befreiten Jerusalem") hat eine Episode über den unglücklichen Dänenzug.

100) Willermi Tyrensis Hist. Belli sacri, III, c. 23. (Basil. 1564, Fol.)

101) Creuze, l. c., 8.

102) Helmold, l. c., c. 36.

103) Snorre, Heimskringla, II, 298 (ed. Peringskiold).

104) Saxo Gramm., XIV, 661. Saxo spricht, unglaublich, von 1100 Schiffen.

105) Helmold, I, c. 55—57.

106) Ibid., c. 71. Urkundenbuch der Stadt Lübeck (1843. 4.), Nr. III.

107) Helmold, I, c. 66. Saxo Gramm., XIV, 254.

108) Helmold, I, c. 61.

109) Mariana (Histor. rerum hispan., XVI, c. 19, Mogunt. 1605, 4.) erzählt nach seinen Quellen, der König habe durch

große Lohnverheißungen jene Streiter aus Germania, Anglia und Belgia gelockt.

110) Helmold, l. c. Jacobus Meyerus, in den Annales s. Hist. rer. belgicarum (Francof. 1580) zum Jahr 1147. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, III, 263 fg., besonders nach dem Briefe des deutschen Mönchs Dedekind von Oberlahnstein.

111) Radevicus, De gestis Friderici I. Imp., I, c. 17.

112) Sartorius, Urkundliche Geschichte der deutschen Hansa, Nr. I, II, III.

113) Warnkönig, I, Anhang, XV.

114) Derselbe, II, 2 fg.

115) Philippidos, IX, abgedruckt hinter Warnkönig, I, 74.

116) Herm. Corneri Chronic. bei Eccard., II, 793. Voigt, Geschichte Preußens, II, 28 fg.

117) Raumer, Hohenstaufen, V, 516, nach G. Vinisauf, Iter Richardi, II, 42. (Gale, Script. rer. Anglic.)

118) Doch miethete schon der Graf von der Provence im ersten Kreuzzuge ein großes Piratenschiff, welches drei Segel führte und, mit 200 Ruderern versehen, drei andere Schiffe im Schlepptau zog. Annae Comnenae Alexiad., X, 229 (große venetian. Ausg. der Byzantiner, VIII).

119) Annae Comnen. Alexiad., X, 230, und Ducange zu dieser Stelle (83 des Commentars), sowie im Glossar. med. et infim. Latinit. unter Balista. Bliden- (Bleiden-) straßen sind in mehren alten Städten, z. B. Stralsund, noch jetzt namhaft.

120) Saxo Gramm., XIV, 321.

121) Helmold, I, c. 76.

122) Lübeck. Urkundenbuch, Nr. III.

123) Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern, II.

124) Geoffroy de Ville-Hardouin, De la conqueste de Constantinople, 11. (Ausgabe von Ducange, Paris 1657, Fol.)

125) Willelm Briton. Philippiad., IX. Histoire de Philippe-Auguste, par Capefigue (Brux. 1830), III, 258 fg.

126) Warnkönig, I, 328 fg.

127) Urkunde Nr. XIX bei Warnkönig, I.

128) Die Erzählung über die Meerfahrt und den Antheil der

Niederdeutschen an der Bezwingung Damiettes nach Oliveri Scholastici Historia Damiatina, bei Eccard. Scr. R. G., II, 104 fg. Godefridi Monachi, Annales, bei Freher, I, 283 (edit. 1624). Emonis, Abbatis in Werum apud Omlandos, Chronicon in Matthaei Veter. aevi Analect., II, 34 fg. Wilken, a. a. O., IV, VII. Buch, 98 und 163 fg.

129) Menko, Abt von Werum, bei Matthaei, l. c., II, 173—180. Wilken, a. a. O., VII, 2, 501 und 583 fg. Marini Sanuti Secreta fidelium crucis, II, IV, 72, 224. „Frisones, viri cunctis kari et catholici." Die Zeitangabe der Abfahrt bei Menko muß irrig sein. Wo sollten die Friesen das ganze Jahr vom Sommer 1269 bis 1270 sich aufgehalten haben?

130) S. über Roger von Flor besonders die Chronik Ramon Muntaner's (französisch von Buchon, Paris 1827; neuerdings zu Stuttgart im Original erschienen und deutsch übersetzt von Lang) und Barthold's quellenmäßige Monographie: Die Geschichte des Templers von Brindisi, Roger's von Flor; in dem Taschenbuch Italia, herausg. von Reumont, Jahrg. II, Berlin 1840. Roger, ein geborener Seemann, segelte meisterhaft, selbst beim fliegenden Sturme, mit Getreideschiffen durch den Faro von Messina.

131) Lappenberg, Urkundliche Geschichte der Hansa, II, Nr. XII, XIII.

132) Ohne uns in kritische Untersuchung einzulassen, folgen wir der Chronik Detmar's, I, 112.

133) Detmar, I, 128.

134) Geoffroy Villehardouin, De la conqueste de Constantinople (Ausg. von Ducange, Paris 1657, Fol.), LXXXII, 59, und Godofred. Monach. bei Freher, I, 292.

135) Wilken, a. a. O., III, 458, nach italienischen Quellen.

136) Raumer, Hohenstaufen, V, 515. Für die Fahrten auf dem Mittelmeere, besonders mit den großen, zweimastigen Pilgerschiffen, welche viele Pferde durch eine Seitenpforte (die auf der See wie eine Tonne verspundet wurde) im Raume aufnahmen, mit unerwarteter Bequemlichkeit, mit Gemächern u. s. w. versehen waren, vgl. J. de Joinville, Histoire de St.-Louis (ed. Par. 1761, Fol.), besonders die anekdoten- und abenteuerreiche Geschichte der Rückfahrt

von Cypern, 129 fg. Unter den 13 gemietheten Fahrzeugen waren vier bis fünf Galeeren. Des Königs Schiff, den Templern gehörig, faßte 900 Mann.

137) Histor. major. (ed. Will. Wats, Lond. 1684, Fol.), 122.

138) Meermann, Geschichte des Grafen Wilhelm von Holland, römischen Königs (Leipz. 1787), II, 182 fg.

139) Conventus civitatum Wormatiensis. M. G. H., Leges II, 369.

140) Ibid., 371.

141) S. die Urkunden im Urkundenbuch von Lübeck, Nr. 442 — 446.

142) Detmar, I, 159.

143) Urkunden bei Lappenberg-Sartorius, Nr. 61—62.

144) Lappenberg, Nr. 20.

145) Ebend., Nr. 113.

146) J. de Joinville, Hist. de St.-Louis, 27, 32.

147) Guillaume de Nangis, Annales du règne de S. Louis, ibid., 274.

148) „Al modo di quel mare fornite con castella per battaglia."

149) Viele Nachrichten über diese Schlacht bei Zirikſee finden sich in vlämischen, holländischen und französischen Chroniken. Wir folgen der Beschreibung des nahen Zeitgenossen Giovanni Villani, welcher aus genuesischen Berichten über die That des Italieners schöpfte. Cronaca di Giovanni Villani (Ven. 1836), VIII, c. 77.

150) Die Abfassung dieses höchst merkwürdigen Memoires Secreta Fidelium Crucis (Bongarsi Gest. Dei per Francos, II) begann im Jahr 1306. Später vollendet, überreichte der Rastlose seine Denkschrift, mit Weltkarten, Länderabbildungen und Grundrissen von Städten versehen, auch den Königen von Frankreich, England, Sicilien und ihren Baronen. (II, P. IV, c. XVII—XVIII.)

151) Sartorius-Lappenberg, Urkunden, Nr. 107 g.

152) Sartorius-Lappenberg, Nr. CCXII, CCXIII.

153) Der Erbe Dänemarks starb in Folge der Wunde im nächsten Jahre. Die Lübecker führten selbst die Thurmglocken des Schlosses heim.

154) Sartorius-Lappenberg, Nr. CCXXVII, 4—8. Lübeck, Rostock, Stralsund, Wismar, Kulm, Thorn, Elbing, Kampen, Harderwyk, Elborg, Amsterdam und Briel waren namentlich vertreten.

155) Sartorius-Lappenberg, Nr. CCXXVII. Königsberg, Braunsberg, Danzig werden namentlich mit aufgeführt; im Westen Utrecht, Zwoll, Deventer, Hasselt, Zütphen, Dortrecht, Elborg, als Theilnehmer des Krieges. Andere Ausfertigungen nennen auch Amsterdam, Enkhuizen, Briel, Staveren, Kampen, Middelburg, Harderwyk, Zirikfee als Helfer.

156) Sartorius-Lappenberg, II, 679. Siebenunddreißig Städte sind genannt, und dazu alle andern, die mit ihnen im Orloge begriffen sind.

157) Bereits Kaiser Friedrich II. gebietet dem Rath zu Lübeck, über Misbräuche bei Turnieren zu wachen. Urkundenb., Nr. 47.

158) Das Wort zuerst in Urkunden von 1368.

159) Froissart, I, P. I, c. 78. G. Villani, XI, c. 110.

160) Froissart, I, P. I, 120, 121. G. Villani, XI, c. 110. Niederländische Quellen messen die Entscheidung den Vlämingern bei.

161) Bei Froissart, I, P. II, c. 3: „à mont les mats chateaux breteskés, pourvus de pierres", auf spanischen Schiffen, im Jahr 1350. Die „artillerie", welche eiserne Stangen schleuderte, war wol nur Wurfgeschütz, Bliden. Dieses Capitel (vgl. Matteo Villani, I, am Schluß) ist lehrreich in Bezug auf englische und spanische Seetaktik. Thürme mit je vier Schützen auf dem zinnengleichen Maste werden schon in der Schlacht bei Zirikfee erwähnt. Ducange zu Ville-Hardouin, 276, aus Guillaume Guiart's Gedicht.

162) Kampen, Geschichte der Niederlande (Hamburg 1831), I, 183.

163) Froissart, I, P. II, c. 338—341.

164) Doch waren die Küstenbewohner Hollands zum Dienst auf der Flotte verpflichtet und die Dörfer deswegen in Ruderzahlen (Riemtalen) vertheilt.

165) Froissart, III, c. 35.

166) Detmar, a. a. O., I, 341. „Quam de konink van

vrancriken unde de hertoch van Burgundien mit em int Swen unde nemen alle de schape, de da weren in deme Swene." Corner, ad a. 1387.

167) Froissart, l. c.

168) Ibid., III, c. 48.

169) Suhm, Historie af Danmark (Kjöbenh. 1828), XIV, 143.

170) Detmar, I, 351.

171) J. Voigt's Aufsatz: Die Vitalienbrüder, im Historischen Taschenbuche, Neue Folge, II, 19.

172) Reimar Kock bei Grautoff, a. a. O., 494.

173) Receß bei Suhm, XIV, 325.

174) Voigt, Geschichte von Preußen, VI, 106.

175) Besonders von Marienhaven (südlich von Norden) aus beschädigten sie die flanderische Schiffahrt.

176) Ein geringer Sundzoll war schon 1363 im Brauch. — Dahlmann's Geschichte von Dänemark, und Sartorius-Lappenberg, II, 517.

177) Burmeister's Beiträge zur Geschichte Europas im 16. Jahrhundert (Rostock 1843), 104 fg.

178) Detmar, II, 51: „En grot vlot van masten unde van anderem holte, unde leden darup van grotesten Bussen."

179) Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern, IV, 1, 87.

180) Detmar, II, 69.

181) So die Stralsunder im Jahr 1436, als der Landesherr den Holländern Geleit zugesagt.

182) Aen. Sylv., Germania, 445, ap. Schard., S. R. G., I.

183) Detmar, II, 235.

184) Dahlmann, II, 236.

185) Lingard, Geschichte von England (deutsche Uebersetzung) V, 33.

186) Rymer foedera, V, ad a. 1452.

187) Lingard, 177.

188) Rymer foedera, V, I, 82.

189) Köhler's Sammlung hansischer Geschichten, in Willebrandt's hansischer Chronik (Lübeck 1758, Fol.), 227.

190) Latein. Original bei Willebrandt, 1054.

191) Mémoires de Messire Philippe de Commines, par D. Godefroy (Bruxelles 1706), T. I, P. I, L. III, c. 4, 5.

192) Commines, l. c., 166. Detmar, II, 327.

193) Ebend., 327. Nach einem Vertrage mit Philipp durften sie nicht auf seinen Strömen freibeutern.

194) Commines, 167.

195) Ibid., 172.

196) Rymer, V, 1, 183.

197) Shakspeare's Heinrich VI., dritter Theil, Act 4, Scene 8.

198) So Hans Regkmann, der tapfere Bergenfahrer aus Lübeck. Lübeckische Chronik (1619, Fol.), 76.

199) Ebend., 80.

200) Rymer, V, P. II, 36 fg.

201) Polydor. Virgilii Histor. anglic. (Lugd. Bat. 1651. 8.), VII, 729. Im Jahr 1497 kündigte Hans Schwarte, Aldermann der deutschen Hansa auf dem Stahlhofe, seinen Eid auf. Köhler, a. a. O., 241.

202) Theuerdank: „Auff welch's er sich gar nichts verstund." „Wie wol ich nit weyß meeres Sitt." Das Gedicht erwähnt neun Unfälle Maximilian's zu Wasser.

203) Kampen, a. a. O., I, 259, nach holländischen Quellen.

204) Lodov. Guicciardini, Descrittione di tutti Paese bassi, altrimenti detti Germania inferiore (Anversa 1588, Fol.), III.

Ueber Leben, Wirken und Werke der Maler Andrea Mantegna und Luca Signorelli.

Von

Gustav Friedrich Waagen.

Es ist eine der schönen Früchte des langen Friedens, dessen wir uns zeither erfreut haben, daß der Sinn für die Geschichte der Kunst allgemeiner erwacht ist, als dieses seit geraumer Zeit der Fall gewesen. Selbst Diejenigen, welche nur den auf der größten Höhe der Ausbildung stehenden Künstlern, einem Rafael, einem Michel Angelo, eine lebhafte Theilnahme schenken, haben doch ein Verlangen, zu erfahren, wie diese denn zu solcher Höhe in der Kunst gelangt sind. Unstreitig wird dadurch sowol das Verständniß der Werke jener großen Genien ungemein gefördert, als die Hochachtung vor denselben wachsen muß, indem man inne wird, wie das Ringen und die angestrengteste Arbeit bevorzugter Geister mehrer Jahrhunderte erfoderlich gewesen, um jene herrlichen Früchte zu zeitigen. Da nun Andrea Mantegna und Luca Signorelli in der langen Kette der Entwickelung diejenigen Glieder sind, welche jenen größten Meistern zunächst vorausgehen und auf sie den unmittelbarsten und entschiedensten Einfluß ausüben, da diese großen Meister bisher, meines Erachtens, noch nie ihrer ganzen Bedeutung nach gewürdigt worden sind [1]), darf ich mir für sie auch wol bei dem größern Publicum, welches an der bildenden Kunst Antheil nimmt, einiges Interesse versprechen.

Eine kurze Uebersicht des Hauptganges der italienischen Malerei bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts wird meine Leser auf den Standpunkt führen, die Erscheinung jener Meister zu verstehen und zu würdigen.

Nach dem tiefen Verfall, worin die Malerei in Italien bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts versunken war, zeigten sich in der zweiten Hälfte desselben zwar schon einzelne erfolgreiche Bestrebungen zum Bessern, eine eigentliche Erhebung fand aber erst vom Anfang des 13. Jahrhunderts unter einem starken Einfluß byzantinischer Vorbilder statt, deren edler, aus der Tradition altchristlicher Kunst erhaltener Kern einer würdigen Auffassung und einer einfachen und stylgemäßen Gewandung in der starren, mumienhaften Gestalt damaliger byzantinischer Gemälde erkannt und mit Geist von neuem belebt wurde. Gegen Ende des 13. und in den ersten Jahrzehnden des 14. Jahrhunderts erweiterte Giotto zu Florenz den engen Kreis kirchlicher Darstellungen durch einen großen Reichthum neuer und bedeutender geistiger Beziehungen und brachte durch die glücklichste und geistreichste Handhabung in der Natur beobachteter Geberden ein neues und ungemein bewegtes Leben in seinen Darstellungen hervor. Seine ganze Kunstform, welche in den Gesichtszügen meist nicht über einen, keineswegs schönen Typus hinausging und die übrigen Formen des menschlichen Körpers nur sehr allgemein wiedergab, blieb im Laufe des ganzen 14. Jahrhunderts in den meisten Theilen Italiens die herrschende. In der zweiten Hälfte desselben wußten indeß einige besonders begabte Meister damit eine naturgemäßere und mannichfaltigere Ausbildung des Kopfes zu verbinden. Der vorzüglichste derselben im nördlichen Italien

ist Avanzo von Verona, im mittlern Italien Arcagnolo, gewöhnlich Orcagna genannt, zu Florenz.

Die Hauptaufgabe, welche die Maler des 15. Jahrhunderts in Italien verfolgt haben, ist die Ausbildung der Naturwahrheit, sowol für den menschlichen Körper als für die ganze Räumlichkeit, worin derselbe dargestellt wird. Diese realistische Richtung eröffnete für den menschlichen Kopf mit dem besten Erfolge zu Florenz der berühmte Mönch Fra Giovanni da Fiesole, und brachte sie zum mannichfachsten Ausdruck der innigsten und seligsten Verklärung durch religiöse Gefühle in Anwendung. Für die menschliche Gestalt, sowol nackt wie bekleidet, leistete Aehnliches der ebenda blühende Masaccio durch nähere Angabe der einzelnen Theile, wie besonders durch größere Abrundung vermittels stärkerer Angabe von Licht und Schatten. Die Eigenschaften dieser Beiden besaß, wenngleich nicht in demselben Maße, Gentile da Fabriano, aus der Mark von Ancona, war dafür aber Beiden an Schönheitsgefühl wie an Reichthum eigenthümlicher Motive überlegen. Durch einen längern Aufenthalt in Venedig und dessen Gebiet hob er die dort seit dem Avanzo im Vergleich zum mittlern Italien in etwas zurückgebliebene Malerei ungemein und förderte die Ausbildung derselben in der realistischen Richtung besonders durch seinen Schüler Jacopo Bellini außerordentlich. Dieser indeß erfuhr noch einen anderartigen Einfluß von einem ihm ungefähr gleichälterigen Künstler, dem Francesco Squarcione zu Padua. Da Letzterer zugleich der Lehrer des Mantegna ist, so muß ich mich bei demselben etwas länger verweilen. Squarcione zeigt in seinen Lebensverhältnissen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem großen

Maler Rubens, welcher der Gegenstand eines Aufsatzes von mir (im vierten Jahrgange der ersten Reihe dieses Taschenbuchs) gewesen ist. Als der Sohn eines angesehenen und reichen Mannes, des Kanzlers von dem Herrn von Padua, Giovanni da Carrara, genoß er einer sorgfältigen Erziehung und des Vortheils, sein Talent zur Malerei, welches sich schon von Kindheit an bei ihm geäußert hatte, durch Reisen auszubilden. Zuerst ging er nach Griechenland, woselbst er auch viele der Inseln besuchte. Dann bereiste er ganz Italien. Ueberall zeichnete er Ansichten und sonstige ihn ansprechende Gegenstände und machte sich durch sein Talent und eine anziehende Persönlichkeit bei vielen ausgezeichneten Männern beliebt. Endlich nach Hause zurückgekehrt, eröffnete er in Padua eine Werkstatt. Durch eine große Zahl von Zeichnungen, von Gemälden und ganz besonders von antiken Sculpturen, welche darin zum Studium dienten, sowie durch eine glückliche Gabe zu lehren, fand diese Werkstatt bald einen so fleißigen Zuspruch, daß die Zahl seiner Schüler allmälig auf 137 anwuchs. Er ward durch diese Schule so berühmt, daß er Besuche von den ausgezeichnetsten Personen, von Cardinälen und sonstigen Prälaten, selbst vom heiligen Bernardin erhielt. Sogar Kaiser Friedrich III. soll ihn, als er durch Padua reiste, besucht haben. Mit dem Patriarchen von Aquileja aber stand er auf einem vertrauten Fuße. Als ausübender Künstler hat er dagegen, recht im Gegensatz von Rubens, im Verhältniß zu einer Lebensdauer von 80 Jahren [1]), nur wenig hervorgebracht. Er zog es nämlich vor, die bei ihm gemachten Bestellungen meist durch seine Schüler ausführen zu lassen. Daher ersehen wir auch ungleich

mehr aus den Arbeiten derselben als aus den wenigen und nicht gerade bedeutenden, noch vorhandenen Bildern des Squarcione, daß das neue und eigenthümliche Element seiner Lehrweise in dem eifrigen Studium antiker Sculpturen bestand. Verbunden mit jenem Realismus wurde dadurch eine sehr ins Einzelne gehende und scharfe Ausbildung und Abrundung der entschieden individualisirten Formen erreicht, in diesem Bestreben aber meist die Färbung vernachlässigt und durch das Nachahmen der engen und zahlreichen Falten der Sculpturen in einer öfter wulstigen Weise die Lichtmasse in den Gestalten zu sehr unterbrochen. Im Beiwerk, als Throne, Fruchtgehänge, wurden durchgängig antike Vorbilder, manchmal von der feinsten griechischen Art, befolgt. Bei einigen seiner Schüler, bei welchen jene Nachahmung der Sculpturen zu einseitig vorwaltete, einem Marco Zoppo, einem Gregorio Schiavone [3]), arteten die Formen in den Köpfen in Caricaturen, in den Körpern in widrige Härte, das Gewandwesen in große Geschmacklosigkeit aus. Die ausgezeichnetsten, ein Melozzo von Forlì, und vor Allen der berühmteste seiner Schüler, Andrea Mantegna, wußten sich dagegen allmälig von jenen Uebelständen zu befreien.

Dieser große Künstler, welcher im Jahr 1431 zu Padua [4]) geboren wurde, genoß das seltene Glück, daß seine Anlagen von vornherein auf das sorgfältigste gepflegt, durch eine eigenthümliche Verkettung seiner Lebensverhältnisse zu vollster Entwickelung gelangten und er vielfach Gelegenheit fand, in würdigen Aufgaben die ganze Eigenthümlichkeit seines Genies zu erschließen und auszusprechen. Noch sehr jung kam er in die Schule des Squarcione und erwarb sich durch seinen Eifer und sein Talent

in solchem Grade die Liebe desselben, daß er ihn zu sich nahm und wie einen Sohn behandelte [5]). Die Fortschritte, welche er bei diesem Unterricht machte, waren so groß, daß er bereits mit 17 Jahren die Tafel für den Hochaltar der Kirche St.-Sophia zu Padua malte, ein Werk, welches, nach dem Urtheil des Vasari, nicht das eines Jünglings, sondern vielmehr eines alten, erfahrenen Meisters zu sein schien. Leider war diese erste größere Arbeit des Mantegna schon um 1646 nicht mehr vorhanden [6]). Nicht besser ist es mit den beiden Heiligen, Antonius und Bernardinus, ergangen, welche er nach der Inschrift im Jahr 1452 über dem Portale der Kirche des heiligen Antonius in Fresco ausführte. Das früheste unter den noch vorhandenen Werken des Mantegna möchte das ebendaselbst für die Kirche der heiligen Justina im Jahr 1453 ausgeführte Altarbild sein [7]). Der heilige Marcus ist edel und lebendig im Motiv; in den Bildern der kleinern Abtheilungen kommen noch Schwächen in der Zeichnung vor. Die Modellirung ist noch gering, die Färbung des Fleisches grau, die Ausführung aber sehr fleißig und gediegen. Schon in dieser frühen Zeit behandelte er auch Vorgänge weltlichen Inhalts aus seiner Zeit, indem er in einem Hause bei St.-Lucia ein Zimmer mit den Hauptereignissen aus dem Leben des berühmten, im Jahr 1443 gestorbenen Condottiere Gattamelata schmückte. Als, wahrscheinlich um das Jahr 1457, die Eremitaner dem Squarcione den Auftrag ertheilten, die dem heiligen Jakob dem Größern und Christoph geweihte Kapelle ihrer Kirche mit Vorgängen aus deren Legende zu zieren, übertrug er die Ausführung der wichtigsten Bilder dem Andrea Mantegna und dem nächst

ihm talentvollsten, aber leider noch während dieser Arbeit in der Blüte der Jahre ermordeten Schüler Niccolo Pizzolo. Dieses sollte aber auch die letzte Gunst sein, welche Mantegna von seinem Meister erfuhr; denn während er mit dieser wichtigen Arbeit beschäftigt war und schon die vier Evangelisten am Gewölbe und die Vorgänge aus der Legende des Jakobus an den Wänden ausgeführt hatte, verliebte er sich in eine Tochter des schon oben genannten Jacopo Bellini, welcher im Jahr 1459 nach Padua gekommen war, um in der Kirche des heiligen Antonius die Altartafel in der Kapelle der Familie Gattamelata zu malen [8]), und erhielt sie, welche Nicolosia hieß, auf sein Werben zur Frau. Nun war aber Jacopo Bellini in der Kunst ein dem Squarcione unangenehmer Nebenbuhler. Als er daher Kunde von jener Heirat erhielt, erboste er sich darüber so sehr, daß von Stund' an seine fast väterliche Liebe zum Mantegna sich in den bittersten Haß verwandelte und er nicht müde ward, die von ihm früher so gelobten Arbeiten desselben öffentlich mit dem härtesten Tadel zu verfolgen. Besonders lebhaft ergoß sich seine Galle über die Malereien, womit sein ehemaliger Liebling in jener Kapelle gerade beschäftigt war. Er hob daran sehr treffend die einseitige Nachahmung antiker Sculpturen hervor und äußerte spöttisch, Mantegna würde besser gethan haben, diese Figuren gar nicht als farbige Bilder, sondern vielmehr Grau in Grau als Marmorstatuen auszuführen. Mit dem meisten Recht trifft dieser Tadel die Malerei, welche die Heilung eines Gichtbrüchigen durch Jakobus darstellt. Dagegen ist die Enthauptung des Jakobus schon malerischer angeordnet und enthält einige sehr wahre und lebendige Köpfe. Ob-

gleich nun Mantegna sich durch diese harten Urtheile seines bisherigen Meisters natürlich schwer gekränkt fühlte, so förderten sie ihn doch wieder in seiner Kunst ganz ungemein, wie schon Vasari bemerkt, indem er das Treffende des Tadels sehr wohl empfand und demselben sogleich in zwei großen Bildern, dem Martyrium und dem Tode des heiligen Christoph, welche ihm in jener Kapelle noch auszuführen übrig blieben, durch ein fleißigeres Naturstudium und eine größere Ausbildung des Colorits zu begegnen wußte. Ohnedem aber wäre er vielleicht, wie die oben genannten Schüler des Squarcione, für immer in jener verkehrten Nachahmung der Sculpturen befangen geblieben oder hätte sich wenigstens erst viel später davon losgemacht, und zwar um so mehr, als der Meister selbst keineswegs davon frei war. Zu dem Gelingen seines Bestrebens auf größere Naturwahrheit in Form und Farbe in jenem Bilde mußte ihm aber das Verhältniß, welches er durch jene Heirat zum Jacopo Bellini gewonnen hatte, ungemein behülflich sein. Denn wenn Dieser auch selbst einen starken Einfluß der Kunstrichtung des Squarcione erfahren hatte [9]), so blieb doch die wahre und treue Auffassung der Natur in seiner Richtung vorwaltend, wofür namentlich der Umstand spricht, daß seine beiden Söhne und Schüler, Giovanni und Gentile Bellini, derselben folgten, wie denn der Erstere in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Haupt der Realisten im ganzen nördlichen Italien war. Sowol die Liebe zu seinem neuen Schwiegersohn als der Wunsch, den Tadel seines Gegners Squarcione zu entkräften, mußten aber den Jacopo Bellini bestimmen, dem Mantegna mit seinem Rathe auf alle Weise beizustehen, und dieses ist um so weniger zu

bezweifeln, als aus jenen Zeichnungen von Jacopo Bellini ein Einfluß desselben auf den Mantegna auch in andern Theilen der Kunst, selbst in den Compositionen nachgewiesen wird. In der That vereinigen jene Bilder, zumal der Tod des heiligen Christoph, eine Energie der Auffassung, eine Meisterschaft in den Verkürzungen und in der Modellirung, eine Kraft und Wahrheit der Färbung, mit einer Reihe der lebendigsten Portraitköpfe, welche wahrhaft in Erstaunen setzen und vollkommen den Beifall rechtfertigen, den Mantegna sich durch dieses Werk erwarb. Hier nahm er auch eine Art künstlerischer Rache an dem Squarcione, indem er denselben, nach der Erzählung des Vasari, unter der Gestalt eines feisten Kriegsknechts von gemeinem Ansehen darstellte. Auf die feinere Naturauffassung, besonders aber auf die größere Lebhaftigkeit und Färbung in seinen spätern Bildern mußte aber das Beispiel seines Schwagers, des Giovanni Bellini, eines in beiden Stücken vortrefflichen Meisters, sehr wohlthätig einwirken. Von einem Werke, welches Mantegna noch in Padua ausführte, eine Altartafel in der Kirche St.-Spirito, Christus, welcher die Apostel aussendet, hat sich leider nichts erhalten. Darauf zog er, zum Theil wol, weil der Aufenthalt in Padua bei dem feindlichen Verhältniß zu dem dort so gefeierten Squarcione für ihn viel Unangenehmes haben mußte[10]), nach dem schönen Verona. Während seines Aufenthalts daselbst, der etwa acht Jahre gedauert haben möchte, führte er verschiedene bedeutende Aufträge aus, welche beweisen, wie groß schon damals sein Ansehen als Künstler sein mußte. So malte er eine Tafel für den Altar der Heiligen Christoph und An-

tonius, eine andere, Maria mit dem Kinde auf dem Throne, von zwei Heiligen umgeben, und drei musicirende Engel in der Kirche St.-Maria del Organo für die Olivetaner, endlich das Hochaltarblatt für die Kirche St.-Zeno, eine ähnliche Composition, aber von sehr großem Umfang, da sich zu den Seiten der Maria je vier Heilige und darunter eine reiche Altarstaffel von drei Abtheilungen befindet. Dieses Werk, von strengkirchlicher Haltung in Motiven und Charakteren, ist von trefflicher Zeichnung und gediegener Durchführung. Nach einer schon damals in Italien üblichen Sitte schmückte Mantegna auch die Façade eines Hauses am Platze del Lago mit Frescomalereien aus. Unter verschiedenen, für andere Städte Italiens, wohin sein Ruf schon gedrungen war, gemalten Bildern gedenkt Vasari einer Maria mit dem Kinde und einigen singenden Engeln, welche er für seinen Freund und Verwandten, den Abt der Abtei von Fiesole ausführte. Dasselbe, zur Zeit des Vasari in der Bibliothek der Abtei befindlich, war nach seinem Ausdruck von bewunderungswürdiger Grazie[11]).

Im Jahr 1468 trat von neuem ein sehr glückliches Ereigniß für Mantegna ein. Bei einem Aufenthalt in Mantua fand der gebildete und kunstliebende Herr der Stadt, der als Feldherr so berühmte Marchese Lodovico Gonzaga, an seiner Kunst, wie an seiner Persönlichkeit ein so lebhaftes Gefallen, daß er ihn bewog, sich ganz nach Mantua zu übersiedeln und gegen ein Gehalt von 75 Lire[12]) monatlich in seine Dienste zu treten, wo er ihn hoch in Ehren hielt und bedeutende Werke von ihm ausführen ließ[13]). Zuerst malte er für die Kapelle des Castells, worin der Marchese wohnte, eine kleinere Al-

tartafel mit Figuren von mäßiger Größe, aber außerordentlicher Schönheit, wie uns Vasari als Augenzeuge versichert. Leider ist dieses Werk bei der Eroberung Mantuas im Jahr 1630 von den östreichischen Soldaten geraubt worden und seitdem verschollen. Darauf erhielt er den Auftrag, an den Wänden eines Gemachs desselben Castells in einer Reihe von großen Frescomalereien den Marchese, seine Gemahlin Barbara, eine Tochter des Kurfürsten Johann's I. von Brandenburg, mit dem Beinamen der Alchimist, die sonstige Familie und die zum Hofe gehörigen Personen in verschiedenen Zuständen und Beschäftigungen des Lebens darzustellen. Dieser Raum heißt daher bis auf den heutigen Tag in Mantua das Zimmer der Ehegatten (la camera dei sposi). Für die realistische Seite in dem Naturell des Mantegna war daher hier ein reiches Feld eröffnet, und einige Malereien zeigen noch heute, in welcher Lebendigkeit und mit welcher Energie sich dieselbe geltend gemacht hat. So sehen wir auf dem einen Bilde den Marchese, einen schon bejährten Herrn (er war damals gegen 60 Jahre alt), und seine Gemahlin, eine starke, stattliche Frau, in reichen Trachten auf zierlichen Sesseln; ihnen zunächst einige Enkel und, sämmtlich stehend, eine junge Frau, wahrscheinlich Margaretha von Baiern, die Gemahlin seines ältesten Sohns Federigo, eine alte Frau und Herren vom Hofe. Auf der andern Seite des Bildes an der Schwelle einer Treppe ein ansehnlicher, noch jüngerer Mann, wol ohne Zweifel jener älteste Sohn, und auf den nächsten Stufen noch sechs andere theilweise noch jüngere männliche Figuren. Zwischen zwei aufgezogenen Vorhängen an den Ecken wird

21*

der Hintergrund im untern Theil von einer Architektur von sehr eleganten antiken Formen, oben von der freien Luft und einem Baum gebildet. Ein anderes Bild zeigt wieder den Marchese mit zwei Enkeln, wie er stehend einen ältern und einen noch sehr jungen Geistlichen in Gegenwart von sieben andern Personen begrüßt. Hier wird der Hihtergrund von einer reichen Landschaft mit einer großen, auf einem Berge gelegenen Stadt mit Mauern und Thürmen eingenommen. Ein anderes Bild, welches indeß sehr beschädigt ist, stellt die Jäger, die Jagdpferde und gewaltige Hunde in außerordentlicher Wahrheit und Lebendigkeit dar. Von drei Bildern lassen einzelne, noch sichtbare Köpfe leider die Gegenstände nicht mehr errathen, von zweien endlich ist auch jede Spur verschwunden. Die Auffassung der Köpfe ist hier ebenso lebendig als energisch, die meisterliche Zeichnung von großer Bestimmtheit, die Färbung wahr, die Ausführung von plastischer Gediegenheit und, nach den Stilgesetzen der Bildnißmalerei, sich gleichmäßig auch über alle Nebentheile erstreckend. Außerdem aber hat Mantegna auch für die sonstigen Beziehungen seines Genies und seines künstlerischen Wissens in diesem Zimmer den Ausdruck zu finden gewußt. Seiner Freude an der Schönheit und Anmuth nackter Kinder hat er vornehmlich in geflügelten Genien um eine Inschrifttafel gehuldigt. Diese wird von vier Genien gehalten und von dreien unterstützt, während zwei sich in kindlicher Lust auf dem Boden gelagert haben. Die Naivetät des Ausdrucks, die meisterliche Abrundung der schönen Formen, die Grazie der Bewegungen, in denen zum Theil große Schwierigkeiten der Verkürzungen glücklich überwunden

sind, machen diese Gruppe höchst anziehend. Die von Mantegna herrührende Inschrift jener Tafel in schöner, römischer Capitalschrift besagt in Ausdrücken einer schönen Pietät gegen seine fürstlichen Gönner, daß er dieses Werk zur Verherrlichung des Marchese und seiner Gemahlin im Jahr 1474 beendigt habe[14]). Für seine gründliche Kenntniß in der Perspective fand er an der Decke eine günstige Stelle. Um einen offenen Raum, als ob man den blauen Himmel sähe, welchen er in der Mitte der Decke angenommen, hat er nämlich eine Einfassung von Balaustern gemalt, auf welche gestützt, Genien in das Innere der Zimmers herabschauen, die so verkürzt sind, daß man ihnen gleichsam unter die Füße sieht, oder daß sie, wie man in der Kunstsprache sagt, plafonniren[15]). Diese schwierige Aufgabe ist nun dem Mantegna ganz vortrefflich gelungen und mußte eine um so größere Bewunderung erregen, als es sicher im nördlichen Italien das erste, in ganz Italien aber wahrscheinlich das zweite Beispiel dieser Art war; denn schon zwei Jahre früher hatte der schon erwähnte Mitschüler des Mantegna bei dem Squarcione, Melozzo von Forlì, in einer Himmelfahrt Christi an der Kuppel der Apostelkirche zu Rom dieselbe Weise, welche die Italiener das Sotto in su nennen, und zwar, wie die noch vorhandenen Bruchstücke beweisen, mit ganz ungemeinem Erfolg in Anwendung gebracht. Endlich hat Mantegna den übrigen Theil der Decke verwendet, um auch seiner warmen Liebe der antiken Sculpturen Genüge zu leisten. Um jene Mitte sieht man, höchst meisterlich Grau in Grau ausgeführt, zunächst in Runden den Julius Cäsar und sieben andere römische Kaiser, von schönen Kindern ge-

halten, in den Zwickeln aber zwölf Compositionen in den Formen antiker Kunst. Wie höchst kläglich nun auch der ganze jetzige Zustand dieses einst so gefeierten Raums ist, in welchem sich bis vor etwa neun Jahren ein kaiserliches Bureau befand, so kann man sich doch noch immer von seiner dereinstigen Herrlichkeit eine Vorstellung machen. Diese Arbeit ist von einem Umfang, daß Mantegna bei der Gründlichkeit, womit er Alles durchbildete, vollauf zu thun haben mußte, um sie etwa von 1469 bis 74, also in etwa fünf Jahren, zu beendigen. Der Marchese, von dieser Arbeit höchlich befriedigt, schenkte ihm im Jahr 1476 ein noch vorhandenes, sehr stattliches Haus, woran eine dieses besagende Inschrift befindlich ist. Die Frescomalereien, womit Mantegna dereinst die Façade geschmückt hatte, sind von den östreichischen Truppen bei der oben angegebenen Gelegenheit zerstört worden. Nur in ein Nische haben sich noch Ueberreste einer Maria mit dem Kinde zwischen Sebastian und einem andern Heiligen erhalten. Den 12. Juni 1478 starb sein hoher Gönner, der Marchese Lodovico. Verschiedene Umstände machen es indeß höchst wahrscheinlich, daß Mantegna sich schon unter demselben mit dem Gedanken getragen, in einem Triumph des Julius Cäsar seine Begeisterung für die Größe und Herrlichkeit des alten Roms mit der Fülle von Wissen auszusprechen, welche er sich aus dem Studium der alten Schriftsteller, wie der Denkmale angeeignet hatte. Obgleich es mit Sicherheit vorausgesetzt werden kann, daß auch der Nachfolger des Lodovico, der Marchese Federigo, welcher nicht allein als Feldherr des Herzogs von Mailand die Kriegstüchtigkeit, sondern auch die Groß-

muth, die Freigebigkeit, die Gerechtigkeitsliebe und die Liebe zu Kunst und Wissenschaft von seinem Vater geerbt hatte, dem Mantegna seinen Schutz hat angedeihen lassen, so ist doch kein Werk bekannt, was er für ihn ausgeführt hätte. Jenes Hauptwerk seines Lebens, der Triumph des Julius Cäsar, kam aber sicher erst unter dessen Sohn, dem Marchese Francesco, welcher ihm nach seinem am 14. Juli 1484 eingetretenen Tode nachfolgte, zur Ausführung[16]). Es wurde dazu ein Saal in einem Palaste des Marchese gewählt, welcher der von St.-Sebastian genannt wurde, da er in der Nähe der diesem Heiligen geweihten Kirche lag, und Alles spricht dafür, daß Mantegna dieses Werk nicht lange nach dem Jahr 1484 begonnen hat[17]).

Unterdessen hatte sich aber der künstlerische Ruhm des Mantegna in Italien so verbreitet, daß der Papst Innocenz VIII. sich ihn von dem Marchese ausbat, um die Kapelle des Palastes Belvedere im Vatican in Fresco auszumalen. Wie ehrenvoll nun auch dieser Ruf für den Künstler war, so hat er doch offenbar die Arbeit an jenem Triumph nur sehr ungern unterbrochen. Durch einen Empfehlungsbrief des Marchese an den Papst Innocenz VIII. vom 10. Juni 1488., welchen Gaye hat abdrucken lassen, lernen wir nicht allein genau die Zeit kennen, in welcher Mantegna nach Rom gegangen, sondern erfahren auch das hohe Ansehen, in welchem er bei seinem Herrn stand, er nennt ihn „einen vorzüglichen Maler, der in jener Zeit nicht seines Gleichen habe", und die Bitte, dem Mantegna die Erlaubniß zu ertheilen, nach Mantua zurückzukehren, wenn er die ihm gewordene Bestellung ausgeführt, beweist, wie viel ihm

an dessen Besitz gelegen war[18]). Sehr huldreich vom Papste empfangen, begab er sich sogleich an die Arbeit und bot all sein Wissen auf, um etwas Vorzügliches hervorzubringen[19]). Auch bezeugt Vasari, wie jene Malereien so ausgeführt gewesen, daß sie den Eindruck von Miniaturgemälden gemacht hätten. Da dieses das Hauptwerk des Mantegna auf dem Gebiete der kirchlichen Malerei ist, gebe ich davon eine Beschreibung nach della Valle[20]). Ueber der Thür der Kapelle befand sich die Maria auf dem Thron und der sie kniend verehrende Papst Innocenz VIII. An den vier Feldern des Gewölbes waren die vier Evangelisten, an den zwei Seitenwänden die Geburt und die Anbetung der Könige gemalt. Ueber dem Altar hatte er das Altarblatt, die Taufe Christi in Fresco ausgeführt. Unter dem Volk, welches die Hauptgruppe umgab, zog nach dem Bericht des Vasari besonders eine Figur, welche sich mit Anstrengung das schweißige Hemde abzieht, wegen der großen Lebendigkeit in Handlung und Ausdruck die Bewunderung auf sich. Darüber befand sich in dem Halbrund, Grau in Grau gemalt, Abraham, welcher den Isaak opfern will, und in den Zwickeln, in sehr anmuthiger Darstellung, einige Tugenden. Ohne Zweifel sind die andern Halbrunde und Zwickel ähnlich verziert gewesen. Auch hier zeigte der Künstler in einem großen Reichthum von Verzierungen seinen Geschmack an der antiken Kunst, für welchen die Welt von Alterthümern in Rom ihm eine neue und sehr reiche Nahrung gewähren mußte. An der Seite des Fensters befand sich folgende Inschrift: Andreas Mantinia Patavinus[21]) eques auratae militiae pinxit. Aus derselben erhellt, daß

Mantegna schon um diese Zeit von einem der Marchesen von Mantua, vielleicht bereits von Lodovico, zum Ritter ernannt war. Diese Malereien, deren einige zur Zeit des della Valle schon sehr gelitten hatten, sind später gelegentlich einer baulichen Veränderung samt der ganzen Kapelle mit einer Rücksichtslosigkeit zerstört worden, daß man sich nicht einmal die Mühe gegeben hat, wenigstens einige Haupttheile, wie es doch sonst in ähnlichen Fällen geschehen ist, zu erhalten. Aus einigen Stellen des erwähnten Briefes geht indeß hervor, daß Mantegna mit seiner Behandlung in Rom keineswegs zufrieden war und sich sehr nach Mantua zurücksehnte. Er bittet daher den Marchese, ihn zu seinem Trost mit einigen Worten zu erfreuen[22]). Für sein Verhältniß und seine Anhänglichkeit an das Haus Gonzaga ist aber folgende Aeußerung charakteristisch: „Ich bin, so zu sagen, ein Zögling des erlauchten Hauses Gonzaga, und ich bin immer angewiesen worden, ihm Ehre zu machen, und deshalb befinde ich mich auch hier[23]).“ Welchen hohen Werth aber der Marchese Francesco auch wieder auf den Mantegna nicht blos als Künstler, sondern auch als Mensch legte, geht aus folgender Antwort vom 23. Februar 1489 hervor: „Lieber Getreuer. Wir haben Euern letzten Brief erhalten, worauf wir erwidern, daß wir damit zufrieden sind, daß Ihr ein Sr. Heiligkeit wohlgefälliges Werk ausgeführt und demselben Eure Dienste widmet; nichtsdestoweniger würde es zu unserm Gefallen gereichen, wenn Ihr den Euch gewordenen Auftrag möglichst bald beendigtet, indem Ihr Euch erinnern möget, daß Ihr demnächst auch unsere Aufträge zu beendigen habt, und vorzüglich die Triumphe, welche, wie

derben Opferpriester mit den zierlichen Opferknaben einen glücklichen Gegensatz bilden. Besonders zeichnet sich unter den Letztern einer in feinem, weißem Gewande, mit blondem, ihn leicht umwallendem Haar durch seine Schönheit aus. Ein zweites Musikchor läßt hier gewaltige Kriegsdrommeten erschallen, von denen prächtige Bänder lang herabhängen. Immer mächtiger werden die Erscheinungen. Auf dem fünften Bilde schreiten vier von Prachtteppichen mit den zierlichsten Ornamenten bedeckte Elefanten nebeneinander her. Auf ihren mächtigen Köpfen Frucht- und Blumenkörbe, auf ihren Rücken Candelaber von antiken Formen, mit emporlodernden Flammen, um welche einige schöne, schlanke Jünglinge von reizenden und lebendigen Motiven beschäftigt sind. Auf dem sechsten Bilde folgt das Kostbarste, wie das Ruhmwürdigste der ganzen Beute. Auf einer Trage sehen wir die kleinern Gefäße, aus den theuersten und seltensten Materialien, als Onyx, Agath, deren z. B. bei dem Triumph über den Mithridat eine so große Anzahl prangte. Keuchend unter der Last, schleppen einzelne Krieger die Rüstungen der überwundenen Könige und Feldherren als Trophäen auf Stangen einher. Einer droht unter der Last zu erliegen, er hat die Stange, um einen Augenblick zu ruhen, auf den Boden gestellt. Der Ausdruck der Anstrengung in dem feinen Profil ist trefflich. Das siebente Bild stellt uns die überwundene Größe, zwar äußerlich in tiefster Erniedrigung, aber in würdiger und rührender Haltung dar. Bei den Matronen, welche mit ihren Töchtern voranschreiten, wird man an die ergreifende Schilderung erinnert, welche Homer von dem Schicksal kriegsgefangener Frauen macht.

In ruhiger, ernster Haltung folgen zunächst Männer. Nur einer sieht sich in edelm Unwillen nach den gemeinen Possenreißern um, welche, hinter dem Zug der Gefangenen, sie verhöhnen, und wirft ihnen einen verächtlichen Blick zu. Ebenso wahr als geistreich ist ein Motiv in einer jenen Männern sich anschließenden Gruppe von Frauen und Kindern. Nichts ahnend von dem schrecklichen Schicksal, von welchem es mit den Seinen ereilt worden, weint ein Kind bitterlich, daß die Mutter, welche schon einen Säugling auf dem Arm hat, es nicht auch tragen will, sondern nur an der Hand führt. Und die Großmutter vergißt wieder einen Augenblick das allgemeine Elend, um nur das Kind, zu dem sie sich herabbeugt, zu beruhigen. Das achte Bild führt uns, im stärksten Gegensatz von jenen von der Höhe des Glücks in tiefstes Elend Herabgestürzten, die ausgelassene, übermüthige Freude der Sieger in lustigen Musikanten vor Augen, von denen besonders eine jugendliche Gestalt auffällt, welche, zur Lyra singend, munter einherspringt. Krieger mit Feldzeichen schließen sich ihnen an. Einige, rückwärtsblickend, verbinden das Bild mit dem folgenden und letzten, auf welchem nun endlich Julius Cäsar auf dem auf das reichste im antiken Geschmack verzierten, von zwei Pferden gezogenen Triumphwagen in stolzer Ruhe stehend erscheint, eng umdrängt von verschiedenen Gestalten, unter denen Krieger und Kinder. Goethe, welcher, ergriffen von dem Großartigen und Echten dieses Werks, bekanntlich nach den davon in farbigen Holzschnitten des Andrea Andreani erschienenen Abbildungen eine sehr lebendige und geistreiche Schilderung gemacht hat[27]), ist meines Wissens der Erste gewesen, der auf den glückli-

derben Opferpriester mit den zierlichen Opferknaben einen glücklichen Gegensatz bilden. Besonders zeichnet sich unter den Letztern einer in feinem, weißem Gewande, mit blondem, ihn leicht umwallendem Haar durch seine Schönheit aus. Ein zweites Musikchor läßt hier gewaltige Kriegsdrommeten erschallen, von denen prächtige Bänder lang herabhängen. Immer mächtiger werden die Erscheinungen. Auf dem fünften Bilde schreiten vier von Prachtteppichen mit den zierlichsten Ornamenten bedeckte Elefanten nebeneinander her. Auf ihren mächtigen Köpfen Frucht- und Blumenkörbe, auf ihren Rücken Candelaber von antiken Formen, mit emporlodernden Flammen, um welche einige schöne, schlanke Jünglinge von reizenden und lebendigen Motiven beschäftigt sind. Auf dem sechsten Bilde folgt das Kostbarste, wie das Ruhmwürdigste der ganzen Beute. Auf einer Trage sehen wir die kleinern Gefäße, aus den theuersten und seltensten Materialien, als Onyx, Agath, deren z. B. bei dem Triumph über den Mithridat eine so große Anzahl prangte. Keuchend unter [illegible], schleppen einzelne Krieger die Rüstungen de[illegible]nen Könige und Feldherren als Trophäen [illegible] einher. [illegible] droht unter der Last [illegible] hat d[illegible] um ein[illegible]nblick [illegible]en B[illegible] Der [illegible]er [illegible] dem [illegible] ist [illegible]

In ruhiger, ernster Haltung folgen zunächst Männer. Nur einer sieht sich in edelm Unwillen nach den gemeinen Possenreißern um, welche, hinter dem Zug der Gefangenen, sie verhöhnen, und wirft ihnen einen verächtlichen Blick zu. Ebenso wahr als geistreich ist ein Motiv in einer jenen Männern sich anschließenden Gruppe von Frauen und Kindern. Nichts ahnend von dem schrecklichen Schicksal, von welchem es mit den Seinen ereilt worden, weint ein Kind bitterlich, daß die Mutter, welche schon einen Säugling auf dem Arm hat, es nicht auch tragen will, sondern nur an der Hand führt. Und die Großmutter vergißt wieder einen Augenblick das allgemeine Elend, um nur das Kind, zu dem sie sich herabbeugt, zu beruhigen. Das achte Bild führt uns, im stärksten Gegensatz von jenen von der Höhe des Glücks in tiefstes Elend Herabgestürzten, die ausgelassene, übermüthige Freude der Sieger in lustigen Musikanten vor Augen, von denen besonders eine jugendliche Gestalt auffällt, welche, zur Lyra singend, munter einherspringt. Krieger mit Feldzeichen schließen sich ihnen an. Einige, rückwärtsblickend, verbinden das Bild mit dem folgenden [illegible]en, auf welchem nun endlich Julius Cäsar auf [illegible]as reichste im antiken Geschmack verzierten, von [illegible]en gezogenen Triumphwagen in stolzer Ruhe [illegible]eint, eng umdrängt von verschiedenen Gestal[illegible] Krieger und Kinder. Goethe, welcher, [illegible]oßartigen und Echten dieses Werks, [illegible]avon in farbigen Holzschnitten des [illegible]hienenen Abbildungen eine sehr [illegible] Schilderung gemacht hat[27]), ist [illegible]te gewesen, der auf den glückli-

derben Opferpriester mit den zierlichen Opferknaben einen glücklichen Gegensatz bilden. Besonders zeichnet sich unter den Letztern einer in feinem, weißem Gewande, mit blondem, ihn leicht umwallendem Haar durch seine Schönheit aus. Ein zweites Musikchor läßt hier gewaltige Kriegsdrommeten erschallen, von denen prächtige Bänder lang herabhängen. Immer mächtiger werden die Erscheinungen. Auf dem fünften Bilde schreiten vier von Prachtteppichen mit den zierlichsten Ornamenten bedeckte Elefanten nebeneinander her. Auf ihren mächtigen Köpfen Frucht- und Blumenkörbe, auf ihren Rücken Candelaber von antiken Formen, mit emporlodernden Flammen, um welche einige schöne, schlanke Jünglinge von reizenden und lebendigen Motiven beschäftigt sind. Auf dem sechsten Bilde folgt das Kostbarste, wie das Ruhmwürdigste der ganzen Beute. Auf einer Trage sehen wir die kleinern Gefäße, aus den theuersten und seltensten Materialien, als Onyx, Agath, deren z. B. bei dem Triumph über den Mithridat eine so große Anzahl prangte. Keuchend unter der Last, schleppen einzelne Krieger die Rüstungen der überwundenen Könige und Feldherren als Trophäen auf Stangen einher. Einer droht unter der Last zu erliegen, er hat die Stange, um einen Augenblick zu ruhen, auf den Boden gestellt. Der Ausdruck der Anstrengung in dem feinen Profil ist trefflich. Das siebente Bild stellt uns die überwundene Größe, zwar äußerlich in tiefster Erniedrigung, aber in würdiger und rührender Haltung dar. Bei den Matronen, welche mit ihren Töchtern voranschreiten, wird man an die ergreifende Schilderung erinnert, welche Homer von dem Schicksal kriegsgefangener Frauen macht.

In ruhiger, ernster Haltung folgen zunächst Männer. Nur einer sieht sich in edelm Unwillen nach den gemeinen Possenreißern um, welche, hinter dem Zug der Gefangenen, sie verhöhnen, und wirft ihnen einen verächtlichen Blick zu. Ebenso wahr als geistreich ist ein Motiv in einer jenen Männern sich anschließenden Gruppe von Frauen und Kindern. Nichts ahnend von dem schrecklichen Schicksal, von welchem es mit den Seinen ereilt worden, weint ein Kind bitterlich, daß die Mutter, welche schon einen Säugling auf dem Arm hat, es nicht auch tragen will, sondern nur an der Hand führt. Und die Großmutter vergißt wieder einen Augenblick das allgemeine Elend, um nur das Kind, zu dem sie sich herabbeugt, zu beruhigen. Das achte Bild führt uns, im stärksten Gegensatz von jenen von der Höhe des Glücks in tiefstes Elend Herabgestürzten, die ausgelassene, übermüthige Freude der Sieger in lustigen Musikanten vor Augen, von denen besonders eine jugendliche Gestalt auffällt, welche, zur Lyra singend, munter einherspringt. Krieger mit Feldzeichen schließen sich ihnen an. Einige, rückwärtsblickend, verbinden das Bild mit dem folgenden und letzten, auf welchem nun endlich Julius Cäsar auf dem auf das reichste im antiken Geschmack verzierten, von zwei Pferden gezogenen Triumphwagen in stolzer Ruhe stehend erscheint, eng umdrängt von verschiedenen Gestalten, unter denen Krieger und Kinder. Goethe, welcher, ergriffen von dem Großartigen und Echten dieses Werks, bekanntlich nach den davon in farbigen Holzschnitten des Andrea Andreani erschienenen Abbildungen eine sehr lebendige und geistreiche Schilderung gemacht hat[27]), ist meines Wissens der Erste gewesen, der auf den glückli-

chen Gedanken gekommen, daß eine nur durch einen von Mantegna nach einer Zeichnung von ihm ausgeführten Kupferstich auf uns gekommene Composition stattlich einherschreitender Männer und schöner Jünglinge von dem Künstler als Abschluß des ganzen Zuges gedacht worden ist. So sehr ich auch seiner Bemerkung beistimme, daß der Abschluß des Ganzen durch den Wagen etwas zu Steiles und Schroffes hat, und Gefühl und Auge einen Nachklang verlangen, so kann ich doch seiner Vermuthung nicht beipflichten, daß Mantegna in dieser Composition habe ausschließlich den Lehrstand vorstellen wollen. Ebenso wenig scheint mir die Ansicht von Bartsch[28]) begründet, daß hier der römische Senat dargestellt sein soll, welcher dem Triumph folge, da ein Solches wohl schwerlich in der römischen Geschichte vorgekommen sein möchte, und Mantegna in allen Einzelheiten des Triumphs eine zu genaue Bekanntschaft mit den uns darüber erhaltenen Nachrichten zeigt, um solchen Verstoß zu machen. Meines Erachtens hat der Künstler in dieser Composition im Allgemeinen das römische Volk andeuten wollen, welches sich, um den Triumphator zu ehren, freiwillig dem Zuge aus allen Classen desselben anschloß. Einige Krieger machen endlich, wie billig, den Beschluß des Ganzen. Diese schöne Composition auch als Gemälde auszuführen, ist Mantegna, wahrscheinlich durch die räumliche Eintheilung des Saals, verhindert worden, denn daß er selber einen namhaften Werth darauf gelegt hat, beweist deren Ausführung als Kupferstich. In diesem großen Werk findet man nun zwar noch immer das eifrige und begeisterte Studium der antiken Sculptur; indeß ist es hier mit

feinem Takt mit den Anfoderungen des malerischen Stils und der Wahrheit und Mannichfaltigkeit der einzelnen Naturerscheinungen ausgeglichen, und das dem Meister eigenthümliche Gefühl für Schönheit der Form, für Grazie der Bewegung zu ungemeiner Freiheit entwickelt. Ungeachtet einer großen Bestimmtheit, ja Strenge in den Formen, herrscht darin doch eine reiche Abwechselung, eine außerordentliche Lebendigkeit. Hohe und edle, kräftige und derbe, ja gemeine Gestalten und Köpfe wechseln darin in beiden Geschlechtern mit zarten, schlanken, jugendlichen in einer Weise, wie die ganze neuere Kunst deren kaum in einem Werk aufzuweisen hat. Obgleich man in dem Engfaltigen der Gewänder als Vorbild noch immer griechische Sculpturen erkennt, ist dieses doch mit ungemeiner Feinheit in einem malerischen Geschmack behandelt und hat einen ganz eigenthümlichen Reiz, welcher durch die hellen Schillerstoffe, z. B. gelblich mit violettem Schatten, grünlich oder hellblau mit weißen Lichtern, noch ungemein erhöht wird und einen den pompejanischen Malereien verwandten Eindruck hervorbringt. In der Ausführung in Leimfarben, unmittelbar auf eine geköperte Leinwand, weiß man nicht, ob man mehr die unsäglich reichen und zierlichen Einzelheiten oder das, ungeachtet allen Fleißes, doch so Leichte und Geistreiche des Pinsels bewundern soll. Manche dieser Eigenschaften muß man freilich jetzt aus einigen wenigen erhaltenen Theilen herauslesen, da der Zustand dieser jetzt im Schlosse Hamptoncourt bei London befindlichen Bilder ein höchst beklagenswerther ist [29]). Mantegna mochte den Triumphzug noch nicht lange beendigt haben [30]), als ihm schon wieder von seinem

verehrten Herrn, dem Marchese Francesco, ein neuer und höchst ehrenvoller Auftrag zu Theil ward. Als Erfüllung eines der Maria gemachten Gelübdes für den Sieg, welchen er am 6. Juli 1495 als Anführer des Heeres der Republik Venedig am Taro über die Franzosen unter König Karl VIII. erfochten hatte, ließ er der Maria eine Kirche erbauen, für welche Mantegna das Blatt des Hochaltars malen mußte. Da dieses Bild nach dem Untergang der Kapelle zu Rom das reifste Werk des Mantegna auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst ist, so gebe ich hier eine nähere Schilderung desselben. Unter einer hohen und schönen, von Vögeln belebten Laube, durch welche der blaue Himmel heiter herabschaut, thront die Maria mit dem stehenden Kinde auf dem Schoose, welches dem Marchese den Segen ertheilt. Dieser kniet in voller Rüstung zur Rechten des Throns, im Ausdruck des heißesten Danks lebhaft emporblickend. Neben ihm steht, schützend den Mantel der Maria über ihn erhebend, der Erzengel Michael, eine edle Gestalt, von hohem und mildem Ausdruck der Züge. Auch der heilige Georg auf derselben Seite, mit blondem, weichwallendem Hauptthaar, zieht das Auge mächtig an [31]). Auf der Linken des Throns erscheinen Andreas und Longinus, als die Schutzheiligen von Mantua, sowie die als Gegensatz zum Marchese kniende heilige Elisabeth, mit dem kleinen Johannes, welcher, als Verkündiger Christi, den Beschauer des Bildes mit der Hand empordeutend auf die Gottheit aufmerksam macht. An dem Sockel des Throns sind die Vorgänge des Sündenfalls, welcher durch Christus gesühnt worden, dargestellt. In dem Ganzen weht ein wunderbar poetischer

Geist. Der malerische Geschmack ist in den engen Falten noch mehr ausgebildet als in dem Triumphzuge. In der feinen Abwägung der Haltung zeigt sich schon eine große Ausbildung des Helldunkels und der Luftperspective. Die Zeichnung ist hier von jeder Härte frei, namentlich sind die Formen der nackten Kinder völlig und edel. Mit einer sehr sorgfältigen Abrundung hat Mantegna hier einen wahren und blühenden Localton des Fleisches, der nur noch in den Schatten gegen das Graue geht, zu verbinden gewußt. Da die Kirche der Madonna della Vittoria erst gebaut werden mußte, so ist anzunehmen, daß das Bild schwerlich viel vor dem Jahr 1500 vollendet worden sein mag, wie denn auch Vasari es ausdrücklich zu seinen spätesten Werken rechnet. Dieser reifsten Epoche des Mantegna dürfte auch die Auferstehung Christi angehört haben, welche er in Fresco an der Façade der Kirche St.-Andrea zu Mantua, eines der schönsten Bauwerke des Leon Baptista Alberti, ausgeführt hatte. Dieses ist aber ebenfalls von den östreichischen Truppen bei der mehrerwähnten Eroberung Mantuas zerstört worden. Dasselbe Schicksal hat auch ein Bildniß Ludwig's XII., Königs von Frankreich, getheilt, welches Mantegna über der Kanzel der Kirche St.-Francesco gemalt hatte. Obgleich nun Mantegna sich allmälig von der einseitigen Nachahmung antiker Sculpturen immer mehr befreit hatte, blieben doch, wie uns Vasari bezeugt[32]), die guten antiken Sculpturen immer sein höchstes Vorbild; er zeichnete und studirte daher fortwährend nach denselben und galt in seiner Zeit für einen außerordentlichen Kenner des Alterthums, sodaß ihm Feliciano, wie uns der

ältere Burmann bezeugt, eine Sammlung antiker Inschriften dedicirte. Als ausübender Künstler konnte er sich dieser Begeisterung in Gegenständen aus der griechischen Mythologie am unbedingtesten hingeben, deren wir daher auch verschiedene in Zeichnungen und Kupferstichen von ihm besitzen. Die reiffste und schönste Frucht dieser Richtung ist jedoch ein in der Galerie des Louvre befindliches, dieser letzten Zeit des Meisters angehöriges Gemälde, welches ich daher etwas ausführlicher betrachten muß. Auf der rechten Seite regt der auf dem Parnaß ruhende Apollo die Musen durch die Töne seiner Lyra zu Tanz und Gesang auf. Links hält Mercur am Fuße des Berges den Pegasus, unter dessen Hufschlag die Hippokrene entspringt. Auf einem Felsen Venus und Mars mit dem Amor und in der Ferne der sie aus seiner Schmiede bedrohende Vulcan. Der Hintergrund wird von einer heitern Landschaft gebildet. Es spricht sich nun in diesem Werke ein Gefühl für Reinheit der Form, für Mannichfaltigkeit und Anmuth der Bewegung aus, wie nur wenige unter allen neuern Künstlern es besessen haben. Eine der tanzenden Musen ist von einem wahrhaft griechischen Schönheitsgefühl und beweist, wie tief Mantegna in den Geist der griechischen Kunst eingedrungen ist. Die echt jungfräulichen Köpfe der Musen aber athmen die jugendlichste Frische, die seligste Lust, die edelste Begeisterung. Die Verhältnisse sind besonders schlank, die Gelenke, die Hände und Füße von seltener Zierlichkeit. Was aber am meisten bei diesem Bilde überrascht, ist die heitere, blühende und leuchtende Färbung und die feine Kenntniß des Helldunkels, wodurch es schon in die erste Zeit der ganz voll-

endeten Kunst der Epoche des Lionardo und Rafael gehört und beweist, daß Mantegna diese in seinem hohen Alter auch in der äußern Kunstform erreicht hat.

Diesem Bilde schließt sich eng ein in der gewählten Sammlung des Grafen d'Arrasche in Turin befindliches an. Dasselbe stellt in höchst ergreifender Weise die wüthende Medea vor, im Begriff ihre Kinder zu ermorden, welche eine Wärterin ihr zu entreißen sucht. Die Auffassung ist hier ebenso edel, als die Ausbildung in jeder Beziehung fein und reif.

In einem gewissen Hang zum Phantastischen und Abenteuerlichen, sowol in der Vorstellung von bisweilen ziemlich dunkeln Allegorien, als in allerlei wunderlichen Trachten und Rüstungen, gehört Mantegna indeß noch wieder ganz dem Mittelalter an. In Verbindung mit seiner Vorliebe für die Formen und Gestalten antiker Kunst entstehen daraus mitunter sehr merkwürdige Kunsterzeugnisse. Das Hauptwerk dieser Art ist die Vertreibung der Laster durch die Tugenden, das Gegenstück zu dem vorhin beschriebenen Bilde im Louvre. Die Tapferkeit unter der Gestalt der Minerva, die Keuschheit unter der der Diana, die Philosophie, als eine Frau, welche eine Fackel trägt, genommen, verfolgen mit den Waffen die fliehenden Laster, als die Unzucht, die Faulheit, den Betrug, die Bosheit, die Schlemmerei, die Wollust und die Unwissenheit (letztere von dem Undank und dem Geiz getragen), welche höchst abenteuerlich durch Satyrn, Centauren und affenartige Geschöpfe vorgestellt sind. In der Luft schweben die Gerechtigkeit, die Stärke und die Mäßigkeit, um wieder ihren Wohnsitz auf der Erde einzunehmen. Der geistige Gehalt dieses

Bildes leidet an der Dunkelheit und Kälte, welcher alle solche allegorische Vorstellungen unterliegen, und auch den Mantegna vermocht haben, auf einer an einem Lorbeerbaum befestigten Tafel eine Erklärung in lateinischer Sprache anzubringen. In der künstlerischen Ausbildung findet sich indeß fast dieselbe Höhe, wie auf dem Gegenstück. Jene Göttinnen sind feine, edle Gestalten, von ebenso viel Grazie als Energie in den Bewegungen, einige sie begleitende Kinder aber sind von einer des Rafael nicht unwerthen Schönheit. Nur in dem etwas Unscheinbaren des Tons und insbesondere der Färbung des Fleisches und in der Gesammthaltung, welche durch einen feuerspeienden Berg und durch Arcaden im Hintergrund ungemein gestört wird, steht es dem Gegenstücke nach.

Daß Mantegna auch im Bildniß, wo es darauf ankommt, sich der Auffassung und der Ausbildung der einzelnen Naturerscheinung unbedingt hinzugeben, gegen das Ende seiner Laufbahn die höchste Stufe erreicht hat, beweist sein in der Galerie der Uffizii zu Florenz befindliches Portrait der durch Geist, Bildung und Charakter so höchst ausgezeichneten Gemahlin des Marchese Francesco[33]), der Isabella von Este, Tochter Hercules' I., Herzogs von Ferrara, welche ihn und seine Familie in ganz besondern Schutz genommen hatte. Der ganz von vorn genommene Kopf der Fürstin von sehr ansprechenden Zügen ist mit dem feinsten Naturgefühl in einem klaren, hellen Goldton mit der größten Meisterschaft modellirt. Im Gewande ist etwas Gold gebraucht. Der Hintergrund wird von einer Landschaft von leuchtend klarem Himmel gebildet. Der Katalog nennt das Bild eines Lionardo und Rafael würdig, und in der That kann

dasselbe sehr ehrenvoll eine Stelle neben der sogenannten Belle Ferroniere des Lionardo und der sogenannten Fornarina des Rafael in der Tribune der Galerie zu Florenz einnehmen.

Am 15. August des Jahres 1504 erwarb Mantegna von den Geistlichen der Kirche St.-Andrea gegen eine Dotation von 100 Ducaten die dem Johannes dem Täufer geweihte Kapelle in jener Kirche zu einem Erbbegräbniß für sich und seine Familie. Um nun zu verhindern, daß den Malereien, womit er die Kapelle zu schmücken beabsichtigte, durch einen Bau dem Fenster derselben gegenüber das gehörige Licht benommen würde, erlangte er noch auf seine Bitte die besondere Vergünstigung, daß ihm der hinter der Kapelle gelegene Boden in einer Ausdehnung von 24 Fuß in der Breite und 40 Fuß in der Länge eingeräumt wurde, um denselben mit einer Mauer zu umschließen und darauf, wie es in der ausführlichen Verhandlung[34]) heißt, in geringerer Höhe als das Fenster eine bescheidene Celle zu erbauen, worin er sich in seinem schon eingetretenen Greisesalter zu einer Erholung bisweilen aufhalten und im Winter mit ein wenig Feuer erwärmen, auch in der Mitte zu seiner Freude ein Gärtchen anlegen und bepflanzen könne. Zu ähnlichem Gebrauch wurde auch der Besitz dieses Grundstücks seinen Nachkommen zugesichert. Aus der ganzen Fassung dieser Verhandlung geht hervor, in welcher hohen Achtung der große Künstler stand. Es hat etwas Erhebendes und Rührendes, wie der Meister in seinem Alter seine Erholungsstunden theilt zwischen den ernsten Gedanken an den Tod, woran ihn die Stätte mahnen mußte, welche seine irdischen Ueberreste bergen

sollte, und der reinen Freude an der stillen und heitern Welt der Pflanzen und Blumen. Wie Rubens für seine Begräbnißkapelle in Antwerpen, so führte Mantegna hier als eine Art Epitaphium ein Altargemälde aus. In der Mitte stellte er die Maria auf dem Throne mit dem Christuskinde dar, welches den kleinen Johannes, hier als den Patron der Kapelle, umarmt. Zu den Seiten des Throns befinden sich die Aeltern der Maria, Joachim und Anna, und der Vater des Johannes, Zacharias und Joseph. Die ungemeine Durchbildung der völligen Formen beweist, daß die Kraft des Meisters auch in diesem hohen Alter noch keineswegs gebrochen war[35]). Lange sollte sich indeß Mantegna nicht des erworbenen Gärtchens erfreuen, denn am 13. September des Jahres 1506, an einem Sonntage, wahrscheinlich nicht lange nach Beendigung jenes Bildes, endigte er im 76. Jahre seine irdische Laufbahn. Dieses erhellt aus einem Briefe seines Sohnes, des Francesco Mantegna, an den Marchese Francesco vom 15. desselben Monats, worin er ihm den Tod seines Vaters anzeigt. Mit welcher Wärme Mantegna bis zu dem letzten Augenblick seines Lebens an seinem hohen Herrn und Gönner hing, beweisen folgende Worte jenes Schreibens: „Kurz vor seinem Ende verlangte er mit einem außerordentlichen Eifer nach Ew. Excellenz und beklagte sich lebhaft, daß Sie nicht zugegen wären"[36]). Mantegna hinterließ noch verschiedene Bilder, einen todten Christus in starker Verkürzung, einen heiligen Sebastian, welchen der Bischof von Mantua, Lodovico Gonzaga, bei ihm bestellt hatte, und ein unvollendetes Werk aus der Geschichte des Cornelius Scipio, woran indeß nur we-

niges fehlte. Obgleich Mantegna, wie aus seinem Testament hervorgeht, keineswegs unbemittelt gestorben war[37]), bot sein ältester Sohn Lodovico doch alle diese Bilder zur Deckung der Begräbnißkosten und zur Errichtung eines Denkmals der Marchesin Isabella zum Kauf, wie aus einem Briefe von ihm an dieselbe hervorgeht[38]). Der malerische Schmuck der Kapelle wurde durch verschiedene Frescomalereien von den Söhnen Lodovico und Francesco wahrscheinlich noch nach von dem Vater gemachten Entwürfen vollendet. Die vier Evangelisten an den Flächen des Gewölbes sind indeß ganz verdorben. Eine Taufe Christi, welche sich noch am besten erhalten hat, ist von vielem Verdienst und beweist, wie sehr es ihnen gelungen ist, sich die Kunstweise des Vaters anzueignen, und ist um so schätzbarer, als alle sonstigen Arbeiten dieser beiden sowie ihres jüngsten Bruders Bernardino, der schon sehr früh ein Talent zur Malerei verrathen[39]), zu Grunde gegangen sind. Das Denkmal, welches in einer über der Grabstätte des Mantegna aufgestellten bronzenen Büste von Sperandio besteht, kam nach der Aufschrift erst im Jahr 1517 zu Stande[40]). Die klugen und bedeutenden Züge des Gesichts erinnern in der Auffassung lebhaft an die des Mantegna selbst. Die Ausführung ist sehr fleißig. Noch mehr zu seinem Vortheil erscheint er in dem Kupferstich in dem Werk des Ridolfi, welches ihn in mittlern Jahren vorstellt und eine höchst edle Bildung zeigt in der Art, wie man deren wol bei antiken Sculpturen begegnet. Hiernach glaubt man gern der Versicherung des Vasari, daß Mantegna ein Mann von ebenso ausgezeichnetem Charakter, als einnehmendem Umgang gewesen ist.

Wenn nun Mantegna auf dem Gebiet des Geistigen in der Verkettung der Kunstgeschichte darin seine eigenthümlichste und größte Bedeutung hat, daß in ihm die Begeisterung, welche in Italien schon im 14. Jahrhundert für die Geschichte und die Werke der Literatur und Kunst der antiken Welt erwacht war, im 15. Jahrhundert aber alle Gebildeten der Nation durchdrang, in der Malerei zuerst in einer stilgemäßen und hochausgebildeten Kunstform ihren würdigen, künstlerischen Ausdruck gefunden hat, so ist seinem reichen Genius doch auch keine andere geistige Beziehung der bildenden Kunst fremd geblieben. So ist zuvörderst seine Wirksamkeit auf dem Gebiete der kirchlichen Malerei eine höchst bedeutende. Auch er huldigte zwar in seiner frühern Zeit dem in Folge des in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in ganz Italien vorwaltenden Realismus eingerissenen Gebrauch, in Gemälden kirchlicher Gegenstände müssige Bildnißfiguren anzubringen, später aber beschränkte er sich auf solche, welche an Zahl und Charakter für den geistigen Gehalt der Aufgabe erfoderlich waren, und wußte diese mit sehr feinem Stilgefühl in dem jedesmaligen Raum zu vertheilen. Sein Studium der antiken Sculpturen und, wie ich überzeugt bin, der altchristlichen Mosaiken in Ravenna und in Rom ließ ihn statt des damals ebenfalls in Folge des Realismus so vielfach angewendeten, gleichzeitigen Costums wieder allgemeiner das in den altchristlichen Denkmalen übliche antik-römische in Anwendung bringen. Auf solche Weise führte er in der Behandlung der kirchlichen Aufgaben in allen Theilen die alte, stilgemäße Strenge wieder ein. In den so beliebten, bisweilen ziemlich dunkeln, allegorischen Vorstellungen

seiner Zeit brachte er, wie wir gesehen, zuerst die Formen antiker Kunst in Aufnahme. Eine andere Seite seines künstlerischen Naturells, nämlich sein Sinn für natürliche Anmuth und Naivetät, fand in der Beobachtung der Kinder, bei welchen jene Eigenschaften in so reichem Maße vorhanden sind, eine willkommene Nahrung. Dieses spricht sich nicht nur in der großen Anzahl schöner Kinder, Engel und Genien aus, welche wir überall in seinen Bildern antreffen, wo es deren Gegenstand irgend erlaubte, sondern besonders in einer Reihe von Zeichnungen, welche lediglich das Leben der Kinder in allen möglichen Beziehungen, in Spielen, Ringen und in im Mittelalter besonders üblichen Wettkämpfen mit kleinen Schilden und kurzen Knitteln, zum Gegenstand von meist sehr reizenden Vorstellungen gemacht haben, bei denen gelegentlich der ernste Meister auch von einer derb humoristischen Seite erscheint. Selbst das Gebiet der Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben hat er keineswegs ausgeschlossen. In einer andern Folge von Zeichnungen sehen wir daher Menschen der verschiedensten Art, Krieger, Bauern, Bürger, Zwerge, meist ruhig zusammenstehend, bisweilen auch im Kampf, in den verschiedensten Trachten und sonstigen Gehaben in großer Treue dargestellt. Ja, bisweilen hat er sogar das Wiedergeben von Caricaturen nicht verschmäht. Erregt nun schon der ungemeine Reichthum der verschiedenen, diesem weiten Kreise entsprechenden Formen und Charaktere gerechte Bewunderung, so ist doch das eigenthümlichste und ergreifendste Element in den Kunstschöpfungen des Mantegna die seltene Energie der Auffassung, das dramatische Leben, welches bei ihm Alles durchdringt.

Dieses zuckt selbst in solchen Figuren, welche sich nach dem Inhalt der Aufgabe in einem ruhigen Zustande befinden, tritt aber auf das Leidenschaftlichste hervor, wo es den Ausdruck starker Affecte gilt. Alle Bewegungen der Seele weiß er daher wiederzugeben. So finden wir bei ihm den Schmerz von der tiefen Wehmuth, der reinsten Verklärung, bis zu der rücksichtlosesten Aeußerung im lauten Schrei, die Freude von der hohen Beseligung edler Naturen, bis zu den derbsten und plumpsten Aeußerungen der gemeinsten, sinnlichen Ausgelassenheit in den verschiedensten Abstufungen ausgedrückt. Allerdings verfällt er, besonders in seiner frühern Zeit, öfter in zu große Härte und Magerkeit, ja in Häßlichkeit der Formen, in Uebertreibung der Affecte, und kommen selbst in seinen spätern Werken einzelne Geschmacklosigkeiten und Wunderlichkeiten vor. Durchweg aber erkennt man den ursprünglichen, freischaffenden Geist.

Zum deutlichen und vollständigen Ausdruck seiner reichen Gedankenwelt eignete er sich durch das eifrigste Studium allmälig alle erfoderlichen Mittel an. Vor Allem bemächtigte er sich der Zeichnung, zunächst der Perspective und in späterer Zeit auch der Wirkungen des Lichts oder des Helldunkels. Diesem entsprach die seltenste Vielseitigkeit in der Ausbildung der Technik. Er malte mit gleicher Meisterschaft in Fresco, in Tempera[11]) und in Leimfarben, ja gelegentlich auch in Miniatur. Er zeichnete ebenso vortrefflich mit der Feder als mit dem Pinsel in Biester und in Sepia. Nur mit der Oelmalerei, welche erst zu seiner Zeit in Italien in Aufnahme kam und mit so außerordentlichem Erfolg von seinem Schwager, dem Giovanni Bellini, in An-

wendung gebracht wurde, scheint er sich nie befaßt zu haben. Dagegen war er ohne Zweifel im nördlichen Italien der Erste[42]), welcher eine Reihe von Blättern in Kupfer stach. Ueber die Zeit, von welcher an er diese Kunst ausgeübt, herrscht nun eine große Verschiedenheit der Ansichten. Vasari äußert in der zweiten Bearbeitung seines Werks, daß die Kupferstiche des Baldini, eines florentinischen Goldschmieds, während des Aufenthalts des Mantegna in Rom, zu dessen Kenntniß gekommen und auch er darauf angefangen habe, viele seiner Zeichnungen in Kupfer zu stechen[43]), und Bartsch[44]) pflichtet ihm darin bei. Dagegen bemerkt schon Lanzi[45]), wie es nicht wahrscheinlich sei, daß Mantegna sich erst in einem schon so vorgerückten Alter (er war bereits 58 Jahre, als er nach Rom ging) auf eine Kunst gelegt, deren Technik selbst für jüngere Leute beschwerlich ist. Hierzu kommt aber noch der Umstand, daß verschiedene der Kupferstiche des Mantegna in der Composition wie in der Zeichnung ungleich unreifer sind, als seine um 1489 ausgeführten Bilder, dagegen in jedem Betracht sich auf der geringern Stufe der Ausbildung befinden, welche frühere Bilder von ihm zeigen. Es ist demnach meines Erachtens nicht zu bezweifeln, daß er schon ungleich früher angefangen, Zeichnungen von sich in Kupfer zu stechen. Ja, zwei Umstände lassen sogar eine ungefähre Bestimmung der Zeit zu. In einem Gedicht des Janus Pannonius vom Jahr 1458, worin die Eigenschaften des Mantegna als Künstler wie als Mensch gepriesen werden[46]), würde sein Bewunderer nicht unterlassen haben, ihn auch in seiner Eigenschaft als Kupferstecher, einer in jener Zeit ganz neuen Kunst, zu erhe-

ben, wenn er sich schon damals als solcher gezeigt hätte. Dagegen zeigt eine unten noch näher zu besprechende Grablegung[47]), welche nach der Zeichnung, dem Faltenwurf und der Behandlung zuverlässig einer der frühern Kupferstiche des Mantegna ist, in allen Stücken die größte Uebereinstimmung mit einem jetzt in der Sammlung des Louvre befindlichen Bilde der Altarstaffel des großen Altargemäldes in der Kirche St.-Zeno zu Verona, welches sicher zwischen den Jahren 1461 und 68 ausgeführt worden. Hiernach kann man annehmen, daß er sich die Ausübung der Kupferstecherkunst während seines Aufenthalts in Verona in den Jahren von 1464 bis 68 angeeignet hat. Bei dem lebhaften Verkehr, welcher im 15. Jahrhundert zwischen Venedig und andern Städten des nördlichen Italiens mit Belgien, namentlich mit Brügge stattfand, und bei der so frühen Ausbildung der Kunst, in Holz zu schneiden und in Kupfer zu stechen, in jenem Lande ist es indeß ungleich wahrscheinlicher, daß Mantegna durch Holzschnitte und Kupferstiche, welche ihm von dort zugekommen waren, auf den Gedanken gerathen ist, sich auch in dieser Kunst zu versuchen, als durch die Mittheilung der ungefähr gleichzeitig in sehr mäßiger Zahl gemachten Kupferstiche des Baldini und einiger Andern zu Florenz. Dafür spricht auch die sehr einfache Behandlung mit einer Lage paralleler Striche von schräger Richtung, welche Bartsch die spießige Manier nennt. Eine ähnliche findet sich nämlich in jenen alten Holzschnitten angewendet und mußte dem Mantegna um so mehr zusagen, als sie der Weise entsprach, worin er seine Federzeichnungen auszuführen pflegte. So anziehend daher auch diese Kupfer-

stiche durch ihre geistreichen Erfindungen und die treffliche Zeichnung für den Kunstfreund sind, stehen sie technisch noch auf einer sehr primitiven Stufe und machen einen unscheinbaren Eindruck. Indeß lassen sich doch bei einer aufmerksamern Betrachtung auch in der Technik wieder gewisse Unterschiede wahrnehmen. In den frühesten Blättern hat jene spießige Manier etwas Steifes und Befangenes; jedoch sind die Striche ziemlich breit. Alsdann tritt bei einigen Blättern der Gebrauch sehr feiner und eng aneinanderliegender Striche ein, welche auf einen vorübergehenden Einfluß von jenen Kupferstichen aus dem mittlern Italien, bei denen sich diese bei Niellen[48]) übliche Manier eine Zeit lang erhielt, deutet. Sehr bald aber findet sich wieder die frühere Manier, nur in breiterer und freierer Handhabung vor. Die Hauptthätigkeit des Mantegna als Kupferstecher möchte aber zwischen 1474 und 1484 fallen. In dem ersten Jahr hatte er nämlich das Zimmer für den Lodovico Gonzaga beendigt, in dem letzten begann er höchst wahrscheinlich die Ausführung des Triumphzuges. In der Zwischenzeit aber ist ihm kein Auftrag von größerm Umfang zu Theil geworden, sodaß er freiere Muße haben mochte. Später aber mußte wieder der Triumphzug, die Kapelle für Innocenz VIII., die Madonna della Vittoria, das Bild für seine Begräbnißkapelle seine Zeit so in Anspruch nehmen, daß er, zumal bei seinem vorgerückten Alter, nur noch ausnahmsweise zum Stechen kommen konnte. Selbst über die Anzahl der von Mantegna gestochenen Blätter ist die Ansicht der berühmtesten Kupferstichkenner und Kunstschriftsteller sehr abweichend. Wenn die Angabe bei Zani[49]), daß die Zahl derselben

nicht zwanzig betrage, offenbar zu gering ist, so ist dagegen die Angabe des Lanzi[50]), daß deren etwa funfzig vorhanden seien, sicher um vieles zu hoch. Bei Bartsch beläuft sich die Zahl der dem Mantegna zugeschriebenen Blätter auf dreiundzwanzig[51]). In der nationalen Kupferstichsammlung zu Paris werden ihm, und meines Erachtens mit vollem Recht, außerdem noch eine Anbetung der Hirten und zwei Landleute beigelegt. Der berühmte Kunstkenner und Schriftsteller Otley mißt ihm außerdem zwei Blätter allegorischen Inhalts und vier tanzende Jungfrauen bei, welche Bartsch für die Arbeit eines Nachfolgers des Mantegna im Kupferstich, des Zuan Andrea, hält[52]). Ueber die ersten beiden enthalte ich mich des Urtheils, indem ich sie nicht gesehen habe; was das dritte Blatt betrifft, so muß ich dem Urtheil meines Freundes, des Geheimen Oberfinanzrath Sotzmann, der mir seine Notizen über den Andrea Mantegna als Kupferstecher freundlichst mitgetheilt hat, beipflichten, daß Otley dasselbe mit Recht dem Mantegna zuschreibt. Endlich hält Otley noch einen Jüngling mit dem Joch, Duchesne, der Director der pariser Sammlung, eine antike, weibliche Figur, welche sich auf einen Baumstamm stützt, Zani eine Judith und, wenigstens theilweise, eine Anbetung der Könige für Kupferstiche des Mantegna. Mir sind diese Blätter, bis auf jenen Jüngling, welcher auch mir als von Mantegna gestochen erscheint, nicht bekannt. Wenn indeß sämmtliche, ihm hier beigemessene Stiche auch wirklich von ihm herrühren, so würde sich die Anzahl immer erst auf zweiunddreißig belaufen. Unter diesen waren schon zur Zeit des Mantegna, nach dem Zeugniß des Scardeone[53]), eines Zeitgenossen und Mitbürgers

von ihm, sowie im 16. Jahrhundert nach dem Bericht des Vasari[54]) folgende am meisten berühmt. Aus dem Triumph des Julius Cäsar die Abtheilung der die Trophäen tragenden Krieger und die mit den Elefanten[55]). Beide sind offenbar nach frühern Zeichnungen gestochen, da Mantegna sich ohne Zweifel schon längere Zeit vor der Ausführung mit der Idee dieses großen Werks beschäftigt und dasselbe in einer Reihe von Zeichnungen auf das Papier geworfen hat. Ueber die namhafte Verschiedenheit derselben von den nach den Malereien gemachten Holzschnitten des Andrea Andreani lasse ich hier die treffenden Aeußerungen Goethe's in dem schon erwähnten Aufsatze folgen: „Ohne daß wir unternehmen, mit Worten den Unterschied im Besondern auszudrücken, so erklären wir im Allgemeinen, daß aus den Kupfern etwas Ursprüngliches durchaus hervorleuchte; man sieht darin die große Conception eines Meisters, der sogleich weiß, was er will, und in dem ersten Entwurf unmittelbar alles Nöthige der Hauptsache nach darstellt und einander folgen läßt. Als er aber an eine Ausführung im Großen zu denken hatte, ist es wundersam, zu beobachten und zu vergleichen, wie er hier verfahren. Jene ersten Anfänge sind völlig unschuldig, naiv, obschon reich, die Figuren zierlich, ja gewissermaßen nachlässig und jede im höchsten Sinne ausdrucksvoll, die andern aber, nach den Gemälden gefertigt, sind ausgebildet, kräftig, überreich, die Figuren tüchtig, Wendung und Ausdruck kunstvoll, ja mitunter künstlich; man erstaunt über die Beweglichkeit des Meisters bei entschiedenem Verharren; da ist alles dasselbe und alles anders; der Gedanke unverrückt, das Walten der Anordnung völlig

gleich, im Abändern nirgend gemäkelt und gezweifelt, sondern ein anderes, höhern Zweck Erreichendes ergriffen. Daher haben jene ersten eine Gemüthlichkeit ohne Gleichen, weil sie unmittelbar aus der Seele des großen Meisters hervortraten, ohne daß er an eigentliche Kunstzwecke gedacht zu haben scheint." Es ist mir sogar sehr wahrscheinlich, daß Mantegna, welcher früher nicht die Aussicht haben mochte, den in solchen Zeichnungen entworfenen Triumphzug als Gemälde auszuführen, beabsichtigte, die ganze Folge dieser geistreichen Composition wenigstens durch den Kupferstich bekannt zu machen, dieses Unternehmen aber nicht weiter führte, als ihm der Marchese Francesco jenen großen Auftrag ertheilte, bei welcher Gelegenheit er denn jene von Goethe so fein charakterisirten Veränderungen eintreten ließ.

Nächstdem kommen hier zwei Vorstellungen aus dem bacchischen Kreise in Betracht. Auf dem einen Blatt sieht man verschiedene Satyrn um eine Weinkufe[56]), deren einer, von sehr lebendigem Ausdruck der Trunkenheit, auf dem Rand der Kufe sitzend, von einem andern gehalten wird. Die Köpfe sind hier sehr lebendig, aber ziemlich gemein realistisch und ganz frei von Nachahmung antiker Vorbilder. Das andere Blatt[57]) geht noch mehr aus dem Kreise antiker Kunstanschauungen in das Gebiet eines derben Humors über, denn der trunkene Silen, welcher von zwei Satyrn und einem Panisken unterstützt wird, ist ein falstafartiger Dickwanst, wird aber an Dicke wieder noch weit von einem wahren Ungeheuer, von einem nackten Weibe, übertroffen, welches ein Satyr mit großer Anstrengung auf dem Rücken fortschleppt. Beide zu den spätesten des Meisters gehörige

Blätter beweisen, mit welcher Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit er solche antike Gegenstände behandelte. In dem Kampfe von Tritonen und Seegöttern[58]) spricht sich vollends die phantastisch-dramatische Seite von Mantegna's Naturell im höchsten Maße aus. Mit der größten Wuth schlägt ein gewaltiger Triton mit einem großen Knochen auf seinen schwächern Gegner mit schon zerbrochener Waffe los, welcher ihm voller Angst einen Thierschädel entgegenhält. Während zwei Nereiden auf den Kruppen ihre Theilnahme ausdrücken, stößt ein dritter Triton zum Kampfe anfeuernd ins Horn. Noch geistreicher ist das andere Blatt, auf dem einige Meeresgötter auf Seepferden von dem Neide in der Gestalt eines scheußlichen Weibes mit lang herabhängenden Brüsten zum Kampfe gereizt werden. Besonders ist einer ein Bund Fische als Waffe schwingender von der größten Lebendigkeit. Die Meisterschaft der Zeichnung, sowie die Behandlung zeigt bei diesen Blättern, in denen uns das wilde Element der empörten Wogen in menschlichen Gestalten entgegentritt, die spätere Zeit des Meisters an.

Unter den Kupferstichen aus dem Kreise der kirchlichen Kunst sind folgende die berühmtesten. Die schon oben erwähnte Grablegung[59]). Mit großer Anstrengung wird der Leichnam Christi von zwei Jüngern nach dem Grabe getragen, welches die Form eines antiken Sarkophags hat. Während ihn zwei der Marien in der Nähe beweinen, sind zwei andere um die in Ohnmacht gesunkene Mutter Maria bemüht. Den Gipfel in dem leidenschaftlichsten Ausdruck des Schmerzes bildet der ganz im Vorgrunde stehende Johannes, welcher, die Hände ge-

faltet, laut schreit. In diesem Ausdruck der Affecte tritt die Kraft des Meisters noch in ungebändigter, aber ergreifender Herbigkeit hervor, wie denn auch alles Uebrige, z. B. die Behandlung des Gefälts, für seine frühere Zeit spricht. Die Abnahme vom Kreuz[60]), auf welcher die ohnmächtige Mutter Christi von zwei Marien unterstützt wird, gehört zu den schönsten Compositionen dieses Gegenstandes und zeigt in jedem Betracht den Meister in seiner vollen Reife. Dasselbe gilt auch von dem Gegenstück dieses Blatts[61]), welches, wie das obige, die Grablegung, aber in ganz anderer Auffassung, darstellt; denn hier geht diese Handlung im Hintergrunde an der Höhlung eines Felsens vor und das Hauptgewicht ist auf die herrliche Gruppe der von zwei Frauen unterstützten, ohnmächtigen Maria und des hier milder genommenen Johannes gelegt, welcher, vom Rücken gesehen, seinem Schmerze durch Thränen Luft zu machen scheint.

Schon aus den reichen, architektonischen Hintergründen in den Werken des Mantegna geht hervor, daß er von der Baukunst gründliche Kenntnisse besessen, welche er sich wahrscheinlich im persönlichen Verkehr mit dem Leon Baptista Alberti, einem ihm in manchem Betracht nahe verwandten Geiste, während dessen Aufenthalt in Mantua erworben hatte. Ein kleiner, nach seiner Angabe in seinem vormaligen Hause angelegter Hof beweist indeß, daß er sich gelegentlich auch praktisch mit der Baukunst abgegeben hat. Er ist wie eine offene Rotunda mit vier Thüren behandelt, welche, gleich den Gesimsen, zwar mäßig, aber im besten antikisirenden Geschmack verziert sind. Die Verzierungen sind sämmtlich in ge-

branntem Thon ausgeführt. Das Ganze thut eine überaus freundliche Wirkung [62]).

Ueberschaut man nun die außerordentliche Vielseitigkeit des Mantegna, seine Vereinigung eines großartigen, historischen Stils auf dem Gebiete antiker, wie christlicher Gegenstände mit dem ungemeinen Gefallen an den verschiedensten einzelnen Naturerscheinungen und deren wahren und geistreichen Auffassung, sowie seine mannichfaltige technische Ausbildung, faßt man endlich das durchweg vorwaltende Element der Zeichnung ins Auge, so drängt sich einem die große Verwandtschaft auf, welche er zum Albrecht Dürer hatte und möchte man einer uns von Ridolfi aufbewahrten Erzählung Glauben schenken. Dieser berichtet nämlich, daß Mantegna, als er im Jahr 1506 von Dürer's Aufenthalt in Venedig Kunde erhalten, eine große Sehnsucht empfunden, ihn zu sehen, und ihn daher dringend eingeladen, ihn in Mantua zu besuchen, dieser aber, da er sich schon auf den Weg gemacht, zu seinem großen Schmerze von dem indeß erfolgten Tode des Mantegna Kunde erhalten habe.

Verschiedene Zeugnisse beweisen, daß die großen Eigenschaften des Mantegna schon zu seiner Zeit die lebhafteste und allgemeinste Anerkennung gefunden haben. Wie hoch er zuvörderst unter den gleichzeitigen Künstlern angesehen war, beweist der lange Erguß des Preises und der Verherrlichung in der bekannten Reimchronik des Malers Giovanni Santi, Vaters des großen Rafael, wovon ich hier nur das wichtigste mittheile.

„Le mirabil picture e excelsa sorte
Del alto ingegno e chiar de Andrea Mantegna
a cui el ciel de gratia aprí le porte

Nella pictura si excellente e degna,
la qual fiorisce in questa illustre etade
e vie più che altri Andrea porta l'insegna
De sua excellentia: e grande auctoritate.[63])"

Wenn hier nur das Genie des Mantegna im Allgemeinen gepriesen wird, so beweisen die folgenden Stellen, was die Künstler insbesondere an ihm bewunderten.

Et certamente la natura Andrea
docto de tante excelse e degne parte,
che già non so se più doctar potea.
Perche de tucti i membri de tale arte
lo integro e chiaro corpo lui possede
più che huom de Italia o delle externe parte.
... primamente lui si tiene
el gran disegno, vero fondamento
dela pictura, e in lui secondo viene
De inventione un lucido ornamento,
tal che se spente fusse e morte in tucto
le fantasie, secondo io vedo e sento,
Furon rinate in lui ...
Ne mai huom prese o adopero penello
o altro stil che de l'antichitade
cum tanta verità fusse quant 'ello
Chiar successore ...
... io el pono a tucti quanti inanzi
per diligentia e vago colorire,
cum tucti i termini suoi e varii distanzi
Moventia de disegnio, e fa stupire
qualunque i scorti suoi vede e rimira,
che inganan l'ochio e l'arte fan gioire[64]).
La prospectiva ...
exprime in gran concepti,
ond' io stupisco in ella mente mia.

In suma, quel che molti altri intellecti
nella pittura excelsa han dimostrati,
riluce in lui cum sui termin perfecti.

Man sieht hieraus, daß es besonders die Trefflichkeit der Zeichnung, der Reichthum von Erfindungen, die Gründlichkeit der perspectivischen Kenntnisse und die technische Meisterschaft waren, welche an dem Mantegna die Bewunderung der gleichzeitigen Künstler auf sich zogen.

In wie hohem Ansehen er unter den sonstigen gebildeten Zeitgenossen stand, beweisen außer den schon angeführten Ausdrücken des Marchese Francesco Gonzaga unter Anderm die Verse des gleichzeitigen Dichters Batista Mantovano[65]), in welchen er ihn die Zierde Italiens, den Ruhm seines Jahrhunderts nennt, welchem seine dankbare Vaterstadt nächst dem Livius das größte Lob spenden müsse. Ja, selbst von Ausländern wurde er hochgepriesen, denn schon im Jahr 1458, als er noch lange nicht die höchste Vollendung in seiner Kunst erreicht hatte, besang ihn der als hochgebildeter Mann und lateinischer Dichter gleich ausgezeichnete Janus Pannonius, Bischof von Fünfkirchen in Ungarn, dessen Bildniß er gemalt hatte, in der schon früher erwähnten Elegie. Nachdem er in Versen von großer Eleganz an seinem Bildniß die Naturwahrheit in Form und Färbung mit Feinheit hervorgehoben und auch sonst den Meister hoch gefeiert hat, sagt er: „Mit einem Wort, dir gebührt so sehr der höchste Ruhm in der Malerei, wie deinem Landsmann, dem Livius, in der Geschichte.“[66])

Daß aber Mantegna selbst unter der folgenden Generation, als schon die Sterne erster Größe, Lionardo

da Vinci, Michel Angelo, Rafael und Tizian an dem italienischen Kunsthimmel glänzten, in der allgemeinen Schätzung ihnen gleich geachtet wurde, beweist folgende Stanze im „Rasenden Roland" des Ariost:

> E quei che furo a' nostro dì, o sono ora
> Leonardo, Andrea Mantegna, Gian Bellino,
> Duo Dossi, e quel ch'a par sculpe e colora
> Michel, più che mortale, Angel divino;
> Bastiano [67]), Rafael, Tizian ch'onora
> Non men Cador, che quei Venezia e Urbino;
> E gli altri di cui tal l'opra si vede,
> Qual della prisca età si legge e crede [68]).

Es bleibt nun noch übrig, Einiges über den Einfluß zu sagen, welchen Mantegna als Künstler ausgeübt hat. Eine eigentliche Schule in der Art, wie sein Lehrer Squarcione, hat er nicht gebildet, denn außer seinen schon oben erwähnten Söhnen ist als ein namhafter Schüler von ihm nur noch Carlo del Mantegna zu erwähnen, welcher diesen Beinamen wegen seines langen Aufenthalts bei seinem Meister erhalten und nach dessen Tode seine Kunstweise mit gutem Erfolg in Genua verbreitete. Auch von seinen Arbeiten hat sich indeß kaum etwas Sicheres erhalten. Desto bedeutender ist dafür die Einwirkung, welche er durch seine Werke in nähern und weitern Kreisen und auf verschiedene der größten Maler der nächsten Epoche gehabt hat. In entschiedenster Weise gewahrt man diese zunächst in den Bildern der besten Maler des benachbarten Verona aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts, namentlich des Francesco Monsignori, des Francesco Carotto, des Francesco Moroni und des Girolamo dai Libri.

Der letzte und sein Sohn Francesco, besonders als Miniaturmaler berühmt, übertrugen die Kunstart des Mantegna auf diese Malweise und machten solche durch die zahlreichen, von ihnen mit Miniaturen gezierten Büchern in verschiedenen Ländern Europas bekannt. Auch Antonio della Corna zu Cremona bildete sich nach Mantegna. Dasselbe gilt, wenigstens theilweise, von Bartolomeo Montagna zu Vicenza. Auf die ganze venetianische Schule, namentlich auf seinen Schwager, Giovanni Bellini, ist Mantegna's Einfluß in dem edeln und stilgemäßen Geschmack der Gewandung unverkennbar, wodurch dieselbe sich sehr zu ihrem Vortheil vor der spätern, übrigens so glänzenden Epoche Tizian's und seiner Schüler auszeichnet, welche darin nur zu oft in Formlosigkeit und Willkür oder in zu einseitigen Realismus ausartet. Selbst Lionardo da Vinci und Correggio haben, wie ich fest überzeugt bin, durch die Bilder des Mantegna einen erheblichen Einfluß erfahren. Als der Erste im Jahr 1483 [69]) nach Mailand kam, hat er ohne Zweifel die damals so berühmte Camera dei Sposi in Mantua besucht, zumal der damalige Marchese von Mantua, Federigo Gonzaga, der Feldherr des Hauses Sforza in Mailand war. Welchen Eindruck mußten aber auf den damals erst einunddreißigjährigen Lionardo jene Malereien machen, welche seinem eigenen Bestreben auf Abrundung und perspectivische Ausbildung so nahe verwandt waren! Ja, die Weise des Lionardo, seine Zeichnungen mit der Feder in einer Lage parallellaufender Striche von schräger Richtung auszuführen, stimmt mit der des Mantegna so auffallend überein, daß ich auch darin einen Einfluß desselben wahrzunehmen glaube.

Wenn jetzt die Angabe des Vasari, daß Correggio ein Schüler des Mantegna sei, aus dem einfachen Grunde, daß, als Letzterer starb, Correggio erst zehn Jahre alt war, allgemein verworfen wird, so möchte doch vielleicht dieselbe auf der Tradition beruhen, daß Correggio viel nach dem Mantegna studirt habe. Nächst den Werken des Lionardo zu Mailand konnte Correggio keine bessern Vorbilder für sein Bemühen nach Modellirung und Abrundung finden, als die Malereien des Mantegna, ja für die Kunst, die Figuren so darzustellen, daß sie von unten verkürzt erscheinen, welche er in seiner Kuppel zu Parma mit so ungemeiner Meisterschaft in Anwendung gebracht, befand sich im ganzen nördlichen Italien kein Vorbild, als in jener Camera dei Sposi.

In ganz Italien, ja, wie wir sehen werden, selbst in Deutschland, wirkte aber Mantegna durch seine Kupferstiche ein, welche nach gleichzeitigem Zeugniß im höchsten Grade geschätzt und so gesucht waren, daß es dem oben erwähnten Landsmann des Künstlers, dem Scardeone, nur gelungen war, neun derselben zusammenzubringen, und daß verschiedene fast gleichzeitig von sehr geschickten Kupferstechern copirt wurden. Auf Rafael, welcher dieselben ohne Zweifel schon sehr früh kennen lernte, da, wie wir gesehen, sein Vater den Mantegna so vor allen andern Künstlern pries und die durch Geist und Schönheit so ausgezeichnete Tochter des Marchese Federigo Gonzaga seit dem Jahr 1386 mit Guidobaldo von Montefeltre, nachmaligem Herzog von Urbino, vermählt war, haben sie einen so großen Eindruck gemacht, daß er die Hauptmotive des berühmtesten Bildes seiner ersten Epoche, der Grablegung von Borghese, nach jenem oben

näher betrachteten, bei Bartsch unter Nr. 3 verzeichneten Kupferstich genommen hat[70]).

In Deutschland läßt sich der Einfluß jener Kupferstiche auf die beiden größten Maler, welche die dortige Schule im 16. Jahrhundert hervorgebracht, auf Albrecht Dürer und Hans Holbein, mit Sicherheit nachweisen. Der Erstere hat in seiner frühern Zeit zwei der berühmtesten Blätter des Mantegna höchst meisterlich mit der Feder copirt, nämlich das Bacchanal mit dem dicken Silen und den Kampf der Tritonen, worauf der eine den Thierschädel vorhält. Beide Zeichnungen, mit Dürer's Monogramm und 1494 bezeichnet, befinden sich in der Sammlung des Erzherzogs Karl in Wien. Aber auch noch später hat er aus demselben Blatt der Grablegung, welches von Rafael benutzt worden, die Figur des schreienden Johannes auf einem trefflichen Stich der Kreuzigung[71]) dem Wesentlichen nach entlehnt. Von Holbein aber befindet sich in dem städtischen Museum zu Basel eine sehr geistreiche Zeichnung kämpfender Seegötter[72]), worin er die Hauptmotive den oben erwähnten Blättern des Mantegna entnommen, andere aber in ähnlichem Geiste hinzugefügt hat. Außerdem aber möchte Holbein auch zu der Anwendung des italienischen Kunstgeschmacks in architektonischen und andern Beiwerken zum Theil durch die Kupferstiche des Mantegna und nach dessen Zeichnungen von andern Stechern ausgeführte Blätter veranlaßt worden sein, da diese in Augsburg, welches mit Venedig und Verona im lebhaftesten Handelsverkehr stand, sicher schon bekannt sein mußten, bevor der junge Holbein von dort nach Basel übersiedelte.

Nächst diesem so großen und umfassenden Einfluß des Mantegna auf die Maler war derselbe sehr bedeu-

Wenn jetzt die Angabe des Vasari, daß Correggio ein Schüler des Mantegna sei, aus dem einfachen Grunde, daß, als Letzterer starb, Correggio erst zehn Jahre alt war, allgemein verworfen wird, so möchte doch vielleicht dieselbe auf der Tradition beruhen, daß Correggio viel nach dem Mantegna studirt habe. Nächst den Werken des Lionardo zu Mailand konnte Correggio keine bessern Vorbilder für sein Bemühen nach Modellirung und Abrundung finden, als die Malereien des Mantegna, ja für die Kunst, die Figuren so darzustellen, daß sie von unten verkürzt erscheinen, welche er in seiner Kuppel zu Parma mit so ungemeiner Meisterschaft in Anwendung gebracht, befand sich im ganzen nördlichen Italien kein Vorbild, als in jener Camera dei Sposi.

In ganz Italien, ja, wie wir sehen werden, selbst in Deutschland, wirkte aber Mantegna durch seine Kupferstiche ein, welche nach gleichzeitigem Zeugniß im höchsten Grade geschätzt und so gesucht waren, daß es dem oben erwähnten Landsmann des Künstlers, dem Scardeone, nur gelungen war, neun derselben zusammenzubringen, und daß verschiedene fast gleichzeitig von sehr geschickten Kupferstechern copirt wurden. Auf Rafael, welcher dieselben ohne Zweifel schon sehr früh kennen lernte, da, wie wir gesehen, sein Vater den Mantegna so vor allen andern Künstlern pries und die durch Geist und Schönheit so ausgezeichnete Tochter des Marchese Federigo Gonzaga seit dem Jahr 1386 mit Guidobaldo von Montefeltre, nachmaligem Herzog von Urbino, vermählt war, haben sie einen so großen Eindruck gemacht, daß er die Hauptmotive des berühmtesten Bildes seiner ersten Epoche, der Grablegung von Borghese, nach jenem oben

näher betrachteten, bei Bartsch unter Nr. 3 verzeichneten Kupferstich genommen hat[70]).

In Deütschland läßt sich der Einfluß jener Kupferstiche auf die beiden größten Maler, welche die dortige Schule im 16. Jahrhundert hervorgebracht, auf Albrecht Dürer und Hans Holbein, mit Sicherheit nachweisen. Der Erstere hat in seiner frühern Zeit zwei der berühmtesten Blätter des Mantegna höchst meisterlich mit der Feder copirt, nämlich das Bacchanal mit dem dicken Silen und den Kampf der Tritonen, worauf der eine den Thierschädel vorhält. Beide Zeichnungen, mit Dürer's Monogramm und 1494 bezeichnet, befinden sich in der Sammlung des Erzherzogs Karl in Wien. Aber auch noch später hat er aus demselben Blatt der Grablegung, welches von Rafael benutzt worden, die Figur des schreienden Johannes auf einem trefflichen Stich der Kreuzigung[71]) dem Wesentlichen nach entlehnt. Von Holbein aber befindet sich in dem städtischen Museum zu Basel eine sehr geistreiche Zeichnung kämpfender Seegötter[72]), worin er die Hauptmotive den oben erwähnten Blättern des Mantegna entnommen, andere aber in ähnlichem Geiste hinzugefügt hat. Außerdem aber möchte Holbein auch zu der Anwendung des italienischen Kunstgeschmacks in architektonischen und andern Beiwerken zum Theil durch die Kupferstiche des Mantegna und nach dessen Zeichnungen von andern Stechern ausgeführte Blätter veranlaßt worden sein, da diese in Augsburg, welches mit Venedig und Verona im lebhaftesten Handelsverkehr stand, sicher schon bekannt sein mußten, bevor der junge Holbein von dort nach Basel übersiedelte.

Nächst diesem so großen und umfassenden Einfluß des Mantegna auf die Maler war derselbe sehr bedeu-

tend auf die Kupferstecher des nördlichen Italiens, welche diese Kunst gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts mit Erfolg ausübten. Vor Allen ist hier der schon erwähnte Zuan Andrea zu nennen, welcher sich die ganze Weise der Behandlung von dem Mantegna so sehr aneignete, daß, wie wir oben gesehen haben, bei manchen Blättern die feinsten Kupferstichkenner verschiedener Meinung sind, ob sie von dem Einen oder dem Andern herrühren. Nächstdem kommen Nicoletto da Modena und Giovan Antonio da Brescia in Betrachtung. Alle Drei haben sehr häufig nach Zeichnungen des Mantegna gearbeitet, theilweise auch dessen Kupferstiche mit vielem Erfolg copirt.

Endlich ist der Einfluß des Mantegna auf die Ornamente im antiken Geschmack, welche in der seltensten Fülle schöner Erfindungen und scharfer und trefflicher Ausführung die Gebäude des nördlichen Italiens gegen den Ausgang des 15. und in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts bedecken, ein sehr namhafter gewesen. Denn wenn jene Kunstweise auch im Großen und Ganzen von der Schule des Squarcione in ihrer Gesammtheit ausging, so sind doch die vorzüglichsten Leistungen bestimmt der Werkthätigkeit des edelsten und reichsten Geistes zuzuschreiben, welcher überhaupt aus dieser Schule hervorgegangen ist. Diese Ansicht wird gewiß jeder theilen, welcher mit Aufmerksamkeit die Werke jener Art der Lombardei und ihrer ganzen Schule zu Venedig, zu Padua, zu Verona und Ferrara, deren auch der Saal mittelalterlicher Sculpturen im Museum zu Berlin jetzt verschiedene schöne Beispiele besitzt, mit den sämmtlichen Werken des Mantegna verglichen hat,

bei denen hier ganz besonders die offenbar nach Zeichnungen des Mantegna gestochenen architektonischen Verzierungen des Zuan Andrea, Nicoletto da Modena und Giovan Antonio da Brescia zu beachten sind[73]).

Ich lasse hier nun das Verzeichniß der noch vorhandenen Werke des Andrea Mantegna folgen. Bei der chronologischen Anordnung habe ich die durch historische Angaben oder Aufschriften für die Zeit ihrer Entstehung sicher beglaubigten Hauptdenkmale zum Grunde gelegt und die übrigen dazwischen eingereiht, ohne dabei irgend Anspruch darauf zu machen, daß dieselben gerade in dieser Reihenfolge gemalt worden sind. Bei allen Werken, welche ich nicht aus eigener Anschauung kenne und daher Abbildungen oder fremdem Urtheil habe folgen müssen, ist dieses durch ein N. g., d. h. nicht gesehen, angedeutet worden. Wo die Art der Malerei sich nicht angegeben findet, ist voraussetzlich die Temperamalerei in Anwendung gekommen.

Zu Mailand in der Brera, aber 1453 für die Kirche St.-Justina zu Padua ausgeführt. Bild in zwei Reihen. In den fünf Abtheilungen der untern, in der Mitte, in Lebensgröße der Evangelist Marcus, in den andern, halb lebensgroß, vier Heilige. In den sieben Abtheilungen der obern halbe Figuren, und zwar in der mittlern Christus im Grabe, zunächst Maria und Johannes in leidenschaftlicher Aeußerung des Schmerzes. Sonst vier Heilige, unter denen Hieronymus. Goldgrund. Eintheilung und Ausbildung erinnern sehr an Antonio Vivarini, einem etwas ältern venetianischen Meister, doch verräth sich schon mehr Gründlichkeit des Wissens, wiewol der Christus steif und schlecht verkürzt und alle

Hände mager und nicht glücklich bewegt sind. (Vgl. S. 478.) Gestochen von Mantovano in Bisi's Pinacotheka di Milano, II, Taf. 1.

Zu Neapel im königlichen Museum, vormals in der Sammlung Borgia zu Velletri. Die heilige Euphemia, vor einer oben mit Fruchtgehängen geschmückten Nische stehend. In der Rechten eine Lilie, in der gesenkten Linken eine Palme, in der Brust ein Schwert. Neben ihr ein sie in den Arm beißender Löwe. Bez.: Opus Andreae Mantegnae MCCCCLIIII. In Leimfarben auf Leinwand. Diese kleinlebensgroße Figur ist von gutem Verhältniß und edler Stellung. In dem ganz von vorn genommenen Kopf von schönen Formen ist eine heitere Ruhe ausgedrückt. Die aus Goldstoff bestehenden Gewänder sind von ungleich reinerm Geschmack, als in den meisten Bildern der frühern Zeit des Meisters, indeß, wie das ganze Bild, durch einen Firniß sehr verdunkelt. Die zierlich gestellten Hände sind noch etwas dürftig, die Füße etwas schwer. Gestochen bei d'Agincourt, Taf. 139.

Zu Rom in der päpstlichen Sammlung des Vaticans. Eine Altarstaffel mit vier Vorgängen aus der Legende des heiligen Dominicus in reicher antikisirender Architektur. Die Figuren lang und mager, die Formen hart, doch sehr dramatisch und geistreich in den Motiven. Dort irrig für Benozzo Gozzoli ausgegeben.

Zu Padua bei den Eremitanern, in der Kapelle der Heiligen Jakobus und Christoph. (Vgl. oben S. 478.) 1457—60. Die vier Evangelisten am Gewölbe, an den Wänden die Berufung des Jakobus zum Apostel, seine Predigt zum Volk, seine Taufe des Hermogenes, derselbe vor Herodes Agrippa, seine Heilung eines Gicht-

brüchigen auf dem Gange zum Richtplatz. Hier haben die Figuren etwas Hartes und Steifes; auch macht es keine gute Wirkung, daß die Figuren des Mittel- und Hintergrundes wegen des zu niedrigen Augenpunkts über den Füßen, ja einige bis fast zur Mitte des Leibes abgeschnitten erscheinen. In einem prächtigen Triumphbogen zeigt Mantegna hier schon sein Gefallen an antiker Architektur. Die Enthauptung des Heiligen, wobei sich schon, ohne Zweifel nach damaligem Brauch in Italien, das Princip der Guillotine angewendet findet, denn über dem Halse des am Boden ausgestreckten Heiligen befindet sich ein breites Eisen, welches in ein Stück Holz eingelassen ist, worauf der Henker im Begriff ist, mit einem hölzernen Schlägel einen gewaltigen Streich zu führen. Schön ist hier besonders die Gestalt eines sich auf ein Geländer stützenden Ritters. Der heilige Christoph, zum Ziel von Bogenschützen gemacht, deren Pfeile aber nicht ihn, sondern seine Verfolger treffen. In dem nackten Körper des riesenhaften Heiligen hat Mantegna Gelegenheit gefunden, seine gründlichen Studien nach der Natur geltend zu machen. Zwei schlanke Gestalten von Schützen sind von sehr lebendigen Motiven. Die letzte dieser Frescomalereien stellt den enthaupteten Heiligen in starker Verkürzung am Boden liegend und die Anstrengungen seiner Henker vor, die große Masse fortzuschaffen. Die gewaltigen Beine, von denen das eine emporgehoben wird, sind von meisterlicher Zeichnung; zwei Ritter von schlanker und edler Gestalt. Letztere vier Bilder gestochen von Johann David und von Giammaria Tasso für die Venezia pittrice.

Zu Mailand in der Brera. Der heilige Bernardin

in Lebensgröße, oben in einer Lunette von vier kleinern, unten von zwei großen Engeln umgeben. Der Hintergrund eine schöne Architektur im Geschmack des L. B. Alberti mit Fruchtgehängen. Mit der Inschrift Hujus lingua salus hominum und der Jahreszahl 1460. Der früher darauf befindliche Name des Mantegna ist verwischt. In Leimfarben auf Leinwand. Die Köpfe ernst und edel, die Motive der obern Engel besonders geistreich. In der Färbung durch die fahlröthlichen Lichter, die sehr grauen Schatten sehr unscheinbar.

Ebenda in der Sammlung des Herzogs Melzi. Maria mit dem Kinde auf einem prächtigen Thron, von singenden und spielenden Engeln umgeben. Bez.: Andrea Mantinea C. C. 1461. Dieses schöne, in allen Theilen mit großer Feinheit durchgeführte Bild ist wahrscheinlich dasselbe, welches Mantegna für den Abt von Fiesole ausgeführt hat. (Vgl. oben S. 482.)

Ebenda in der Brera. Der Leichnam Christi, von Maria, Johannes und andern heiligen Frauen beweint. In Leimfarben auf eine ziemlich grobe Leinwand gemalt. Vortrefflich ist hier das Naturstudium in dem Körper Christi, welcher in Form und Ausdruck lebhaft an ein später zu erwähnendes Bild des Meisters von ähnlichem Gegenstand im königlichen Museum zu Berlin erinnert. Von besonders meisterlicher Zeichnung sind die Füße. Der Schmerz in der portraitartig, als häßliche alte Frau aufgefaßten Maria ist von unangenehmer Wahrheit, so auch bei dem ebenfalls sehr realistisch dargestellten Johannes.

Zu Verona, etwa 1467. In der Kirche St.-Zeno auf dem Hochaltar. Großes Bild von drei gleichen Abtheilungen mit zierlichen, architektonischen Einfassungen.

In der mittlern die thronende Maria mit dem stehenden Kinde, unten singende und musicirende Engel. Auf den Seitenbildern vier männliche Heilige. Der Hintergrund wird von einem mit reicher Architektur und Fruchtgehängen umschlossenen Rosengarten gebildet. (Vgl. oben S. 482.) Die Gewänder haben noch etwas Wulstiges, die würdigen Köpfe der Heiligen etwas Strenges, die Färbung etwas Dunkles. Die hohe Altarstaffel enthielt Christus am Oelberge, die Kreuzigung und die Auferstehung, ist aber, als das nach Paris entführte Bild von dort zurückgelangte, nicht mitgekommen. In der Sammlung des Louvre ist bisher nur das Mittelstück, die Kreuzigung, sichtbar geworden. Christus, die Schächer, die trauernden Angehörigen mit der Figur des lautschreienden Johannes, wie auf dem mehrerwähnten Kupferstich der Grablegung, endlich die um den Mantel würfelnden Kriegsknechte sind mit ebenso viel Einsicht zusammengestellt, als mit Energie charakterisirt und gediegen durchgeführt, indeß in den Umrissen und der röthlichen Färbung des Fleisches noch etwas hart.

Zu Florenz in der Tribune ein Altar mit Flügeln. In der Mitte die Anbetung der Könige, links die Beschneidung, rechts die Auferstehung Christi. Reiche, treffliche Compositionen mit kleinen Figuren von miniaturartiger Ausführung. Die Verhältnisse etwas lang, die Bildungen der Männer mit starken Nasen etwas einförmig, die kleinen Brüche der Falten scharf, der Localton des Fleisches bei den Männern röthlich, die Schatten schwer. Dieses dürfte leicht der für die Kapelle des Castells von Mantua gemalte Altar sein, welcher, wie ich oben (S. 482) bemerkt, im Jahr 1629 geraubt worden ist.

Zu Berlin im Museum. Das Bildniß eines Geistlichen. Ueber der einseitigen, aber meisterlichen Ausbildung der Form ist die Wahrheit der Färbung vernachlässigt. Die höchsten Lichter sind fast in Weiß aufgesetzt.

Zu Wien in der kaiserlichen Sammlung des Belvedere. Der heilige Sebastian, an die Säule eines zerfallenen Triumphbogens gebunden; der Hintergrund Landschaft mit Figuren. Bez. in griechischer Capitalschrift: τὸ ἔργον τοῦ Ανδρέου. Stellung und Glieder haben noch etwas Steifes, der Localton des Fleisches ist fahl, die Schatten grau. Die Ausführung sehr gefühlt und in allen Theilen sehr fleißig. Gestochen von J. Trogan.

Zu Berlin im königlichen Museum. Die sitzende Maria, das Kind auf dem Schoose; in dem blauen Grunde ein Fruchtgehänge. Auf einem Rande in symmetrischer Anordnung elf Engel mit den Marterwerkzeugen; zwischen denselben acht Gruppen von farbigen, mit Gold gehöhten Cherubim und Seraphim. Die Mitte hat sehr gelitten; die Engel dagegen sind höchst geistreich und lebendig in den Motiven, völlig in den stark modellirten Formen und von kräftig-bräunlicher Färbung.

Zu Mantua in dem alten Castell die Camera dei Sposi, etwa von 1469—74; s. oben S. 483. Lithographirt von Luigi Antoldi in fünf Blättern.

Zu Paris in der Sammlung der Handzeichnungen im Louvre aufgestellt. Das Urtheil des Salomo, eine Composition von sieben Figuren. Wunderlich und nicht glücklich ist hier der Gedanke, daß das Kind mit einem Messer zerschnitten werden soll. Uebrigens sehr fleißig Grau in Grau auf Leinwand ausgeführt.

Zu Berlin im königlichen Museum. Die Darstellung

des Kindes im Tempel, halbe Figuren. Maria, lebhaft von dem Augenblick ergriffen, reicht dem Simeon, einem Alten von ernstem, würdigem Charakter, mit langem, weißem Barte, das völlig eingewickelte, weinende Kind. Der ganz von vorn genommene Joseph gemahnt in der strengen und großartigen Auffassung an altchristliche Mosaiken. Dabei noch eine männliche und eine weibliche Figur. In Leimfarben auf Leinwand. Von sehr fleißiger Durchbildung, doch durch einen Firniß etwas verdunkelt.

Zu Paris bei Herrn von Reiset, einem sehr einsichtigen Sammler. Maria, von würdevoller Haltung und hoher Anmuth, sitzt, das nackte Kind auf dem Schooße. Zu den Seiten eine weibliche und zwei männliche Heilige. Im Saum des Gewandes in goldenen Buchstaben die Bezeichnung: Andreas Mantinea. Von sehr feiner Durchbildung der Form, zumal in dem Profil eines der männlichen Heiligen und des Kindes, doch etwas gedämpftem, grauröthlichem Gesammtton. Halbe Figuren, etwa ⅔ lebensgroß. Die Kunstfreunde haben von diesem Bilde einen Stich von Calamatta zu erwarten. N. g.[74])

Vormals zu Rom in der Sammlung Fesch. Christus am Oelberge. Edel gedacht und sorgfältig durchgeführt. Soll jetzt in England sein; aber wo?

Zu Mailand, in der Sammlung der Ambrosianischen Bibliothek. Ein einzelner Heiliger.

Zu Venedig, in der Sammlung Manfrin. Der heilige Mauritius, von schönem Motiv und miniaturartiger Ausführung.

Ebenda. Maria mit dem Kinde, von Heiligen um-

geben. Von dunkler, unscheinbarer Gesammtwirkung, doch feiner Empfindung im Einzelnen.

Zu Rom in der päpstlichen Sammlung des Vaticans. Christi Leichnam, von Maria, Magdalena und zwei männlichen Figuren beweint. Ebenso großartig in der Auffassung, als tüchtig durchgeführt.

Zu Berlin im königlichen Museum. Judith, das Schwert in der Rechten, in dem erhebenden Gefühl dastehend, ihr Volk befreit zu haben, während die Magd, das gewaltige Haupt des Holofernes in einem Korbe auf dem Kopfe tragend, auf Entfernung dringt. An einem der antiken Reliefs, womit das Zimmer geziert ist, die Jahreszahl MCCCCLXXXVIII. Die Köpfe sind edel und lebendig, in dem trefflich bewegten Gewande der ausschreitenden Magd erkennt man deutlich das Studium griechischer Reliefe. Vormals in der Galerie Giustiniani zu Rom. Eine Durchzeichnung bei d'Agincourt, Taf. 140.

Zu Florenz in der Galerie der Uffizii. Maria, von dem Ausdrucke einer edeln Wehmuth, hält das zu ihr emporblickende Kind auf dem Arme. In der reichen, felsigen Landschaft von der feinsten, schon von Vasari bewunderten Ausführung Steinbrüche mit Arbeitern. Nach Vasari während Mantegna's Aufenthalt in Rom, also von 1488—90, für Don Francesco Medici ausgeführt. Gestochen in Molini's Galerie von Florenz, II, Taf. 75.

In England zu Wiltonhouse, dem Landsitz des Grafen Pembroke. Judith, eine edle, schlanke Gestalt, in deren Zügen sich ein gewisses Grauen über ihre That ausspricht, ist im Begriff, das Haupt des Holofernes in einen Sack zu thun, welchen eine alte Magd hält. Im Hintergrunde auf dem Bette, im Gegensatz zu so vielen

widrigen Darstellungen dieses Gegenstandes, nur so viel von dem Leichnam des Ermordeten, als zum Verständniß erfoderlich ist. Nach einer davon in der großherzoglichen Sammlung zu Florenz befindlichen Zeichnung, welche die Jahreszahl 1491 trägt, in diesem Jahre in allen Theilen sehr fleißig ausgeführt. Im Besitz des Königs Karl I. von England, welcher dieses Bild an den Grafen Pembroke gegen ein Gemälde des Parmegianino vertauschte, galt dasselbe als ein Werk Rafael's.

Zu Berlin im königlichen Museum. Der todte Christus, von zwei Engeln betrauert. Halbe Figuren in Lebensgröße. Das schöne Verhältniß in dem Oberkörper Christi, der leise Schmerzenszug in dem edeln Antlitz, die reine und tiefe Empfindung in dem aufblickenden Engel machen dieses Bild zu einem der vorzüglichsten des Meisters. Auch die Ausführung ist von der größten Sorgfalt.

Der Triumph des Julius Cäsar, von 1484—88 angefangen, von 1490 bis wahrscheinlich 1495 beendigt. (Vgl. oben S. 487.) Dieses berühmte Werk wurde im Jahr 1629 mit vielen andern Kunstschätzen von dem Herzog Karl von Mantua an den König Karl I. von England verkauft. Nach dem Tode desselben mit dem sonstigen königlichen Besitz für 1000 Pfund Sterling versteigert, kam es später wieder in den Besitz der englischen Krone und ist seit geraumer Zeit in einem Zimmer des Schlosses Hamptoncourt aufbewahrt. Die neun Gemälde (deren jedes neun Fuß im Quadrat hat) sind in Leimfarben auf auf Leinwand gezogenes Papier gemalt. Die Figuren im Vorgrunde sind klein-lebensgroß. Leider hatten sie schon früh sehr gelitten. Anstatt aber das Feh-

lende mit Sorgfalt zu restauriren, wurden sie bereits unter König Wilhelm III. von Laguerre fast ganz auf eine rohe Weise übermalt. Die schon erwähnten farbigen Holzschnitte des Andrea Andreani nach diesem Werke, wozu der mantuanische Maler Malpizzi die Zeichnungen gemacht, enthalten in einem zehnten Blatt die Pilaster, welche ursprünglich die einzelnen Bilder trennten. Diese Holzschnitte sind in Kupferstich von R. von Audenaerd copirt worden. Neun sehr fleißig Grau in Grau ausgeführte Bildchen in der kaiserlichen Galerie im Belvedere zu Wien, welche dort dem Mantegna beigemessen werden, halte ich ebenfalls für Copien, wobei die Stiche des Andreani benutzt worden sind.

Zu Madrid im königlichen Museum. Der Tod der Maria, ein kleines, aber in den Charakteren und dem Ausdruck der Affecte in den Köpfen vortreffliches Bild, von einem wahren Localton im Fleisch mit bräunlichen Schatten. N. g. [75])

Zu Paris in der Galerie des Louvre. Die Madonna della Vittoria, etwa 1496—1500. (Vgl. oben S. 496.) Dieses berühmte Bild wurde unter der Gewaltherrschaft der Franzosen in Italien während der Revolution nach Paris entführt und im Jahr 1815 nicht zurückgefodert. Es ist schon 1804 von Francesco Novelli, später in dem Werk des Herzogs Litta über die großen Familien Italiens und neuerdings in Rosini's Geschichte der Malerei in Italien, Taf. 54, gestochen worden.

Zu Turin in der Sammlung des Grafen d'Arrasche. Medea, im Begriff, ihre Kinder zu tödten. (Vgl. oben S. 499.)

Zu Paris in der Galerie des Louvre. Die Tugen-

den vertreiben die Laster, und das Gegenstück: der Parnaß mit Mars und Venus, etwa 1501—4. (Vgl. oben S. 498.)

Zu Florenz in der Galerie der Uffizi. Das Bildniß der Marchesin Isabelle von Este, Gemahlin des Marchese Francesco Gonzaga. (Vgl. oben S. 500.)

Zu Mantua in der Kirche St.-Andrea. Das Altarbild der Begräbnißkapelle des A. Mantegna. (Vgl. oben S. 502.)

Vormals zu Rom in der Galerie Fesch. Ein todter Christus in sehr starker Verkürzung. Wahrscheinlich das Bild, welches sich unter der Verlassenschaft des Mantegna befunden hat. (Vgl. oben S. 502.) Wo dasselbe nach der Versteigerung jener Sammlung hingerathen, weiß ich nicht anzugeben.

Im Friaul bei den Herren Scarpa. Der gefesselte heilige Sebastian blickt, von vielen Pfeilen durchbohrt, im Ausdruck des tiefsten Schmerzes zum Himmel empor. Ueberlebensgroße Figur in Leimfarben auf Leinwand ausgeführt. Der Marchese Salvatico, welcher über dieses Werk eine kleine Schrift mit einem nach einer Zeichnung von ihm ausgeführten Stich herausgegeben hat [76]), vermuthet, meines Erachtens mit Recht, daß dieses dasjenige Bild ist, welches als von Mantegna hinterlassen angeführt wird. (Vgl. oben S. 502.) Nach dem Zeugniß des Anonymus, dessen Reisenotizen Morelli herausgegeben [77]), befand es sich etwa um 1530 im Besitz des berühmten Cardinal Pietro Bembo in Venedig, und erst im Jahr 1807 verkauften es dessen Erben dem Professor Scarpa zu Pavia, nach dessen Tode es mit seiner ganzen Sammlung durch Vermächtniß in den Besitz seiner Brü-

der gelangt ist. Diese Figur zeigt nun eine Freiheit im Motiv, eine Schönheit und Großartigkeit der völligen Formen, wie Mantegna solche nur in seiner letzten Zeit erreicht hat. Die zu große Zahl der zum Theil langen Pfeile, welche die Linien des Körpers durchschneiden, verletzen indeß in etwas das Geschmacksgefühl. Die Färbung ist unscheinbar. N. g.

In England, im Besitz des Herrn George Viwyan. Der Triumph des Cornelius Scipio über Spanien. Eine reiche, höchst meisterlich Grau in Grau ausgeführte Composition, deren Grund einen röthlichen Marmor nachahmt. Die Anordnung ist hier so kunstreich, die Motive der meist schlanken Gestalten so edel und frei, die Köpfe so mannichfaltig und lebendig, die Formen der Körper so völlig, der Geschmack der feinen Falten so gewählt, daß ich überzeugt bin, wie dieses das in etwas unbestimmter Weise als im Nachlaß des Künstlers befindlich angeführte Werk ist. Es ist im Umriß sehr getreu von Francesco Novelli gestochen.

Unter den zahlreichen Bildern, welche dem Mantegna irrig beigemessen werden, begnüge ich mich, hier nur eine Verkündigung in der königlichen Galerie zu Dresden anzuführen, da es dieser berühmten Sammlung angehört. Bei einem Besuche Dresdens, während des Drucks von diesem Aufsatze, sehe ich zu meiner Befriedigung, daß die Direction jetzt die Benennung aufgegeben hat. Anstatt der jetzigen Bezeichnung: „von einem Meister der florentinischen Schule“, würde ich indeß die „von Pietro della Francesca“ gegeben haben, mit dessen seltenen Werken es sehr übereinstimmt.

Ob eine Anbetung der Könige, eine sehr reiche Com-

position, welche in der kaiserlichen Sammlung zu Petersburg dem Mantegna beigemessen wird, wirklich von ihm herrührt, sehe ich mich nicht im Stande zu entscheiden.

Schließlich erwähne ich noch einiger jetzt verschollener Bilder des Mantegna.

Zufolge jenes Anonymus des Morelli befanden sich von ihm zu Venedig in dem Hause des Pietro Bembo eine Beschneidung in kleinem Maßstabe, in der Kirche des St.-Benedict dieser Heilige, im Hause des Francesco Zio Mutius Scävola, welcher seine Hand ins Feuer hält, in Bronzefarbe, und eine Wiederholung der Legende des St.-Christoph bei den Eremitanern im Kleinen im Hause des Michael Contarini [78]). Endlich befand sich in der alten Sammlung der Könige von Frankreich die auf einer Bank sitzende Maria, im Begriff dem Kinde die Brust zu geben. Neben ihr auf der Bank ein Kristallgefäß mit Blumen, im Hintergrunde Architektur mit zwei Fruchtgehängen. Lepicié, der Director jener Sammlung, rühmt das Bild als edel in den Charakteren, elegant in den Motiven und höchst vorzüglich in der Ausführung.

Ein Choralbuch in der Kirche della Misericordia zu Padua, welches, nach Lanzi, Miniaturen von Mantegna und andern Schülern des Squarcione enthält, habe ich nicht zu Gesicht bekommen. Daß aber Mantegna sich gelegentlich auch noch in seiner spätern Zeit mit der Miniaturmalerei befaßt hat, beweist eine in dieser Weise ausgeführte Beschneidung in der Sammlung der Handzeichnungen des Königs von Sardinien, welche zu den schönsten und in allen Theilen reifsten Schöpfungen des Meisters gehört und in Umfang und Ausführung eine der bedeutendsten Miniaturen der ganzen italienischen Schule

sein möchte. Das Pergamentblatt, worauf sie in gummihaltiger Guaschfarbe gemalt ist, hat eine Breite von 1 Fuß 4 Zoll, eine Höhe von fast 10 Zoll. Joseph hält das Kind auf dem Altar, an dem der Priester die Handlung vornimmt; unten am Altar ein Engel mit dem Becken. Hinter dem Joseph die betende Maria und zwei andere Figuren, hinter dem Priester eine Gruppe von vier Figuren und ein schönes nacktes Kind. Die schlanken, edeln Gestalten, der schöne, lebendige Ausdruck, die feine Zeichnung der Hände und Füße, der reine Geschmack in den Falten, endlich die klare und wahre Färbung machen dieses Bildchen höchst anziehend. An der Architektur sind Cameen von großer Eleganz angebracht. Der landschaftliche Hintergrund ist leider übermalt. Rosini hat (Taf. 74) den Umriß dieser Miniatur nach einer Durchzeichnung gegeben.

In der Sammlung der Handzeichnungen des Erzherzogs Karl zu Wien. Das Titelblatt zum ersten Buch der dritten Decade des Livius. Der Titel ist in Goldbuchstaben in einem Rund oben angebracht, welches von zwei Genien gehalten wird. Unten, diesem entsprechend, das Wappen des Bestellers der Abschrift, von einem Genius gehalten. Umher elf Genien, welche sich mit Pfeilen, Lanzen, Knitteln bekämpfen. Noch vier andere unten am äußersten Rande angebracht. Auf dem breiten Seitenrande in schöner Vertheilung Arabesken, Medaillons. Das Ganze ebenso schön erfunden, als zierlich und schön vollendet. N. g.

Ich komme jetzt auf die Handzeichnungen des Mantegna. Da das Hauptbestreben desselben auf Ausbildung der Form und auf Schärfe und Feinheit der Charakte-

ristik gerichtet war, gehören seine Zeichnungen zu den bedeutendsten Aeußerungen seines künstlerischen Geistes. Dieselben enthalten einen Schatz geistreicher Erfindungen, und wir lernen darin den Meister von einigen neuen Seiten kennen. Jedes Material, die Feder, die Pinselspitze mit Biester oder Sepia mit weiß aufgehöhten Lichtern ist darin mit einer seltenen Meisterschaft behandelt.

Vormals zu Nürnberg im Praun'schen Cabinet. Die Trauer der Angehörigen über den Tod des Gattamelata, eine Composition von elf Figuren, mit der Feder und dem Pinsel in Biester ausgeführt. Aus dieser Zeichnung können wir uns allein noch eine Vorstellung von den oben erwähnten Frescomalereien aus dem Leben jenes berühmten Condottiere machen. Wir sehen hier, wie gründlich Mantegna in seinen Studien zu Werke ging, denn alle Figuren sind hier fast nackend gehalten. Die magern Glieder, die viel zu harte Angabe der Muskeln, die Uebertreibung in den mannichfaltigsten Motiven der leidenschaftlichsten Art zeigen die frühe Zeit des Meisters. Die Köpfe, zumal der des Todten, haben durchweg ein portraitartiges Ansehen. Wo diese Zeichnung nach der Versteigerung jenes Cabinets hingekommen, vermag ich nicht anzugeben und kenne sie nur durch einen in Aquatinta ausgeführten Stich von Prestel.

Zu Florenz im großherzoglichen Cabinet. In der Weise der vorigen höchst meisterlich ausgeführt die schon oben (S. 531) angeführte Zeichnung der Judith, mit dem Jahr 1491. Nach dem Bericht des Vasari einst in dessen berühmter Sammlung von Handzeichnungen.

Zu München in der königlichen Sammlung der Hand-

zeichnungen. Eine in Kreide ausgeführte Zeichnung desselben Gegenstandes, welche von Strixner lithographirt worden ist. N. g.

Zu Wien in der Sammlung des Erzherzogs Karl:

Das Urtheil des Paris, auf Pergament in Bister schön und zart modellirt. Vor dem Paris, unbekleidet, Minerva und Venus, die Erstere einen Speer, Letztere eine Lyra haltend. Hinter ihm Juno, bekleidet, in der Rechten ein Horn des Ueberflusses, woraus Flammen schlagen. N. g.

Eine phantastische weibliche Figur, von derben Zügen, grosartig im Charakter, feierlich im Ausdruck, in fliegendem Gewande, ein Blumenscepter haltend. Mehr zurück ein Leuchter mit Genien. Fein mit der Feder gezeichnet. N. g.

Amor mit ausgebreiteten Flügeln und verbundenen Augen an einer Säule. Er hat einen sehr großen Köcher umgehängt, während sein Bogen und seine Pfeile zerbrochen am Boden liegen. Der heilige Sebastian, von einem Henker an die Säule gebunden. Leichte Federzeichnung. N. g.

Zwei nackte, mit Eichenlaub bekränzte Männer und eine bekleidete Frau, welche auf Flöten blasen. Ungemein zierlich mit der Pinselspitze röthlichbraun auf Velin gezeichnet.

Studium nach einem antiken Relief: Ein von mehren Kriegern umgebener Reiter sprengt dahin. Einer liegt auf der Erde. Auf der Rückseite eine bekleidete Frau, welche sich mit einem Tuche die Thränen trocknet. Theils mit der Feder, theils mit Reißkohle sehr geistreich gezeichnet.

Zwei Reiter in ruhiger Haltung, von denen sich der eine nach seinem Kameraden umsieht. Der Hintergrund landschaftlich. Kostbare Federzeichnung. N. g. [79])

Der die Violine spielende Apollo und zwei andere Figuren. Von edlem Gefühl und schönen Formen. In Sepia gezeichnet und im Cabinet dem Masaccio zugeschrieben.

Zu London in dem britischen Museum. Eine allegorische Composition von etwas dunklem Inhalt, mit der Aufschrift: „virtus combusta." Die Umrisse mit der Feder in Biester schattirt, mit Weiß gehöht und in einigen Theilen mit etwas Roth gefärbt. Aus der reifsten Zeit des Meisters. Dieses ist eine der nach Bartsch von Zuan Andrea, nach Otley von Mantegna selbst gestochenen Allegorien. Auf einem modernen Stich nach dieser Zeichnung von Metz liest man die Notiz, daß dieselbe sich früher in der Sammlung von John Strange befunden hat. Das Zeichen AΛ darauf ist ohne Zweifel das Monogramm des Mantegna.

Zu Paris in der schon erwähnten Sammlung des Herrn de Reiset. Allerlei Waffengeräth. Ohne Zweifel Studien zum Triumph des Cäsar. N. g.

Im Besitz des Herrn Rudolf Weigel in Leipzig befinden sich:

Christus am Oelberg, die Geißelung und die Auferstehung Christi; geistreiche, aber flüchtige Copien mit der Feder aus der Passion von Martin Schongauer. Sehr interessant, als Beweis, daß Mantegna auch diesen großen Meister studirt hat.

Johannes der Täufer mit dem Kreuz, mit vorgehaltener Hand emporschauend. Wahrscheinlich Studium zu

einem Bilde der Taufe Christi, bei Gelegenheit der Worte: „Siehe, das ist mein Sohn u. s. w.“ Der etwas derbe Charakter und die magern Formen dieser Federzeichnung sprechen für die frühe Zeit Mantegna's.

Zeichnung aus Cäsar's Triumph, von dem Bilde mit den von Stieren gezogenen Waffen. Verschiedene Abweichungen von dem Stich des A. Andreani beweisen, daß die sehr geistreiche Federzeichnung zu der Folge gehört, woraus Mantegna die erwähnten drei Blätter gestochen hat. Ein Jüngling ist besonders von sehr großer Schönheit. Die Trophäen wie die Stiere sind leider ganz überarbeitet.

Drei bacchische Figuren, von denen die eine mit geballten Fäusten auf die andere losstürzt, während diese sich mit einem Gefäße zu vertheidigen sucht, die dritte aber sich fortschleicht. Sehr geistreiche Federzeichnung aus der Zeit der Grablegung mit dem schreienden Johannes, welchem die erste dieser Figuren sprechend ähnlich sieht.

Ein Discuswerfer, fast nackend, die Scheibe hoch emporhebend. Treffliche Federzeichnung.

Ein Blatt mit Abzeichnung antiker Gefäße, deren Mehrzahl Aschenurnen. Aus der Beischrift erhellt, daß Mantegna diese Studien während seines Aufenthalts in Rom gemacht, und zugleich findet sich das Material der Originale, Marmor, gebrannte Erde, Malerei, angegeben.

Studium nach dem bekannten, altchristlichen Sarkophag, worauf Christus mit der Samaritanerin. Leichte Federzeichnung.

Ein Mann auf einem Delphin, kleine Federzeichnung. Er hält eine Tafel mit der Inschrift: „Faveat fortuna votis.“

Männer, welche ein zu Boden gestürztes Pferd betrachten. Kleine Federzeichnung.

Diese sämmtlichen Zeichnungen stammen, mit Ausnahme der aus dem Triumphzuge, unter der Benennung des Mantegna aus der berühmten Sammlung Mariette.

Vormals in der Sammlung des bekannten Baron Denon befanden sich:

Die Zeichnung zu dem berühmten Blatt der Grablegung, bei Bartsch Nr. 3; die zur Auferstehung Christi, ebendas. Nr. 6, und die zu der Abtheilung des Triumphes mit den Gefangenen [80]). Wo diese Zeichnungen bei der Versteigerung hingekommen, ist mir unbekannt. Ebenso weiß ich nicht, was aus einer Reihe von Zeichnungen nach antiken Sculpturen geworden ist, welche sich nach Winkelmann's Zeugniß im Besitz des Cardinals Alexander Albani befanden.

Ich lasse jetzt eine Anzahl von Blättern folgen, welche sicher nach jetzt meist verschollenen Zeichnungen des Mantegna gestochen worden sind, sodaß wir nur noch durch sie eine Vorstellung davon haben.

Maria hält das stehende Kind auf dem Schoose, welchem der kleine Johannes, von der Elisabeth begleitet, eine Blume darreicht. Auf der andern Seite Joseph, auf seinen Stab gestützt. Eins der schönsten Blätter des Giovan Antonio von Brescia, in dessen Werke bei Bartsch Nr. 5. N. g.

Hercules betrachtet mit Entsetzen die lernäische Schlange, welche seinen linken Arm umwunden hat, und führt gegen sie einen Streich mit der Keule. Von demselben. Bei Bartsch Nr. 12. N. g.

Hercules erdrückt den Antäus, welcher schreiend den

rechten Arm ausstreckt. Die Keule am Boden, der Köcher an einem trockenen Baumstamme. Von demselben. Bei Bartsch Nr. 13. N. g. Es gibt zwei alte Copien dieses Blattes, von denen das eine von der Gegenseite.

Der auf einem Fasse sitzende Silen ist von Liebesgöttern umgeben, von denen der eine ihm in eine Schale Wein gießt, ein anderer ihm eine Traube reicht, zwei endlich ihn bekränzen. Von demselben. Bei Bartsch Nr. 17. N. g.

Der Triumph des Titus nach der Eroberung Jerusalems. Ungefähr in der Mitte des Blattes der Genius Roms als ein schlanker, edler, sich mit der Rechten auf einen Gefangenen stützender Jüngling von wunderbarer Schönheit. Zu seinen Füßen Helme, Schilde und sonstige Waffenstücke. Gegen ihn bewegt sich der Triumphzug. Rechts die Victoria, welche den Lorberkranz für den Sieger windet. Diese ebenso reiche, als schöne Composition aus der reifsten Zeit des Meisters schließt sich würdig den schon besprochenen des J. Cäsar und C. Scipio an, und man begreift vollkommen, daß Marc-Anton, der größte Kupferstecher Italiens, ungeachtet er gewohnt war, die edelsten Gedanken seines Beschützers Rafael durch seinen Grabstichel zu vervielfältigen, sich, als er schon auf der vollen Höhe seiner Kunst stand, so davon angezogen fühlen mußte, daß er danach eins seiner schönsten, größten und jetzt seltensten Blätter gestochen hat. Im Werk des Marc-Anton bei Bartsch Nr. 213.

Ein Siegesopfer. Hinter dem Altar, worauf der Kopf eines Widders, ein Krieger mit einer Trophäe, zu den Seiten ein nackter Jüngling mit einem Schilde und

eine Frau mit Schild und Speer. Im Jahr 1638 von dem trefflichen Wenzel Hollar nach einer Zeichnung in der berühmten Sammlung des Grafen Arundel in London radirt, welche die feine Ausbildung des Bildes vom Parnaß im Louvre zeigt.

Christi Niederfahrt zur Vorhölle. Er ist vom Rücken gesehen, die Siegesfahne in der Linken. Einer der Vorväter erscheint in einer Höhle bis zum halben Leibe; zur Linken ein Greis zwischen zwei Frauen; zur Rechten ein Greis. Diese Federzeichnung ist sehr getreu in zwei Stichen moderner Kupferstecher nachgeahmt worden, von denen der eine auf einem Täfelchen mit 1492 MA. A MF bezeichnet ist. Diese Jahreszahl ist mir indeß als Entstehungszeit der Zeichmung sehr zweifelhaft, da sie in allen Theilen auf eine frühe und unreife Zeit des Meisters deutet.

Funfzig Federzeichnungen des A. Mantegna, welche der Maler Giambattista de Rubeis im Jahr 1763 zu Padua, wo sie lange in Vergessenheit gelegen, aufgefunden und sie nachmals dem Vater des trefflichen Kupferstechers zu Venedig, Francesco Novelli, verehrt hat, sind von Letzterm auf 44 Platten gestochen und mit einer vom 22. December 1795 jenem Rubeis gewidmet worden. Die Ausführung dieser Stiche, welche wahrscheinlich zu dem oben angeführten Werk gehört haben, so der Abbate Francesconi herauszugeben beabsichtigte, geben nun nicht allein den ganzen Charakter, sondern auch die Art der Behandlung mit der Feder mit musterhafter Treue wieder. Es ist daher als ein großer Verlust für die Kunstfreunde zu betrachten, daß diese Blätter nie in den Kunsthandel gekommen sind. Das einzige vollständige

Exemplar, welches mir bekannt geworden, befindet sich zu Leipzig im Besitz des unter allen Kunstfreunden rühmlich bekannten Herrn Rudolf Weigel, dessen Freundlichkeit ich die Mittheilung desselben verdanke [81]). Diese Zeichnungen gehören nun offenbar verschiedenen Epochen des Mantegna an und zeigen uns sehr verschiedene Aeußerungen seines Talents.

Eine Maria, welche das auf einem Kissen stehende Kind vor sich hält, und zwei musicirende Engel dürfte nach der Steifheit der Motive und der Trockenheit der Formen, wie nach den wulstigen Falten der Gewänder aus einer sehr frühen Zeit herrühren. Ein Blatt, welches unter vier Compositionen der Maria mit dem Kinde, letzteres in den beiden obern schlafend, in einer der untern weinend vorstellt, zeigt, bei ähnlichen Falten, freiere und schönere Motive und völligere Formen. Noch mehr gilt Letzteres von vier schönen Compositionen desselben Gegenstandes auf einem andern Blatte, von denen sich wieder die untern, wo das Kind saugend und sich beklagend vorgestellt ist, besonders auszeichnen. Ohne das wulstige Gefält würden diese Gruppen vollkommen und des Rafael würdig sein.

Eine andere Folge dieser Blätter gehört sicher der Zeit an, in welcher der Einfluß der Familie Bellini auf den Mantegna besonders stark war. Sie enthalten durchweg Vorgänge aus dem gewöhnlichen Leben und Brustbilder. Die frühsten unter diesen sind aus den obigen Gründen zwei Türken in lebhaftem Gespräch, im Hintergrunde zwei magere Krieger, sowie zwei Türken in ruhigerm Verkehr mit drei andern und einem Krieger im Hintergrunde. Ihnen schließen sich 20 Blätter mit Brust-

bildern an, die Mehrzahl Krieger im Profil mit zum Theil höchst abenteuerlichem Helmschmuck. Doch finden sich darunter auch einige Frauen, ein Kaiser und zwei Türken. Die meisten sind von sehr lebendiger, zum Theil etwas derber Individualisirung. Diesen stehen am nächsten zwei stattliche römische Feldherren, der eine von ziemlich steifem Motiv, der andere, mit emporgehobenem Arm, freier und edler, mit zwei nackten Kindern im Hintergrund, sowie drei junge Krieger, deren einer, in phantastischer Rüstung, einen Apfel in der ausgestreckten Rechten, den ihm gegenüber heftig anredet, hinten fünf Kinder; endlich zwei Ringer, derbe, untersetzte Naturen, welchen ein anderes Paar Ringer, ein römischer Krieger und eine Figur in der Tracht der Zeit zusehen. Ihnen dürften nach der Zeit drei Gruppen sich unterhaltender Männer folgen, welche durch die malerische Zusammenstellung, die Lebendigkeit der Motive, die Frische und Feinheit in der Individualisirung der Köpfe, die verschiedenen Trachten der Zeit, unter denen kurze Pelze eine besonders große Rolle spielen, ebenso anziehend als merkwürdig sind. Auf dem einen fällt ein junger Mann mit breitkrempigem Hut und Schnabelschuhen, der mit einem sehr schönen Jüngling spricht, besonders auf. Das zweite Blatt enthält ebenfalls drei Figuren, davon die eine, von sehr edlem Profil, mit herabwallendem Haar, ein kurzes Kleid mit sehr reichem Besatz trägt. Auf dem dritten, mit vier Figuren, schreitet eine kleinere Gestalt entschieden gegen einen schlanken Mann vor, der ihr etwas vorzuwerfen scheint. An diese schließt sich ein Blatt an, worauf ein vornehmer Herr einen alten häßlichen Zwerg, welcher einen Brief hält, hart anredet. Ein Freund scheint, die

Hand auf seine Schulter legend, ihn begütigen zu wollen. Hinter diesem sein zwergartiger Page. Ungefähr gleichzeitig mit letzterm möchten vier Blätter sein, welche Wettkämpfe von Kindern darstellen. Auf dem einen gehen zwei größere, mit kurzen Knitteln bewaffnete Knaben, welche zwei kleinere, ähnlich und mit kleinen Schilden bewaffnete auf dem Rücken tragen, aufeinander los; dabei zwei andere als Kampfsrichter. Auf dem zweiten sind Knittel und Schilder weggeworfen und sie raufen sich in den Haaren. Auf dem dritten ist das eine Paar über den Haufen geworfen. Das vierte Blatt stellt, wie die vorigen, sechs Kinder vor, von denen eins mit seiner Fußsohle gegen die eines andern auf einem Fasse sitzenden stößt, wobei es sich darum handelt, daß letzteres sich nicht umstoßen läßt. Die lebendigen Motive dieser Kinder von völligen Formen, der kindische Ausdruck von Zorn, Furcht, Schmerz und Theilnahme machen diese Compositionen sehr anziehend. Diesen schließen sich fünf Blätter mit Liebesgöttern an. Eins stellt einen solchen vor, der, auf Händen und Füßen gehend, einem andern zum Pferde dient, und einen dritten, welcher dem ersten mit einem Blasebalg ein Klystier von Luft geben will. Im Hintergrunde zwei Herren mit ihren Pagen, welche dem Gebahren der Liebesgötter zuschauen. Der Sinn dieser Allegorie von einem etwas derben Humor ist mir nicht deutlich. Ein anderes führt uns vier sehr hübsche Flügelknaben vor, von denen der eine mit Schild und langem Stabe in stolzer Haltung dasteht, während zwei kürzere Stäbe halten, der vierte aber ganz kahlköpfig erscheint. Das dritte zeigt uns ein Paar im lebhaften Ringkampf, ein anderes im Faustkampf begriffen, im Hintergrunde

aber drei Herren, welche sich darüber unterhalten, und drei Krieger. Auf dem vierten sehen wir eine Art Rollwagen mit einem Steuerruder und Segel als Schiff auf dem Wasser, mit sieben Liebesgöttern, unter denen wieder zwei Kahlköpfchen. Von zweien, welche auf einem großen Fasse reiten, stößt einer in ein Horn, und hält der andere eine Schale, worin ein dritter, stehender, ihn bei den Locken fassend, voll Muthwillen Pipi macht; hinter letzterm der Steuermann, behaglich seinen vollen Becher ansetzend, während ein anderer neben ihm sich Wein zapft. Die beiden übrigen endlich sind mit Segel und Mastbaum beschäftigt. Dieses Blatt trägt in Formen, Köpfen und Behandlung des Haars das Gepräge einer frühern Zeit, doch habe ich es nicht gern von dem folgenden trennen wollen, welches einen ähnlichen Rollwagen auf dem Wasser mit sechs Liebesgöttern darstellt, von denen der Steuermann eine Doppelflöte bläst, vier andere aber eine runde Scheibe emporhalten, auf welcher der sechste, stehend, in ein Horn stößt und mit der Rechten die Stange des kleinen Segels hält. Obwol die vorgestellten Allegorien schwer zu enträthseln sein möchten, machen sich diese fünf Blätter durch die Lebendigkeit und Grazie der Motive, zum Theil auch durch die Schönheit der Compositionen sehr vortheilhaft geltend. Das Gepräge der größten Reife dieser ganzen Folge aber tragen durch die Freiheit der Motive, die Reinheit der Zeichnung, die Zierlichkeit der Formen, die mehr malerische Behandlung der Gewänder die beiden folgenden Compositionen. Zwei nur leicht bekleidete Frauen und ein Liebesgott schlagen mit dicken Prügeln heftig auf einen nur mit einer Löwenhaut und einer Chlamys bekleideten Mann ein, welcher, schon auf

die Knie gesunken, mit flehendem Blick den rechten Arm zum Schutze erhebt. Eine in ähnlicher Weise hingesunkene, wie die obigen bekleidete Frau, von ungemeiner Grazie und Lebendigkeit des Motivs, vertheidigt sich mit einem Knittel nur schwach gegen die Angriffe von drei zornigen Liebesgöttern, von denen zwei im Begriff sind, sie mit Pfeilen zu stechen, während der dritte, indem er ihr einen Fußtritt versetzt, eine brennende Fackel gegen sie schwingt. Im Hintergrunde eine Stadt mit mehren Thürmen.

Zwei andere Blätter nach Zeichnungen des Mantegna, Diana und Endymion, von F. Savart, und einen großen Profilkopf von A. Pond habe ich nie zu Gesicht bekommen.

Ich habe absichtlich hier die Stiche nach sichern Zeichnungen des Mantegna ungefähr in der Ordnung aufgeführt, in welcher sie gearbeitet worden sind, um zu zeigen, daß man zu jeder Zeit einen großen Werth auf dieselben gelegt hat.

Endlich habe ich hier noch eines Stiches von W. Hollar nach einer sehr großen und sehr schönen und fleißigen Federzeichnung zu einem Abendmahlskelch zu gedenken, welche sich im Jahr 1640 in der Sammlung des Grafen Arundel befand und darin dem Mantegna beigemessen wird. Abgesehen von der ganz andern Behandlungsart der Feder, als die echten in dieser Weise ausgeführten Zeichnungen des Mantegna, welche auf Rechnung des Kupferstechers Hollar kommen kann, weicht aber die Form des Kelchs, dessen Fuß noch im gothischen Stil gehalten ist, so sehr von dem durch die vielen Gefäße auf dem Triumph des Cäsar bekannten Geschmack des Mantegna

ab und stimmen auch die zahlreichen daran angebrachten Figuren von Engeln, Patriarchen, Propheten und Aposteln so wenig mit seiner ganzen Kunstart überein, daß ich seine Urheberschaft dieser Zeichnung sehr in Zweifel ziehen muß.

Hier ist schließlich auch die Stelle, einer Folge von 50 Blättern mit einigen Worten zu gedenken, welche unter dem Namen des Gioco (d. h. Kartenspiel) di Mantegna in der Kunstgeschichte bekannt ist. Bartsch[82]) und alle sonstigen Kupferstichkenner sind darüber einig, daß Mantegna an dem Stich derselben durchaus keinen Antheil hat, indem sie in einer von der seinigen ganz verschiedenen Weise ausgeführt sind. Ebensowenig ist diese Folge ein Kartenspiel zu nennen, sondern enthält nach der richtigen Bemerkung meines Freundes Sotzmann, welcher sich über dieses Werk in einem besondern Aufsatze verbreiten wird, fünf verschiedene, schon seit Giotto in Italien gangbare, allegorische Cyklen, nämlich 1) die verschiedenen Stände, 2) Apollo mit den Musen, 3) die sieben freien Künste mit drei andern Wissenschaften, 4) die Astronomie, die Theologie, die Chronologie, die vier Cardinaltugenden mit Glaube, Liebe und Hoffnung, 5) endlich die sieben Planeten, die achte Sphäre, das Primo Mobile und die Prima Causa. Dagegen sind wol mit Sicherheit dem Mantegna verschiedene Zeichnungen zu den Stichen beizumessen, welche dann auch jene Benennung veranlaßt haben mögen. Dahin gehören z. B. das Blatt der achten Sphäre, welches einen schön bewegten Engel darstellt, der, mit einem Fuße auf dem Abschnitt eines Kreises, mit beiden Händen ein mit Sternen angefülltes Rund hält, und das sogenannte Primo Mobile, eine ähn-

liche Gestalt mit einem ganz leeren Rund in den Händen. Mehre sehr alte Copien, von denen Bartsch zwei anführt, beweisen, daß diese Folge zu Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts ungemein beliebt gewesen sein muß.

Ich gebe schließlich eine Beschreibung der Kupferstiche des Mantegna, welche oben noch keine nähere Besprechung gefunden haben, und zwar in der Ordnung, in welcher er sie, meines Erachtens, ungefähr gestochen haben dürfte, wobei ich die schon erwähnten nur kurz einschalte.

Die Geißelung Christi (Bartsch Nr. 1). Im Hintergrunde Christus an der Martersäule, von drei Henkern gegeißelt. Im Vorgrunde rechts der Hauptmann und ein Krieger, gegenüber ein anderer auf einem Steine sitzend. Die Composition ist zerstreut, die Motive zum Theil unwahr und geschmacklos, die Glieder mager, die spießige Behandlung sehr trocken und von geringer Uebung zeugend. Mantegna hat vielleicht selbst später kein rechtes Gefallen an seiner Arbeit gefunden, denn ein Theil der linken Seite und der obere Theil des Blattes sind nicht vollendet, sondern weiß geblieben.

Christi Niederfahrt zur Vorhölle (Bartsch Nr. 5). Er ist vom Rücken gesehen; zur Linken der schon befreite, gute Schächer mit einem großen Kreuz; rechts zwei Vorväter und eine Frau. In der Luft drei Teufel, welche in Hörner stoßen. Zu ähnlichen Eigenschaften, wie bei dem vorigen Blatt, kommen hier noch sehr wulstige Falten.

Die Grablegung (Bartsch Nr. 3). S. oben S. 513. Sehr gut copirt von Zuan Andrea (Bartsch Nr. 3).

Der Auferstandene (Bartsch Nr. 6). In der Mitte

Christus, die Siegesfahne in der Linken, mit der Rechten segnend. Links Andreas mit dem Kreuz, rechts Longinus mit gefalteten Händen in Verehrung. Edel und großartig gedacht; doch Christus zu alt genommen und die Formen hart. Copirt von Giovan Antonio da Brescia (Bartsch Nr. 3).

Christus als Mann der Schmerzen, welche Vorstellung die Italiener Pietà nennen. Auf seinem Grabe sitzend, zeigt der Heiland mit etwas zur Linken geneigtem Haupt seine Handwunden. Im Vorgrunde die Dornenkrone. Obwol auch noch in den Formen bedingt, durch die Schönheit des Motivs, die Tiefe des Gefühls höchst ansprechend. Sehr fleißig mit engen Strichen ausgeführt. Von Zuan Andrea mit einigen Veränderungen copirt (Bartsch Nr. 4).

Die Anbetung der Hirten. Vor einer Höhle die heilige Familie, ein anbetender Hirt und drei Engel. Im Hintergrunde die Verkündigung der Hirten. Dieses nicht von Bartsch beschriebene, im Kupferstichcabinet zu Paris befindliche Blatt von sehr schöner Composition steht in der Stufe der Ausbildung, wie in der Behandlung dem vorigen sehr nahe, nur sind hier die Striche noch enger gelegt.

Maria, wie es scheint auf einem Schemel sitzend, umarmt das Kind auf ihrem Schoose, zu dem sie sich voll Innigkeit hinabneigt (Bartsch Nr. 8). Wieder in der spießigen Manier, aber breit und frei behandelt. An die Stelle der wulstigen Falten ist hier eine große Masse jener scharfen und eckigen Brüche getreten, wie sie auf den Stichen des Martin Schongauer und anderer deutscher Kupferstecher des 15. Jahrhunderts vorkommen.

Diese dem Mantegna sonst ganz fremde Weise deutet mit Bestimmtheit auf einen Einfluß der Blätter jener Meister. Für die Wärme des Gefühls der Mutterliebe höchst vortrefflich. In einem spätern Abdruck dieses Blattes sind Heiligenscheine angebracht. Zwei moderne Copien, von denen eine von einem unbekannten Stecher von sehr großer Treue, die andere von Strutt [83]), beweisen, wie sehr der Werth dieses Blattes anerkannt worden ist.

In einer Grotte sitzt Maria, von Engeln umringt, und hält mit beiden Händen das auf ihrem Schooße kniende Kind, welches sich zu einem in Verehrung nahenden Greise herabneigt, der einer der Heiligen drei Könige zu sein scheint. Dieser, sowie der gegenüberstehende Joseph, sind nur im Umriß gestochen. Auch in andern Theilen oben und unten ist die Platte zu diesem Blatt nie fertig geworden (Bartsch Nr. 9). Die schöne Composition, sowie die Formen zeigen den reifen Künstler. Die Behandlung steht der auf dem vorigen Blatte sehr nahe.

Zwei Landleute von sehr lebendiger Auffassung und freier Behandlung im Kupferstichcabinet zu Paris.

Der heilige Sebastian, mit beiden Händen, deren die rechte einige Pfeile hält, an einen Baumstamm gebunden (Bartsch Nr. 10). Eine edle, svelte Jünglingsgestalt von schönem Motiv, und durch die nicht allein breite und freie, sondern zarte Behandlung von einer gewissen malerischen Wirkung.

Die Abnahme vom Kreuz (Bartsch Nr. 4). S. oben S. 514.

Die Grablegung (Bartsch Nr. 2). S. oben S. 514.

Das römische Volk, welches den Triumph begleitet, die Abtheilung mit den Elefanten und die mit den

Trophäen tragenden Kriegern (Bartsch Nr. 11, 12, 14). S. oben S. 491 fg. Die zweite dieser Compositionen hat Mantegna noch einmal und zwar von der Gegenseite gestochen (Bartsch Nr. 13) und von allen dreien Giovan Antonio da Brescia Copien gemacht (Bartsch Nr. 7, 8, 9).

Hercules drückt den vom Rücken gesehenen Antäus mit der Linken an sich, während er ihn mit der Rechten an den Haaren faßt. Mit der Inschrift: Divo Herculi Invicto (Bartsch Nr. 16). Von kühnen und meisterlich ausgeführten Motiven und sehr sicherer und breiter Behandlung. Von Giovan Antonio da Brescia copirt (Bartsch Nr. 14).

Das Bacchanal mit der Kufe (Bartsch Nr. 19). S. oben S. 512.

Das Bacchanal mit dem Silen (Bartsch Nr. 20). S. oben S. 512.

Der Kampf der beiden Tritonen (Bartsch Nr. 17). S. oben S. 513.

Der Kampf der Meeresgötter (Bartsch Nr. 18). S. oben S. 513.

Der schon oben erwähnte Tanz von vier Jungfrauen zeigt sowol in den eleganten Formen und den graziösen Motiven, welche ganz mit den tanzenden Musen auf dem Parnaß in Paris übereinstimmen, als in der freien und feinen Behandlung die reifste und späteste Zeit des Meisters. Dieses Blatt ist ebenfalls von Giovan Antonio da Brescia copirt worden (Bartsch Nr. 14).

Dasselbe gilt auch von dem ebenfalls schon erwähnten schlanken Jüngling von sehr schönem Gesicht und reichem, herabwallendem Haar, welcher, obwol am Gehen

durch Bänder, woran eine eiserne Kugel hängt, sehr gehindert und auf der rechten Schulter ein Joch von Stieren tragend, sich fröhlich und wohlgemuth umschaut. Darauf bezieht sich auch die Inschrift: Servus eo laetior quo patientior. Eine schöne Copie desselben hat Adam Ghisi gemacht (Bartsch Nr. 103, in dessen Werk).

Da ich die vier übrigen von Bartsch aufgeführten Blätter, nämlich Hercules, welcher mit einer großen Schlange kämpft (Nr. 15), zwei Bildnisse eines und desselben Geistlichen (Nr. 21 und 22) und das eines andern Geistlichen (Nr. 24), ebenso wie die übrigen, von verschiedenen Kennern ihm beigemessenen Blätter, welche ich oben S. 510 angeführt, nicht gesehen habe, kann ich natürlich über die Zeitfolge, in welcher sie gearbeitet worden sind, nichts bestimmen[61]).

Ich wende mich nun zu dem zweiten Gegenstand dieses Aufsatzes, dem Luca Signorelli. Zum bessern Verständniß seiner Erscheinung bemerke ich indeß zuvörderst Einiges über die Art und Weise, wie die Kunstbestrebungen des Fiesole, des Masaccio und des Gentil da Fabriano im mittlern Italien in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts weiter verfolgt wurden. Der Reichthum der Erscheinungen, welcher uns hier entgegentritt, ist nun ungleich größer als im nördlichen Italien. In Florenz erweiterte Benozzo Gozzoli die glücklichen Studien der geistigen Bedeutung der Formen des menschlichen Antlitzes, welche sein Lehrer Fiesole nur zum Ausdruck strengkirchlicher Gegenstände benutzt hatte, zur lebendigsten Darstellung des ganzen Lebens in seinen verschiedensten Beziehungen, von denen ihm vor allen die heitern unvergleichlich gelangen. Bei den übri-

gen florentinischen Malern aber spaltete sich der Realismus in zwei Hauptrichtungen. Die eine strebte bei minderer Lebhaftigkeit des Geistes die sinnliche Wahrscheinlichkeit und eine naturwahre Charakteristik in Form und Farbe gleichmäßig über alle Theile auszubreiten. Die Hauptmeister in derselben sind Cosimo Roselli und Domenico Ghirlandajo. Die andere geht vorzugsweise auf Handlung, Bewegung und den bisweilen übertriebenen Ausdruck starker und heftiger Affecte aus, sodaß man sie die dramatische nennen kann. Sie zog auch öfter Gegenstände aus der Mythologie, der alten Geschichte und der Allegorie in den Kreis ihrer Darstellungen. Die bedeutendsten Meister in derselben sind Fra Filippo Lippi, Sandro Botticelli und Filippino Lippi. Zu diesen kommt noch eine dritte von Bildhauern, welche zugleich Maler waren, ausgehende Richtung, nämlich das gründlichere Verständniß der Formen, zu welchem die Bildhauerei bereits gelangt war, zugleich mit einer größern Abrundung der Theile auf die Malerei zu übertragen. Die namhaftesten Meister dieses Bestrebens sind Antonio Pollajuolo und Andrea Verocchio. Der tiefere, geistige Gehalt der kirchlichen Aufgaben wurde indeß häufig über diese verschiedenen Bestrebungen mehr oder minder vernachlässigt.

In dem benachbarten Umbrien wurde dagegen jener geistige Gehalt mit einer besondern Reinheit, Wärme und Tiefe des Gefühls von den zartesten Regungen der Andacht und stiller Verehrung bis zu dem leidenschaftlichsten Sehnen nach dem Höchsten und dem schönsten Ausdruck des größten Schmerzes ausgebildet, während diese Schule an Naturwahrheit, an Gründlichkeit des

Wissens den gleichzeitigen Florentinern offenbar nachsteht und auch nicht aus dem Kreise kirchlicher Darstellungen hinausging. Die bedeutendsten Meister Umbriens in dieser Epoche sind Niccolo Alunno, Pietro Perugino und Bernardino Pinturicchio.

Ungefähr gleichzeitig mit allen diesen lebte nun Luca Signorelli. Im Jahr 1440, mithin elf Jähre später als Andrea Mantegna zu Cortona geboren, wurde er auch häufig Luca di Cortona genannt. Nach Vasari war er der Lieblingsschüler des Pietro della Francesca[85]) und wußte sich in seiner Jugend dessen Kunstweise in einem solchen Grade zu eigen zu machen, daß es schwer hielt, die Arbeiten Beider zu unterscheiden. Der Herr von Rumohr will diese Nachricht bei Vasari in Zweifel ziehen, weil die Malereien des Pietro della Francesca in der Chorkapelle der Kirche St.-Francesco von Arezzo, welche gewiß von ihm herrühren, da außer dem Vasari noch ein älteres Zeugniß dafür spricht, mit den Arbeiten des Signorelli fast gar keine Verwandtschaft zeigen, und ist wegen einer großen Aehnlichkeit mit andern umbrischen Meistern, namentlich mit dem Fiorenzo di Lorenzo, welche die Bilder des Signorelli eine lange Zeit hindurch in der Behandlung der Temperamalerei, vornehmlich in der Formengebung darlegen, entschieden der Ansicht, daß er diesem Meister seine Jugendbildung verdankt. Obwol auch ich zwar den Einfluß der größten Meister der umbrischen Schule auf den Signorelli selbst in noch größerm Umfange erkenne, sprechen doch zwei, dem Herrn von Rumohr nicht bekannte Werke des Pietro della Francesca, welche seinen Namen tragen, sehr entschieden für Vasari. Das eine, in der Kapelle der Reliquien in der

Kirche St.-Francesco zu Rimini, stellt als Frescobild in ganzer Figur den Sigismund Malatesta in Verehrung des heiligen Sigismund vor. Das andere, in der Sacristei des Domes von Urbino, ist eine mir bisher unverständliche allegorische Vorstellung von drei Fürsten, welche Christus geißeln lassen. Beide verrathen ein glückliches Bestreben nach Abrundung der einzelnen Theile; das zweite zugleich eine ungemeine perspectivische Ausbildung, wofür dieser Meister auch besonders berühmt war, und zeigen eine auffallende Verwandtschaft zu den ältern Werken des Luca Signorelli. Von den frühern Arbeiten, welche Signorelli nach Vasari um das Jahr 1472 zu Arezzo in Fresco und in Oel malte, hat sich leider nichts erhalten. Um etwas später führte er im Auftrage des Messer Francesco Accolti, eines berühmten Doctors der Rechte, für dessen Kapelle in der Kirche St.-Francesco ebenda ein reiches Altargemälde aus, auf welchem sich um die Maria mit dem Kinde die Heiligen Stephan, Lorenz, Katharina und der Erzengel Michael reihen, der zwei Auferstandene von sehr bewunderten Verkürzungen in der Wagschale hält. Auch befindet sich darauf das Bildniß des Bestellers und einiger seiner Verwandten und am Fuße des Throns zwei musicirende Engel. Dieses Bild befand sich gegen Ablauf des vorigen Jahrhunderts noch in dem großen Refectorium jener Klosterkirche. Gegen das Jahr 1476, als der Papst Sixtus IV. durch die größten Maler Toscanas und Umbriens, dem Cosimo Roselli, dem Sandro Botticelli, dem Domenico Ghirlandajo und dem Pietro Perugino, die von ihm erbaute und nachmals so berühmt gewordene Kapelle in Rom mit Frescogemälden auszie-

ren ließ, war der Ruf des Signorelli bereits so hoch gestiegen, daß er auch den Auftrag erhielt, dort zwei Bilder zu malen, in welchen (die Reise des Moses mit der Ziporah und dessen Gesetzgebung und Tod) er die meisten andern Mitarbeiter übertraf und hinter keinem zurückblieb. Bald nach Beendigung derselben hat er ohne Zweifel die vier Evangelisten und die vier Kirchenväter in der Marienkirche zu Loreto ausgeführt, da Vasari sagt[86]), daß er dafür vom Papst Sixtus freigebig belohnt worden sei, dieser aber 1484 starb. Darauf malte er Mehres zu Perugia und Siena. Von dort ging er nach Florenz, um sowol die Werke der großen frühern, als der zu seiner Zeit blühenden Künstler zu sehen. Das Studium der Malereien des Masaccio in der Kirche del Carmine, der berühmten Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti, sowie der Hauptwerke seiner Zeitgenossen, des Andrea Verochio, des Antonio Pollájuolo, des Sandro Botticelli und des Domenico Ghirlandajo haben offenbar mächtig auf die größere Ausbildung seiner spätern Werke eingewirkt. Er malte daselbst einige nackte Gottheiten, welche ihm sehr viel Beifall erwarben, sowie eine Maria mit dem Kinde und zwei kleine Propheten in grüner Erde, welche beide Bilder er dem Lorenzo Magnifico verehrte. Auch für den Gerichtssaal der Guelfischen Partei malte er in einem Rund eine Maria. Aber auch an vielen andern Orten wurden Werke von seiner Hand begehrt. Namentlich malte er zu Volterra, Città di Castello, Castiglione-Aretino, Lusignano, Urbino, wie zwischendurch in seiner Vaterstadt Cortona, von wo aus er Werke nach andern Orten, als nach Montepulciano und Fojano schickte. Etwa in den Jahren 1497 und 98

möchte er eine Reihe von Gemälden im Palaste des Pandolfo Petrucci in Siena ausgeführt haben. Dieser Mann, welcher durch seine Klugheit längere Zeit an der Spitze der politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes stand, zeichnete sich durch Kunst und Prachtliebe aus und spielte in kleinern Verhältnissen eine ähnliche Rolle zu Siena, wie der Mediciäer Lorenzo zu Florenz und hatte auch wie jener den Beinamen „il Magnifico“. Der gebildete Weltsinn desselben gab nun dem Signorelli Gelegenheit, sein Talent auf dem bis dahin nur vorübergehend berührten Gebiete antiker Mythologie, Geschichte und Allegorie zu versuchen. Er malte daher an den Wänden eines Zimmers die Entdeckung der Eselsohren des Midas, ein Bacchanal mit sehr gelungenen Verkürzungen, die Ermordung des Orpheus[87]), die Flucht des Aeneas, Lucretia, von Collatinus, Tarquinius und Andern am Webstuhle besucht, Coriolan, von seiner Frau, Kind und Mutter gewonnen, einen thronenden Feldherrn mit Gefangenen im Verkehr und den Triumph der Keuschheit nach Petrarca. Die fünf letzten noch vorhandenen Gemälde sind ebenso geistreich und so ganz im Sinne der Aufgaben aufgefaßt, als im Einzelnen voll der lebendigsten Motive, schöner Formen und von trefflicher Färbung und Behandlung. Das Hauptwerk seines Lebens, die Ausmalung der Kapelle der Madonna di St.-Brizio, so genannt von einem alten, hochverehrten Marienbilde von byzantinisch-italienischer Kunst, begann er im Mai des Jahres 1499, mithin in seinem 59sten Jahre, und brachte diese kolossale Arbeit, welche in einer Reihe von Frescomalereien, unter denen fünf sehr große, die letzten Dinge, namentlich die Auferstehung

der Todten, das Paradies, die Hölle, endlich das Schalten des Antichrists auf Erden und dessen Untergang behandeln, im Jahr 1501, also in der kurzen Frist von noch nicht drei Jahren und, so viel man weiß, nur mit Hülfe eines Schülers, des Genga, auf das Herrlichste zu Stande. Aber auch nach diesem Werk führte er eine große Anzahl von Malereien aus, deren umfassendste neun Vorgänge aus dem Leben des heiligen Benedict auf den Mauerflächen des Klosterhofes Monte Oliveto maggiore unweit Buonconvento, einem kleinen Ort in der Nähe von Siena, sind. Außer mehren Arbeiten für Cortona malte er im Jahr 1515 noch ein Altarbild für den Flecken Montone bei Perugia. Ja, obgleich in seinen letzten Jahren durch die Gicht sehr gebrechlich, hörte er doch nicht auf zu arbeiten, denn noch in seinem 80sten Jahre führte er zwei Altarbilder für Arezzo aus, und selbst in dem folgenden Jahre übernahm er es, auf den Wunsch des Cardinals Silvio Passerini, in der Kapelle eines Palastes, welchen derselbe sich unweit Cortona hatte bauen lassen, an der Altarwand in Fresco die Taufe Christi zu malen, an dessen gänzlicher Vollendung er indeß durch den Tod gehindert wurde. Signorelli starb im Jahr 1521.

Er war von edeln, reinen Sitten, aufrichtig und liebevoll gegen seine Freunde, im Gespräche mit allen Leuten gefällig und sanft, vor allem aber zuvorkommend gegen Jedermann, welcher seines Beistandes bedurfte. In bedeutenden Lebensereignissen zeigte er eine große Stärke des Charakters. So ließ er, als ihm ein Sohn von seltener Schönheit der Gesichtsbildung und Gestalt, welchen er sehr lieb hatte, ermordet worden war, den-

selben nackend ausziehen und malte ihn, seinen großen Schmerz mit standhaftem Geiste zurückdrängend, ohne eine Klage hören zu lassen oder eine Thräne zu vergießen, um, wie Vasari sagt, „das, was die Natur ihm gegeben, ein feindliches Schicksal ihm aber geraubt hatte, vermittels des Werkes seiner Hände so oft zu sehen als er wollte". Er kleidete sich gern prächtig und lebte überhaupt auf eine so glänzende Weise, daß man ihn eher für einen angesehenen Edelmann als für einen Maler gehalten hätte. Er war mit der Familie des Vasari verwandt, und dieser schreibt, wie er sich erinnere, ihn in seinem achten Jahre, also im Jahr 1519, im väterlichen Hause als einen freundlichen und graziösen alten Mann gesehen zu haben. Er war damals nach Arezzo gekommen, um ein Werk von sich in dem Hause der Brüderschaft des heiligen Hieronymus selbst aufzustellen, welches die Mitglieder derselben von Cortona nach Arezzo auf ihren Schultern getragen hatten. Die Liebe und Verehrung, deren er genoß, war so groß, daß, als er nach Cortona zurückkehrte, ihn viele Bürger, Freunde und Verwandte eine große Strecke begleiteten.

Unter seinen Schülern, in deren Unterricht er eine besondere Leichtigkeit hatte, ist Girolamo Genga der wichtigste.

Luca Signorelli ist in der Geschichte der italienischen Malerei von sehr großer Bedeutung. Er vereinigte nämlich in sich die Haupteigenschaften der beiden wichtigsten Schulen des mittlern Italiens im 15. Jahrhundert. Von den Florentinern hatte er sich ganz das ernste Bestreben, die Malerei zur freien Handhabung aller darstellenden Mittel zu führen, namentlich das Studium

der einzelnen Naturerscheinung angeeignet; von den Umbrern, seine religiösen Aufgaben auf eine tiefe und ihrem jedesmaligen Charakter angemessene Weise aufzufassen. Mit großem Erfolg bemühte er sich daher, den vorgestellten Gegenständen die ihnen zukommende Rundung zu ertheilen, besonders aber war er der Erste im mittlern Italien, welcher außer dem Gesicht auch den Körper in allen Theilen mit gründlicher Kenntniß und mit Freiheit in den verschiedensten Lagen und Wendungen zu seinen Absichten zu gebrauchen wußte. Seine nackten Figuren, welche von einem gründlichen anatomischen Studium zeugen, übertrafen an großartiger Vereinfachung der Formen, an Lebendigkeit und Kühnheit der Bewegungen Alles, was man bis dahin gesehen hatte. That er es nun in diesen Stücken mit Ausnahme des Lionardo da Vinci allen gleichzeitigen Florentinern zuvor, so war er zugleich den sämmtlichen gleichzeitigen umbrischen Meistern an Kraft und Reichthum der Erfindung weit überlegen. Mit jenem Ausdruck der stillen beseligenden Heiligung des Gemüths, des innigen Sehnens und Schmachtens nach dem Höchsten, worin diese Schule nicht ihres Gleichen hat, verbindet er in einem seltenen Maße den Ausdruck des leidenschaftlichsten, in allen seinen Tiefen aufgeregten Lebens und der augenblicklichsten Bewegung. Gewiß hat er in beiden Richtungen Figuren und ganze Gruppen hervorgebracht, die zu dem Schönsten in der ganzen neuern Kunst gehören. In der Anordnung behandelte er das bisher in Altarbildern übliche Gesetz der Symmetrie mit viel Freiheit. In der Stellung und Bewegung der Figuren zeigte er ein seltenes Gefühl für Schönheit und Anmuth der Linien. Die

Fresco- wie die Temperamalerei handhabte er mit großer Sicherheit und Meisterschaft und auch in der Oelmalerei blieb er nicht zurück. Das Streben nach Großartigkeit und Bestimmtheit läßt ihn indeß in seinen Umrissen häufig etwas übertrieben und hart, das Trachten nach Rundung in den Schatten oft zu dunkel erscheinen. Als Colorist ist er ungleich vorzüglicher in seinen Frescomalereien als in seinen Bildern in Tempera und Oel. Die Vereinigung so großer Eigenschaften mußte in jener für die Kunst so begeisterten Zeit die lebhafteste Bewunderung erregen. Und dies wird auch ausdrücklich von Vasari bezeugt. In welchem Ruf er als Künstler schon vor der Ausführung seines Hauptwerks gestanden, geht am deutlichsten aus dem Contract hervor, welchen die Domverwaltung von Orvieto mit ihm abschloß, worin es von ihm heißt: „Der Meister Lucas von Cortona, der berühmteste Maler in ganz Italien, wie man sagt und wie auch durch seine Meisterschaft an mehren Orten erhellt.“ [88]) Wie hoch ihn auch die gleichzeitigen Künstler hielten, erhellt aus der Art, womit Giovanni Santi seiner ebenfalls, noch bevor er die Malereien in Orvieto begonnen, unter den berühmtesten Malern Italiens gedenkt, es heißt von ihm: „Il Cortonese Luca d'ingegno e spirito pellegrino“ (der Cortonese Luca, von wundersamen Geist und Genius). Ungemein groß war daher sein Einfluß auf die Künstler des Zeitalters der Vollendung, und mit Recht sagt Vasari [89]) von ihm: „Durch die Gründlichkeit seiner Zeichnung, besonders des Nackten, durch die Grazie der Erfindung und durch seine Anordnung eröffnete er dem größten Theile der Künstler den Weg zur höchsten Vollendung in der Kunst.“

Namentlich ist er recht eigentlich als der Vorläufer des Michel Angelo anzusehen. Dieser lobte daher auch die Werke des Signorelli immer außerordentlich, ja die Schönheit der Linien, die Kühnheit der Gedanken in dem jüngsten Gericht desselben im Dom zu Orvieto sagten ihm in solchem Maße zu, daß er daraus eine ganze Gruppe in sein berühmtes Gemälde desselben Gegenstandes in der Sixtinischen Kapelle aufnahm. Wenn nun allerdings Michel Angelo an Erhabenheit der Auffassung, an Tiefe der Gedanken, an Gründlichkeit des Wissens, an Großartigkeit der Formen dem Signorelli weit überlegen ist, so erscheint er doch insofern gegen denselben einseitig, als ihm der Ausdruck jenes Seelenfriedens, jener reinen, religiösen Freudigkeit selten gelungen ist. Auch auf Rafael ist der Einfluß des Signorelli unverkennbar, wie ich noch unten in einem einzelnen Falle nachweisen werde. So steht Luca Signorelli als der späteste und der größte Meister der Bildungsepoche im mittlern Italien da, von welchem bis zur höchsten Vollendung es nur noch des kräftigen und ernsten Bestrebens eines auserwählten Geistes, des Lionardo da Vinci, bedurfte.

Von den Werken dieses fleißigen Künstlers, zu deren näherer Betrachtung ich jetzt übergehe, haben sich viele und darunter seine wichtigsten glücklich erhalten. Obgleich ich mehre Bilder von ihm nicht gesehen, so habe ich, durch Aufschriften und Nachrichten geleitet, dennoch in der Aufführung die Zeitfolge beobachten können. Nur bei einer Anzahl in Cortona war ich im Ungewissen, weshalb ich diese auch am Schlusse folgen lasse.

In der Sixtinischen Kapelle zu Rom, für den Papst Sixtus IV. etwa 1476—78 ausgeführt[90]). Moses, mit seiner Frau Ziporah und seinen beiden Kindern auf der Rückkehr nach Aegypten begriffen, wird von dem Engel des Herrn mit dem Schwert bedroht und nur dadurch errettet, daß Ziporah ihren Sohn mit einem Stein beschneidet. Dieses Bild zeichnet sich durch die Schönheit der Motive, die große Ausbildung der Form, die herrlichen Frauengestalten, die Durchdringung der Bestrebungen der florentinischen und umbrischen Schule vor den Bildern der übrigen gleichzeitigen Maler in dieser Kapelle sehr vortheilhaft aus. Ein kleiner Stich in Umriß danach bei d'Agincourt Taf. 173. Auch das zweite Bild, welches im Vorgrunde Moses, der den Israeliten die Gesetztafeln mittheilt und den Josua als seinen Nachfolger segnet, im Hintergrunde aber seinen Tod darstellt, ist durch den Reichthum geistreicher und energischer Motive höchst ausgezeichnet. Ein nackter Jüngling fällt durch seine große Schönheit besonders auf.

Zu Perugia im Dom für den aus Cortona gebürtigen Jacopo Vanucci, Bischof von Perugia[91]). Eine Altartafel. Maria mit dem Kinde auf dem Thron, umgeben von den Heiligen Onuphrius, Herculanus, Johannes dem Täufer und Stephanus. Am Fuße des Throns ein schöner, die Laute spielender Engel mit einer Aufschrift, die sich auf den Besteller bezieht und die Jahreszahl 1485 enthält. In den Formen ungewöhnlich mager und trocken, auch in den meisten Köpfen minder ansprechend als sonst, indeß von großer Kraft der Färbung.

In der Sammlung des Baron Penna ebendaselbst.

Die thronende Maria mit dem Kinde, von sechs Heiligen umgeben, von denen zwei unbekleidet knien. Obwol nicht ohne Härten, doch durch die energische Auffassung, die edeln Köpfe, die Tüchtigkeit der Durchbildung sehr anziehend.

Zu Florenz in der Galerie der Uffizii. Maria mit dem Kinde; in der Ferne vier nackte Hirten. Sehr merkwürdig, indem letztere von meisterhafter Zeichnung der schwierigen Stellungen unverkennbar dem Michel Angelo zum Vorbilde der Figuren im Hintergrunde seiner heiligen Familie in der Tribune zu Florenz gedient haben und so den frühen Einfluß des Signorelli auf ihn nachweisen. Die Umrisse sind hier hart, die Schatten schwer. Sehr edel sind zwei Propheten Grau in Grau in Nischen.

Zu Berlin im königlichen Museum. Zwei Tafeln. Auf der einen stehend die Heiligen Clara und Magdalena, kniend der heilige Hieronymus; auf der andern stehend Augustinus und Katharina, kniend Antonius von Padua. Die Charaktere ernst, würdig, höchst bestimmt, der leidenschaftliche Ausdruck im Hieronymus im Geist der umbrischen Schule. In den Motiven spricht sich das feine Gefühl für Linie, in den großartig geworfenen Gewändern das Bestreben nach Modellirung aus. Höchst wahrscheinlich sind diese die Bilder, welche Signorelli, dem Vasari zufolge[92]), zu Siena für die Kirche St.-Agostino in der Kapelle des heiligen Christoph gemalt und welche diesen in Relief dargestellten Heiligen von den Seiten einfaßten. Darauf deutet besonders der Ausdruck der Verehrung in den beiden knienden Heiligen, welcher sich auf einen Gegenstand in der Mitte bezieht, den in

jenem von Vasari erwähnten Werke das Christuskind auf den Schultern des riesenhaften Heiligen gebildet hat.

Zu Altenburg in der Sammlung des Herrn von Lindenau. Christus am Oelberge, die Geißelung, die Kreuzigung, die Grablegung und die Auferstehung. Eine Altarstaffel. Die Compositionen vortrefflich und die Motive sehr lebendig. Die Bezeichnung der Formen indeß hart, die Färbung von schwerem Braun, wie dieses in den meisten so kleinen Bildern des Meisters der Fall ist, welcher gewohnt war, in großem Maßstabe zu arbeiten.

Zu Florenz in der Sammlung der Akademie. Eine Altarstaffel. Das Abendmahl. Durch den mir bei dieser Vorstellung neuen, hufeisenförmigen Tisch hat der Meister die in der italienischen Schule der Anordnung so ungünstige Aufreihung von dreizehn Personen hinter einem langen Tisch glücklich vermieden und seine Compositionen malerischer zusammengedrängt, ohne doch in den Uebelstand zu fallen, mehre Apostel durch die Vertheilung um einen Tisch von quadratischer Form von hinten zu zeigen. Nur Judas, eine vortreffliche Gewandfigur, steht in der hohlen Seite des Tisches. — Christus am Oelberge. Im Hintergrunde die Gefangennehmung Christi, mit Petrus, welcher dem Malchus das Ohr abhaut, sowie die Kreuztragung, mit dem unter der Last des Kreuzes zusammenstürzenden Christus. — Die Geißelung Christi in Gegenwart des Pilatus, mit den lebendigsten Motiven der seltenen Gestalten der Geißelnden. Die Ausführung ist mehr zeichnend, derb und hart in den Umrissen, die Färbung schwer und braun.

Zu Florenz in der Galerie der Uffizii. Die sitzende Maria hält, in der Rechten ein Gebetbuch, das stehende Kind auf ihrem Schoose. Dabei Joseph. Edel in den stark modellirten Formen, in den Motiven und Charakteren. Das Kind erinnert in den Zügen an die heilige Clara auf dem Bilde in Berlin. Der Localton des Fleisches zieht gegen das Grünliche, die Schatten sind schwärzlich. Lebensgroße Figuren in einem Rund. Wie ich vermuthe, das nach Vasari für den Versammlungssaal der Guelfischen Partei zu Florenz ausgeführte Bild.

Zu Volterra in der Kirche St. Francesco. Maria mit dem Kinde auf dem Thron, zu den Seiten die Kirchenväter, mit 1491 bezeichnet. Zu seinen schönsten Altarbildern gehörig. Nach von Rumohr[93]) befinden sich auch einige werthvolle Arbeiten von ihm in der Sacristei dieser Kirche.

Zu Urbino in der Kirche Spirito Santo. Zwei kleine Bilder, die Kreuzigung Christi und die Ausgießung des heiligen Geistes, welche der Künstler nach einer von Pungileoni[94]) mitgetheilten Nachricht im Jahr 1494 für die Brüderschaft des heiligen Geistes um den Preis von 20 Gulden als eine auf beiden Seiten bemalte Fahne ausgeführt hat.

Alla Fratta, einem Oertchen in der Nähe von Perugia. Die Kreuzesabnahme. Zwei auf Leitern stehende Männer, deren einer in der Stellung an den Petrus auf der Kreuzesabnahme von Rubens in Antwerpen erinnert, sind beschäftigt, die Hände von den Nägeln zu befreien, welche die Füße noch festhalten. Daneben Magdalena mit fliegendem Haar. Die ohnmächtig hingesunkene Maria wird von heiligen Frauen unterstützt.

Im Vorgrunde Johannes, im edelsten Ausdrucke der Trauer dastehend. Außer diesen noch sieben Figuren. Die Formen des Christus sehr ausgebildet, die Gewänder trefflich. Gestochen im Werke des Rosini von Christofani. N. 9.

Zu Siena aus dem Palaste des Pandolfo Petrucci, gemalt um das Jahr 1497 und 98[95]):

a) In der Bildersammlung der Akademie daselbst. Die Flucht des Aeneas. Das Furchtbare des Ereignisses tritt uns auf das Lebendigste entgegen. Aeneas sieht sich nach dem Anchises um, welcher, die schönen goldenen Penaten haltend, noch einmal nach der geliebten Heimat zurückblickt. Am heftigsten bewegt ist Kreusa. In dem Ascanius ist auf eine rührende Weise Besorgniß für das Schicksal der Seinen ausgedrückt. Im Mittelgrunde zu Pferde und zu Fuß verfolgende Griechen. Hinten die brennende Stadt. — Ein thronender Feldherr, von seinen Kriegern umgeben, wird von einem Jüngling angeredet. Es scheint sich um das Schicksal einiger Gefangenen zu handeln, welche nackend und gefesselt dastehen. Eine schöne, reiche und meisterlich im Einzelnen durchgeführte Composition.

b) Im Besitz des Kunstfreundes Herrn Joly de Bammeville in Paris, welcher sie im Jahr 1842 in jenem Palast käuflich an sich gebracht und von den Wänden hat abreißen lassen. Lucretia am Webstuhl, von ihrem Gemahl Collatinus, mit Tarquinius und andern Freunden besucht. Im Vorgrunde ein Mädchen, welches eine Katze mit einem Knäuel spielen läßt, hinten der Hafen von Antium. Obwol der Gehalt der Aufgabe hier sehr wohl ausgeprägt ist, zeigt sich der Mei-

ster in der Ausbildung aller Einzelheiten, z. B. des Webstuhls, hier zugleich von seiner realistischen Seite. — Coriolan blickt, heftig bewegt, auf seine Frau, eine höchst edle Gestalt, welche das jüngste Kind auf dem Arme hat, während das älteste, im Begriff die Knie des Vaters zu umfassen, schüchtern nach der Mutter umsieht. Auch die Mutter des Helden ist von trefflichem Ausdruck. Im Hintergrunde das Lager der Volsker. Bez.: Lucas Cortonensis. — Der Triumph der Keuschheit. Im Vorgrunde Amor, eine schöne, vortrefflich gezeichnete Jünglingsgestalt mit beschnittenen Flügeln, wird von Jungfrauen, deren eine seinen Bogen zerbricht, eingeführt. In der Nähe einige zuschauende Krieger. Hinten die Keuschheit, eine Jungfrau auf dem von Einhörnern gezogenen Triumphwagen, welchem viele Jungfrauen nachfolgen, von denen eine den Amor auf dem Rücken trägt. Alles höchst lebendig und geistreich.

Zu Orvieto im Dom in der Kapelle der Madonna di St.-Brizio. In dieser Kapelle, welche von bedeutender Größe, nämlich etwa 46 Fuß lang, 33 breit und 43 hoch ist, hatte Fiesole im Jahr 1447 mit seinem Schüler, dem Benozzo Gozzoli, bereits einige Frescomalereien auf dem einen der beiden Kreuzgewölbe ausgeführt. Und zwar erblickt man in dem Felde, dem Fenster zunächst, Christus als Weltrichter, von wunderschönen Engeln umgeben, in einem andern die Propheten. Dieses sind vielleicht die reifsten Werke des großen Meisters. An diese Vorstellungen schließen sich die Gemälde des Luca Signorelli, welche den ganzen übrigen Raum der Kapelle einnehmen, an [96]). An dem dritten Felde jenes Gewölbes sieht man die Apostel, an dem

vierten eine große Zahl von Engeln, welche das Kreuz und die Marterſäule aufrichten, die Werkzeuge der Paſſion halten und in die Poſaune ſtoßen. An den vier Wänden des zweiten Gewölbes erblickt man die Patriarchen, die Kirchenväter, die Märtyrer und die keuſchen Jungfrauen. An der Mauervertiefung des mittlern Fenſters zwei ſchöne muſicirende Engel, an der ähnlichen Stelle der Seitenfenſter der Engel Michael, welcher hier mit den Händen den Teufel bändigt und derſelbe, zwei Auferſtandene wägend, ſowie der Engel Raphael mit dem jungen Tobias und Gabriel mit dem Spruchbande. An der Fenſterwand, rechts, Verdammte von Teufeln zur Hölle geſchleppt und getrieben, im Hintergrunde eine ganze Schar ſolcher, links Selige, von Engeln emporgewinkt, und andere Engel, welche auf verſchiedenen Inſtrumenten muſiciren. Mit dieſen ſtehen nun wieder die großen Malereien der Seitenwände im genauen Zuſammenhange, und zwar ſieht man zunächſt auf der Seite der Verdammten die Auferſtehung der Todten, meines Erachtens die reichſte und edelſte Vorſtellung dieſes Gegenſtandes, welche die Malerei hervorgebracht hat. Zwei gewaltige Jünglingsengel, mit mächtigen Schwingen einherſchwebend, ſtoßen in die Poſaunen, auf deren Hall die Todten erſtehen. Hier finden ſich nun die mannichfaltigſten Motive benutzt, welche dieſer Gegenſtand darbietet. Einige ſind noch bloße Gerippe, andern, ſchon mit Fleiſch bekleideten, dämmert eben das Bewußtſein auf, ſie ſinnen über das Geſchehende nach. Einer hilft dem andern aus der Erde; Gatten, Freunde finden ſich wieder; in den Geſichtern mancher lieſt man die zukünftige Verdammniß, in andern die zukünftige Seligkeit.

Die meisten Blicke wenden sich nach oben. Ein Vater bedeutet seinen Sohn, emporzuflehen. Wir sehen hier die verschiedenartigen Gefühle, welche das Gedicht „dies irae" allmälig anklingen läßt, durch die Gewalt der bildenden Kunst verkörpert, alle auf einmal auf uns eindringen. Diesem schließt sich an derselben Wand die Hölle an. Hier gereicht es zuvörderst dem Signorelli zu großem Ruhm, daß er von der für die Malerei so höchst ungünstigen Vorstellungsart des Dante in der Eintheilung des Ganzen, welcher Bernardo Arcagnolo im 14. Jahrhundert gefolgt war, gänzlich abgegangen ist; obwol er einzelne Motive offenbar mit großem Glück nach jenem großen Dichter genommen hat. Ebenso zeugt es von seinem lebhaften Schönheitssinn, daß er in Vorstellung der Teufel sich durchgängig an die menschliche Gestalt und an das menschliche Gesicht gehalten, und sie vornehmlich durch ihren Charakter und Ausdruck, welche furchtbar, aber keineswegs gemein sind, höchstens noch durch Fledermausflügel, Hörner oder durch einen haarigen Gürtel als Teufel bezeichnet hat. Endlich wird das Gefühl hier nicht, wie bei den meisten Vorstellungen der Hölle, durch allerlei ausgesuchte Martern verletzt. Oben in der Luft stehen die drei Erzengel, schlanke, echt ritterliche Jünglingsgestalten, in himmlischer Wehr; zwei ruhig und nur zur Abwehr bereit, der dritte das Schwert zuckend, um den Flug eines Teufels abwärts zu beschleunigen, welcher, sowie zwei andere Teufel, Verdammte in den Abgrund schleudert. Den einen derselben, mit einer Frau auf dem Rücken, eine der geschlossensten und geistreichsten Gruppen der neuern Kunst, hat Michel Angelo in seinem jüngsten Gerichte angebracht[97]).

Unten bemächtigen sich die Teufel ihrer Beute, um sie in das ewige Feuer zu stürzen, dessen Flammen rechts emporschlagen. In furchtbarem Gewirr werden die Verdammten von ihren Quälern, von athletischem Körperbau, geschleppt, gebunden, geschleudert, gewürgt, auch wol mit den Zähnen gefaßt. Hier zeigt sich die kühne Phantasie des Signorelli; die Meisterschaft in der Zeichnung in den stärksten Verkürzungen, die doch dabei das gebildetste Gefühl für Linie und Grazie nie verletzen. Hier begreift man vollkommen, daß Michel Angelo von diesem Meister sich mächtig angezogen und zu ihm eine nähere Verwandtschaft als zu irgend einem andern fühlen mußte.

Auf der Wand gegenüber ist der Raum zunächst den Fenstern der Darstellung des Paradieses gewidmet. Darin erscheint nun Signorelli besonders zu seinem Vortheil, und ich stehe nicht an, seine Lösung dieses so schwierigen Gegenstandes von allen, die mir bekannt geworden sind, für die gelungenste zu halten. Symmetrisch und dennoch mit Freiheit angeordnet ist die Luft mit Engeln erfüllt, deren ganzes Wesen Hoheit, Schönheit und Anmuth, deren Ausdruck Milde und freundliches Erbarmen athmet. Die meisten auf Wolken ruhend, oder in der Luft schwebend, entlocken verschiedenen Instrumenten sanfte, beseligende Weisen. Andere streuen Blumen auf die unten versammelten Begnadigten, noch andere schweben herab, ihr Haupt mit himmlischen Kronen zu schmücken. Einige der musicirenden erinnern so lebhaft an die des Melozzo von Forli, aus dessen im Jahr 1472 in Rom ausgemalten Kapelle, daß man darin deutlich den tiefen Eindruck wahrnimmt, welchen jene auf Signorelli ge-

macht haben. Alle diese Engel bewegen sich mit einer Lebendigkeit und Freiheit, die fliegenden Gewänder umgeben sie so glücklich und leicht, daß das Auge des Beschauers nicht müde wird, auf diesen Bildungen zu weilen. Man findet darin eine solche Verwandtschaft zu den schönen Engeln des Rafael auf dem berühmten Bilde der Theologie, gewöhnlich die Disputa genannt, im Vatican, daß man sich überzeugt, wie Rafael durch das Studium dieses Werkes in Orvieto von der sehr conventionellen, der Schule des Perugino eigenen Form der schwebenden Engel zu der ganz freien und anmuthigen übergegangen ist, welche zuerst seine Engel auf der Disputa verrathen [95]). Aber auch die Motive in den Seligen selbst sind edel und würdig. Die meisten sind ganz von dem Gefühle der innigsten Dankbarkeit durchdrungen, sie wenden daher ihre Blicke voll Inbrunst aufwärts. Einige heben verehrend gegen die sie überschwebenden Engel die Hände empor, welche nach oben deuten; Gatten freuen sich des Wiedersehens oder pflegen des traulichen Gesprächs. In dem Ganzen weht ein durchaus edler, reiner Geist.

Die andere Hälfte dieser Wand wird von dem Schalten des Antichrists auf Erden eingenommen. Auf demselben Bilde sieht man ihn durch Predigt (wobei ihm der Teufel ins Ohr raunt) und Wunder die Menschen verführen, an ihn zu glauben, und die Folgen davon, wie die Heiligen und Gerechten getödtet werden. Besonders zeichnet sich hier durch Kühnheit der Verkürzung eine Gruppe aus, wo einer von einem andern, der ihm auf den Kopf tritt, mit einem Stricke erwürgt wird. Auf diesem befindet sich auch das Bild des Luca

Signorelli, als eines Mannes von schlichtem, ehrenhaftem Charakter, der sich mit schmerzlicher Verwunderung die Unthaten ansieht. Neben ihm steht ein Mönch.

Auf der durch die Thür beschränkten Wand, den Fenstern gegenüber, hat der Künstler endlich den Sturz des Antichrists dargestellt. Derselbe wird auf der versuchten Himmelfahrt von einem Engel mit dem Schwert herabgestürzt und seine Anhänger von Blitzstrahlen zerschmettert. Das Herabfahren des Engels, der Sturz des Antichrists ist mächtig, augenblicklich, ergreifend, so auch das Zerschmettern durch den Blitz unvergleichlich in den kühnsten Motiven ausgedrückt. Besonders zeichnet sich eine Gruppe durch die höchste Lebendigkeit aus[99]).

An dem untern Theil der Wände befinden sich, mehr decorativ und meist Grau in Grau ausgeführt, die größten Dichter, welche von den Zuständen nach diesem Leben gesungen haben, als: Hesiod, Virgil, Claudian, wegen seines Raubs der Proserpina, und Dante, sowie mancherlei Darstellungen aus dem Gebiet der alten Mythe und der Allegorie.

In den großen Wandgemälden verräth sich nun eine Fülle und Gründlichkeit des Wissens in der Auffassung und Ausbildung der Form, eine Kraft und Schönheit der Färbung, eine Freiheit und Breite der Behandlung, welche wahrhaft in Erstaunen setzen und beweisen, daß Signorelli beinahe in allen Theilen den höchsten Gipfel der Kunst fast erklommen hat.

Aus dem Contract, welchen della Valle aus dem Archiv des Domes zu Orvieto in seinem Werk über denselben bekannt gemacht hat, geht hervor, daß Signorelli von diesen Malereien am 25. Mai des Jahres 1499

nur die an dem Gewölbe und an den Fenstern bestellt erhalten, und erst als diese zur völligen Zufriedenheit der Orvietaner beendigt, mit den großen Gemälden an den Wänden beauftragt worden ist. Für das ganze Werk erhielt er 780 Ducati (den Ducaten zu 12 Carlin), mithin etwa 1100 Thaler. Außerdem wurde ihm das Gold und der zu den Malereien erfoderliche Ultramarin geliefert und bekam er freie Wohnung. Erst bei der zweiten Bestellung wird ihm außerdem monatlich ein gewisses Maß von Wein und Getreide und zwei Betten bewilligt, deren eins ohne Zweifel von einem Schüler, wahrscheinlich von dem Girolamo Genga, eingenommen wurde. Er beendigte die sämmtlichen Malereien an den Wänden vom 10. April 1500 bis zum Ende von 1501, mithin in einem Jahre und etwa neun Monaten, ein im Verhältniß zu dem Umfange des Werks erstaunenswürdig kurzer Zeitraum.

Zu Cortona in der Tribune des Doms, für die Kirche St.-Margeritha gemalt. Christus, von den Angehörigen betrauert, mit der Jahreszahl MDII. Nach Vasari[100]) eins seiner vorzüglichsten Werke. N. g.

In einem Kreuzgange des Klosters Monte Oliveto maggiore. Neun Vorstellungen aus dem Leben des heiligen Benedict. v. Rumohr urtheilt darüber: „Sie gehören zu seinen spätesten, aber auch zu seinen reifsten und überlegtesten Werken, in welchen Sodoma, von dem die andern Vorstellungen herrühren, offenbar an einzelnen Stellen ausgeholfen hat, vornehmlich bei jenem schönen Jüngling in buntgeflammter Bekleidung, welche über den Formengeschmack des Signorelli hinauszugehen scheint.“ Ich gestehe, daß ich, nachdem ich diese Ma-

lereien selbst gesehen, diesem Urtheile nicht ganz beipflichten kann. Allerdings finden sich darin im Einzelnen sehr geistreiche und anziehende Theile, im Ganzen aber scheinen sie mir zu den minder bedeutenden und minder durchgeführten Arbeiten Signorelli's zu gehören, welche den gealterten Meister verrathen.

Zu Florenz in der Sammlung der Akademie, vordem auf dem Hochaltar des Nonnenklosters Santa-Trinità zu Cortona. Ein großes, wie die spätesten Staffeleigemälde in Oel gemaltes Bild, von einer ganz eigenthümlichen Composition. In der Mitte Maria, von nicht glücklichem Motiv der Hände, das Kind, von schönen Formen des Körpers und edlem, ernstem Ausdruck des feinen Gesichts, auf dem Schoose. Zu den Seiten der Engel Gabriel mit der Lilie und dem Spruchbande der Verkündigung, und der Engel Michael, in der einen Hand die Wagschale, die Erstandenen zu wägen, in der andern die Lanze. Im Vorgrunde sitzend, einerseits der heilige Augustinus, andererseits der heilige Anastasius. Oben in einem Rund der von einem Kreise von Cherubim im Geschmack der umbrischen Schule umgebene Gott Vater, mit weißem Haar und Bart, welcher Christus am Kreuz vor sich hält, die gewöhnliche Art der Italiener, die Dreieinigkeit vorzustellen. In den Formen wie in den Gewändern findet man hier die völlig ausgebildete Kunstweise des 16. Jahrhunderts, auch sind die Köpfe von seltenem Adel in den Charakteren und von großer Schönheit, die meisten Motive frei und graziös, endlich die Färbung von ungewöhnlicher Klarheit für ihn. Dagegen ist die Modellirung, mit Ausnahme der beiden

Bischöfe, geringer als meist, die Farbenwirkung schwach und unharmonisch.

Zu Cortona im Chor des Doms, doch ursprünglich für den Hochaltar der Kirche der Compagnia del Gesù gemalt. Christus vertheilt stehend seinen Jüngern, die ihn kniend und stehend umgeben, die Hostie. Einer von ihnen hält den Kelch. Judas steckt die Hostie in seinen Geldbeutel. Ein neues und sehr wohl im Charakter des Verräthers erfundenes Motiv! Gestalt und Geberde des Christus sind höchst edel, so auch die Motive in den Jüngern lebendig und würdig. Bezeichnet 1512. Die ganze Composition zeigt von einer großen Reife der künstlerischen Einsicht, der Faltenwurf ist sehr reich und von edlem Geschmack. Bei dieser sonst kaum in der italienischen Schule vorkommenden Auffassung des Abendmahls hat dem Signorelli offenbar das Bild des Justus von Gent in der Kirche von St.-Agatha in Urbino, welches er bei seinem dortigen Aufenthalt im Jahr 1494 gesehen, zum Vorbilde gedient. Gestochen in der Etruria pittrice, I, 32, und bei d'Agincourt, 156. N. g.

Zu Arezzo in der Kirche St.-Croce. Das für die Brüderschaft des heiligen Hieronymus im Jahr 1520 ausgeführte Altarbild, mit dem Nicolo Gamurini, Auditor von der Ruota, der einen Theil der Kosten bezahlte, wie er von dem heiligen Nicolaus der Madonna empfohlen wird, und den Heiligen Donatus, Stephanus und David. N. g.

Zu Cortona in der Tribune des Doms. Früher in der Pfarrkirche (Vescovado) [101]: 1) Der ungläubige Thomas und die zwölf Apostel. 2) Die Himmelfahrt Mariä in einem schönen Engelchor, unten die Apostel. 3) Chri-

stus am Kreuz, umgeben von Maria, Magdalena und den Heiligen Jakobus, Antonius dem Abt und Biagio. 4) Die Verkündigung. 5) Die Anbetung der Hirten. 6) Maria mit dem Kinde, von sechs Heiligen umgeben. Auf der Altarstaffel Adam und Eva und verschiedene Mönche. N. g.

Ebenda im Vescovado. In der Kapelle del Sagramento in Fresco, einige Propheten in Lebensgröße. Um das Tabernakel einige Engel, welche ein Zelt öffnen, und an den Seiten die Heiligen Hieronymus und Augustinus. N. g.

Ich komme jetzt auf die Zeichnungen des Luca Signorelli. Sowol mit der Feder als mit der Kreide und dem Pinsel in Biester und Sepia zeichnete er mit ungemeiner Sicherheit und Meisterschaft.

Im königlichen Cabinet zu Berlin. Männlicher Kopf mit schwarzer Kreide. Von außerordentlicher Energie der Auffassung und höchst meisterlich gezeichnet.

Paris. Ein Prophet, bei Herrn de la Salle. Großartig, tiefe und starke Falten des Gewandes.

Im Cabinet zu Florenz. Eva mit Kain und Abel. Adam, im Ausdruck der Verzweiflung emporschauend. Mit der Feder und angetuscht, meisterlich gezeichnet, doch in Formen und Motiven stark manierirt.

Eine größere Anzahl seiner Zeichnungen soll sich im sogenannten Museum der Akademie zu Cortona befinden.

Von ältern Kupferstechern hat, meines Erachtens, der gleichzeitige florentinische Goldschmid Robetta folgende Blätter nach Zeichnungen des Signorelli gestochen. Zwei allegorische Gegenstände sind interessant, weil sie den Künstler von einer neuen Seite zeigen. Auf dem einen

sieht man zur Rechten einen auf einem Stein sitzenden Jüngling, dessen auf dem Rücken zusammengebundene Hände an einen Baumstamm befestigt sind. Er scheint sich über diesen Zustand gegen ein mit gekreuzten Armen vor ihm stehendes junges Mädchen zu beklagen. In der Mitte ein anderes Mädchen, welches die Harfe spielt, und links davon der auf dem Horne blasende Pan. Neben ihm ein auf einem Felsen sitzender Jüngling. Diese, sämmtlich nackten Figuren befinden sich in einer Landschaft (bei Bartsch im Werk des Robetta Nr. 17). Das andere Blatt, welches den Namen der Qual der Liebe und der Eifersucht trägt, zeigt in der Mitte einen mit dem Rücken gegen einen Baumstamm auf einem Erdhügel sitzenden Jüngling, dessen Linke von Amor an einen Zweig gebunden wird, während eine neben ihm stehende Frau ihn liebkost. Ein anderer, zur Linken im Vorgrunde stehender Mann mit einem Kinde sieht jenem Vorgange zu. Zur Rechten im Vorgrunde ein dritter, ebenfalls von einem Kinde begleiteter Mann, welcher eine Frau von traurigem Ausdruck gegen ihren Willen einherzuführen scheint. Auch hier sind alle Figuren nackt (Bartsch Nr. 25). So geistreich diese Compositionen auch sind, so gehören sie doch noch der mittlern Epoche des Robetta und haben manche Härten.

Der Glaube und die Charitas. Ersterer als Frau mit Kelch und Kreuz in den Händen, letztere mit einem Kinde auf dem Schoose, welches einen Vogel hält, und einem neben ihr auf dem Boden sitzenden Kinde. Von schönen Motiven und in der Behandlung mehr ausgebildet (Bartsch Nr. 15).

Zwei Frauen, von denen eine die Lyra spielt, die an-

dere ihr aufmerksam zuhört, ist sowol in der Erfindung wie in der Ausführung das vorzüglichste dieser Blätter (Bartsch Nr. 23).

Zum Schluß lasse ich noch einige vergleichende Bemerkungen über die beiden großen Künstler folgen, welche den Gegenstand dieses Aufsatzes bilden. In mancher Beziehung zeigen sie eine große Verwandtschaft. Die höchste und seltenste Eigenschaft des Künstlers, die erfinderische Kraft, welche sie im ungewöhnlichsten Maße besaßen, äußerte sich bei Beiden ganz besonders auf dem Gebiete des geistig wie körperlich Bewegten, von dem mehr innerlich Erregten bis zu den äußerlichen Kundgebungen der wüthendsten und augenblicklichsten Leidenschaft. Wo die Aufgabe es erheischte, gelang indeß auch Beiden in hohem Maße die Darstellung des Seelenfriedens der Jungfrau, wie der erhabenen Würde der Gottheit, der Propheten und Apostel. Beide haben in dem Bestreben nach einem möglichst energischen und deutlichen Ausdruck ihrer Gedanken vorzugsweise die Form und das Charakteristische ausgebildet und sind darüber öfter, zumal in ihren frühern Werken, in störende Härten und auffallende Vernachlässigung der Färbung gerathen. Bei Beiden ist daher der hohe, ihnen innewohnende Schönheitssinn erst in ihren spätern Werken zum vollen Ausdruck gelangt. In andern Stücken sind dagegen diese beiden Geister wieder sehr verschieden. Mantegna ist schon ursprünglich, und abgesehen von dem Einfluß antiker Sculpturen auf seine künstlerische Ausbildung, eine entschieden auf plastische Auffassung gerichtete Natur. Daher stammt seine lebhafte Begeisterung für die antike Sculptur, welcher er so getreu blieb, daß er selbst in seinen spätesten und reifsten

Gemälden, in Anordnung, Formengebung und Gewandung so weit daran festhielt, wie es sich irgend mit dem Wesen der der Malerei eigenthümlichen Gesetze verträgt. Signorelli war dagegen von vornherein ein durch und durch malerisches Naturell. Seine Compositionen sind daher nach dem Princip der Malerei mit verschiedenen Plänen gedacht, die Auffassung ist breiter und völliger, die Motive freier, die Gewänder von größern Massen. Hiermit in Uebereinstimmung findet seine schöpferische Phantasie in den höchsten Aufgaben der christlichen Kunst ihre größte Befriedigung und betritt er das Gebiet antiker Kunstgegenstände nur gelegentlich, wenngleich mit gutem Erfolge. Vergleichen wir endlich die gesammte künstlerische Thätigkeit Beider und die dadurch hervorgebrachten Wirkungen! Hier erscheint nun Mantegna allerdings als der vielseitiger gebildete Künstler und als der umfassendere Geist. Denn außerdem, daß er auf dem Gebiete der antiken Welt in dem Triumph des Julius Cäsar das Hauptwerk des ganzen 15. Jahrhunderts in Italien schuf und eine große Zahl anderer, sehr geistreicher Compositionen ins Leben rief, ist Das, was er in dem Kreise christlicher Kunst leistete, wie wir gesehen haben, ebenfalls sehr bedeutend, und gab es kaum eine Beziehung der Kunst, welche er nicht berührt hätte. Sein Einfluß war daher zwar besonders groß auf die Verbreitung des antiken Kunstgeschmacks, erstreckte sich aber auch auf die sonstigen geistigen Gebiete der Kunst und war in deren wissenschaftlichen und technischen Theilen ein sehr namhafter, ja er wirkte durch seine Kupferstiche nicht blos auf die Kunst in ganz Italien, sondern selbst auf Deutschland und Frankreich ein. Dagegen bildet wieder Luca

Signorelli durch seine Malereien im Dome zu Orvieto, des großartigsten und umfassendsten Werks, welches die christliche Kunst im 15. Jahrhundert in ganz Italien hervorgebracht, in der Ausbildung derselben ein bedeutenderes Glied als Andrea Mantegna, denn der größte Meister der ganzen neuern Kunst in der Sphäre des Erhabenen, Michel Angelo Buonaroti, wurde unmittelbar von ihm befruchtet und führte seine Bestrebungen auf den höchsten Gipfel der Ausbildung, und selbst auf den schönsten Genius der neuern Kunst, auf den göttlichen Rafael, ist sein Einfluß von großer Bedeutung.

Anmerkungen.

1) Ueber die Bestrebungen der Italiener, den Mantegna durch Monographien mit Abbildungen zu allgemeiner Kenntniß und damit zur gehörigen Würdigung zu bringen, hat bisher ein ganz eigener Unstern gewaltet. Zu diesem Behuf hatte schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts Giovanni Maria Sasso die Frescogemälde, viele Zeichnungen und die meisten Kupferstiche des Mantegna von Antonio dal Pedro, Francesco Novelli und Andern in Kupferstichen copiren lassen, starb aber darüber hin, sodaß die Platten in andere Hände kamen. Das Unternehmen wurde darauf von dem Grafen Giovanni da Lazara aufgenommen und nach Zani (Materiali, 245), welcher davon mit dem größten Beifall spricht, war das Manuscript 1802 schon für den Druck fertig. Dennoch ist es bis zu seinem erst 1831 erfolgten Tode nicht erschienen. Später wollte endlich der Abbate Daniele Francesconi jene Platten zu einem Werke ähnlicher Art benutzen, starb aber ebenfalls vor Veröffentlichung desselben im Jahr 1839.

2) Er wurde geboren 1394 und starb 1474.

3) Bezeichnete Bilder von Beiden im königlichen Museum zu Berlin.

4) Dieses erhellt aus den Aufschriften mehrer Bilder, sowie aus den Zeugnissen verschiedener Zeitgenossen, welche Zani zusammengestellt hat (Materiali, 138 fg.).

5) Daß Squarcione ihn förmlich adoptirt, wie Vasari erzählt, ist, da derselbe zwei eigene Söhne hatte, nicht wahrscheinlich.

6) Ridolfi, welcher uns dieses in seinem Werke: Le meraviglie del arte, 68, mittheilt, hat uns wenigstens folgende Inschrift desselben aufbehalten: Andreas Mantinea Patavinus ann. septem et

10 natus sua manu pinxit 1448. Hiernach hat seine Geburt auf das Jahr 1431 festgestellt werden können.

7) Der Vertrag darüber ist vom 10. August 1453. S. denselben in Moschini, Origine e vicende della pittura Padovana, 34 (Anm.).

8) So geht aus der Beschreibung des Anonymus des Morelli S. 7 hervor. Die Aufschrift des Bildes: Jacobi Bellini Veneti patris ac Gentilis et Johannis natorum opus MCCCC IX, wo aber sicher ein L ausgefallen ist, indem die Söhne erst 1421 und 1426 geboren worden sind, gibt Morelli S. 98.

9) Dieses geht namentlich aus einem Buch mit 99 Zeichnungen des Jacopo Bellini hervor, welches sich im Jahr 1840 im Besitze eines Mantovani zu Venedig befand und von Gaye im Kunstblatt, 1840, Nr. 23—35, ausführlich besprochen wird.

10) Dieser Ansicht ist auch Rosini (Storia della Pittura italiana, III, 255).

11) Rosini, a. a. O., 256, hält das in der Galerie Melzi zu Mailand befindliche Bild des Mantegna, welches mit 1461 bezeichnet ist, wol mit Recht für das obige.

12) Moschini, l. c., 41.

13) Ich folge hier dem Brandolese, welcher nach urkundlichen Untersuchungen im Archiv von Mantua in seinem Werke: „Le pitture di Padova,“ 286, das Jahr 1468 feststellt, während nach dem Ausdruck in einem Briefe des Francesco Mantegna, Sohnes des Andrea, worin er im Jahr 1506 dem damaligen Marchese Giovan Francesco den Tod seines Vaters anzeigt, daß derselbe ihm 50 Jahre gedient habe, der Eintritt in den Dienst schon 1456 erfolgt sein müßte, was sich indeß mit den frühern Lebensverhältnissen des Andrea Mantegna nicht in Uebereinstimmung bringen läßt.

14) Die Inschrift lautet im Original: „Illmo Ludovico II. M. M. Principi optimo, ac fide invictissimo et ill. Barbarae ejus conjugi mulierum glor. incomparabili suus Andrea Mantinia Patavus opus hoc tenue ad eorum decus absolvit anno MCCCCLXXIIII. Zuerst abgedruckt in Zani, Materiali, 241, wo aber irrig 1475 angegeben ist, sodann mit aufgelösten Abbreviaturen bei Coddè, Memorie biografiche dei pittori, scultori, architetti ed incisori Mantovani. Mantova presso i fratelli Negretti, 1838, 101; ein

Werk, welches manche wichtige Nachrichten über den Mantegna und seine Familie enthält.

15) Wenn Lanzi und nach ihm Kugler in dem Handbuche der Malerei behaupten, daß diese Genien an der Decke von den Söhnen des Mantegna gemalt worden seien, so bleiben sie dafür den Beweis schuldig. Obige Inschrift bezieht sich sicher auf alle Malereien des Zimmers, und in einem Briefe des Francesco Mantegna, Sohnes des Andrea, vom 24. September 1506, sowie in einem der Marchesin Isabella an ihren Gemahl, den Giovanni Francesco Gonzaga, vom 2. October desselben Jahres, welche Codde im obigen Werke, 163 fg., hat abdrucken lassen, ist nicht von einer Beendigung, sondern nur von einer Restauration durch die Söhne des Andrea Mantegna die Rede, welche, da seit der Vollendung der Malereien bereits 32 Jahre verflossen waren, an einigen Stellen nöthig geworden sein mußte.

16) Der irrigen Angabe des Vasari, daß Mantegna jenen Triumphzug für den Marchese Lodovico gemalt habe, sind bisher fast alle Kunstschriftsteller gefolgt, und doch wird schon in der bekannten Widmung der Holzschnitte des Andrea Andreani nach denselben an den Herzog von Mantua, Vincenz Gonzaga, vom Jahr 1599 am Eingang ausdrücklich gesagt: „Tabulae triumphi Caesaris olim nutu eccelsi Francisci Gonzagae . . . . ab Andrea Mantinea . . . . pictae.“ Durch zwei neuerdings in dem Werke von Codde (165 fg.) abgedruckte Briefe des Andrea Mantegna an den Marchese Francesco und des Letztern an den Künstler, worauf ich noch zurückkommen muß, wird dieser Umstand ausdrücklich bestätigt.

17) In jenem Briefe des Mantegna heißt es nämlich: „Raccomanda all E. V. li trionfi miei, chel si faci fare qualche riparo alle finestre, che non si guastino, perchè in verità non me ne vergogno di averli fatti, ed anche ho speranza di farne degli altri piacendo a Dio ed alla S. E.“ Aus dem Gebrauche des Plurals trionfi erhellt, daß Mantegna jede der neun durch Pilaster getrennten Abtheilungen, woraus das Werk besteht, einen Triumph nennt. Da nun hiernach mehre dieser Abtheilungen schon fertig waren, dürfte er bei der Masse von Gegenständen, welche jede derselben enthält, daran vollauf vier Jahre zu thun gehabt haben.

18) Das Original lautet in Gaye's Carteggio, III, 561: „Sanctissimo domino nostro. Beatissime. Ut morem geram Sanctitati Vestre, cui omnia debeo, et ut officio satisfaciam meo, ad eam mitto Andream Mantineam, pictorem egregium, cujus aetas nostra parem non vidit. Si se ipsum praestabit, ut spero, qualem Sanctitas Vestra concepit animo, ejus laus et gloria fiet clarior, et ego incredibilem voluptatem suscipiam. Non dubito eundem summa diligentia et arte perfecturum quidquid B. V. iusserit: quod ut expleuerit, ad me redire sua bona venia permittat eadem Sanctitas Vestra, cujus pedibus me humillime commendo. Mantue X Junii 1488. Franciscus."

19) Dieses erhellt am besten aus dem obigen Briefe des Mantegna vom 31. Januar 1489, welcher anhebt: „Avviso la Ex^a V. come io con ogni diligentia et sudore vado drieto servendo la S. (antità) del N. Signore, credendo etiam servire la Ex^a V., che quando quello non fusse, saria altri pensieri, e volontieri e più presto staria a casa, che fuor di casa."

20) Vasari, Ausgabe des Della Valle, IV, 237.

21) So ist ohne Zweifel statt Palatinus bei Della Valle zu lesen.

22) „Se succedesse, che io non fusse tratato, come un più puro servitore di V. Exª, perchè a Mantova se dice ed anchè si fa, chel si guarda el cane per lo signore, io ne darò avviso alla Exª V. ed farò quella piacerà. Al presente non dirò altro se non che le una gran diferentia dali modi di quà e di là, io pregola S. V. se ne degni scrivermi per contento mio qualche cosetta." Auch erhielt er keine Abschlagszahlungen, daher sagt er: „Avviso E. V. che io non ho dal Mr. signore altro che le spese così da tinello in modo che staria meglio in casa mia."

23) „Io sono pur stato si può dire alievo dela I. Casa da Gonzaga, ed e mi sempre inzegnato di farsi onore e son quì per questo."

24) Mantegna hatte nämlich den Herzog um seine Fürsprache bei dem Papst in dieser Angelegenheit gebeten.

25) Das Original dieses Briefes lautet bei Codde, S. 166: „Carme ns. Abbiamo ricevuta l'ultima vostra dell' ultimo del

passato, alla quale rispondemo, che nui siamo contenti faciate cosa grata ala Sta. del nostro signore, e che serviate a quella, nondimeno avressimo piacere che quelle cose a vui imposte se spedissero presto, recordandovi, che de qua anche avete dele opre nostre da finire, e maxime li triomphi, i quali, come vui diceti, è cosa degna ed nui volentieri li vederessino finiti. Se posto bono ordine ad conservarli, che quantunque sia opera de le mane ed inzegno vostro, ma nondimeno ne gloriamo aver in casa, il che anche sarà memoria de la fede ed virtù vostra. Se alla Sta. de nostro signore, come richiedono li meriti vostri, piacerà beneficare Lodovico vostro figliolo in lo nostro dominio per la valuta de 200 ducati, ne rimanevemo molto contenti, si per la servitù ed observanza nostra verso la fede Apostolica di Sta. Beat., si per satisfactione nostra, persuadendone, che essendo vostro figliolo imitatore dei costumi paterni ch' ogne bona arbore produce boni fructi, sarà in lui ben collocato ogni beneficio ecclesiastico. De quello haveti ad operar non dubitamo corrisponderanno gli effecti alla fama vostra et expectatione nostra; che sapiamo quanto ne potiamo reprometter de la vita et virtù vostra. Procurate de star sano, che nui dove potremo non mancheremo al utile e comodi di vui. Mantuae 23 Febrii 1489.“ Vita scheint mir hier in dem Sinne von costumi gebraucht zu sein.

26) Daß dieses 1490 geschehen, berichtet Brandolese a. a. O. Aus dem Umstand, daß ihm in diesem Jahre sein dritter Sohn, Bernardino, geboren wurde, geht aber hervor, daß seine Rückkunft in die ersten Monate dieses Jahres fallen muß (Codde, a. a. O., 96). Die Mutter sowol dieses Sohnes als des schon genannten Lodovico, sowie eines dritten, Francesco, war, wie aus dem noch vorhandenen Testament des Andrea Mantegna erhellt, eine geborene Nuvolosi. Wenn aber Codde, dem wir diese Mittheilung verdanken (97), deshalb die Erzählung des Vasari, daß Mantegna mit einer Tochter des Jacopo Bellini verheirathet gewesen, kurzweg verwerfen will, so irrt er. Die Nachricht des Vasari, welche ein so bestimmtes Colorit trägt, wird durch einen in Gaye's Carteggio, II, 80, abgedruckten Brief, worin die Marchesin Isabella und der

Marchese Francesco bei dem Giovan Bellini ein Bild bestellen, ausdrücklich bestätigt. Es heißt nämlich darin: „Quanto sia il desiderio nostro de havere uno quadro dipinto ad historia di man vostra, da metter nel nostro studio presso quelli del Mantinea, vostro cognato, facilmente potete havere inteso"... Ohne Zweifel hat er jene erste Frau, wahrscheinlich nach kinderloser Ehe, früh verloren, da denn natürlich in jenem Testamente von ihr nicht die Rede sein konnte.

27) Werke, XXXIX, 145 fg.

28) Peintre graveur, XIII, 234.

29) S. das Nähere in dem Verzeichniß der noch von Mantegna vorhandenen Werke.

30) Daß er 1492 noch daran malte, geht aus einer Schenkung des Marchese an ihn vom 4. Februar d. J. hervor, worin es heißt: „Perche aveva gia lavorato in sacello et camera nostrae arcis, e perche modo Julii Caesaris triumphum nobis pingit." Moschini, l. c., 43.

31) Aus einem in Gaye's Carteggio, I, 328 fg., abgedruckten Schreiben des Girolamo Eremita an den Marchese Francesco vom 29. August 1495 geht hervor, daß der Engel Michael und der heilige Georg von dem Bruder des Marchese, dem Monsignor Gonzaga, gewählt wurden, mithin die Aufführung des Mauritius statt des Georg bei Lanzi und anderweitig irrig ist.

32) Ausgabe des Della Valle, IV, 232.

33) In dem Katalog jener Galerie wird sie irrig als Gemahlin des Guy Gonzaga angegeben. Solchen gab es aber zur Zeit des Mantegna gar nicht.

34) S. dieselbe in Gaye's Carteggio, III, 565 fg.

35) Der Graf Carlo d'Arco zu Mantua, welcher sich so viele Verdienste um die Bekanntmachung der Kunstschätze seiner Vaterstadt erworben, hat eine ausführliche Beschreibung dieser Kapelle gegeben.

36) „Et prima chel giongesse allo extremo dimandò con una promptezza mirabile de la Ex. Vostra, et dolsesi assai de la absentia di quella." S. den Abdruck des Briefes bei Zani, a. a. O., 239 fg., und bei Codde, 164.

37) S. das Codicill vom 24. Januar 1506 im Carteggio, I, 377 fg.

38) Zani, Materiali, 237 fg.

39) Ausführliche Nachrichten über die drei Söhne des Andrea Mantegna bei Codde, 96—108.

40) Dieser sind offenbar Vasari und Ridolfi gefolgt, wenn sie den Andrea Mantegna erst im Jahr 1517 sterben lassen.

41) So nennen die Italiener eine Art der Malerei, bei welcher die Farben mit Eigelb, mit dem Saft junger Feigenschößlinge und mit Pergamentleim gemischt werden.

42) Darauf sind die verschiedenen Aeußerungen bei Schriftstellern des 16. Jahrhunderts zu beschränken, welche ihm die Erfindung der Kupferstecherkunst beilegten, als: Vasari in der ersten Bearbeitung seines Werkes, 512; Lomazzo in seinem Trattato della pittura, 682, sowie in seinen Grotteschi, 2. Buch, 95.

43) Vasari, VII, 131, im Widerspruch mit der Aeußerung in seiner ersten Bearbeitung.

44) Peintre graveur, XIII, 223 fg.

45) Lanzi, Storia pittorica della Italia, I, 108 fg. der Ausgabe von Bassano vom Jahr 1809.

46) Jani Pannonii Poemata, Utrecht 1784, I, 276 fg.

47) Bei Bartsch, a. a. O., Nr. 3 der Stiche des Andrea Mantegna.

48) So wurden in Italien in Metall, meist in Silber, eingegrabene Darstellungen und Verzierungen genannt, die mit schwefelsaurem Silber, welches Niello heißt, ausgefüllt wurden. Da dieses von schwarzer Farbe ist, heben sich jene eingegrabenen Gegenstände sehr bestimmt aus dem Silber hervor.

49) Materiali, 142.

50) Lanzi, I, 108.

51) Le peintre graveur, XIII, 227 fg.

52) Ebend., 303 fg., Nr. 16, 17, 18.

53) Lanzi, l. c. „Il Scardeone attesta che il Mantegna incise Romanos triumphos, et festa Bacchi, et marinos Deos: item depositionem Christi de cruce et collocationem in sepulchro.“

54) IV, 240: „La Bacaneria, la bataglia de' mostri marini,

il deposto di Croce, il seppelimento di Cristo, la resurrezzione con Longino, con St.-Andrea." Die Triumphe führt er schon S. 238 auf.

55) Bei Bartsch Nr. 12 und 14. Ja, die Krieger hat er früher noch einmal gestochen, doch die Platte unvollendet gelassen. Nr. 13.

56) Bei Bartsch Nr. 19, Bacchanale à la cuve genannt.

57) Ebend. Nr. 20, Bacchanale au Silène.

58) Ebend. Nr. 17 und 18.

59) Ebend. Nr. 3.

60) Ebend. Nr. 4.

61) Ebend. Nr. 2.

62) Meyer, in Goethe's Propyläen, III, 1, 52.

63) Nach dem Abdruck in Passavant's Rafael von Urbino, I, 468, wodurch derselbe sich bei allen Freunden der Kunstgeschichte ein Verdienst erworben hat. Da die alterthümliche Form der Sprache nicht allgemein verständlich sein möchte, gebe ich hier eine Uebersetzung: „Die wunderwürdigen Malereien und die herrliche Art des erhabenen und leuchtenden Genies des Andrea Mantegna, dem der Himmel gnädig die Pforten der so trefflichen und würdigen Malerei aufgethan, welche in diesem preiswürdigen Zeitalter blüht, und ungleich mehr als ein anderer Andreas trägt er die Fahne ihrer Vortrefflichkeit und ihres hohen Ansehens." Mit dem andern Andreas sind hier wahrscheinlich die gleichzeitigen Maler Andrea Verochio und Andrea del Castagno gemeint.

64) „Und gewißlich hat die Natur den Andreas mit so vielen herrlichen und würdigen Eigenschaften begabt, daß ich wirklich nicht weiß, ob sie ihm noch mehr hätte geben können, denn von dem ganzen und edlem Wesen solcher Kunst ist er in dem vollen Besitz aller einzelnen Theile, mehr als irgend Einer in Italien oder in andern Ländern..... Erstlich hat er inne die Zeichnung, die große, die wahre Grundlage der Malerei, zweitens thut sich in ihm die Erfindung in so leuchtender Zier kund, daß, wenn die Phantasie gänzlich erloschen und erstorben wäre, sie in ihm wiedergeboren sein würde. Und nie ergriff und brauchte ein Mensch den Pinsel oder den Griffel, welcher, wie er, mit so großer Wahr-

heit ein ruhmwürdiger Nachfolger der antiken Kunst gewesen wäre. ..... An fleißiger Ausführung und reizender Färbung stelle ich ihn Allen voran und ebenso in Beobachtung der verschiedenen Pläne und den lebhaften Bewegungen, und Jeder muß erstaunen, welcher seine Verkürzungen sieht, die das Auge täuschen und sich an der Kunst erfreuen lassen. Die Perspective bringt er in großen Entwürfen in Anwendung, sodaß ich darüber in meinem Geist erstaune. Mit einem Worte, was viele andere Einsichtsvolle in der herrlichen Malerei geleistet haben, leuchtet in ihm allein im höchsten Maße hervor."

65) Tu decus Italiae, nostri tu gloria saecli,
Tu patrui immortalis honos: concedere laudem
Patria post Livium debet tibi grata secundam.
Baptistae Mantuani Opera omnia, Bologna 1802, B. 49 b. Unter dem patruus ist hier, wie Zani richtig bemerkt, Squarcione zu verstehen, welcher ihn mit väterlicher Sorgfalt zum Künstler gebildet hatte.

66) Postremo, tam tu picturae gloria prima es
Quam tuus historiae gloria prima Titus.

67) Sebastian del Piombo.

68) 33. Gesang, 2. Stanze. Aus dem Umstande, daß diese Stanze in der ersten Ausgabe des Gedichts fehlt, sowie aus der Erwähnung der Dossi, welche in dieser Gesellschaft nur genannt werden, weil sie die Lieblingsmaler des Herzogs von Ferrara waren, erhellt, daß Ariost dieselbe erst später, wahrscheinlich nicht lange vor seinem Tode im Jahr 1535, hinzugedichtet hat, als außer Mantegna und Giovanni Bellini auch Lionardo und Rafael schon gestorben waren.

69) Den Beweis dafür an einer andern Stelle.

70) „Eae modo tabellae sunt in maxima aestimatione, et a paucis habentur: novem tamen ex his apud nos sunt, omnes diversae." Zani, l. c., 141.

71) Nr. 24 der Stiche des Dürer bei Bartsch.

72) Waagen, Kunstwerke und Künstler in Deutschland, II, 286.

73) S. die Stiche Dieser bei Bartsch; bei dem Ersten Nr. 21—32; bei dem Zweiten Nr. 54—58; bei dem Dritten Nr. 22, 23.

74) Ich verdanke diese Notiz meinem Freunde, dem in der Gemäldekenntniß gründlich erfahrenen Herrn Otto Mündler zu Paris, welcher eine große Uebereinstimmung des Bildes mit jener Darstellung im königl. Museum zu Berlin findet.

75) Ich verdanke dieses Urtheil dem als Gemäldekenner so erfahrenen Prof. Schlesinger, erstem Restaurator an der Gemäldegalerie des königlichen Museums zu Berlin.

76) Sopra un dipinto del Mantegna nella galleria Scarpa, Padova 1839, 19.

77) Notizia d'opere di disegno, Bassano 1800, 19.

78) Ibid., 17, 24, 70, 84.

79) Diese Notizen verdanke ich Herrn Mündler.

80) Alle drei gestochen von Franquinet in Denon's Werk: Monuments des arts de dessein, II, Tab. 118, 119, 120.

81) S. dessen vortrefflichen Kunstkatalog vom Jahr 1840 unter Nr. 8486. Die königliche Kupferstichsammlung zu Berlin besitzt ebenfalls 32 dieser Blätter, welche eine laufende Nummer und die Namen des Erfinders und des Kupferstechers tragen und meist etwas kräftiger im Druck sind als das Exemplar bei Weigel; da dieses nun auch nicht jene Bezeichnungen hat, so enthält es ohne Zweifel durchgängig Probedrucke.

82) Le peintre graveur, XIII, 120 fg.

83) Biographical Dictionary, I, Tab. 6.

84) Schon Otley hat eine chronologische Anordnung der Stiche des Mantegna versucht, von der ich indeß verschiedentlich abweiche. Dieselbe ist nach den Nummern von Bartsch: 9, 1, 4, 2, 3, 5, 6, 7, 8, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 19, 20, 18, 17, 21, 22, 23.

85) IV, 331 fg.

86) Ebend., 342.

87) Diese drei Bilder, welche noch Della Valle 1791 gesehen (Vasari, IV, 332 fg.), habe ich im Jahr 1841 nicht mehr gefunden.

88) „Magister Lucas de Cortona famosissimus pictor in tota Italia, prout dicitur et ejus experientia apparet in pluribus locis."

89) IV, 346.

90) Da der Bau der Kapelle erst 1473 begonnen worden, so dürfte 1476 wol die früheste Zeit sein, daß darin Frescobilder gemalt werden konnten.

91) A. a. O., 336.

92) IV, 339.

93) Italienische Forschungen, II, 333.

94) Elogio storico di Giovanni Santi, 77.

95) Ich kann dem Urtheil des Della Valle, welcher diese Malereien vor den Arbeiten des Signorelli in der Sixtinischen Kapelle setzt, nicht beipflichten, finde vielmehr darin in allen Theilen eine Reife, welche den Malereien in Orvieto sehr nahe kommt. Ueberdem befand sich Pandolfo Petrucci erst von 1497—1502 auf der ganzen Höhe seiner bürgerlichen und politischen Stellung, endlich wird gerade auf diese Malereien in dem Contracte über das Werk zu Orvieto ein besonderes Gewicht gelegt, was ebenfalls nicht für ein Jugendwerk spricht.

96) Die Hauptbilder in großen Blättern im Werke des Della Valle: Storia del duomo di Orvieto, Roma 1791. Einige Bilder und Figuren sehr verkleinert bei d'Agincourt, Taf. 156.

97) Eine Abbildung derselben bei Rosini, III, 93.

98) Wenn man bedenkt, daß die schwebenden Engel auf der Madonna mit dem Baldachin, welches Bild Rafael bei seiner Abreise von Florenz nach Rom im Herbst des Jahres 1508 unvollendet zurückließ, im Hauptmotiv noch jenen Schultypus haben, so graziös auch die Bewegung der Arme ist, so wird es sehr wahrscheinlich, daß er auf jener Reise seinen Weg über Orvieto genommen und sofort von dem frischen Eindrucke jener Malereien Vortheil gezogen hat.

99) Im obigen Werke des Della Valle, Taf. 30, besonders gestochen.

100) IV, 337 fg., 339 fg., 387.

101) Vasari, IV, 338, Anmerk. des Bottari.

Karl Friedrich Bahrdt.

Beiträge zur Geschichte seiner Zeit und seines Lebens (1741—71).

Von

Robert Prutz.

Die Literatur aller Völker, zu allen Zeiten, ist reich an Erscheinungen, welche, nachdem sie eine kurze Zeit hindurch in dem vollen Sonnenglanz des Ruhmes und der öffentlichen Theilnahme gestanden, bald darauf in eine desto tiefere Nacht der Vergessenheit zurücksinken.

Und das nicht etwa blos dem größern Publicum gegenüber. Dies allerdings, da es das Recht und sogar der Begriff des Publicums ist, ohne Rücksicht auf geschichtliches Verdienst und geschichtlichen Zusammenhang, in derber Unmittelbarkeit, überall nur dem Augenblick und seinen Bedürfnissen zu leben und sich um das Vergangene keine Gedanken zu machen — dies, sage ich, wäre allerdings nur ein allgemeines Schicksal, welches früher oder später einen Jeden, auch die ausgezeichnetsten, auch die wahrhaft weltgeschichtlichen Geister dennoch ereilt: sondern auch aus dem Gedächtniß der Wissenschaft, auch aus der Erinnerung der Gelehrten verschwinden sie. Dieselben Namen, die soeben noch auf Aller Lippen schwebten, die soeben noch, in Haß oder Liebe, Bewunderung oder Abscheu, genannt wurden an allen Enden der Welt — aber so sind sie verschollen, daß der Literarhistoriker Bedenken trägt, ob er sie überhaupt nur eintragen soll in die Repertorien seiner Wissenschaft! Dieselben Schriften,

die vor kurzem noch von Hand zu Hand gingen, an denen das Interesse, die Neugier, die Leidenschaft des Publicums sich kaum noch sättigen konnte — aber so sind sie in Vergessenheit gerathen, so dichter Staub bedeckt sie, daß der Geschichtschreiber der Literatur es kaum noch der Mühe werth hält, auch nur ihre Titel anzumerken, geschweige denn, daß er selbst seine Zeit verlieren sollte an diesem todten Ballast. —

Wenig Namen inzwischen hat die Geschichte der deutschen Literatur aufzuweisen, welche diesen Wechsel des Schicksals in höherm Grade erfahren hätten, als derjenige, den wir an die Spitze dieser Blätter gestellt haben. Es ist wahr, Bahrdt's Ruf war selbst zu der Zeit, da er am meisten in Blüte stand, allemal etwas zweideutiger Natur; er ist von da ab, wo er zuerst in der Oeffentlichkeit auftaucht, bis dahin, wo er, nach einer langen und abenteuerlichen Laufbahn, untergeht, in einer wahren Kloake von Schmuz und Elend und geistig-leiblicher Verfallenheit, jederzeit mehr berüchtigt gewesen als berühmt.

Doch hat ihn das Alles nicht gehindert, fast zwanzig Jahre hindurch einer der bekanntesten und verbreitetsten Namen seiner Zeit zu sein, und unter den Theologen schlechthin der bekannteste.

Im Gegentheil, es hat selbst noch dazu beigetragen. Wohin der reine Name eines Semler, Teller und anderer theologischer Aufklärer jener Epoche nicht drang, im Cabinet des Fürsten wie in der Schenke des Bauern, im Kloster unter den Mönchen wie auf der Bierbank unter Bürgern und Handwerkern, von Kurland bis in die Schweiz, von England und Holland bis tief nach Ungarn hinein — aber Bahrdt's Name war überall bekannt!

aber von Bahrdt dem Reformator, dem Ketzer, dem Antichrist, von Bahrdt dem Schwänkemacher, dem Abenteurer im Priesterrock, dem geistlichen Ueberall und Nirgend, dem unermüdlichen Helden von tausend Anekdoten, Scandalen und Fabeln — von dem wußte Jeder und wollte Jeder wissen! Das Meteor seines Ruhmes, wie trüb an sich und aus wie unsaubern Nebeln zusammengeballt, ging dennoch durch einen außerordentlich weiten Horizont und wurde von seinen Zeitgenossen mit Furcht, zum Theil sogar mit Abscheu, aber immer dennoch mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit und Ausdauer verfolgt.

Ja so viel Widerstrebendes es auch hat und so schwer man sich billigerweise entschließt, Bahrdt's Namen und die erlauchten Namen unserer Reformationszeit nebeneinander zu nennen: so glauben wir doch nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß seit dem Zeitalter der Reformation kein zweiter deutscher Theolog in solchem Umfange und so anhaltend, bei Geistlichen und Laien, Protestanten und Katholiken, der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit — und nicht blos der Aufmerksamkeit, nein, auch der öffentlichen Leidenschaft gewesen ist.

Auch dürften nur wenig deutsche Gelehrte in so zahlreichen und ausgedehnten Verbindungen gestanden haben. Persönlich durch halb Deutschland gehetzt, von einer Stadt, einem Land, einem Amt ins andere überspringend, Projectmacher von Natur und daher überall sich zudrängend, wo irgend etwas Neues, etwas Absonderliches auftaucht, ist es geradezu unglaublich, wie weit nach allen Seiten hin die Fäden dieses seltsamen Menschen sich verzweigt und welche verschiedenartigsten, welche widersprechendsten Persönlichkeiten, auf längere oder kürzere

Zeit, näher oder ferner, mit ihm in Verbindung gestanden haben. Die fünf Bände seines Briefwechsels, wie sie gedruckt vorliegen, geben darüber die merkwürdigsten und überraschendsten Aufschlüsse. Der fromme Lavater und der ketzerische Basedow, der Kryptokatholik Stark und Biester, der Jesuitenriecher, der strenggläubige Moser und Herr von Zedlitz, der freidenkerische Minister Friedrich's des Großen — siehe da, Bahrdt, der übelberüchtigte, der verrufene Bahrdt, hat mit Allen angeknüpft. Von Niemand geachtet, von den Meisten verleugnet, von Vielen offenkundig verachtet, gibt es doch nur sehr wenig namhafte und berühmte Männer im damaligen Deutschland, mit denen Bahrdt nicht irgend einmal in Verkehr gestanden.

Ausgedehnt, wie sein Ruf und seine persönliche Bekanntschaft, war auch seine literarische Wirksamkeit. Viele seiner zahllosen Schriften, darunter ziemlich umfangreiche, sind zu wiederholten malen aufgelegt worden; sie sind namentlich auch in Kreisen gelesen worden und haben eingewirkt auf Schichten der Gesellschaft, die der Literatur sonst ziemlich unzugänglich zu sein pflegen, zumal in jener Zeit.

Aehnlich steht es mit seinen mündlichen Vorträgen; auch sie haben eine Reihe von Jahren hindurch zahlreiche Zuhörer gehabt und ebenfalls aus den verschiedensten Ständen, weit über diejenigen Grenzen hinaus, die sonst gewöhnlich für die Wirksamkeit akademischer Lehrer gesteckt sind.

Ja was für Beweise will man noch? Noch in den letzten Jahren vor seinem Tode, zu einer Zeit also, da er bereits im allertiefsten Verfalle lag, da die Neuheit

seiner Einfälle längst abgenutzt, das Feuer seines Geistes, nach seinem eigenen Eingeständniß, längst verraucht, der ganze Mann nur noch der Hausirer seines eigenen — Ruhmes? o nein, seiner eigenen Schande war: selbst da galt Bahrdt's Name noch immer als ein höchst wirksames Aushängeschild für ein neues Buch; selbst da (wie aus seinem Briefwechsel hervorgeht) war dieser verbrauchte, abgelebte, hinfällige Autor noch immer ein Gegenstand der Eifersucht und der Speculation für die Sander, Frommann, Vieweg und wie die jungen und unternehmenden Buchhändler Norddeutschlands damals weiter hießen; selbst da noch galt eine Schrift, die sich überhaupt nur mit Bahrdt beschäftigte, ein Pamphlet, das ihn beschimpfte, eine Streitschrift, die ihn vernichtete, immer noch als eine ganz annehmbare Speculation, auf welche jeder Buchhändler mit Vergnügen einging und zu der sich noch immer Käufer, Leser, Nachahmer fanden!

Sogar mit Bahrdt's Tode war dieser Speculation mit seinem Ruf und seinem Namen noch kein Ziel gesetzt. Noch Jahre darauf, nachdem er selbst bereits hinabgestiegen war, der Ruhelose, in die Ruhe der Gruft, scheuchte man den armen Schatten noch einmal empor und baute ihm aus seinen nachgelassenen Briefen und Papieren Denkmäler der Schande, wie man Andern Ehrensäulen daraus zu errichten sucht — aus keinem andern Grunde, als weil Bahrdt selbst damals noch immer sein Publicum hatte und weil die Unternehmer gewiß waren, noch immer ihre Rechnung dabei zu finden.

Und wieder dann eine Frist von wenig Jahren ... und von diesem so weitverbreiteten Namen, von diesen Abenteuern und Schwänken, diesen Anekdoten und Er-

zählungen, von diesen Bibliotheken, die Bahrdt selbst, diesen noch größern, die gegen und über ihn geschrieben, mit einem Worte: von dieser ganzen, einst so geräuschvollen, so viel genannten, so weit verflochtenen Persönlichkeit — was ist übrig?!

Bahrdt's Andenken verweht auf einmal, urplötzlich, wie eine Spur im Sande. Die Erneuerung und Verbreitung der philosophischen Studien, die eben in diese neunziger Jahre fällt, und die dadurch hervorgerufene principielle Umgestaltung aller Wissenschaften, insbesondere auch der Theologie, einerseits, sowie andererseits das Hereinbrechen jener ungeheuersten Weltbegebenheiten, die zu derselben Zeit auch Deutschland mehr und mehr erfaßten, machten jener beschränkten Art der Aufklärung, wie Bahrdt sie verbreitet hatte, und damit auch seinem eigenen Andenken ein so rasches wie nothwendiges Ende. Die eigentlichen Männer vom Fach, die Gelehrten, konnten auf eine so spießbürgerliche Art des Philosophirens nur noch mit Geringschätzung herabblicken: und für die das Ganze eigentlich von jeher berechnet war, die Spießbürger selbst, hatten unter dem Zudrang so gewaltiger Ereignisse nicht mehr Zeit dazu. So kommt es, daß, bevor noch das Jahrhundert völlig zu Ende geht, schon jede Erinnerung an Bahrdt verschollen ist; noch ehe sein Hügel eingefallen, ist es schon, als hätte dieser so vielberufene Mann niemals gelebt.

Und so ist es, der Hauptsache nach, denn auch bis diese Stunde geblieben. Selbst die jüngste Entwickelung unserer Literaturgeschichte, so viel sie bereits, in richtiger Erkenntniß des wahren und alleinberechtigten Maßstabes, nämlich des geschichtlichen, gethan hat, die ästhetisch

ärmern und daher bis jetzt vernachlässigtern Partien unserer Literaturgeschichte aufzuhellen und auch den untergeordneten, den Geistern zweiten und dritten Ranges die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden — auch diese selbst, der Bahrdt's Einfluß und Bedeutsamkeit für die Geschichte seiner Zeit doch unmöglich hat entgehen können, hat sich noch nicht entschließen mögen, die Vergessenheit zu lüften, welche Bahrdt's Andenken bedeckt. Nehmen wir des ehrwürdigen Schlosser vortreffliche und noch immer lange nicht genug gewürdigte „Geschichte des 18. Jahrhunderts" aus, so wüßten wir aus der gesammten neuern Zeit auch nicht ein einziges Buch zu nennen, das eine irgendwie genauere und selbständige Kenntniß der Bahrdt'schen Schriften verriethe und in dem daher über den Verfasser etwas mehr zu finden wäre als die allgemeinsten und gleichsam landesüblichen Redensarten. Selbst Gervinus, der in seiner Geschichte der deutschen Dichtung der Geschichte der Aufklärung in Theologie, Pädagogik u. s. w. doch übrigens einen so bedeutenden, ja nach den Zwecken seines Buches fast übermäßigen Raum zugestanden hat, geht über Bahrdt mit auffälliger Schweigsamkeit hinweg.

Ebenso unsere Kirchengeschichten, wenigstens so weit der Verfasser dieses Aufsatzes Kenntniß von denselben besitzt. Auch die Theologen, denen, sollte man glauben, es doch hätte müssen am nächsten liegen und die, wäre es auch nur in majorem Dei gloriam, die meiste Veranlassung, ja Verpflichtung dazu hatten, haben es bisher noch immer vorgezogen, den bösen Ketzer, statt ihn zu studiren und zu charakterisiren, lieber kurzweg zu ignoriren oder höchstens mit den üblichen Bannflüchen zu er-

secriren; — was denn, das Eine wie das Andere, allerdings in jedem Betracht bequemer ist.

Auf diese Weise hat es denn also passiren können, daß, funfzig Jahre nach seinem Tode, Bahrdt bei uns geradewegs schon zur mythischen Figur geworden ist. Noch wird, es ist wahr, sein Name hier und da genannt; noch cursiren, gesprächsweise, einzelne Anekdoten und Charakterzüge von ihm; noch wird, sprichwörtlich, vom Bahrdt mit der eisernen Stirn geredet — aber, die Hand aufs Herz, wer unter uns weiß noch viel mehr von ihm, als den Namen und, wenn es hoch kommt, einzelne Histörchen? Von jener Schrift selbst, die einst so ungeheures Aufsehen erregte und die Veranlassung zu so bedeutenden literarischen und praktischen Conflicten ward — wer kennt auch von ihr noch etwas Weiteres als den Titel?! — Der Verfasser hat zu dieser letztern Frage ganz besondern Grund. Denn er hat selbst erfahren, wie außerordentlich selten gerade diese Schrift geworden ist; er weiß, wie viel Mühe es ihn gekostet und bei wie viel Bibliotheken er vergeblich angepocht hat, bis er sie endlich aufgetrieben; er zweifelt, daß es Andern viel glücklicher dabei ergangen sein wird.

Diese Vernachlässigung ist nun aber um so auffälliger, als erstlich, ganz abgesehen von der Wirkung, die Bahrdt auf seine Zeit geäußert hat und die immerhin einer Erklärung, einer Erläuterung werth ist, Bahrdt's persönliche Schicksale zu den abenteuerlichsten und seltsamsten gehören, welche ein deutscher Gelehrter jemals erfahren hat. Sie sind sprichwörtlich geworden, die Lebensläufe unserer Dichter und Gelehrten, und daß sich der unendlichen Mehrzahl von ihnen nichts weiter nach-

sagen läßt, als das alte Gellert'sche: er lebte, nahm ein Weib und starb. Ganz anders das Leben unsers Bahrdt. Wir müssen wieder in die bewegtesten Zeiten unserer Reformation zurückgreifen, um Theologen von ähnlichem Schicksal, ähnlichem Glückswechsel, ähnlicher Ruhelosigkeit zu finden. Auch ohne die verschiedentlichen Ausschmückungen, welche theils seine Feinde, theils und am allermeisten er selbst darin angebracht, gleicht Bahrdt's Leben einem Roman, sowol durch den Wechsel der Abenteuer und die Mannichfaltigkeit der Situationen, als namentlich auch durch das psychologische Problem, das darin aufgestellt wird. Und nebenher auch an Frivolität dürfte es von wenig Romanen übertroffen werden.

Zweitens aber, wenn es nur wenig deutsche Gelehrte gibt, die ein so seltsames und abenteuerliches Leben geführt, so gibt es doch noch wenigere, für deren Lebensgeschichte so zahlreiche und vollständige Quellen fließen. Es ist eine alte Klage, daß unsere Literatur so arm sei an Memoiren, Briefsammlungen und ähnlichen Schriften, welche den Blick in die stille Triebstatt der Geister, in die innere und gleichsam häusliche Entwickelung unserer Literatur gestatten. Die Klage ist alt und gerecht und erklärt sich aus den besondern Umständen, unter denen unsere Literatur aufgewachsen ist, ausreichend. Was sich dagegen nicht so leicht erklären läßt, das ist die Gleichgültigkeit, ja Nachlässigkeit, womit man diese Quellen unbenutzt läßt, selbst wo sie sich finden. Es würde, wollte man die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts des Genauern durchgehen, sich noch ein ziemlicher Vorrath zusammenbringen lassen von Lebensgeschichten, Briefwechseln, Bekenntnissen rc., welche die

Literaturgeschichte noch lange nicht genügend ausgebeutet, ja die sie zum Theil gar noch nicht berührt hat.

So auch, in bequemster Anordnung und in einer Vollständigkeit, die nichts mehr zu wünschen übrig läßt, vielmehr umgekehrt, von der wir stellenweise sogar etwas erlassen möchten, ist es bei Bahrdt der Fall. Außer dem bereits erwähnten fünfbändigen Briefwechsel (herausgegeben zu Leipzig, 1798, von Degenhard Pott) besitzen wir eine Autobiographie von Bahrdt in ebenso viel Bänden (Berlin, 1790—91), sowie den Anfang einer Lebensbeschreibung von dem ebengenannten Pott (Leipzig, 1790, erster und einziger Theil). Daneben eine kaum übersehbare Menge von Streitschriften, Pamphleten, Broschüren, theils Bahrdt's Charakter und öffentliches Verhalten überhaupt, theils einzelne besonders kritische oder anstößige Begebenheiten seines Lebens beleuchtend. Endlich, bei der großen Fruchtbarkeit Bahrdt's und der außerordentlichen Menge von Büchern, die er aus allen möglichen Gattungen der Literatur Messe für Messe in die Welt setzte, gibt es kaum ein kritisches Journal jener Zeit, in welchem nicht Bahrdt'sche Schriften, bald zustimmend und lobpreisend, bald bekämpfend und verdammend, besprochen und die verschiedenartigsten Streiflichter auf seinen Charakter, seine Thätigkeit und gesammte literarische Stellung geworfen würden.

Diese Schätze nun zu heben und statt des ungewissen, inhaltlosen Schattens, des leeren, hohlen Klanges, der uns jetzt allein noch von Bahrdt übrig ist, das wirkliche lebenstreue Bild dieses merkwürdigen und einflußreichen Mannes aus dem Schutt der Zeiten hervorzugraben, will dieser Aufsatz weniger selbst den Versuch machen, als

Andern, Befähigtern zu Fingerzeig und Einladung dienen. Es ist nur ein Bruchstück, was wir hier in Absicht haben, kann und darf nur ein Bruchstück sein, schon deshalb, weil eine vollständigere Ausführung mit dem Raum sowol wie dem Zweck dieses Taschenbuchs unverträglich sein würde —: ein Lebensbild, in welchem die allgemeinern Beziehungen zur Zeit nur flüchtig angedeutet werden, während der Hauptaccent auf die psychologische Entwickelung, die Darstellung des Charakters, und zwar weniger des wissenschaftlichen als des sittlichen, sowie auf die Schilderung äußerer Schicksale gelegt wird. Bahrdt verträgt nicht nur eine derartige Behandlung, sondern sogar er verdient sie und fodert sie selbst heraus. Seine wissenschaftliche Bedeutung (um dies hier gleich vorauszunehmen) ist jederzeit nur außerordentlich gering gewesen; er ist niemals ein König des Geistes, immer nur ein Kärrner gewesen, welcher die Ideen Anderer zu Markt gefahren hat, und noch dazu in den meisten Fällen einer jener betrügerischen Kärrner, welche ihre Waare unterwegs verfälschen und Wasser gießen in den Wein, den sie empfangen haben.

Dies führt uns, zum Schluß dieser Einleitung, auf eine Frage, welche allerdings eigentlich wol die erste und nächste hätte sein sollen und die ganz gewiß auch der Mehrzahl unserer Leser sich wird aufgedrängt haben, in demselben Moment, da ihnen die Ueberschrift dieses Aufsatzes in die Augen gefallen.

Nämlich man wird fragen, was die Erneuerung dieses Andenkens soll, in einer Zeit gerade, wie die gegenwärtige. Der Mann der Aufklärung, wird man fragen, der längst antiquirten, längst beseitigten, im Zeitalter der Philosophie,

der Theolog inmitten der Politik — was soll er? Ganz andere Fragen in diesem Augenblick bewegen die Welt, auf ganz andern Gebieten wird die Entscheidungsschlacht unserer Zeit gekämpft —; welch seltsamer Anachronismus, uns gerade jetzt das Bild eines Mannes vor die Augen zu führen, der in einer Bewegung wurzelt, welche für uns seit langem alle und jede Bedeutung verloren hat? Ja wenn es noch vor drei, vier Jahren geschehen wäre, damals, als der Pietismus und mit ihm, als nothwendige Ergänzung, die Lichtfreundschaft, protestantische wie katholische, bei uns in Blüte standen, da allenfalls hätte es noch einen Sinn gehabt. Damals schien es allerdings, als ob wir in der That noch einmal ein Volk von Theologen werden wollten und als ob die zweite Reformation, von der damals einige kleine Geister einen so großen Lärm verführten, wirklich vor der Thüre stände. Jetzt aber, da die Nichtigkeit dieser Bestrebungen längst aufgedeckt ist, da wir eingesehen haben und Niemand mehr widerspricht, daß diese scheinbaren theologischen Zuckungen in der That nur eine Metastase waren unsers allgemeinen politischen und socialen Leidens, was soll uns jetzt noch diese theologische Reminiscenz?

Nein, nicht eine theologische, auch nicht eine gelehrte, sondern eine, die immer und überall am Orte ist, die nie zu spät kommt, noch zu oft wiederholt werden kann, eine unmittelbar praktische, eine sittliche Mahnung will dieser Aufsatz sein!

Eine Mahnung nämlich, daß alles Talent und alle geistige Begabung nichtig ist, wo sie nicht zugleich auf dem Grunde einer energischen Sittlichkeit, eines gediegenen und männlichen Charakters beruht. An Talent und

Geschicklichkeit hat es Bahrdt gewiß nicht gemangelt. Im Gegentheil, die Behendigkeit des Geistes, mit der er sich jeder neuesten Richtung der Zeit anzuschmiegen, die Gewandtheit, mit welcher er sich in jede schwierigste Lage zu schicken, die Zähigkeit endlich, mit der er im tollsten Wirrwarr, der ärgerlichsten Zerrüttung seiner persönlichen Verhältnisse sich dennoch immer oben zu erhalten wußte, ist außerordentlich und nöthigt uns zur Anerkennung, selbst da noch, wo wir uns übrigens bereits mit Widerwillen, ja mit Abscheu von dem Thun und Treiben dieses Mannes abwenden müssen.

Aber so gewandt und stark im Aneignen, so schwach und unfähig ist er in der Hingabe. Bahrdt hat immer nur Alles für sich ausbeuten, niemals sich selbst seinem eignen Princip (oder dem, was er selbst als sein Princip verkündigte) unterordnen und hingeben mögen. Die ganze geistige Bewegung seiner Zeit, die ganze Krisis der Aufklärung, sogar seine eigenen persönlichen Martyrien (vorausgesetzt, daß der Name eines Märtyrers überhaupt Anwendung finden könnte auf einen Mann wie Bahrdt), für Bahrdt sind sie immer nur eine milchende Kuh, ein Gegenstand der Berechnung, ein Capital gewesen, das er möglichst hoch zu verzinsen, möglichst vortheilhaft, zu unmittelbarem persönlichen Genuß zu verwerthen suchte; er hat speculirt in Aufklärung, Toleranz und geistiger Freiheit, wie ...

Nun ja, sei es nur herausgesagt: wie heutzutage von nicht Wenigen speculirt wird in politischer Freiheit, in Demokratie und Revolution.

Denn dies ist der Punkt, auf den wir hinzielen, dies die Parallele, um derenwillen wir diese Erneuerung

des Bahrdt'schen Andenkens eben im jetzigen Augenblicke nicht nur für nichts Ueberflüssiges und Ungehöriges, sondern umgekehrt sogar für etwas vollkommen Zeitgemäßes und Nützliches halten. Wie Bahrdt in der Epoche der theologischen, so leben wir in den Zeiten der politischen Befreiung; wie damals das Gebäude des theologischen, so jetzt soll die Zwingburg des politischen Obscurantismus gebrochen, zur vernünftigen Wissenschaft das vernünftige Leben, zum freien Himmel die freie Erde hinzu erobert werden. Es ist völlig derselbe Kampf, wie damals, mit denselben Parteien, denselben Gegensätzen, nur daß er jetzt auf unmittelbar praktischem Gebiete und zumeist auch mit praktischen Waffen geführt wird.

Und da bringen nun die ähnlichen Zeiten ähnliche Erscheinungen. Nach den Götz und Ziegras unserer Tage brauchen wir nicht weit zu suchen, sie heulen aus jedem Winkel und das Echo ihres Heulens sind nicht, wie damals, Reichshofrathsbeschlüsse und Bücherconfiscationen, o nein, in diesem Punkte wenigstens sind wir vorgeschritten und Belagerungszustand und Martialgesetz sind der Nachhall, den unsere heutigen „schwarzen Zeitungen“ erwecken.

Aber leider auch die andere Seite fehlt nicht; auch in den Reihen unserer Freiheitsmänner selbst, auch unsere politischen Bahrdte scheinen nicht auszubleiben. Es ist nicht genug, daß man ein an sich großes und würdiges Princip vertritt, sondern auch die Vertretung selbst muß eine große und würdige sein. Der Dienst der Oeffentlichkeit, sei es in der Kunst, der Wissenschaft, dem Staate, ist alle mal ein Priesterthum, und es ist ein vollkommen richtiger Instinct, welcher das Volk ge-

rade an die Priester, als die ausdrücklichen Diener und Herolde des Göttlichen, die Foderung stellen läßt, durch ihr eigenes persönliches Verhalten Zeugniß abzulegen von diesem Göttlichen, das sie verkünden.

Und darum also, theologischer oder politischer Aufklärer, Vorkämpfer für geistige oder bürgerliche Freiheit, gleich viel: wer das Bekenntniß der Freiheit im Munde führt, wer aufzutreten wagt als Reformator seiner Zeit — und diese Freiheit ist nicht einmal mächtig genug, das einzelne Subject von seinen persönlichen Auswüchsen und Schlacken, seinen Leidenschaften, Thorheiten und Lüsten zu befreien — und dieser Reformator des Jahrhunderts hat nicht einmal Kraft genug über sich selbst, sich selbst und sein eigenes Innere zu reformiren: wahrlich, das ist ein schlimmerer Obscurant, ein gefährlicherer Reactionair ist das, als wie jemals aus dem feindlichen Lager hervorgehen kann. Jedes geistige Princip verlangt die volle Hingabe des ganzen und ungetheilten Menschen; nicht blos für den Kampf des Schlachtfeldes, auch für alle geistigen, alle geschichtlichen Kämpfe gilt das Wort des Dichters, daß nur, wer das Leben einsetzt, das Leben gewinnen kann. Wem Theorie und Praxis, Idee und Wirklichkeit nicht im innersten Kern, dem Kern des eigenen Lebens, der eigenen That, zusammenwachsen, wer nicht durch seine Handlungen seine Grundsätze, durch seine Werke seine Worte zu bestätigen, ja nöthigenfalls zu rechtfertigen weiß: den kann wol für eine kurze Zeit Glück, Zufall, Unverstand der Menge in die Höhe wirbeln; aber dieselbe Welle, die ihn emporgeschleudert, wird ihn ebenso rasch auch wieder hinunterspülen.

An diesem innern Widerspruch ist Bahrdt, ungeachtet seiner glänzenden Anlagen und trotz seiner zähen Beharrlichkeit, dennoch zu Grunde gegangen, und zwar nicht blos persönlich, sondern auch die Ehre seines Namens, auch das Gedächtniß der Nachwelt hat er darüber eingebüßt. Möge sein Beispiel denn auch uns in dieser Bewegung unserer Tage zur Lehre, zur Warnung gereichen! Mögen an den verwitterten Zügen dieses Bildes alle Diejenigen sich spiegeln, welche, im Bewußtsein ihrer (wirklichen oder vermeintlichen) geistigen Ueberlegenheit, die Achseln zucken bei dem Worte Sittlichkeit und es für einen Wauwau der Philister, einen Zopf der Romantik erklären! Mögen es namentlich alle Diejenigen thun, welche den Drang in sich fühlen, die Führer ihrer Partei, die Bannerträger der Zeit zu werden! Ein großes Princip mag sich mitunter wol kleiner Menschen bedienen, sich durchzusetzen: aber groß werden die kleinen Menschen darum doch nicht.

Und das bringt uns denn auf den zweiten und letzten Punkt. Nicht blos zur Warnung soll uns das Bild dieses Mannes dienen, nein, sondern auch zur Ermuthigung; nicht blos den falschen Freunden der Freiheit zur Beschämung, sondern auch ihren aufrichtigen, treu ausharrenden soll es zum Trost gereichen.

Oder wo haben Aufklärung, Toleranz und geistige Freiheit je einen ärgern, einen gefährlichern Feind gehabt als Bahrdt? Bahrdt, der Allen, welche der Aufklärung, nach damaligem orthodoxen Standpunkt, die Auflösung aller sittlichen Bande, den Ruin aller Tugend, die Vernachlässigung aller bürgerlichen und häuslichen Pflichten in die Schuhe zu schieben liebten, als ein leben-

diges und, dem Himmel sei es geklagt, nur allzugültiges Beweisstück dienen konnte? Bahrdt, der zuletzt so durch und durch angefüllt war von sittlicher Fäulniß, so gerichtet und zu Boden geschleudert von der allgemeinen Verachtung seiner Zeitgenossen, daß die Gehässigkeit seiner Person sich unwillkürlich auf Alles übertrug, was von ihm ausging oder mit ihm in Berührung stand, selbst auch auf die Ideen, die er vertrat oder doch zu vertreten behauptete?!

Nun, und die Aufklärung hat auch diese Gefahr überwunden! und sie haben dennoch gesiegt, diese so schwer gefährdeten, so schmählich preisgegebenen Ideen! Unbehindert durch die Widersacher, welche ihr ganz besonders durch Bahrdt erweckt worden, hat die Aufklärung ihre große Aufgabe dennoch vollendet und sich durch alle Klippen und Untiefen hindurch, in schöner, stetiger Folge, fortentwickelt zu immer reinern, wissenschaftlichern Formen, immer höhern, menschlichern Zielen. Der Schmuz, welchen Bahrdt in die Höhe spritzte, ist endlich nur auf ihn selbst zurückgefallen; an dem reinen Gewande der Aufklärung ist nichts davon haften geblieben, noch schmeckt das Brot unserer Bildung schlechter, weil der Acker, auf welchem sie gewachsen, unter Anderm auch mit dem Unrath eines Bahrdt gedüngt ward.

Hoffen wir, ja noch viel mehr, halten wir fest an der Ueberzeugung und getrösten uns ihrer, daß es auch mit der Entwickelung unserer politischen Freiheit nicht anders kommen wird. Man hört jetzt häufig den alten Spruch parodiren, daß, wo immer die Kunst gesunken, dies alle mal geschehen sei durch die Künstler. Ebenso, sagt man, sei nun überall und auch in unsern Tagen

die Freiheit durch die Freiheitsmänner, die Demokratie gesunken durch die Schuld der Demokraten. Dem Kleinmuth einer Zeit, welche, gleich der unserigen, es hat erleben müssen, wie ihre edelsten, ihre berechtigtsten Hoffnungen, eine nach der andern, mit Sturmeseile zu Grunde gegangen sind, mag man diese beschränkte Auffassung verzeihen; es ist natürlich, daß sie nach Erklärungen hascht für etwas, das ihr selber unerklärlich ist. Wer aber die Geschichte der Kunst mit freierm Auge und in etwas größerm Umfange beherrscht, der weiß auch, daß, wie immer die Künstler gewesen sein mögen, über gute und schlechte hin unbekümmert, unabhängig — die Kunst selbst ist ewig und schreitet ewig fort, von Jahrhundert zu Jahrhundert, zu immer neuer, immer schönerer Entfaltung. Ebenso auch die Freiheit. Auch sie ist eine Sonne, vor die sich wol zuweilen Nebel, Wolken, Gewitter lagern mögen; aber hinter Nebeln, Wolken und Gewittern — die Sonne selbst vollendet dennoch unabwendbar ihre Bahn, ja selbst wenn sie unserm Auge entschwunden ist, leuchtet sie dennoch fort. Auch die Sonne der Freiheit, wenn auch in diesem Augenblick für uns verhüllt, ist darum nicht verloschen; auch sie wird siegen, und das nicht blos über ihre Gegner, das wäre freilich wenig: sondern auch über ihre falschen Freunde, auch über die, welche den heiligen Namen der Freiheit schänden und preisgeben, mit Einem Worte, auch über die politischen Bahrdte unserer Tage wird sie es!

Karl Friedrich Bahrdt wurde am 25. August **1741** zu Bischofswerda geboren, wo sein Vater, Johann Friedrich, damals als Diakonus angestellt war. Die Parrhesie, in welcher Bahrdt sich bei Abfassung seiner Selbstbiographie gefallen, und die für ihn als pikante Zuthat und Lockspeise für das Publicum allerdings wol unerläßlich sein mochte, hat auch des eigenen Vaters nicht geschont. Mit einer Offenheit, die man wenigstens dem Sohne gern erließe, erzählt er, wie sein Vater sowol die damalige Anstellung, als auch die nachfolgende rasche und glänzende Beförderung weit weniger seinem eigenen Verdienst zu verdanken hatte als der Gönnerschaft, mit welcher der damalige Oberconsistorialpräsident zu Dresden, Graf von Holtzendorf, ihn beglückte.

Sowol die Art und Weise, wie diese Gönnerschaft erworben, als wie sie geübt ward, ist charakteristisch für die damaligen theologischen Zustände Sachsens, sowie überhaupt für das Nepotenwesen, das dazumal überall in Deutschland, mit einziger Ausnahme Preußens, alle öffentlichen Verhältnisse durchwucherte.

Bahrdt's Vater war nach vollendeter Universitätszeit Hofmeister geworden in dem gräflich Flemming'schen Hause. Eines Tages wurde in demselben eine Hochzeit gefeiert, welcher auch Graf Holtzendorf, als Verwandter der Familie, beiwohnte. Das Brautpaar war sehr ungleicher Beschaffenheit: die Braut wohlgewachsen, schön, geistreich; der Bräutigam geistlos, buckelig, von abschreckender Häßlichkeit. Am Schluß des Mahles, aufgeregt durch die „großen Pokale", verlangt die Excellenz aus Dresden eine Strohkranzrede. Niemand hat daran gedacht: allein der Graf besteht darauf und die Gesell-

schaft, in ihrer bacchischen Erregung, steht ihm jubelnd bei. Nun großer Tumult, große Verlegenheit — bis plötzlich von seinem unscheinbaren Sitz am Ende der Tafel der Hofmeister sich erhebt. „Er ergriff das frappante Thema von der Harmonie als Grundlage glücklicher Ehen und führte dasselbe, nachdem er alle Anwesenden durch die Ankündigung desselben stutzig und fast verlegen gemacht hatte, mit solcher Delicatesse und zu so allgemeiner und unerwarteter Zufriedenheit aus, daß ihm der Präsident die glänzendsten Lobsprüche ertheilte und von Stund' an beschloß, diesen zufällig entdeckten Mann von den seltensten Talenten in der Welt groß zu machen." (Bahrdt's Geschichte seines Lebens rc. I, 17.)

Von da an wurde Bahrdt's Vater (um den Ausdruck des Sohnes zu wiederholen) „von einer Stelle zur andern beinahe gejagt. Der Präsident war so schwärmerisch für ihn eingenommen, daß er ihm gar keine Zeit ließ, sich zu besinnen. Er wollte ihn mit Gewalt zu den ersten Ehrenstellen im Lande erhoben sehen und schien die Zeit nicht erwarten zu können, welche der gewöhnliche Stufengang erfoderte."

Die erste dieser Gunstbezeigungen war denn das oben erwähnte Diakonat zu Bischofswerda, während dessen unser Bahrdt, als Erstgeborener, zur Welt kam. Aber schon in demselben Jahre wurde der Günstling nach Schönfeld, „einer der schönsten Pfarreien bei Dresden", befördert. Vier Jahre später finden wir ihn bereits als Superintendent zu Dobrilugk, bis er endlich im Jahre 1747, wiederum durch die allmächtige Vermittelung seines Gönners, eine Vocation nach Leipzig, als Katechet und Prediger an der Peterskirche, erhielt.

Denn dies war von Anfang die eigentliche Absicht seines geistlichen Mäcen gewesen: ein Mann von solchem behenden Witz, solcher fließenden Beredtsamkeit, solcher Gewandtheit der Sitten schien ihm nur an einer Universität am rechten Fleck zu sein; nur die Universität war der geeignete Schauplatz für jenes außergewöhnliche Talent, welches Herr von Holtzendorf hier entdeckt zu haben meinte. Bahrdt's Vater mußte sich daher sofort auch in der theologischen Facultät habilitiren. Die Beförderung blieb auch hier nicht aus: schon 1748 wurde er außerordentlicher Professor, 1750 Beisitzer des Consistoriums, 1755 ordentlicher Professor der Theologie.

Allein wie es bei dergleichen Gönnerschaften zu gehen pflegt: der Graf, bei dieser Wendung, welche er dem Schicksal seines Günstlings gab, hatte weit mehr seine eigenen Wünsche, als die Wünsche seines Schützlings selbst befragt.

Und jedenfalls mehr als seine Fähigkeiten. Johann Friedrich Bahrdt mochte ein ganz geschickter Redner, ein sehr gewandter Gesellschafter, sogar ein ganz vortrefflicher Geistlicher mochte er gewesen sein, aber zum Universitätslehrer fehlte ihm nicht mehr als Alles. Nicht einmal von der lateinischen Sprache (a. a. O. S. 22) besaß er jene triviale und handwerksmäßige Kenntniß, deren er in seinem neuen akademischen Amt nothwendig bedurfte; man kann daraus abnehmen, wie es übrigens mit seiner gelehrten, geschweige denn gar seiner wissenschaftlichen Befähigung bestellt sein mochte.

Nun rechne man ferner dazu die Neider und Feinde, welche den hinlänglich bekannten Günstling des allmächtigen Consistorialpräsidenten bei seinem Eintritt in Leipzig

empfingen und die alle nur auf eine Gelegenheit lauerten, ihn „als einen armen Sünder bloßzustellen und den Holtzendorf'schen Liebling verächtlich zu machen."

In der That, der arme Mann war der Märtyrer seines Patrons. Selbst noch in der (einigermaßen frivolen) Schilderung seines Sohnes ist es gar beweglich zu lesen, welche Noth er ausstand und wie er Jahre lang, mit Zittern und Zagen, sich abquälen mußte, insgeheim, durch nachträgliche häusliche Studien, die Lückenhaftigkeit seiner Kenntnisse auszufüllen und einen Schein von Gelehrsamkeit zu behaupten, an den er selbst wahrscheinlich blutwenig Anspruch machte, der ihm aber unentbehrlich war, wollte er seinen hochgestellten Beschützer nicht prostituiren und damit vielleicht das ganze Kartengebäude seines Glücks auf einen Schlag schmachvoll zertrümmern. Es macht dem alten Bahrdt alle Ehre und ist ihm, in unsern Augen wenigstens, eine bessere Empfehlung, als alle Commendationen und Recommendationen der dresdner Excellenz, daß er in dieser desperaten Lage Kopf und Herz dennoch nicht verlor, daß er sich nicht verleiten ließ, die Rolle des gelehrten Charlatans, die ihm hier gewissermaßen aufgezwungen war, auf die Dauer fortzuspielen, sondern daß er im Gegentheil durch Anstrengung und Mühe und ehrlichen, ernsthaften Fleiß den Foderungen seines Amtes zu genügen und die Kenntnisse, welche seine Stellung voraussetzte, wenigstens nachträglich zu erwerben suchte. Der ausgezeichnete Gelehrte freilich, die Leuchte der Wissenschaft, die Zierde der Universität, welche Graf Holtzendorf, allzu sanguinischer Hoffnung voll, in dem gewandten Strohkranzredner erblickt, ja zu der er ihn mit Gewalt hatte machen wollen,

ist er niemals geworden. Aber seinem redlichen Eifer gelang es, sich mit Anstand vor dem Publicum zu behaupten und den zweideutigen Ursprung seines Glücks in Vergessenheit zu bringen, sodaß, als er endlich im Jahre 1775 in ansehnlichen Aemtern und Würden, als Canonicus zu Zeitz, Domherr zu Meißen, Superintendent zu Leipzig, zu seinen Vätern versammelt ward, ihm allgemein der Ruf eines fleißigen und gewissenhaften Lehrers folgte. Das Verzeichniß seiner Schriften, wie es unter Anderm von Adelung zum Jöcher, im ersten Band, und danach auch von Meusel, im Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, I, 140—143 gegeben worden, ist außerordentlich zahlreich. Doch enthält es, charakteristisch genug, von eigentlich gelehrten Schriften, Schriften, wie man sie von einem Manne der Wissenschaft, einem Universitätslehrer erwartet, wenig oder nichts; beiweitem das meiste sind Erbauungsschriften, besonders Predigten, wie er denn zu seiner Zeit einer der beliebtesten Kanzelredner Leipzigs gewesen sein soll.

Aber nicht blos als Beitrag zur Charakteristik jener Zeit, „da Hofnarren Regimenter vergaben und sächsische Kammerdiener polnischen Starosten zu Ritterorden verhelfen konnten" (Pott, im Leben Bahrdt's, I, 23), haben wir diese Geschichte seines Vaters hier so ausführlich erwähnt, sondern noch mehr wegen der nahen und unmittelbaren Beziehungen, in welchen dieselbe zu dem eigentlichen Helden dieses Aufsatzes selber steht.

Ganz nämlich, bei alledem, sollte es Bahrdt's Vater nicht vergönnt sein, die übeln Nachwirkungen jenes ersten, in sich unwahren und erkünstelten Verhältnisses zu beseitigen. Sich selbst im Lauf der Jahre durch Fleiß und Ausdauer mochte er davon befreien: aber sie kehrten wieder und rächten sich gleichsam in der Entwickelung seines Sohnes.

Zu Vielem, was sich in Bahrdt's späterm Charakter verhängnißvoll entfaltete, ist zweifelsohne schon damals, in diesen ersten Eindrücken der Jugend, diesem frühsten Einfluß des väterlichen Beispiels, der Grund gelegt worden.

Die wahre, beste Grundlage jedes echten Familienglücks sind Fleiß und Arbeit; es schmeckt kein Brot so gut und bekommt den Kindern keins so wohl, als das selbsterworbene, an dem der Schweiß des Vaters klebt. Das Bewußtsein, einer Familie anzugehören, welche getragen wird von der Freundschaft hochgestellter und einflußreicher Gönner, mag viel Bequemes, viel Schmeichelhaftes haben; aber der rechte Segen, der Segen des Fleißes und der Arbeit, des Beispiels und der Ermunterung, ist nicht darin. Wie Bahrdt's Vater Alles, was er geworden, weit weniger seinem eigenen Verdienst und seiner wirklichen Fähigkeit, als einem glücklichen Ungefähr, einer Laune des Zufalls verdankte: so wird auch Karl Friedrich Bahrdt sein ganzes abenteuerliches Leben hindurch nicht müde, nach Gönnern und Beschützern umherzusuchen; so ist auch er jeden Augenblick bereit, sein Lebensschiff den seltsamsten, den unwahrscheinlichsten Launen des Zufalls zu vertrauen und nur die wahren Pfeiler jedes häuslichen und bürgerlichen Glücks: Arbeit,

Maß, Selbstbeherrschung — nur diese zu gründen trägt er keine Lust.

Für Bahrdt's Vater ferner, in seiner verzwickten, unwahren Lage, war es eine traurige Nothwendigkeit gewesen, Morgens zu lernen, was er Mittags lehren wollte; gelehrter Tagelöhner, wie er war, hatte er sich wol begnügen müssen, von der Hand in den Mund zu leben.

Aber was der Vater gezwungen, das that der Sohn freiwillig und aus eigener Neigung. Wie ohne sittliche Würde und höhern wissenschaftlichen Sinn, so ist Bahrdt auch, bei einer ungewöhnlichen Menge der verschiedenartigsten Kenntnisse, dennoch stets ohne nachhaltige und gründliche Gelehrsamkeit geblieben. Fast alle Fächer der theologischen Bildung hat er berührt, in allen sich thätig gezeigt: aber in keinem einzigen ist er jemals wirklich heimisch geworden, aus keinem einzigen hat er, was sonst die unmittelbare und ewig sichere Frucht jeder ehrlichen wissenschaftlichen Beschäftigung ist, sittlichen Muth und höhere, geistige Freudigkeit gewonnen. Wie er als Schriftsteller meist nur auf Bestellung des Buchhändlers zu schreiben pflegte, so auch seine gelehrten Studien trieb er immer nur eines nächsten, äußerlichen Zweckes willen, und immer nur so lange und so weit, als dieser Zweck erfoderte. Bahrdt's Leichtsinn in dieser Hinsicht ist unglaublich; an die weitläufigsten, die schwierigsten wissenschaftlichen Aufgaben, zu denen die mühsamsten Vorstudien gehörten, macht er sich mit einer Keckheit, einer Leichtigkeit, welche selbst Kenner auf Augenblicke täuschen konnte; in völlig neue Lebensbahnen stürzt er sich, ohne auch nur eine Ahnung zu haben von den Pflich-

ten, die ihn erwarten, und der Verantwortlichkeit, die er auf sich nimmt.

Und das nicht blos in jungen Jahren: im Gegentheil, wie die Jahre wachsen und die Noth, so wächst auch dieser Leichtsinn, bis er zuletzt in völlige Schwindelei, ja in noch Schlimmeres ausartet. Man sieht, er hat überall nur die erste Hälfte des väterlichen Beispiels vor Augen behalten; die andere, die Erinnerung an den Fleiß, die Sorgen und Entbehrungen des Alten, hat, trotz der beredten Schilderung, die er selbst davon entwirft, in seinem Gedächtniß nicht gehaftet.

Dazu (und dieser Zug in der That fehlte noch, das Bild dieses „Günstlings wider Willen" zu vollenden) kam die höchst bedrängte ökonomische Lage der Familie. Aemter, Würden und Titel hatte Herr von Holtzendorf seinem Schützling wol verschaffen können, aber an dem Gelde (man erinnere sich, daß es zur Zeit der Brühl'schen Verwaltung war) ward auch seine Kunst zu Schanden. Vielleicht auch, nach großer Herren Art, hielt er einen mäßigen Grad von Hunger für diejenige Lebensweise, bei welcher Geist und Gelehrsamkeit sich am wohlsten fühlen, wie die üppigsten Pflanzen in magerm Boden meist am besten zu gedeihen pflegen. Zum Professor hatte er ihn wol gemacht, aber wovon der Professor leben sollte, das überließ er der Zeit. Und da nun der bekannte Spruch: „Lipsia vult expectari" schon damals seine Geltung hatte, so währte die Zeit etwas lang, und fast zehn Jahre hindurch „mußte der Prediger den Magister, den Baccalaureus, den Professor extraordinarius, den Doctor ernähren" (I, 20). Oder wo er sie nicht ernähren konnte, nun wohl, da machte er

Schulden: sodaß wir also auch die finanziellen Calamitäten, an denen Bahrdt Zeit seines Lebens gelitten und die ihm Veranlassung zu vielen schlimmen Streichen geworden sind, schon als eine Mitgift des väterlichen Hauses, eine gewohnte Umgebung seiner Jugend zu betrachten haben.

Ueberhaupt, so zweideutig es mit der historischen Treue von Bahrdt's Selbstbiographie allerdings bestellt ist und so wenig Gewicht wir deshalb auch auf einzelne Anekdoten und Geschichtchen legen wollen, die er von seinem Vater sowie überhaupt von seiner Jugendzeit erzählt (man vergleiche z. B. die allerdings etwas wundersame Erbschaftshistorie, I, 337—350, vgl. auch ebendaselbst Seite 28 fg.), so scheint uns doch aus Allem immerhin so viel festzustehen, daß die häusliche Umgebung, unter welcher Bahrdt heranwuchs, keine durchweg glückliche und angemessene war und daß, wenn späterhin das Beispiel der Welt und der Ungestüm des eigenen heißen Blutes verführerisch auf ihn eindrangen, er bei den Erinnerungen seiner Jugend, den Bildern des väterlichen Hauses nur wenig Schutz dagegen finden konnte.

Aber wie wäre dies auch anders möglich gewesen, da seiner Erziehung gerade das Wichtigste fehlte, das lenkende, vorsorgende Auge des Vaters? Dies war jedenfalls das Schlimmste, was die thörichte Grille des Herrn von Holtzendorf in ihrem Geleite hatte: indem Bahrdt's Vater seine ganze Zeit darauf verwenden mußte, nachträglich so gelehrt zu werden, wie sein hoher Patron ihn mit Gewalt haben wollte, so war er außer Stande, der Erziehung seiner Kinder die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen; den ganzen Tag eingeschlos-

sen auf seiner Studirstube, zitternd, daß ihm kein gelehrter Schnitzer entschlüpfe, geplagt von Nahrungssorgen und häuslichem Kummer, mußte er der Grille seines Gönners nicht nur die Ruhe des Augenblicks, sondern auch das Glück seiner Familie, die Zukunft seiner Kinder zum Opfer bringen.

Die Erziehung des jungen Bahrdt gerieth also ausschließlich in die Hände der Hauslehrer. Und welcher Hauslehrer! Wir wollen auch hier wieder Bahrdt's Glaubwürdigkeit nicht höher anschlagen, als sie ist; die Portraits, die er von seinen Lehrern entwirft, sind zu sehr mit jenem grellen, saftigen Pinsel gemalt, den er bei dergleichen Gelegenheiten liebt, und erinnern zu sehr an gewisse stereotype Figuren, mit denen er in spätern Jahren seine Romane auszuschmücken pflegte, als daß wir sie nicht, in dieser Färbung wenigstens, zum guten Theil für Phantasiegestalten halten möchten.

Gleichwol, und wenn man auch neun Zehntel auf Bahrdt'sche Uebertreibungen und seine specifische Lust am Schmuz abrechnet, so ist auch dieser Rest noch immer hinreichend, von der Erziehung, wie sie dazumal, vor dem Auftreten Basedow's, selbst in gebildetern Familien in Deutschland üblich war, eine höchst abschreckende Probe zu gewähren. „Den Jungens täglich so und so viel Stunden zu geben, sie dann auf der Stube zu halten, daß sie keine Teufeleien machen, und mit dem Ochsenziemer darunter zu hauen, daß das Fell stiebt" (I, 37), war die ganze Instruction, mit welcher Bahrdt's Vater die neueintretenden Präceptoren empfing. Nebenher durfte der Lehrer möglichst wenig kosten; war es ein armer Student, der es umsonst that, in demüthiger

Hoffnung auf künftige Fürsprache des hochwürdigen Herrn Professors, so war das um so besser.

So gingen die Bahrdt'schen Kinder von einer Hand in die andere; es kam vor, daß sie den Lehrer drei mal in einem Jahre wechselten.

Mit den Lehrern theilte sich das Gesinde in das Erziehungsgeschäft; kaum eine Art von Thorheit, ja Niederträchtigkeit läßt sich denken, in die Bahrdt nicht, seiner eigenen Erzählung zufolge, schon als Kind durch Lehrer und Gesinde wäre eingeweiht worden.

Endlich mochte Bahrdt's Vater dies Treiben denn doch zu anstößig werden; er beschloß, die häusliche Erziehung mit der öffentlichen zu vertauschen. Bahrdt wurde auf die Leipziger Nicolaischule gebracht, an deren Spitze damals „der große Reiske" stand. Allein wenn wir Bahrdt's Schilderung Glauben schenken, so war Reiske allerdings wol ein vortrefflicher Sprachforscher, ein ausgezeichneter Gelehrter, aber sein Werth als Schulmann war ziemlich untergeordnet. „Er hatte keine Gabe des Vortrags und konnte seine unermeßlichen Reichthümer in Sprachen und Geschichte nicht von sich geben. Seine Seele" (wer sich mit Bahrdt's Schriften bekannt machen will, muß dergleichen Kraftausdrücke schon mit in den Kauf nehmen, sie sind zu charakteristisch, als daß wir sie unterdrücken dürften) „glich einem Bauche, der ohne Klistiere keinen Abgang hat. Es war ein Gelehrter, der mit Kenntnissen ganz eigentlich überladen und eben darum beständig obstruirt war. Man mußte selbst schon weit sein, wenn man ihn wirklich benutzen wollte. Man mußte mit ihm sprechen, man mußte ihm Alles, was man zu wissen nöthig fand, abfragen: da war der

Mann unerschöpflich, da war er befriedigend, da ward er lehrreich. Aber wenn er Lehrlinge vor sich hatte und allein sprechen mußte, da konnte er nichts als exponiren und paraphrasiren, und das noch dazu in einem Deutsch, das nicht zu genießen war" (I, 71). Daß dies Letztere wenigstens kein Bahrdt'scher Zusatz, dafür geben noch heutigen Tages die Reiske'schen Uebersetzungen, z. B. des Demosthenes, den Beweis.

Also war für den jungen Bahrdt auch hier nur wenig Gewinn zu holen. Auch war sein Aufenthalt auf der Nicolaischule nur von sehr kurzer Dauer; schon im nächsten Jahre (1754) hatte sein Vater Gelegenheit, ihn, sammt einem jüngern Bruder, in der berühmten Fürstenschule zu Pforta unterzubringen.

Wir haben bereits gesagt, daß Bahrdt eine persönliche Vorliebe für allen Schmuz und Unrath hat und daß sein Pinsel mit Behaglichkeit bei Schilderungen verweilt, über die ein Anderer geflissentlich hinwegeilen würde. So auch in Dem, was er, in großer Ausführlichkeit (a. a. O., 74—114), über den damaligen Zustand dieser so berühmten, um die deutsche Bildung so hochverdienten Anstalt erzählt und was Alles darauf hinausläuft, die damalige Schulpforta als einen wahren Abgrund zu schildern von Unordnung und Verkehrtheit, von geistiger und sittlicher Verwilderung. Unter den Lehrern nichts als Narren und Pedanten; unter den Schülern der lächerlichste Pennalismus Hand in Hand mit den abscheulichsten Lastern; in der innern Verwaltung Betrug, Unordnung und klägliche Hungerleiderei.

Es muß natürlich an diesem Orte dahingestellt bleiben, wie viel von diesen Beschuldigungen begründet und

wie viel nicht. Nur, wenn Bahrdt gleichsam die ganze Luft von Pforta als verpestet schildert, so können wir doch nicht umhin, beiläufig darauf aufmerksam zu machen, daß nur wenige Jahre früher in eben diesen Räumen (um uns an diesem einen Beispiele zu begnügen) die erhabene, keusche, jungfräuliche Seele eines Klopstock sich entwickelt hatte: während allerdings ein junger Mensch, der so gewitzigt hinkam und solche Schule bereits durchgemacht hatte, wie Bahrdt, allerhand Anstößiges erblicken mochte.

Dennoch, seinem eigenen Eingeständnisse nach, legte Bahrdt in den zwei Jahren seines Aufenthalts in Pforta den eigentlichen Grund seiner gelehrten Bildung. Die tüchtige philologische Zucht, durch welche Pforta seit Jahrhunderten berühmt ist, verfehlte auch auf ihn ihre gute Wirkung nicht: wennschon er auch hierin sich mehr an das Aeußerliche hielt, indem er sich vornehmlich durch seine Gewandtheit in lateinischen und sogar griechischen Verskünsten auszeichnete. Mit besonderer und bei Bahrdt doppelt hoch anzurechnender Wärme gedenkt er unter seinen dortigen Lehrern des Rector Freytag (gest. 1761; vgl. Adelung zum Jöcher, sowie Meusel, III, 492). Er nennt ihn „den würdigsten Schulmann, den wahren Pendant eines großen Ernesti, einen edeln, für seine Schüler väterlich gesinnten Mann" (I, 75). Aber daß derselbe „bei einem unbehülflich dicken Körper ein äußerst austeres Air hatte und vor Fett grunzte", vermag der dankbare Schüler bei alledem nicht zu verschweigen.

Ueber die Art seines Abschieds von Pforta sind verschiedene Versionen im Umlauf. Nach Bahrdt's eigener Erzählung wäre derselbe auf seine inständigen Bitten,

weil er nämlich außer Stande gewesen, den brutalen Pennalismus seiner Mitschüler länger zu ertragen, also freiwillig und in allen Ehren, ja sogar nicht ohne Glanz (I, 130) erfolgt. Nach dem übereinstimmenden Zeugniß Anderer dagegen (vgl. namentlich Pott, I, 70, wie auch die sehr sorgfältige Compilation von von Gehren, im siebenten Theil der Ersch und Gruber'schen Encyklopädie, Art. Bahrdt) wäre Bahrdt von Pforta relegirt worden. An und für sich ist die Sache sehr gleichgültig; nur für die Glaubwürdigkeit dieses Abschnittes der Bahrdt'schen Autobiographie würde sie allerdings entscheidend sein. Denn erstlich könnte es danach mit der allgemeinen Verwilderung und der Auflösung aller Zucht und Sitte im damaligen Pforta doch nicht so arg gewesen sein, als er es schildert: noch auch er selbst das Lamm von Unschuld und Kindlichkeit, als welches er sich, in schwer zu lösendem Widerspruch mit seinen eigenen frühern Erzählungen, inmitten dieser verderbten Umgebung darzustellen sucht.

Und endlich hätten wir darin vielleicht auch einen Schlüssel, uns die besondere Gehässigkeit zu erklären, mit welcher er jene berühmte Anstalt beurtheilt.

Wie sich dies aber auch verhalte, genug, Bahrdt verließ im Jahr 1756 die Schule von Pforta; bald darauf, in einem Alter von kaum 15 Jahren, finden wir ihn als Student zu Leipzig wieder. Bevor wir ihn jedoch auf diesen neuen Lebenspfad begleiten, wollen wir hier noch einige Betrachtungen einschalten, welche Bahrdt bei Erzählung seiner Jugendgeschichte über sich selbst anstellt und in denen er uns den eigentlichen kranken Fleck seines ganzen Wesens, die eigentliche „erste Lüge", die all seinen damaligen wie spätern Verirrungen zu Grunde

liegt, mit erschreckender Genauigkeit getroffen zu haben scheint. Er spricht von seiner Uebersiedelung von Leipzig nach Pforta und daß dieser Wechsel des Aufenthalts, der Umgebung, der Lebensweise, sonst so epochemachend für jugendliche Gemüther, auf ihn so gut wie gar keinen Eindruck hervorgebracht habe. „Ich war in Absicht auf Leibesstärke und Weltkenntniß ein wahres Kind und fand mich gleichwol in meine neue Welt, wie wenn ich schon oft solche Veränderungen erfahren hätte. Das Neue schreckte mich nicht; das plötzliche Verschwinden des Alten rührte mich nicht" (I, 74). Läßt die äußerste Oberflächlichkeit des Geistes, die vollkommenste Oede des Herzens, mit einem Wort: die vollendete Indolenz des Egoismus — läßt sie sich mit kürzern Worten treffender schildern? Und welch ein Mann mußte werden aus diesem Kinde, in dessen Seele schon mit dreizehn Jahren kein Eindruck haftete? das schon mit dreizehn Jahren sich rühmen konnte, frei zu sein von Anhänglichkeit, Pietät und Treue und jeder natürlichen Regung eines unverbildeten, kindlichen Herzens?

Und an einer andern Stelle, über deren speciellen Zusammenhang man das Bahrdt'sche Buch selbst vergleiche (a. a. O., 53):

„Ich bin gewiß, daß auf diese Weise der Grund zu meinem idiosynkratischen Leichtsinne gelegt und mir für mein ganzes folgendes Leben zum bleibenden Hange gemacht worden ist, mir stets frohe Aussichten zu bilden und bei allen Gegenständen der Zukunft nur die heitere, angenehme und reizende Seite zu sehen und für Schwierigkeiten und mögliche böse Folgen gar kein Auge zu haben .... (Ebend., 76.) Dies ist das schätzbare Eigen-

thum meiner Seele, das die Mutter Natur mir verlieh. Ich kann durch kein Uebel auf lange Zeit niedergebeugt werden. Es sei so groß es wolle oder komme noch so plötzlich und unvermuthet; so ist's, wie gesagt, nichts als ein Schlag, der durch und durch geht und mich höchstens auf einige Minuten nachdenkend macht. Aber so wie die erste Erschütterung sich verbebt hat, so eilt meine rege Phantasie mir zu Hülfe und mein glücklicher Leichtsinn macht, daß die neue Lage, in der ich mich befinde, mir von einer genießbarern Seite erscheint. Da erblicke ich augenblicklich eine Menge Bilder, die mich beruhigen, wenn's gleich nur oft leere Erscheinungen sind. Da sehe ich schnell oder bilde mir ein zu sehen eine Menge großer oder kleiner Vortheile, welche das eingetretene Uebel nach sich ziehen könnte. Da sehe ich eine Menge Mittel, wie ich mir es zu heben oder abzukürzen oder zu mindern vermag. Da fallen mir Anschläge und Projecte ein, durch deren Ausführung ich mich wieder schadlos zu halten und den erlittenen Verlust oder Schmerz mir wieder zu ersetzen gedenke. Kurz, meine Ruhe ist in weniger Zeit wiederhergestellt und ich trage das Uebel mit der größten Gelassenheit, wenn es nur nicht mit continuirlichen Qualen verbunden ist. Ich kann auch betheuern, daß ich nie über ein Unglück geweint habe, ob ich gleich sonst bei rührenden Auftritten sehr leicht weine."

Ein treues Bild, ohne Zweifel: aber auch ein Bild von Frivolität, Selbsttäuschung und sittlicher Feigheit, zu dem Bahrdt's traurige äußere Schicksale denn freilich nur den unvermeidlichen Commentar bilden.

1756 also kehrte Bahrdt nach Leipzig zurück, um sich daselbst, nach dem Beispiel und unter der persönlichen Anleitung seines Vaters, dem Studium der Theologie zu widmen.

Die Universität Leipzig befand sich damals in einer ihrer glänzendsten Epochen. Gottsched zwar hatte von dem Ansehen, durch welches er einige Zeit hindurch die deutsche Literatur beherrscht hatte und von dem ein nicht geringer Theil auch auf Leipzig, als auf den Sitz und Mittelpunkt literarischer Cultur, zurückgefallen war, dazumal bereits bedeutend eingebüßt, selbst auch bei seiner nächsten Umgebung. Auch Christ, dieser noch beiweitem nicht hinlänglich gewürdigte Vorläufer Winckelmann's und Heyne's, der Erste, der die griechischen Alterthümer nicht blos mit Gelehrsamkeit, sondern auch mit Geschmack und aufdämmerndem Schönheitssinn behandelt hatte, war in demselben Jahre gestorben, da Bahrdt die Universität bezog. Doch wirkte sein Einfluß noch lebendig fort und trug, in Verbindung mit der belletristischen Richtung, zu welcher Gottsched den Anstoß gegeben hatte, wesentlich dazu bei, dem wissenschaftlichen Leben Leipzigs jenes liberale, ästhetische Gepräge aufzudrücken, das noch zehn Jahre später dem jungen Goethe so wohlthuend entgegentrat und das (setzen wir hinzu) Leipzig seitdem eigenthümlich geblieben ist. Auch die bescheidene Thätigkeit Gellert's, dessen Name damals bereits einer der populairsten in Deutschland war und der durch seine liebenswürdige Persönlichkeit, die Reinheit seines Herzens, die Milde seiner Gesinnung einen größern Einfluß auf die Jugend übte, als tausend Andere durch die erstaunlichste Gelehrsamkeit, kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

Freilich wol, wie viel von dieser leipziger liberalen Bildung, wie viel namentlich von der Gellert'schen Duldsamkeit und Milde gerade bei der theologischen Facultät zu finden war, das ist eine andere Frage: und wenn man die Namen der damaligen Facultät durchmustert und sich erinnert an die Streitigkeiten, die Klatschereien und Verfolgungen, die namentlich unter den leipziger Theologen im Schwange waren, so dürfte man nicht eben geneigt sein, sie zu Gunsten derselben zu entscheiden. Die theologische Facultät zu Leipzig war bekannt als eine der orthodoxesten im Lande; zwei Menschenalter waren vergangen seit den berühmten Streitigkeiten mit Spener und Thomasius; aber die barbarische Rechtgläubigkeit, der unerbittliche Zionseifer von damals hatte sich getreulich fortgeerbt.

Nur ein einziger Mann machte in dieser Hinsicht eine Ausnahme, aber dieser auch eine glänzende: Johann August Ernesti, der eben dazumal (Professor der alten Literatur seit 1742, ward er im Jahr 1759 Professor der Theologie) im Begriffe stand, den Uebergang zur Theologie zu vollenden. Es ist begreiflich hier nicht der Ort, uns des Weitern über Ernesti's theologische Stellung und Bedeutung auszulassen. Nur erinnern wollen wir, daß Ernesti der Erste in Deutschland war, der die strengen und unparteiischen Principien philologischer Kritik, wie sie bis dahin allein an der profanen Literatur geübt worden war, auch auf das Studium der Bibel, diese eigentlichste Grundlage der protestantischen Theologie, übertrug. Ernesti wurde dadurch (Hagenbach, Vorlesungen, V, 256) „der Stifter einer neuen exegetischen Schule, deren Grundsatz einfach der war, die Bibel streng nach

ihrem Wortlaut zu erklären und sich bei dieser Erklärung weder durch irgend eine äußere Autorität der Kirche, noch durch das eigene Gefühl, noch durch die spielende und allegorisirende Phantasie . . . noch endlich durch irgend ein philosophisches System bestechen zu lassen." Es bedarf keines weitern Nachweises, welche außerordentliche Umwälzung der gesammten theologischen Wissenschaften in diesem scheinbar so unverfänglichen, so anspruchslosen Grundsatz eingeschlossen lag und welche bedeutende Rolle daher auch Ernesti unter den Vorläufern, ja Vätern der Aufklärung einnimmt: das Principat, das die Theologie bis dahin vor allen andern Wissenschaften siegreich behauptet, war damit gebrochen, dem Theologen im Philologen ein Wächter eingesetzt, die Bibel selbst, im Princip wenigstens, ein Buch geworden wie alle übrigen.

Daß Ernesti bei alledem persönlich weit entfernt war, nun auch sogleich die Consequenzen dieses Princips zu ziehen, daß er im Gegentheil, seiner kritischen Thätigkeit unbeschadet, in Allem, was das Dogma der Kirche anging, ein vollkommen unanstößiger, rechtgläubiger Christ war („er glaubte noch an die Ewigkeit der Höllenstrafen, Gegenwart von Leib und Blut im Abendmahl und Verdammniß der Heiden"; Bahrdt's Leben, von Pott, I, 71), das that der neuen Richtung nicht allein keinen Abbruch, sondern sogar es beförderte sie noch und erleichterte ihren Eingang. Ernesti der Orthodox half Ernesti den Kritiker übertragen; man verzieh ihm seine Exegese um seiner Dogmatik willen.

Wenden wir uns inzwischen zu Bahrdt zurück, so ist es zunächst höchst auffallend und ein neuer, denkwürdiger Beitrag zu seiner Charakteristik, daß in der ausführlichen

Erzählung, die er von seinen Universitätsjahren gibt (I, 114—227), der ebengenannten Männer, dieser eigentlichen Koryphäen der damaligen Universität Leipzig, kaum die oberflächlichste Erwähnung geschieht. Von Gellert ist, wenn wir uns recht entsinnen, überhaupt gar keine Rede. Gottsched's Name wird zwar genannt: aber nur, um einige schmuzige Historchen daran anzuknüpfen von der „Attitüde und Leibesfarbe", in welcher er die Frau Gottsched betroffen und die ihm „auf ein halbes Jahr alle Begierde nach dem andern Geschlecht erstickte", sowie von den „becontuschten Frauenzimmern mit weggefaultem Zäpfchen", die er in den Zimmern des „Herrn Professor" getroffen haben will (a. a. O., 219, 220). Von Ernesti scheint er sich, die ersten Jahre wenigstens, sogar mit Absicht fern gehalten zu haben; freilich auch setzte die Ernesti'sche Methode mehr Kenntniß, mehr Fleiß und mehr Beharrlichkeit voraus, als der Studiosus Bahrdt aufzuwenden Lust hatte.

Mit sklavischer Anhänglichkeit dagegen ergab Bahrdt sich einem andern Manne, dessen Namen wir noch nicht genannt haben und der doch ebenfalls zu den Sternen der damaligen leipziger Universität gehörte; ja in den Augen nicht Weniger war er sogar die eigentliche Sonne Leipzigs — Christian August Crusius.

Crusius gehörte bekanntlich zu den hartnäckigsten und in seiner Art auch glücklichsten Bekämpfern der damaligen Modephilosophie, der Wolfischen. Der strenge mathematische Formalismus derselben widerstand seinem unruhigen, phantastischen Geiste; auch war ihm, einer gläubigen, hingebenden Natur, einem Schüler Bengel's, der abstracte Rationalismus des Wolfischen Systems zuwider. Er war

der christliche, der Offenbarungsphilosoph seiner Zeit: und nach Dem, was wenigstens Bahrdt von ihm erzählt, scheint er allerdings stellenweise nicht nur über den Wolfischen, sondern überhaupt über jeden Menschenverstand hinausgegangen zu sein. „Bei Crusius war sein Antichrist, seine Judenbekehrung, sein tausendjähriges Reich und Alles, was seine theologia prophetica enthielt, zur fixen Idee geworden.... Der Mann ging wirklich so weit, daß er z. B. den Papst zu Rom, der ihm einmal als Antichrist vor der Stirn lag und ihm beständige Angst verursachte, in allen poetischen Stücken des Alten Testaments fand, wo nur etwa von einer Person die Rede war, welche als bös und gefährlich dargestellt wurde. So glaubte er steif und fest, daß in allen Psalmen David's, wo von einem Gottlosen gesprochen wurde, darum der heilige Vater gemeint sein müsse, weil das Substantivum (Harascha) mit einem He articuli versehen ist" (I, 121; vgl. ebend. 222). Etwas ganz Besonderes dünkte er sich, in seiner Metaphysik den Begriff der Subsistenz, des vermittelten Seins, des Seins in, mit und vermittels eines Andern, im Gegensatz zur Existenz, als dem Sein schlechthin, gefunden zu haben, hauptsächlich deshalb, weil er sich dadurch im Stande glaubte, die Dreieinigkeit der göttlichen Person auf neue und sieghafte Weise zu behaupten: und es ist eine artige Anekdote, wie Crusius einmal, im Gespräch mit Bahrdt über den gefährlichen Einfluß der Wolfischen Philosophie, in die schadenfroh gerührten Worte ausbricht (I, 224): „Es ist doch in der That ein wahres Arcanum Satanae, daß Wolf den Begriff der Subsistenz nicht hat."

Auch mit der philologisch-kritischen Methode Ernesti's

war Crusius nichts weniger als einverstanden; er war Logiker genug, um den versteckten ketzerischen Kern darin zu wittern. Wie man nur glauben könne, daß solche Apostaten und irregeniti, wie Aquila und Symmachus, den Sinn des Heiligen Geistes verstanden und in ihren Uebersetzungen richtig ausgedrückt hätten? Diese Weisheit blähe nur auf: „studiren Sie meine Philosophie und mit der Zeit die prophetische Theologie und beten um die Gnade des Heiligen Geistes, so werden Sie Alles erlangen, was Sie zu einem nützlichen Werkzeug der Kirche Christi machen kann" (a. a. O., 223). Seine Vorlesungen selbst schildert Bahrdt folgendermaßen: „Er leitete seine Zuhörer beständig aufs Mysteriöse und Uebernatürliche. Er lehrte sie, in der Bibel überall Typen und Weissagungen auf die neuern Zeiten zu finden ... und den Sinn, ohne Rücksicht auf Sprachlehre, a priori beweisen." An dem Commentar über die Psalmen, seinem Lieblingsthema, las er, als Bahrdt dies Colleg hörte, „schon acht Jahre und war noch lange nicht bis in die Hälfte; man kann also denken, wie viel man im halben Jahre zu hören bekam. Aber dafür waren auch seine Digressionen desto saftreicher. Er war im Stande, über den Namen Jehovah acht Stunden zu lesen. Funfzehn Stunden lang erzählte er die Geschichte David's, die Psalmen zu erläutern" u. s. w. (222, 223).

Und diesem wunderlichen Schwärmer nun, diesem Verächter sowol des strengen Denkens als der positiven Wissenschaften, wurde Bahrdt's theologische Bildung hauptsächlich, sogar ausschließlich übergeben; in der confusen Gelehrsamkeit dieses Mannes, bei der dem Schüler anfangs mit Recht der Kopf schwindelte (I, 117), sollte

der leichtfertige, verwilderte Jüngling wissenschaftliche und sittliche Haltung finden! Die Dankbarkeit und Ehrfurcht, diese ihm sonst so fremden Eigenschaften, womit Bahrdt noch in seiner Lebensgeschichte von Crusius, „diesem größten Philosophen seiner Zeit“, spricht (118), lassen uns schließen, wie groß in seiner Jugend die Abhängigkeit von ihm gewesen und wie blindlings, nachdem die erste Befremdung einmal überwunden war, er dem phantastischen System seines Meisters, bei dem man überdies der eigentlichen Gelehrsamkeit und also auch des eigentlichen Studiums so bequem entbehren konnte, sich gefangen gab. Er „hörte Alles bei Crusiussen; Sprachen und Geschichte blieben ganz ausgeschlossen“ (125). Gleich Crusius, ward er „Philosoph und Schwärmer zugleich. Er glaubte steif an alle dogmatischen Lehrsätze und Beweise. Er erzitterte vor dem Antichrist und fühlte einen heiligen Eifer für den Sturz des Papstes, den er haßte als das zehnköpfige Thier in der Offenbarung Johannis. Er freute sich auf die bevorstehende allgemeine Judenbekehrung und dachte mit Entzücken an die nahe Zeit, wo alle Juden sich taufen lassen und mit uns communiciren würden“ u. s. w. (123).

Zugleich aber, indem er einseitig und mit Verachtung aller abweichenden Ansichten in die Worte seines Meisters schwor, legte er den Grund zu jener Ueberhebung und jener literarischen Eitelkeit, die ihn auch späterhin, als er die Kinderschuhe der Crusius'schen Weisheit längst abgeworfen hatte, zu keinem verständigen Urtheil, keiner gründlichen Einsicht kommen ließ.

Ueberhaupt, wenn wir dies erste Stadium seiner theologischen Bildung recht erwägen, wenn wir bedenken, in welcher rohen, geistlosen Form die Orthodoxie ihm in seiner

Jugend entgegentrat und wie Bahrdt selbst sich damit gleichsam überfütterte — ist es ein Wunder, daß er späterhin, beim ersten Anstoß, sogleich bereit war, von einem Extrem überzugehen ins andere? ein Wunder, daß diese barbarische Strenggläubigkeit abgelöst ward von einer ebenso barbarischen Ungläubigkeit? Oder ist das nicht vielmehr eine ganz gewöhnliche, ganz nothwendige Folge, von der selbst edler geartete Naturen uns unzählige Exempel geben?

Wiewol es Bahrdt zuviel Ehre anthun hieße, wollte man behaupten, daß sein späteres Auftreten erst aus einem solchen Umschlag der Gegensätze, einer solchen innerlichen Krisis hervorgegangen wäre. Innerlichkeit war, wie wir schon wissen, Bahrdt's Sache überhaupt nicht und am wenigsten in jenem Falle, sondern die nächste und eigentliche Veranlassung dazu, wie wir bald sehen werden, war sehr materieller, sehr schmuziger Natur.

Den Geist des jungen Bahrdt also nahm Crusius und dessen „prophetische Theologie" gefangen. Aber auch seine Aufmerksamkeit zu fesseln, aber auch seinem Fleiß Ausdauer, seinen Sitten Haltung, seinen Leidenschaften Maß zu geben, dazu war weder das Ansehen des „als Halbgott verehrten" Lehrers (I, 122), noch auch die strenge häusliche Zucht seines Vaters ausreichend. Mit großer Behaglichkeit setzte er die Lebensweise, die er schon als Schüler geführt, als Studiosus fort; die akademische Matrikel war ihm nur ein Freibrief, die Nichtsnutzigkeiten, die er bei seinen Hofmeistern und in Pforta erlernt, in desto größerm Maßstabe auszuführen. Man

bringe dabei in Anschlag, daß Bahrdt's Studentenzeit in die ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges fiel und daß Leipzig, meist in feindlichen Händen, überfüllt von Diplomaten, Hofleuten, Offizieren, und in Folge dessen auch von Courtisanen, Spielern und Abenteurern, mehr noch als sonst jeder liederlichen Neigung den geräumigsten Schauplatz bot.

Bahrdt benutzte ihn redlich. Mitunter zwar (I, 125) überkamen ihn Angst und Reue über die verlorene Zeit, besonders, wie er naiv hinzusetzt, zu Anfang jedes neuen Halbjahres; er „bat alsdann Gott in seinem Morgen- und Abendsegen, daß er ihm Beharrlichkeit verleihen wolle und that die heiligsten Gelübde.“ Allein was war das mehr, als der allergewöhnlichste Katzenjammer? und was beweist derselbe weiter, als daß Bahrdt's Ausschweifungen nicht einmal das Uebersprudeln einer genialen, überkräftigen Natur zu Grunde lag, sondern daß er auch hier, zu schwach nicht blos zum Guten, sondern auch zum Bösen, zwischen Genuß und Reue, Rausch und Uebelkeit, in unerträglicher Halbheit hintaumelte?

Unter den zahlreichen Geschichten dieser Art, die er, mit bekannter Schamlosigkeit, in seiner Lebensgeschichte zum Besten gibt, ist uns jederzeit eine höchst merkwürdig erschienen: nämlich die Geschichte von Faust's Höllenzwang (I, 178—205). Daß mit dem crassesten Unglauben der crasseste Aberglaube Hand in Hand geht, ist gar keine so seltene Erscheinung; Lamettrie, der an keinen Gott glaubt und sich vor Gespenstern fürchtet, Voltaire, der écrasez l'infâme schreit und dazu blaß wird, wenn man vom Tode spricht, stehen in der Geschichte menschlicher Thorheit keineswegs allein. Aber daß auch Bahrdt —

Bahrdt, der sich erhaben glaubte über alle menschlichen Vorurtheile, Bahrdt, der sich rühmte, den Schleier des Aberglaubens zerrissen und seiner ganzen Nation eine Fackel angesteckt zu haben — daß eben dieser Bahrdt, Bahrdt mit der eisernen Stirn! Geister citirt, Schätze gräbt und auf den Stein der Weisen laborirt, dies vermuthlich wird der Mehrzahl unserer Leser etwas Neues sein. Der Faust'sche Höllenzwang in den Händen des Freidenkers Bahrdt würde schon immer ein pikanter Anblick sein. Dennoch, stände die Geschichte, die wir hier im Sinne haben, allein, so würden wir kein Gewicht auf dieselbe legen; sie könnte dann ein Studentenschwank sein oder zum höchsten eine Nachwirkung Crusius'scher Phantastereien. In der That ist sie aber nur das Glied einer Kette; wer Bahrdt's Leben weiter verfolgt, wird sehen, wie er sein Haus in Halle für Schatzgräber und Beschwörer öffnet und an den alten wunderlichen Beireis zu Helmstädt die vertrauliche Bitte richtet, ihm doch das Recept zum Goldelixir mitzutheilen!! Ueberdies ist die Historie für Bahrdt's ganze Weise so charakteristisch, stellt uns den ganzen Mann, wie er leibte und lebte, mit seinem ganzen Leichtsinn, seiner Schwindelei und seinem weiten Gewissen, so vollständig dar, daß wir uns schon um deshalb nicht versagen mögen, sie, wenigstens auszugsweise, hier einzuschalten, und zwar, da sonst ein guter Theil des Charakteristischen verloren gehen würde, so viel möglich mit Bahrdt's eigenen Worten.

„Es war (erzählt er) im Anfang des Siebenjährigen Krieges, ungefähr im zweiten Jahr desselben, da meine Phantasie von einem neuen Gegenstande erfüllt und beinahe ganz gefesselt ward. Ich wohnte mit meinem Bru-

der wieder in meines Vaters Hause, als ein Student mich besuchte und mir den Antrag that, Faust's Höllenzwang zu kaufen oder einen Kaufmann dazu ihm zu verschaffen. Ich kannte das Buch nicht, ward aber voll heißer Begierde, es zu besitzen; da mir der Student sagte, daß es eine vollständige Beschreibung der Geisterwelt enthalte und Anweisung gebe, wie man mit den Geistern bekannt werden und sie zwingen könne, Alles zu thun, was man verlange."

„Meine Einbildung (fährt Bahrdt fort) associirte sogleich diese Beschreibung mit allen den feierlichen Vorstellungen von Geistern und Dämonen, womit mein akademisches Orakel, der Philosoph Crusius, meinen Kopf bereits angeschwängert hatte. Ich fühlte schon eine Art Seligkeit, wenn ich bedachte, daß ich aus diesem Buche von den Geistern mehr noch erfahren würde, als Crusius mir hatte sagen können, welcher meine Wißbegierde nur erhitzt, aber nie befriedigt hatte. Ich empfand einen gewissen Stolz bei dem Gedanken, daß ich nun mit den höhern Geistern Umgang haben und mir Schätze der Weisheit und des Mammons, ohne allen Aufwand an Geld und Kopfanstrengung, durch sie würde verschaffen können."

„Mit diesen aus Durst nach höherer Weisheit und selbst aus einer Art von Andacht und Pietät entstandenen Betrachtungen verband sich mein Hang zu großen Projecten und seltsamen Aussichten .... und entzündete in mir den feurigsten Wunsch, dieses Buch in meine Hände zu bekommen."

„Ich hatte seit der ersten Nachricht Tag und Nacht keine Ruhe dafür. Immer schwebten mir die Geister

mit allen ihren Herrlichkeiten vor Augen, welche der Mensch durch sie erlangen sollte. Und unaufhörlich sann ich auf Mittel, dieses Schatzes, es koste auch was es wolle, mächtig zu werden ..... Unfehlbar hatte auch meine Armuth Theil an dieser Flamme, die mich verzehrte. Denn das Buch sollte auch die Mittel enthalten, sich ganze Scheffelsäcke voll Gold und Silber zu erzeugen. Was konnte also ein junger Mensch, dessen Kopf so voller Unternehmungen war und der doch nur über wenige Groschen Wochengeld zu gebieten hatte, sehnlicher und brennender wünschen, als eine solche Quelle des Ueberflusses?!"

Nur daß es nicht so leicht war, an diese Quelle zu gelangen. Der Student, der den Mittelsmann bei diesem Handel abgab, setzte den Preis auf nicht weniger als 500 Thaler. „Der Besitzer selbst wurde verschwiegen. Es ist, hieß es, ein Fremder, der das Buch in Dresden aus der gräflich Brühl'schen Bibliothek entwendet hat." Der Graf selbst sollte es vor einigen Jahren aus Venedig erhalten und mit 1000 Thalern bezahlt haben.

Dieser Schatz überstieg denn freilich Bahrdt's ökonomische Kraft beiweitem, aber nicht seine (wie er es sehr höflich nennt) Erfindungskraft. „Ich ging mit meinem Bruder und einem gewissen armen Studenten, Namens Funk, zu Rathe, ob dies Buch wol in der Geschwindigkeit abzuschreiben sei. Funk, der als ein äußerst armer Mensch Alles in der Welt wagte, wenn er nur die mindeste Aussicht bekam, aus seiner traurigen Lage in eine erträglichere versetzt zu werden, war bereit, einige Nächte Schlaf zu opfern. Mein Bruder stimmte ein. Und nun war das Project fertig."

Und das bestand denn in Folgendem. Bahrdt gab vor, einen Käufer gefunden zu haben, „einen preußischen vornehmen Offizier", der baar 800 Thaler zahlen wollte, also eine erkleckliche Summe mehr als der Unterhändler verlangte. Aber ein so freigebiger Käufer habe auch das Recht, ein sehr vorsichtiger zu sein; er verlange daher, das Buch vorher einige Augenblicke in Händen zu haben, um von der Echtheit desselben sich zu überzeugen. Und zwar, da er „durchaus entschlossen sei, seine Person bei einem so verdächtigen Handel nicht kenntlich werden zu lassen, so habe er es Bahrdt zur Bedingung gemacht, ihn in einem Nebenzimmer zu verbergen, ihm das Buch zu zeigen und, wenn er es für echt erkenne, das Geld sogleich in Empfang zu nehmen, ihn selbst aber ungesehen durch eine Hinterthür zu entlassen." Man sieht, die Sache war auf eine ganz gemeine Escroquerie angelegt, dergleichen Bahrdt, Dank seiner fruchtbaren „Einbildungskraft", bis an sein Lebensende verschiedene ausgeübt hat.

Der Unterhändler, durch den verheißenen Gewinn geblendet, geht in die Falle. „Am Abend des gesetzten Tages, in der Dämmerung, erschien er zitternd, mit seinem Faust unter dem Arme, den er in zehnfaches Papier und dreifache Tücher eingeschlagen hatte, damit der Geisterduft nicht herausgehen und Unheil in einer Priesterwohnung anrichten möchte.... Der Angstschweiß stand auf seinem Gesichte, da er mir die Kapsel übergab, und zitternd und bebend sah er mich mit dem Schatze in das Nebenzimmer gehen, wo der Offizier, seiner Meinung nach, mit dem Geldsacke schon angekommen war." Bahrdt aber, sowie er das Buch in Händen hatte, „floh wie ein

Pfeil“ in den geheimen Schlupfwinkel, wo die Verschworenen, auf drei Tage mit Lebensmitteln versehen, ihn bereits erwarteten und wo sie nun „mit unglaublicher Hitze den ganzen Höllenzwang abschrieben. Wir schnitten die Hefte auseinander und theilten sie unter uns. Und ich übernahm das wichtige Geschäft, die Teufel nebst allen Kreisen, Sigillis, Pentaculis Salomonis und wie all die Dinge heißen, am Fenster abzuzeichnen und dann mit rother oder schwarzer Tinte, der Farbe des Originals gemäß, anzufüllen.“

Der arme Mittelsmann inzwischen wartet vor der verschlossenen Thür, horcht, lauscht, pocht in Todesangst; endlich, da Stunden vergangen sind, mitten in der Nacht, macht er Lärm. Bahrdt's Vater erwacht, das Gesinde fährt auf — der verzweifelnde Unterhändler bekennt den ganzen Zusammenhang der Geschichte — man sprengt die Thür .... aber siehe da, das Zimmer ist leer und erst nach drei Tagen der tödtlichsten Angst, nicht blos für den Studenten, sondern ganz besonders auch für die Aeltern, die sich dies plötzliche Verschwinden ihrer Söhne nicht erklären können, stellen die Flüchtlinge sich wieder ein und liefern, unter guter oder schlimmer Ausrede, den Schatz in die Hände des Vermittlers zurück.

„Mit wahrem Heißhunger (fährt Bahrdt fort) fiel ich nun über das so sauer erworbene Kleinod her und studirte es Tag und Nacht mit solcher Emsigkeit, daß ich es schier auswendig lernte.“

Allein der hinkende Bote, wie man zu sagen pflegt, kam nach. Weisheit und vor Allem Schätze zu erringen, und zwar ohne Arbeit und Mühe zu erringen, war das Ziel dieser ganzen abenteuerlichen Speculation gewesen:

und nun, siehe da, ergab sich, daß auch der Teufel nicht einmal ohne Anstrengung und Mühe, ohne Fleiß und Gelehrsamkeit zu bannen war! Auch um sich die Geister dienstbar zu machen, bedurfte es, selbst mit dem Höllenzwang in Händen, noch einer Menge von Veranstaltungen, Zurüstungen und Kenntnissen, astronomischen, technischen und andern, daß dem armen Bahrdt, dessen Sache Anstrengung und Arbeit nun einmal nicht sein sollte, der Muth völlig entsank.

Er ließ also „vor der Hand den ganzen ersten Theil des Höllenzwangs liegen, welcher Magia innaturalis überschrieben war, und las den zweiten, die Magia naturalis, durch, wo ich weit kürzere Vorschriften und weit weniger Erfodernisse fand." Besonders reizte ihn ein Stück, wie man im Spielen gewinnen könne. „Ei, das ist ja ebenso gut, dachte ich, als der Schatzgeist. Du darfst ja nur einige Messen hintereinander Gabrielen oder Polenzen die Bank sprengen, so hast du auch, was du brauchst, um im Besitz eines Ritterguts dich wohlzubefinden. Ich that also gleich, was vorgeschrieben war ... zog meine besten Kleider an, wanderte in eine Gesellschaft, wo gespielt wurde, ließ mich in hohes Spiel ein und — verlor alles Geld, das ich hatte, und blieb noch einige Thaler schuldig."

Begreiflicherweise ging es mit allen übrigen Experimenten nicht besser; eins davon, sich unsichtbar zu machen, verunglückte, trotz aller Genauigkeit, so handgreiflich, daß Faust's Höllenzwang ein für alle mal in die Ecke wanderte. Nur dem „armen Funk", der zu allen diesen Thorheiten so geduldig mitgeholfen hatte, wurde, echt Bahrdtisch! zum Dank dafür, durch eine angebliche Gei-

sterbeschwörung noch „eine Komödie gespielt, welche ihn hätte das Leben kosten können" (203).

Unter diesen und ähnlichen, zum Theil noch viel unwürdigern Streichen war das übliche akademische Triennium denn glücklich verlaufen und es wurde Zeit, mit Ernst an die künftige Lebensbahn zu denken. Gelernt hatte Bahrdt, nach seinem Eingeständniß, blutwenig, und auch dies Wenige war Stückwerk und ohne irgend einen geistigen, geschweige denn sittlichen Zusammenhang. Nur seine formalen Talente, wie schon in Schulpforta, hatten sich auch auf der Universität fortentwickelt. Er war ein gewandter Declamator, wortreich, schlagfertig, durch Nichts aus dem Concept zu bringen; seine erste Predigt hatte er schon mit siebzehn Jahren gehalten (I, 203—17) und schon bei dieser Gelegenheit eine seltene Rednergabe, aber auch leider ebenso viel Frivolität und Eitelkeit an den Tag gelegt. Außerdem glänzte er als unermüdlicher „Disputirgeist" (231 fg.); er sprach und schrieb ein ziemlich fließendes Latein und wußte in den gelehrten Scheingefechten, die damals noch eine unendlich wichtigere Rolle im akademischen Leben spielten als jetzt, durch „Witz, Sophisterei und eine ganz außerordentliche Dreistigkeit, die ich fast Frechheit nennen möchte" (227), sich den Ruf eines höchst gefürchteten Gegners zu verschaffen.

Trotz dieser völlig oberflächlichen und nichtigen Bildung hielt Bahrdt sich gleichwol für vollkommen berechtigt, selbst als Docent aufzutreten; mit dem Lernen war es nicht gegangen — ganz wohl, so wird er vielleicht als Lehrer mehr Glück haben.

Nachdem er also im Jahr 1761 feierlichst zum Magister promovirt war, fing er sofort auch an, Vorlesungen zu halten, zunächst als Repetent seines Vaters. Er las Dogmatik, „weil ihm diese am leichtesten würde und weil er auch noch gar nicht im Stande gewesen wäre, etwas Anderes zu lesen" (248) — ein etwas eigenthümlicher Standpunkt, wie uns bedünken will, für einen angehenden Dogmatiker. Sein Vater (250), neben dessen Studirzimmer er las, stand hinter der Thür, um ihm zuzuhören, mit einer Schreibtafel in der Hand, in welcher er die Schnitzer des jungen Docenten notirte, um ihn nach der Stunde zu belehren. Bahrdt versichert selbst, seine Ignoranz sei „fürchterlich" gewesen und der gute Vater hätte oft mehre Seiten voll zu notiren gehabt.

Gleichwol ist das docendo discimus ein altes Sprichwort, dessen Wahrheit selbst von mittelmäßigen Köpfen noch täglich bestätigt wird: wie hätte es einem von Hause aus so behenden Kopf, von so glücklichen Anlagen, wie Bahrdt, damit fehlschlagen sollen? Jedenfalls kam er jetzt gründlich dahinter, was Alles ihm noch mangelte, um in der gelehrten Welt dereinst jene glänzende Rolle zu spielen, nach der sein Ehrgeiz sich sehnte und die seine Eitelkeit gern schon jetzt vorweg genommen hätte. Zunächst machte er sich durch dieses vom Ehrgeiz erzwungene Studium, „mit den täglichen Nachbesserungen seines Vaters", von seinem theologischen System Meister —: wobei ihm das, sei es nun wahre, sei es erdichtete, immerhin in beiden Fällen gleich interessante und für einen Reformator der Kirche, wie Bahrdt sein wollte, höchst angemessene Geständniß entschlüpft, „daß er auch betheuern könne, in seinem Leben weiter kein theologisches

System, weder groß noch klein, gelesen noch viel weniger studirt zu haben" — als nämlich damals im ersten Anfang seiner akademischen Laufbahn, als zwanzigjähriger Docent!!

Außerdem drängte sich ihm jetzt auch die Unentbehrlichkeit jener positiven, historischen Kenntnisse auf, die er, gestützt auf Crusius' Autorität, bis dahin nur allzugern bei Seite gelassen hatte. Er näherte sich jetzt Ernesti ebenso sehr, wie er ihn früher vermieden. Auch lernte er, gleichzeitig mit seinem Vater, bei Reiske Syrisch und Arabisch. Der alte Bahrdt nämlich hatte, wie es scheint, mit Gewalt seinen Kopf darauf gesetzt, vor seinem Tode noch ein gelehrtes Werk zu liefern. Er hatte dazu, in Erinnerung vermuthlich an seine eigene Kreuzträgerschaft, das Buch Hiob gewählt, und zwar mit der etwas wunderlichen Absicht, dasselbe hauptsächlich aus dem Arabischen zu erklären. Das Buch erschien auch wirklich, nach siebenjähriger Arbeit; aber wenn es nur halb so misrathen war, als der Sohn es schildert (289 fg.), so hatte der Alte, trotz aller Anstrengung, seinen Zweck doch gründlichst verfehlt. Und nach der Kritik des berühmten Teller in der „Allgem. Deutschen Bibliothek", I, 2, 178—92, scheint es allerdings.

Um dieselbe Zeit bestand Bahrdt auch seine theologischen Prüfungen vor dem Oberconsistorium in Dresden. Nicht eben glänzend: aber Bahrdt verstand es schon damals, wie seine Schilderung der Examinatoren beweist, die Schwächen der Menschen zu benutzen, und nebenher drückte man gegen den Sohn des leipziger Superintendenten ja auch wol ein Auge zu.

So erhielt er denn bereits im Jahr 1762 seine erste Anstellung als Katechet an der Peterskirche zu Leipzig. Gehalt und Sporteln waren zwar armselig genug: den-

noch aber „war diese Stelle der süßeste Gedanke und der heißeste Wunsch so manches jungen Mannes, weil er in derselben sich geehrt, in allen Familien zutrittfähig und bei jeder Schönen der Aufmerksamkeit würdig sah" (315). Als Prediger versichert er, sich gleich anfangs großen Beifall erworben zu haben („meine Kirche war gewöhnlich so voll wie die Frühpredigten meines Vaters" a. a. O., 316): und da von allen Bahrdt'schen Talenten das Talent der Beredtsamkeit das größte, oder wo dies zu viel gesagt ist, das mindest problematische und dasjenige ist, das selbst in seinen letzten Jahren noch sogar seine erbittertsten Gegner zu einer gewissen Anerkennung nöthigte, so dürfen wir dieser Versicherung schon Glauben schenken.

Ebenso frühzeitig wie als Docent und Kanzelredner trat Bahrdt auch als Schriftsteller auf: aber auch ebenso unvorbereitet. Schon als Student (1758) hatte er ein paar Bogen: „De usu linguae arabicae", drucken lassen. Er hatte darin auf eine (wir wiederholen Bahrdt's eigenen Ausdruck: I, 317 fg.) „höchst armselige Weise" auf den Nutzen hingewiesen, welchen die arabische Sprache für Erläuterung der hebräischen gewähre, eine Reminiscenz, wie man sieht, von dem „Hiob" seines Vaters, und dabei den berühmten Michaelis in Göttingen, die erste Autorität damals im Gebiete der orientalischen Wissenschaften, im Vorübergehen, er, ein bartloser Schüler! angezapft. Die Folge war gewesen, daß Michaelis „sich über den leipziger Knaben hermachte und ihn in einer Recension so blutrünstig schlug, daß alle Welt das Maul

aufsperrte, den Knaben für einen Dummkopf hielt und nichts mehr von ihm lesen wollte."

Größern, aber nicht viel schmeichelhaftern Erfolg hatte er mit einem andern, umfangreichern Werke, mit dem er im Jahr 1763 auftrat. Martin Crugott, gestorben 1790 als fürstlicher Hofprediger zu Carolath, hatte 1761 unter dem Titel: „Der Christ in der Einsamkeit," ein Erbauungsbuch herausgegeben, das sich durch die Milde seiner Grundsätze, sowie durch seine, für jene Zeit wenigstens, geschmackvolle Form vielen Beifall und eine große Ausbreitung erwarb, besonders unter den höhern Ständen: wie ihm denn namentlich die Ehre widerfahren ist, von der Gemahlin Friedrich's des Großen ins Französische übertragen zu werden (Berlin 1776; vgl. Meusel, a. a. O., II, 243). Mit einem Worte: Crugott's „Christ in der Einsamkeit" war das religiöse Modebuch jener Zeit; was damals von Andachtsbüchern erschien, war im Crugott'schen Stil gehalten und führte den „Christen" oder die „Einsamkeit" oder am besten alle beide im Titel; vgl. Pott, I, 97.

Auf diese Verbreitung des Crugott'schen Buchs gründete unser angehender Autor seine Speculation. Sein theologischer Standpunkt war damals, wie wir ihn oben geschildert haben und wie er nach der Schule, die er durchgemacht, nothwendig sein mußte: sklavischer Anhänger Crusius', Verächter der Ernesti'schen „Schulweisheit", das Gedächtniß vollgepfropft mit den seichten Paragraphen der väterlichen Dogmatik, war er, wie gebrechlich übrigens, zum mindesten in einem Punkte fest: in seiner Orthodoxie.

Zwar wenn wir seiner Autobiographie Glauben schen-

ken, so hätte er schon damals Anwandlungen vom „Durchbruch des Lichts“ gehabt (I, 256 fg.); er theilt lange Unterredungen mit, die er angeblich schon zu jener Zeit theils mit seinem Vater, theils mit seinem Schulfreunde aus Pforta, Pallmann, geführt haben will und in denen er anfängt, allerhand Zweifel an der unbedingten Glaubwürdigkeit der Heiligen Schrift, der Göttlichkeit Christi, der Dreieinigkeit u. s. w. zu äußern. Allein die psychologische Unwahrheit dieser Gespräche ist handgreiflich; sie sind zweifelsohne erst nachträglich erfunden und verdienen keine größere Beachtung, als ein ähnliches Histörchen, das er sogar schon aus seinen Knabenjahren erzählt (bei Pott, 44 fg.; vgl. mit Bahrdt's eigener Lebensgeschichte, I, 263 fg.).

Und vor Allem beweisen es die Thatsachen, namentlich auch in diesem Falle. Bahrdt nämlich, speculirend auf die Verbreitung des Crugott'schen Buches, beschloß, dasselbe ins Orthodoxe — oder genauer zu sagen, da das Buch eigentlich schon selbst vollkommen rechtgläubig war, in den specifischen Jargon der Crusius'schen Frömmigkeit zu übertragen. Er schaltete (384 fg.) „fast in alle Perioden einige Worte, oft aber auch zwischen die Perioden ganze halbe Seiten ein, welche die Schrift des Herrn Crugott christlich machen sollten.“ Außerdem fügte er Predigten, Gebete, Psalmen u. s. w. aus eigener Fabrik hinzu, meist sehr schwülstig geschrieben, in jenem halb rhetorischen, halb sentimentalen Stile, der damals als eine Frucht der Young'schen „Nachtgedanken“ sich in Deutschland zu verbreiten anfing. Pott (I, 100) macht darunter besonders eine „poetische Schilderung der Hölle“ nam-

haft, in welcher „Pech, Schwefel und glühende Schlacken nicht gespart sind; am schlimmsten kommen die Freigeister weg, besonders Voltaire, den er zu einem der stärksten Hoflieferanten des Satans macht.“ Das Ganze wurde durch eine Vorrede eingeleitet, in welcher unter Anderm die Vernunft „nur ein schwaches Werkzeug für die Religion“ genannt, das ursprüngliche Crugott'sche Buch aber als ein höchst gefährliches Werk bezeichnet wird, „weil es die Liebe zu einer blos natürlichen Tugend erreget, welche doch nur ein geschmücktes Laster ist, dem die Quelle der wahren Tugend, der Glaube an den Weltheiland, fehlt.“

Auf diese Weise von sieben Bogen auf zwei starke Bände angeschwellt, erschien das Buch 1763 unter dem Titel: „Der Christ in der Einsamkeit; verbessert und mit neuen Abhandlungen vermehrt von K. F. Bahrdt.“ Theils die fanatische Strenggläubigkeit, die sich in den Zusätzen und Einschaltungen aussprach, theils und ganz besonders die Unverschämtheit, mit der hier die geistige Arbeit eines Andern nicht nur benutzt, sondern geradezu auf den Kopf gestellt war, erregte den Unwillen aller Verständigen und rechtlich Denkenden. Von den entgegengesetztesten Parteien erfuhr der vorwitzige Autor die härtesten Züchtigungen; Lavater richtete einen derben Brief an ihn und die angesehensten Journale jener Zeit, die „Allgemeine deutsche Bibliothek“, die bald darauf ihre weitschichtigen Repertorien eröffnete, an der Spitze, deckten schonungslos das Unziemliche und Unehrliche seines Verfahrens auf.

Doch fehlte diesen Wunden auch der Balsam nicht. Das Buch fand, in dieser frömmlerischen Verkleidung, so viel Beifall beim Publicum, daß es mehrfach aufge-

legt, auch ins Holländische übertragen ward — und was hatte der Autor denn weiter gewollt?!

Zwei also von den Hauptfactoren seiner ganzen spätern literarischen Thätigkeit sind sogleich im Beginn derselben sichtbar: bei geringster Kenntniß größte Anmaßung und eine literarische Industrie, die um ihre Mittel und Wege nicht eben in Verlegenheit ist. Nicht lange und auch der dritte zeigt sich: Scandalsucht und Intrigue.

Der verbesserte „Christ in der Einsamkeit" hatte, wie eben erzählt, ein ziemlich großes, wenn auch nichts weniger als rühmliches Aufsehen erregt und verschiedene Gegenschriften veranlaßt. Diesen Umstand benutzte Bahrdt, unter der Maske eines gegen ihn selbst gerichteten Angriffs nicht nur die Tadler seines Buches zu persifliren, sondern dabei auch gleich einigen Privatfeindschaften, die ihm auf dem Herzen lagen, geschickterweise Luft zu machen. Gegenstände dieser Feindschaft waren Gottsched und der damalige Professor der Dichtkunst, Karl Andreas Bel; dieser Letztere allerdings ein armseliger Schächer, von dem in literarischer Hinsicht nichts bekannt ist, als daß die fast hundertjährigen Acta Eruditorum unter seiner Redaction glücklich zu Grabe gingen (s. des Verfs. Gesch. des deutschen Journalismus, I, 285), während über seine sittlichen Eigenschaften alle Nachrichten übereinstimmend den Stab brechen. Gottsched und besonders Bel lebten in alter Feindschaft mit Bahrdt's Vater; auch dem Sohn mochten sie wol Einiges in den Weg gelegt haben. Zur Strafe dafür nun richtete Bahrdt (angeblich mit Beihülfe Friedrich Teller's, desselben, der sich späterhin als Prediger zu Zeitz einen traurigen Ruf verschaffte durch die ungeberdige Wuth, mit der er alle Aufklärer verfolgte,

und darunter nicht blos Bahrdt, sondern selbst seinen eigenen Bruder, den berühmten und um die deutsche Kanzelberedtsamkeit hochverdienten Abraham Teller in Berlin: Bahrdt's Lebensgeschichte, I, 318 fg.) zwei Briefe an sich selbst, in denen er namentlich Gottsched und Bel auf die unverschämteste Weise angriff, mit kleinen, schmuzigen Persönlichkeiten, in jenem plumpen, bäurischen Stile, den er in der Folge, im „Ketzeralmanach" und sonst, so fleißig und allerdings bis zu einer gewissen Meisterschaft cultivirte.

Bahrdt hatte die Sache nach seiner Art sehr schlau gemacht; er hatte das Schriftchen außerhalb Leipzigs in einem kleinen Landstädtchen drucken lassen. Aber Herr Bel, als „Mitglied der Büchercommission" in derlei Untersuchungen erfahren und diesmal recht eigentlich pro domo streitend, brachte mit leichter Mühe den Papiermüller, den Drucker, den Unterhändler — und bald genug auch den Autor selbst heraus. Die Sache nahm eine gefährliche Wendung; Absetzung und Gefängniß, diese bittern Früchte, die Bahrdt im Verfolg seiner Schriftstellerei noch öfters kosten sollte, drohten ihn gleich zu Anfang derselben zu empfangen.

Inzwischen gelang es ihm, auch hierin die miserabelsten Scenen seines spätern Lebens vorausspielend, durch demüthige Bitten und Zugeständnisse die schwerbeleidigten Gegner zu besänftigen: sodaß er für dies mal noch, wenn auch nicht mit Ehren, doch wenigstens mit heiler Haut entwischte.

Aber auf wie lange? Dem einen Unwetter war er glücklich entronnen: schon jedoch, aus dem faulen Grund seiner eigenen sittlichen Verdorbenheit, zog sich ein anderes, gefährlicheres über seinem Haupt zusammen.

Der Vorfall mit Gottsched und Bel war in Vergessenheit gerathen und der Zukunft des jungen Gelehrten, geebnet und erleichtert durch die Fürsprache seines Vaters und anderer einflußreicher Gönner, lächelten, allem Anscheine nach, die günstigsten Gestirne. Der Beifall, welchen seine Predigten fanden, nahm von Woche zu Woche zu; schon wurde er von Vielen seinem Vater nicht nur an die Seite gesetzt, sondern selbst über ihn: sodaß das leipziger Publicum es völlig in der Ordnung fand, als er 1766 zum Adjunct seines Vaters befördert ward.

Im folgenden Jahre erhielt er auch eine außerordentliche Professur der biblischen Philologie. Um dieser Professur willen, bei der es hauptsächlich auf Ernesti's Empfehlung ankam, hatte Bahrdt von der bisherigen Strenge seines Crusius'schen Standpunktes etwas aufgegeben und sich mehr zu Ernesti, in seinen Studien sowol als persönlich, hingeneigt. Bei der Schnelligkeit seiner Fassungskraft hatte er sich wirklich in kurzer Zeit eine Menge gelehrter Kenntnisse erworben — oder wenigstens den Gebrauch und Schein derselben; sein „Compendium der hebräischen Grammatik", sein „Commentar zum Malachias" (dem jedoch der Recensent in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", XI, St. 1, 142 fg., in einer sehr ausführlichen Beurtheilung „grammatikalische Fehler, etymologische Pedantereien und einen äußerst schlechten exegetischen Geschmack" nachweist) und Anderes, was er in den

Jahren 1764—67 edirte, beweist, wie rasch auch in dieser Hinsicht seine literarische Verdauung war und wie geschickt er das eben Erlernte nicht blos in Vorlesungen, sondern auch in Bücher umzusetzen verstand.

Selbst nach auswärts hin hatte er sich bereits eine Art von Bekanntschaft des Namens erworben; eine „Sammlung von Kanzelreden über wichtige und den Namen des Gekreuzigten verherrlichende Wahrheiten der Religion", die er 1764 zu Leipzig erscheinen ließ und in denen er denselben schwülstig frömmelnden Ton fortsetzte, den er im „Christen in der Einsamkeit" angeschlagen, hatte ihm, in Verbindung mit diesem letztern Werke, die Ehre verschafft, von dem berühmten Hauptpastor Göz, Lessing'schen Andenkens, zu einer Pfarrstelle in Hamburg in Vorschlag gebracht zu werden. Bei der Blüte jedoch, in der eben damals seine leipziger Hoffnungen standen, hatte Bahrdt die Bewerbung abgelehnt.

Und doch hatte er selbst schon seit lange daran gearbeitet, diese Hoffnungen zu Schanden zu machen. Es ist schon oben wiederholentlich die Rede gewesen von dem ausschweifenden Lebenswandel, welchen Bahrdt von Jugend auf geführt. Auch Professorenmantel und Predigerkrause hatten darin nichts geändert; höchstens, daß er ein wenig vorsichtiger geworden war und seinen schlechten Leidenschaften mehr nur in der Stille nachhing.

Allein der Krug brach: und ein widerlich scandalöser Vorfall brachte das garstige Geheimniß auf einmal zu Tage.

Ueber die Einzelheiten dieser Katastrophe existiren wiederum verschiedene Versionen. Welche die richtigere, wird uns Niemand zu untersuchen zumuthen. Auch kommen

sie sämmtlich ziemlich auf Eins hinaus: um Bordelle, Kupplerinnen, leichtsinnig ausgestellte und dann hinterdrein gewaltsam zurückgenommene Wechsel drehen sie sich alle, und selbst Bahrdt's eigene Erzählung, so abenteuerlich sie aufgestutzt ist und so viel Mühe er sich darin gibt, sich auch in diesem Falle nur als ein unschuldiges Opfer der Kabale darzustellen (I, 370—86; vgl. Pott, 129—44), vermag ebenfalls nicht, um diese widerwärtigen Punkte umhinzukommen.

Das Aergerniß war allgemein; bei nicht Wenigen mochte noch die Schadenfreude dazukommen, in diesen Scandal gerade einen Mann verwickelt zu sehen, der sich mit so vielem Nachdruck zum Vorkämpfer des reinen Glaubens aufgeworfen und sich, in Schriften und Predigten, so große Dinge gewußt hatte mit christlicher Tugend und Frömmigkeit.

Die Sache zu verheimlichen oder in Güte beizulegen, war unter diesen Umständen unmöglich. Schon hatte die Industrie sich des Vorfalls bemächtigt: „Es erschienen Zeichnungen, Kupferstiche, ja sogar Medaillen, auf welchen Bahrdt bei seinem Mädchen erschien ..... Dieser Einfall ward dann auf mancherlei Art eingekleidet und angewandt, ja er erschien sogar auf Dosen gemalt."

So Pott, a. a. O., 143. Wenn derselbe jedoch gleich darauf den Berliner Nicolai zum Urheber dieser Caricaturen macht und daher den „eingewurzelten Haß" datirt, der zwischen Nicolai und Bahrdt gewesen sei, so ist er dabei offenbar einem völlig irrthümlichen Gerücht gefolgt. Von eingewurzeltem Haß gegen Bahrdt haben wir überhaupt bei Nicolai wenigstens nichts verspüren können. Im Gegentheil, die beiden Briefe Nicolai's an

Bahrdt, welche uns in der Pott'schen Briefsammlung aufbewahrt sind (II, 56, 126), geben ein neues Zeugniß für die große Güte des Herzens und die praktische Humanität des vielverkannten Mannes, der nicht blos im ästhetischen Gebiet, sondern auch im Punkt der Moral und der sittlichen Tüchtigkeit von pedantischer, echt bürgerlicher Strenge war. Daß ein solcher Mann keine Neigung verspüren konnte, sich mit einem Libertin, wie Bahrdt, in nähere Verbindung zu setzen, dies freilich scheint uns ganz natürlich und wird man diese Erscheinung sich fast überall wiederholen sehen, wo Bahrdt mit einem honetten Menschen in Berührung kommt. Aber ganz abgesehen davon, hatte Bahrdt Nicolai, zur Zeit seines gießener Aufenthalts, buchhändlerisch großen Schaden gethan: sodaß, wenn eine Feindschaft vorhanden war, dieselbe ihre ganz unmittelbaren, praktischen Gründe hatte und nicht erst aus dieser Klatschgeschichte erklärt zu werden braucht. Endlich aber ist auch das ganz unrichtig, als ob die Polemik der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" gegen Bahrdt (denn das ist doch eigentlich der Punkt, den Pott im Sinne hatte) erst von dieser „Veranlassung" herstamme: diese Polemik ist, wie unsere obigen Auszüge beweisen, schon älter, sie findet sich gleich im ersten Bande der „Bibliothek" und erklärt sich hinlänglich theils aus der damaligen Richtung, theils aus der Oberflächlichkeit der Bahrdt'schen Schriften überhaupt.

Hier also ließ sich nichts mehr verdecken noch beschwichtigen; die „schöne Ceder war gefällt, nicht vom mächtigen Arm eines Edlen, sondern von einer Kupplerin und einem Trunkenbold" (Bahrdt, a. a. O., 380) — mit andern Worten: Bahrdt mußte seine sämmtlichen

Aemter und Würden freiwillig niederlegen. Erst um diesen Preis erfolgte vom Hofe zu Dresden die gütliche Niederschlagung der bereits eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung; Bahrdt's Stern in Leipzig war erloschen für immer.

Und hier sei es nun verstattet, einige allgemeine Betrachtungen über die damalige Epoche unserer geistigen Entwickelung anzuknüpfen. Ständen Bahrdt's Liederlichkeiten allein, wäre namentlich diese leipziger Katastrophe nichts weiter, als der erste brutale Ausbruch einer wenn noch so tiefen, doch immer nur persönlichen Verdorbenheit, so wäre es allerdings das Ueberflüssigste von der Welt, wollten wir uns auch nur mit einer Sylbe noch dabei aufhalten.

Aber die Sache hat noch ausgedehntere und tiefergehende Beziehungen; sie ist, wie verwerflich, wie nichtig an sich, doch auch nur ein Zeichen der Zeit und kann nur im Zusammenhang mit dieser richtig verstanden werden.

Durch das gesammte 18. Jahrhundert nämlich, dessen Aufgabe überhaupt darin bestand und das eben deshalb das Jahrhundert der Aufklärung heißt, weil es aus der Gebundenheit und Verknöcherung der unmittelbar vorhergehenden, rein formalen, conventionellen Epoche den unmittelbaren, natürlichen Menschen gleichsam auszulösen und wiederzugewinnen, ihn, aus der Masse vererbter Vorurtheile heraus, über sich selbst und seine unendliche Berechtigung aufzuklären, mit Einem Worte, noch einmal, wie im Alterthum, den Menschen, jetzt aber den denken-

den, den bewußten Menschen zum Maßstab aller Dinge zu machen strebte....

Durch dies ganze Jahrhundert, sagen wir, geht, als ein wesentlicher Theil dieser Aufgabe, namentlich auch das Bestreben, die leibliche, sinnliche Seite des Menschen aus der theologischen Abstraction, welcher die deutsche Welt nach der Reformation des 16. Jahrhunderts verfallen war, wiederherzustellen und sie mit der übersinnlichen, geistigen Seite, das heißt also mit den Foderungen des Gesetzes und der Sittlichkeit, auszusöhnen.

Diese Versöhnung konnte nur durch Vermittlung der Kunst vor sich gehen. Die Kunst ist eben die Sphäre, in welcher Sinnliches und Geistiges, Irdisches und Himmlisches zusammenfallen, sich durchdringen und vermählen.

Die Sittlichkeit der Kunst nun aber ferner ist die Schönheit; die Sinnlichkeit daher zur Schönheit, den unmittelbaren, natürlichen Menschen zum idealen, künstlerischen zu erheben, wird das vornehmste Ziel des 18. Jahrhunderts.

Der nächste Spiegel einer jeden geistigen Bewegung ist allemal die Literatur; auch diese allmälige (wenn dieser moderne Ausdruck hier gestattet wäre) Wiederherstellung des Fleisches hat ihre Spuren, in deutlicher und ununterbrochener Reihenfolge, in der Literatur des 18. Jahrhunderts niedergelegt.

Schon aus der letzten Hälfte des 17. die sogenannte zweite schlesische Schule gehört hierher: Hoffmannswaldau und seine Nachahmer. Es ist wahr, sinnliches Leben und Fülle der Leidenschaft sucht man auch bei ihnen, nüchternen, pedantischen Männern, voll gravitätischer Ehrbarkeit, noch vergebens. Aber zum wenigsten die Sprache

der Sinnlichkeit haben, wenigstens die Farbe der Leidenschaft wissen sie zu erheucheln.

Was ihnen abgeht, diesen Funken innern Lebens und wahrer, brennender Leidenschaft, das, in ungebändigter Fülle, besitzt Günther. Aber die Propheten sind allezeit gesteinigt worden; auch die Propheten, welche die Geschichte selbst ihren eigenen Entwickelungen voranschickt, pflegt es nicht besser zu ergehen. Die Fackel der Leidenschaft, die in Günther glüht, verzehrt zunächst ihn selbst; der erste Dichter unserer modernen Poesie, in welchem Poesie und Leben wirklich wieder in Eins fallen, der Erste, der sich loszureißen wagt von der Convenienz der Sitten wie der Kunst, büßt er diesen Ruhm, der Erste zu sein, mit seinem eigenen Untergang.

An Günther reihen sich Hagedorn und die sogenannten Anakreontiker, Gleim, Uz, Georg Jacobi u. s. w. Sie singen, in kleinen, melodischen Liedern, die sich gleichsam unwillkürlich ins Ohr einschmeicheln, heitern Lebensgenuß bei Rosen, Wein und Liebe; die besonnene, maßvolle Haltung ihres persönlichen Lebens muß auch hier wieder die Freiheit entschuldigen, welche der Poet sich nimmt.

Diese Arbeit der Anakreontiker wird, in weitestem Umfang, von Wieland, in der zweiten und allein denkwürdigen Epoche seiner schriftstellerischen Thätigkeit, aufgenommen und, mit den reichen Mitteln seines leichten und glücklichen Talentes, zum theoretischen Abschluß gebracht: bis endlich, nach so viel Ansätzen, Versuchen und Vorbereitungen, Goethe hervorgeht, dieser wahre, vollendete Mensch, dieser eigentliche Schlußstein des 18. Jahrhunderts, darum, weil er der schöne Mensch als solcher,

das vollendete künstlerische Subject und also mit ihm die Aufgabe der ganzen Epoche gelöst ist.

Aber auf diesen Einen, der das Ziel erreichte, wie ungeheuer die Zahl derjenigen, die im vergeblichen Ringen danach zu Grunde gehen! Was, in plastischer Vollendung, bei Goethe die höchste Gesundheit, das, halb und unreif, tritt bei seinen Vorläufern vielmehr als Krankheit auf; woraus er, in seliger Befriedigung, Wein des Lebens schöpft, das, kaum berührt, berauscht den Andern schon die Sinne und vergiftet das Blut in ihren Adern. Einen dieser Vorläufer, Günther, haben wir bereits genannt. Wir wollen, aus der unmittelbaren Nachbarschaft Goethe's, noch einige wenige Namen anführen, welche uns jeder weitern Auseinandersetzung überheben: Schubert, Bürger, Lenz. Zwischen Günther auf der einen, Schubert, Lenz und Bürger auf der andern Seite sind — es ist nicht zu viel behauptet — ganze Generationen untergegangen in dem vergeblichen Bemühen, die Sinnlichkeit mit der Sittlichkeit, die Leidenschaft mit der Schönheit, den Himmel mit der Erde auszusöhnen; die Herzen ganzer Geschlechter sind verblutet an diesem Riß, der durch das Jahrhundert ging und den zu schließen die Götter selbst uns ihren sichtlichen Liebling senden mußten.

Diese krankhafte Erregung nun, dieser innere Streit und Widerspruch des leiblichen und geistigen Menschen, bleibt keineswegs in der poetischen Literatur allein: auch die übrigen Gebiete geistiger Thätigkeit, auch die eigentlichen Wissenschaften werden davon angegriffen.

Wir wollen in dieser Beziehung besonders auf Klotz aufmerksam machen. Klotz ist der Erste, der die sittliche Zerfallenheit in die eigentliche Gelehrsamkeit verpflanzt.

Was seine Freunde Gleim und Jacobi nur schüchtern, mit horazischer Mäßigung, andeutungsweise zu singen (und auch nur zu singen) wagen, Wohlleben und sinnlichen Genuß, das übersetzt Klotz, mit unerhörter Frechheit, in die grobe Prosa eines völlig ungebundenen, liederlichen Lebens; er ist der Erste unter den deutschen Gelehrten, der die Libertinage öffentlich zum Princip erhebt. Klotz ist dadurch von großem Einfluß geworden, viel größerm und viel verderblicherm, als man jetzt, bei der Verschollenheit, in die auch Klotz' Andenken gerathen ist, noch weiß. Geistreicher Mann, berühmter Gelehrter, gefürchteter Kritiker, wurde er mit diesen laxen Grundsätzen — oder richtiger, mit diesem Mangel aller sittlichen Grundsätze der Mittelpunkt einer zahlreichen Jüngerschaft, die sich späterhin weit ausbreitete in Literatur und Wissenschaft; nur im Vorübergehen wollen wir hier an Leute, wie Riedel, Schirach, Hausen (der dem Freunde und Wohlthäter dann die bekannte Biographie als Schandsäule aufs Grab setzte), sowie daran erinnern, daß auch Bürger, zu nie ersetztem Verlust, diese Klotzische Schule durchgemacht hat.

Im Uebrigen, um nach keiner Seite hin ungerecht zu sein, wollen wir zugeben, daß jenes Extrem der theologischen Abstraction, in welchem der deutsche Geist sich bis dahin gefallen hatte, dies andere, dies Extrem des Genusses und der sinnlichen Hingabe, fast mit Nothwendigkeit erzeugte, und daß ein Princip, das bis dahin auf so brutale Weise verleugnet worden war, bei seinem ersten Wiederauftreten nicht anders als ebenfalls brutal erscheinen konnte. Aber in ihrem persönlichen Verhalten sind Männer, wie Klotz, darum noch nicht gerechtfertigt.

Bahrdt nun gehört der traurige Ruhm, für das specielle Gebiet der Theologie etwas Aehnliches geworden zu sein, wie Klotz für die Gelehrsamkeit überhaupt. Bahrdt ist der Klotz der Theologen; in die reinen, die doppelt heiligen Grenzen der Theologie übertrug er jene sittliche Zerrissenheit, jenen Aufruhr des leiblichen Menschen gegen den geistigen, vorzugsweise theologischen, jenen ganzen wüsten Taumel der Leidenschaft, der bis dahin seine Opfer zumeist nur unter den Poeten gefodert hatte. An Ernesti's Beispiel haben wir nachgewiesen, wie vorsichtig, wie würdevoll das persönliche Verhalten gerade derjenigen unter den damaligen Theologen war, welche durch ihre dogmatischen Neuerungen dem orthodoxen Bewußtsein anstößig wurden; ein Blick in die Lebensgeschichte eines Semler (vgl. Hagenbach's Vorlesungen, V, 263 fg.), Jerusalem, Nösselt u. A. würde dies noch deutlicher beweisen. Bahrdt ist der Erste, der dies „Eis der keuschen Scham" durchbricht. Wie (ein Punkt, der nicht genug hervorgehoben werden kann, weil in ihm das ganze Wesen des Mannes enthalten ist) seine ganze Bekehrung von der crassesten Orthodoxie zur crassesten Freigeisterei gar keinen sittlichen Ursprung hat und gar nicht die Frucht einer innern, geistigen Krisis ist, sondern im Gegentheil, Bahrdt's Weg zur Aufklärung geht recta via durch das Bordell, er wird erst Freidenker, weil es mit der Frömmigkeit ein für alle mal nicht mehr geht und weil die Orthodoxen selbst, voll sittlichen Ekels, ihn von sich ausgestoßen haben: so auch Bahrdt's fernere freigeisterische Wirksamkeit setzt diesen Schmutz ihres Ursprungs in jedem Augenblicke fort. Bis zum vorigen Jahre (oder ist es noch jetzt — oder vielleicht

auch schon wieder so?) wurden Edelleute, welche ein infamirendes Verbrechen begangen, zum Bürgerlichen degradirt; Bahrdt's Uebergang zu den Aufklärern hat etwas Aehnliches. Was Andere ihren eigenen Vorurtheilen, ihrem eigenen verwöhnten Herzen, mühsam, in schmerzlichen Kämpfen, abgerungen, das ergreift Bahrdt in der Desperation des Augenblicks, wie ein verzweifelter Spieler seine letzte Karte ergreift; die neuen Lehren, welche die Andern nur im bescheidensten Tone, nur mit Ehrerbietung gegen das selbst, was sie bekämpfen, nur den Eingeweihten vorzutragen wagen, damit stellt Bahrdt sich auf den Markt, das verbrämt er mit Zoten und schlechten Witzen, das benutzt er, das Beifallswiehern des großen Haufens zu erlangen. Bahrdt wird dabei unterstützt durch die gänzliche Abwesenheit alles Schönheitssinnes und aller ästhetischen Elemente in ihm. Wir haben oben gesagt, daß die Versöhnung jener beiden großen Gegensätze, Sinnlichkeit und Sitte, Geist und Materie, nur in der Kunst erreicht werden konnte. Nun freilich, da konnte Niemand weiter davon entfernt sein, als Bahrdt. Es würde schwer halten, eine literarische Persönlichkeit nachzuweisen, die in Allem und Jedem, in Gesinnung und Leben, in Form und Ausdruck, bis auf den Stil hinunter, den er schreibt, so ganz von Schönheitssinn entblößt, so ganz verlassen ist von allem ästhetischen Instinct, wie Bahrdt; in Buch und Leben, in Stil und Sprache, immer und überall die nackte, baare Häßlichkeit. Selbst gegen Klotz, dem doch von seiner Beschäftigung mit den Alterthümern her wenigstens ein gewisses äußerliches Formgefühl, ein Anhauch wenigstens von ästhetischem Geist geblieben war, steht Bahrdt in dieser Hinsicht im Schatten.

Und dieser durchaus häßliche Mensch nun, dieser wahrhafte Thersites (αἴσχιστος ἀνὴρ) in dem Heere unserer neuen Hellenen, dieser nun gerade erhielt eben deshalb den größten, den umfassendsten Einfluß auf das Publicum. Was Ernesti, was Semler, was Jerusalem! Das waren ja alles noch halbe Pfaffen, die redeten Alle noch vorsichtig und leis, die hielten noch auf Maß, Anstand und Besonnenheit: hier seht, da ist ein Kerl, der hat, so zu sagen, schon unterm lichten Galgen gestanden, der schont seine eigene Schande nicht, der weiß, wo Barthel Most holt, der will uns nicht einreden, verständiger, frömmer, besser zu sein als wir — laßt die Andern schwatzen — heda, Bahrdt ist unser Mann!

Auch hier wieder wollen wir zugeben, daß dieser Gegensatz vielleicht ein nothwendiger war und daß die innerliche Hohlheit, die völlige sittliche wie geistige Impotenz dieser Orthodoxie, der Bahrdt so lange und so eifrig angehört hatte und von der er nun auf einmal so schmachvoll desertirte, vielleicht auf keine mildere Weise dargethan werden konnte. Die Schlußfolge indessen bleibt auch hier dieselbe. Der Schade, den Bahrdt dadurch angerichtet, daß er die Aufklärung herabwürdigte zum Feigenblatt seiner sittlichen Nichtsnützigkeit, ist ungeheuer; unter Anderm auch darum, weil an diesen frivolen, entsittlichten, allen ideellen Inhaltes entleerten Gemüthern eine neue Reaction der Orthodoxie und die sie in ihrem Geleite führt, politische und wissenschaftliche Reaction, nur einen desto bequemern Boden fand — wie wir das ja zum Theil noch heute in unserer nächsten Nähe sehen können.

Wenden wir uns nach diesen Betrachtungen, mit denen wir den Begebenheiten zum Theil sehr weit vorgegriffen haben, zu Bahrdt's Schicksalen zurück. Wir haben soeben Bahrdt mit Klotz zusammengestellt. Daß diese Zusammenstellung keine willkürliche, beweist die innige Annäherung, welche sofort nach der Bahrdt'schen Katastrophe zwischen Beiden stattfand.

Zwar war es nicht das erste mal, daß sie mit einander in Berührung kamen. Schon zur Zeit, da Bahrdt noch studirte (s. dessen Leben, 220, 221), war Klotz, ebenfalls noch als Student, nach Leipzig gekommen. Die beiden jungen Leute, gleich talentvoll, gleich leichtfertig, hatten sich bald zusammengefunden. Allein ebenso bald hatte auch die gleiche Eitelkeit, indem jeder von beiden sein Studium und seine Richtung für die beste und allein richtige hielt, sie wiederum getrennt. „Klotz' Enthusiasmus (erzählt Bahrdt a. a. O.) für die Alten gebar eine Rede, worin er bewies, daß jeder Mensch, der nicht mit den Schriften der Griechen und Römer sich vertraut gemacht habe, in Absicht auf Philosophie und schöne Wissenschaften, sowie überhaupt in aller Rücksicht ein ganz eigentlicher Schafkopf sei. Da nun meine Seele schwärmerisch für Crusius eingenommen war und ich seine Philosophie vielmehr für allein zureichend hielt, den großen Mann zu bilden: so las ich acht Tage später einen Aufsatz vor, in welchem ich die Vorzüge der Neueren bewies und auf Herrn Klotz ein wenig stichelte. Darüber (setzt Bahrdt hinzu) wurde Klotz mein Feind und ließ mich hernach sein Misfallen einige Jahre lang in seinen Zeitungen und Journalen dergestalt empfinden, daß ich

fast allen Muth verlor, mich in der gelehrten Welt laut zu machen."

Durch Bahrdt's scandalöses Abenteuer in Leipzig jedoch war dies Verhältniß auf einmal geändert. Klotz war damals schon Professor und Geheimerath in Halle, auf dem Gipfel seines Ruhms und seines Ansehens; aber, müssen wir hinzusetzen, auch seiner Ausschweifungen. Ein Ereigniß, wie das Bahrdt'sche, war in seinen Augen der beste Empfehlungsbrief, den es gab; ein Geistlicher, ein notorischer Frömmler, der abdanken muß wegen einer Klage, die aus dem Bordell wider ihn gerichtet wird, welch ein Gaudium für Klotz und seines Gleichen! welch ein hoffnungsvoller Zuwachs seiner leichtfertigen Genossenschaft!

Kaum daher, daß Bahrdt selbst sich von seinem Schrecken erholt hatte, als bereits eine Einladung von Klotz, der sich als den berufenen Protector aller leichtfertigen Genies betrachtete und daher nichts Eiligeres zu thun hatte, als auch dieses seltene Exemplar in seine Clientenschaft zu ziehen, an ihn erging. Bahrdt, ohne Gedächtniß für die literarischen Mishandlungen, die er bisher von Klotz erfahren, „reiste augenblicklich nach Halle zu Herrn Klotz; er blieb vier Wochen in seinem Hause und errichtete die herzlichste Freundschaft mit ihm" (Leben I, 387).

Klotz, trotz seines schlechten Lebenswandels und trotz der zweideutigen Beschaffenheit seiner gelehrten Verdienste, war dazumal dennoch, Dank seiner persönlichen Geschmeidigkeit und seines kritischen Ansehens, einer der einflußreichsten Gelehrten in Deutschland. Er war eine Art Mäkler im Reich der Wissenschaften; Minister und Staats-

männer; wo irgend ein gelehrtes Amt zu vergeben war, versäumten nicht leicht, Klotz' Gutachten einzuholen; eine Menge junger Leute, meist aus seinem eigenen halleschen Kreise, hatten durch seine Empfehlung Amt und Brot gefunden.

Auch Bahrdt wurde von Klotz unter seine schützenden Flügel genommen. Es war dazumal unter den deutschen Fürsten, besonders den kleinern, und unter ihnen hauptsächlich wieder den katholischen, zu einer Modesache geworden, Kunst und Wissenschaft zu unterstützen oder doch wenigstens den Schein davon anzunehmen. Den Anstoß dazu hatte vorzüglich das Beispiel Joseph's II. gegeben. Und bei diesem selbst wieder war diese Richtung weit weniger aus seiner eigenen, trockenen und unpoetischen Natur, als aus seinem Wunsch nach Popularität, vor Allem aber aus seiner Eifersucht gegen Friedrich den Großen hervorgegangen; man wollte dem größten Manne des Jahrhunderts, da ihm sonst nicht beizukommen war, doch wenigstens einen literarischen Gegenkönig stellen. Viel Dauerhaftes und Brauchbares kam bei diesen Experimenten freilich nicht heraus; aber dafür kosteten sie auch nicht viel. Die deutschen Schriftsteller, die es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatten, sie sollten und müßten einen fürstlichen Protectot haben, waren leicht zu befriedigen. Wir wollen beispielsweise nur an das Aufheben erinnern, das von der vermeintlichen wiener Akademie gemacht ward und an dem selbst ein Mann wie Klopstock (in der berühmten Widmung der Hermannsschlacht 1769) sich betheiligte. Wie mußte es nun gar erst in untergeordnetern, in Köpfen aussehen, welche die Dünste eines leeren Magens umnebelten!

Ein derartiges Experiment war auch die Reform der Universität zu Erfurt, welche der damalige Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, und sein Statthalter, Herr von Breidenbach-Buresheim, einer jener ästhetisirenden, schöngeistigen Staatsmänner, wie sie uns damals fast an allen kleinern Höfen Deutschlands begegnen, im Jahr 1768 unternahmen. Ihre Absicht dabei mag vortrefflich gewesen sein; allein die Ausführung gerieth in schlechte Hände. Nämlich in Klotz' Hände, dessen Empfehlung Herr von Breidenbach blindlings folgte und der nun nichts Eiligeres zu thun hatte, als die neu creirten Stellen der erfurter Universität mit seinen Freunden und Genossen zu besetzen.

So kamen denn auf den Einen Wieland, der zu Anfang des Jahres 1769 ebenfalls als erster Professor der Philosophie und kurfürstlich mainzischer Regierungsrath nach Erfurt berufen ward und dessen Name allerdings geeignet war, der neugegründeten Anstalt die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland zuzuwenden, eine Menge leichtfertiger und unwissender Gesellen: Riedel, den wir schon oben genannt haben, Christian Heinrich Schmid, der späterhin nach Gießen kam und der unsern Lesern, wenn nicht sonst, doch aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung" erinnerlich ist, und Andere mehr; es war eine Commandite gleichsam des Klotz'schen Kreises, eine Ansiedelung von Genies der schlimmsten Sorte.

In diesen Kreis nun ward auch Bahrdt, wenige Monate schon nach der leipziger Begebenheit, als Pro-

fessor der biblischen Alterthümer aufgenommen. Und das mußte man Klotz in dieser Berufung zugestehen: er hatte dem Ort den passenden Mann, dem Mann den passenden Ort ausgesucht. Der gesellige Ton, der unter diesen jungen erfurter Genies herrschte, war von außerordentlicher Lockerheit. Wir wollen dem Leser hier nicht die Schilderungen wiederholen, welche Bahrdt selbst von seinem Eintritt in Erfurt entwirft (II, 4 fg.); wir wollen ihn nicht in dieses Vollmann'sche Haus einführen, welches damals „das lüsterste war in Erfurt, der tägliche Sammelplatz derer, welche sich für die Inhaber der wahren Gelehrsamkeit, des richtigsten Geschmacks, des echtesten Witzes und des reinsten Patriotismus hielten" und von dem Bahrdt selbst gesteht, daß er „nie ein Haus gesehen, wo Frechheit und Schamlosigkeit so originel auftraten" (a. a. O., 8), oder in jene Abendgesellschaften bei dem Herrn von Breidenbach selbst, dem Statthalter des Kurfürsten, wo „in malenswürdigster Scene sämmtliche Herren fest angelehnt stunden an den Wänden, in verschiedenen burlesken Stellungen, jeder mit dem Pokale in der Hand, der Statthalter in der Mitten und sein Kammerdiener mit der Flasche in stetem Cirkelgange, um die Gläser voll zu halten, die keiner mehr in Absicht auf Maß und Gewicht zu berechnen vermochte" (ebend. 36, 37). Wir begnügen uns, auf die Notizen zu verweisen, welche Gruber in seinem vortrefflichen Leben Wieland's, zu Anfang des vierten Buches (II, 555 fg.), zum Theil aus Wieland's Briefen, zusammengetragen hat und durch die jenes grelle Gemälde nur bestätigt wird. Man erwäge, wie diese Umgebung auf einen Mann von Bahrdt's Neigungen,

Bahrdt's Vergangenheit wirken mußte. Das war das richtige Wasser für diesen Fisch; hier war keine Vorsicht, keine Verstellung mehr nöthig, wie in Leipzig, frei und ungehindert konnte er hier mitschwimmen in dem allgemeinen Strom. Zwar behauptet er selbst, „sein Charakter habe in dieser neuen Welt, in der er sich vergleichsweise wie ein Kind fühlte und auch wie ein Kind behandelt ward, nichts verloren" (S. 11 und 12), und insofern sein Charakter wol kaum noch etwas zu verlieren hatte, mag das auch richtig sein. Im Uebrigen jedoch bekennt er selbst, die drei Jahre seines erfurter Aufenthalts „beinahe unausgesetzt in einem Cirkel verlebt zu haben, in welchem Schamhaftigkeit und Delicatesse unbekannte Dinge waren, wo stets die große Glocke geläutet und oft eine Ehre darin gesucht ward, wenn Einer den Andern an Unverschämtheit übertreffen konnte. Sein Ohr (fährt er fort a. a. O., 12) habe sich so sehr gewöhnt an Gespräche über Dinge, die der Wohlstand zu erwähnen verbietet, daß seine Phantasie von widrigen Bildern und Worten überfloß, und sein Gefühl gegen alle Häßlichkeiten dieser Art wurde dermaßen abgestumpft, daß er völlig gleichgültig dagegen wurde und daher auch an andern Orten und in bessern Gesellschaften unvermerkt denselben Ton anstimmte."

Nicht blos seine geselligen, auch seine amtlichen Beziehungen geriethen bald wieder in die alte leipziger Verwirrung. Seine Vorträge wurden von den Studenten mit großem Beifall gehört; ob auch mit Fleiß und Ausdauer möchten wir nach dem, was wir sogleich aus Bahrdt's eigenem Munde anführen werden, bezweifeln.

Einigen Antheil an diesem Beifall hatte ohne Widerspruch sein Talent und namentlich seine Wohlredenheit, einigen auch die Geringfügigkeit seiner theologischen Concurrenten, der Schmidt, Vogel rc., Männer von großer, aber altväterischer Gelehrsamkeit, die mit ihrer ungelenken, hölzernen Orthodoxie dem zungengewandten Neuerer unmöglich die Wage halten konnten.

Aber den meisten Antheil jedenfalls hatte seine Arroganz und diese wahrhaft selige Sicherheit, mit der er sich selbst als einen ausgezeichneten Gelehrten, einen wahren Reformator der Wissenschaft präconisirte. Es liegt uns eine „Nachricht an das Publicum" zur Seite, mit welcher Bahrdt zu seinen Vorlesungen für das Winterhalbjahr 1769 einlud, ein höchst interessantes Document für seine erfurter akademische Thätigkeit. Zunächst erschrickt man über die Vielgeschäftigkeit des Mannes. Geht es nach seinen Verheißungen, so ist er der Atlas, welcher die ganze Universität Erfurt oder doch wenigstens die protestantisch-theologische Facultät derselben trägt. Ein vollständiges „dogmatisch-moralisches Religionssystem", Erklärung des ganzen Alten und Neuen Testaments in der Grundsprache, Theorie der Kritik und Philologie des Alten und Neuen Testaments, Literärgeschichte der gesammten Gottesgelahrtheit, Kirchengeschichte, homiletische Uebungen, Logik, Metaphysik, Physik, philosophische Moral, hebräische Grammatik, auch chaldäische, arabische und syrische, endlich noch katechetische Uebungen und Pastoraltheologie... Ihr meint, das sei der Lectionskatalog der ganzen Facultät? Bei Leibe nicht, es sind blos die Vorlesungen, zu denen der Eine Bahrdt sich erbietet. Es ist vollkommen wie ein Quacksalber, der für jede

Krankheit und jedes Uebelbefinden auch sein Pülverchen im Sacke hat; mit beredter Zunge rühmt er sich, daß (a. a. O., 30) „sein Herz glühe von dem Wunsche, Wahrheit zu befördern, gemeinnützige Kenntnisse auszubreiten, Aberglauben und theologische Nachbeterei zu verdrängen, Geschmack und reifes Urtheil auch in der Gottesgelahrheit (so nämlich schreibt er standhaft) allgemein zu machen“ u. s. w. Zum Ueberfluß fügt er seinem Programm gar noch eine eigene Tabelle bei, wo seine Vorlesungen der Reihe nach geordnet stehen und aus der ein Jeder sich sofort überzeugen kann, daß er nur drei Jahre lang täglich vier Stunden bei Herrn Professor Bahrdt zu hören braucht, um ein fix und fertiger Theolog zu werden! In der That, haben wir nicht schon hier den ganzen Bahrdt, wie er acht Jahre später einen philanthropinischen Lehr- und Erziehungsplan aus dem Aermel schüttelt? oder wie er um Mitte der Achtziger, von Halle aus dem Minister von Zedlitz einen genau schematisirten Plan überreicht, nach dem künftig die theologischen Wissenschaften in Halle studirt werden sollen und dessen kurzer Sinn darauf hinausläuft, Bahrdt zum Director der theologischen Studien in Halle zu machen?!

Sehr ergötzlich, wenigstens als akademisches Curiosum, ist auch die Drohung, mit welcher er die Vorrede des gedachten Werkchens schließt; hier ist Alles charakteristisch, auch der vermeintlich naive, biedermännische, in Wirklichkeit aber nur saloppe und kindische Ton, in welchem er seine künftigen Zuhörer anredet. „Und hören Sie nur (heißt es hier S. 7 fg.), was ich vor einen Einfall habe, um ... Ihren Vortheil zu beför-

dern. Ich liefere Ihnen hier den Plan meiner künftigen Vorlesungen und mit demselben kündige ich Ihnen feierlich an, daß ich alle Jahre eine kurze Geschichte von der Ausführung desselben auf wenigen Blättern abdrucken lassen werde, in welcher zugleich alle Ihre Namen erscheinen sollen; und zwar unter einer besondern Rubrik diejenigen, welchen das Lob des anhaltenden Fleißes gebühret, und unter einer andern diejenigen, welche, wie bisher, ihr Studiren als ein Nebenwerk vernachlässigt haben. Sie mögen zu diesem Einfall sagen, was Sie wollen ... der Unwille der Faulen wird mir ebenso gleichgültig sein, als das saure Gesicht, mit welchem mich neulich Herr Ziegra anflenzte, da er meine leipziger Hexapla mit einer in Lauge getauchten Feder recensirte" ...

Wer bei dieser „feierlichen Ankündigung" wol am meisten gelacht haben mag: die Studenten, da sie dieselbe lasen? oder Bahrdt, da er sie schrieb?

Dieselbe Vielgeschäftigkeit, wie als Lehrer, legte Bahrdt in dieser Zeit auch als Schriftsteller an den Tag, wie er es denn überhaupt an mechanischem Fleiß, am Fleiß der Finger weder damals noch später fehlen ließ. Schon in Leipzig, als er den Uebergang zur Ernesti'schen Schule machte, hatte er angefangen, sich mit Vergleichung und Kritik des biblischen Textes zu beschäftigen; nicht ohne einigen Pomp entlieh er sich, gegen eine Caution von 1000 Thalern, einen „inclytus bibliothecae electoralis Dresdensis codex bibliorum Ebraicorum manuscriptus", den er sodann, ebenfalls noch von Leipzig aus, in einem eigenen Programm ausführlich beschrieb. Auch bei seinem Malachias hatte er dergleichen kri-

tische Studien verfolgt; mit wie wenigem Glück, wissen wir bereits aus der Recension der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. Jetzt beschloß er die sogenannten Hexapla des Origenes, mit reichem kritischen Apparat, herauszugeben; ein umfangreiches Werk, von dem gleichwol bis 1770 zwei Bände erschienen. Gleichzeitig trat er auch als Systematiker, auf eigentlich theologischem Gebiete, auf. Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Erfurt gab er einen zweibändigen Versuch eines vollständigen biblischen Systems der Dogmatik heraus (1769—70; zweite Auflage 1785; ins Holländische übersetzt 1781), dem er gleich darauf ein nach den Predigtentwürfen seines Vaters bearbeitetes „System der Moraltheologie" (1770, neue Auflage 1780) folgen ließ.

Durch diese Schriften, wie oberflächlich dieselben in der That auch waren, erwarb er sich dennoch die Aufmerksamkeit zahlreicher und achtbarer Gelehrter. Kennicot, der berühmte englische Theolog, der eben damals im Begriffe stand, sein großes, mit einem Aufwand, wie er schon zu jenen Zeiten nur einem Engländer möglich war, zusammengebrachtes Bibelwerk herauszugeben, schrieb ermunternde Briefe an Bahrdt, zog sich indessen bald zurück, als er merkte, daß Bahrdt es keineswegs auf ein gründliches gelehrtes Studium, sondern lediglich auf eine Buchhändlerarbeit abgesehen hatte (siehe die Pott'sche Briefsammlung, I, 3, vgl. 7, 15, sowie besonders den Bruns'schen Brief, ebendaselbst 48—50). Auch die Heroen der damaligen deutschen Theologie, ein Ernesti, ein Semler, schenkten ihm ihre Theilnahme. Es ist ordentlich rührend zu lesen, wie väterlich sie ihn ermahnen, nun doch ja auf gutem Wege zu bleiben; wie sie

ihn warnen und in ihn dringen, sich auf Arbeiten zu beschränken, denen er gewachsen, und diese dann treu und gewissenhaft zu vollenden; vgl. a. a. O. 50, 94 rc.

Vortreffliche Rathschläge, aber nur nicht für ein so rasches Ingenium, wie Bahrdt! Dem sollte Alles unmittelbar seine Zinsen tragen; zum Studiren hatte er keine Zeit, nur immer zum Ediren. Selbst die Briefe, die ihm von verschiedenen Seiten über seine Dogmatik zugingen, ließ er frischweg drucken und gab sie unter dem Titel „Briefe über die systematische Theologie, zur Beförderung der Toleranz" als ein eigenes Werk heraus, nicht ohne Manchem durch die Indiscretion dieses Verfahrens empfindliche Verlegenheit zu bereiten. Vgl. sein Leben im zweiten Band.

Nun zu diesem sittlichen und literarischen Leichtsinn fehlt nur noch der Scandal, die kleine persönliche Intrigue: und wir haben glücklich den ganzen Leipziger Bahrdt wieder beisammen. Wohlan aber, da ist sie schon. In seinen Vorlesungen sowol wie auch in seiner Dogmatik hatte Bahrdt sich allerlei Abweichungen von dem orthodoxen Lehrbegriff erlaubt, aber keineswegs solche, wie man nach seinem spätern Ruf von ihm erwarten möchte, sondern im Gegentheil ziemlich bescheidene, fast dürftige, wenigstens was den eigentlichen Inhalt anbetrifft. Allein wie Bahrdt selbst sehr richtig bemerkt (Lebensgeschichte, II, 75): „von einem jungen Manne in einem Tone vorgetragen, dessen Dreistigkeit allein schon das Publicum empörte und der durch das Andenken an die leipziger Geschichte noch unleidlicher ward," erregten sie dennoch großen Anstoß.

Den größten natürlich in Erfurt selbst, bei seinen

Collegen von der theologischen Facultät, den schon genannten Schmidt und Vogel. Diese, zu ihrer persönlichen Orthodoxie, glaubten sich überdies durch die eigenthümliche Lage, in welcher die lutherische Theologie sich gerade in Erfurt, als einer gemischten Universität, befand, doppelt verbunden, die Reinigkeit des protestantischen Dogmas zu vertheidigen. Auch war Bahrdt in Erfurt ja eigentlich gar nicht als Theolog angestellt, sondern in der philosophischen Facultät, mithin zur Haltung theologischer Vorlesungen, genau genommen, gar nicht berechtigt: ein Einwand, dem Bahrdt indessen in aller Kürze dadurch begegnete, daß er durch seinen Vater „etliche und vierzig gute Louisdors, reines Gold, ohne Abzug von Agio, sodaß an jedem Louisdor ein Thaler zu profitiren war" (II, 109), nach Erlangen schicken ließ, worauf denn der theologische Doctorhut und damit die Berechtigung, jede Art theologische Vorlesung zu halten, umgehend erfolgte.

Aber so leichten Kaufs wollten seine Gegner ihn nicht fahren lassen. Sie schickten Aufpasser in seine Collegien, denuncirten seine Vorträge und Bücher, Processe wurden eingeleitet, Gutachten benachbarter Universitäten eingefodert, kurzum, es begann eine jener lieblichen, weitschichtigen Intriguen, wie sie in dieser Vollkommenheit nirgend anders als nur unter deutschen Gelehrten, auf deutschen Universitäten gespielt werden. Wer sich für das Einzelne dieser unendlich läppischen Geschichte interessiren sollte, der findet dafür in einer Anmerkung von H. A. Erhard zu dem

von Gehren'schen Artikel in der Ersch und Gruber'schen Encyklopädie, VII, 426, die überhaupt das Gediegenste ist, was wir über Bahrdt's erfurter Existenz gefunden haben, ein übersichtliches und authentisches Material. Und wem daran noch nicht genügt, der findet im zweiten Band der „Briefe über die systematische Theologie" sämmtliche dahin einschlagende Briefe, Actenstücke &c. vollständig abgedruckt.

Bahrdt, statt den Vortheil seiner Stellung, gegenüber den unwürdigen Mitteln, deren seine Ankläger sich bedienten, zu benutzen, erwiderte dieselben vielmehr in derselben Weise; statt der Rathschläge eingedenk zu sein, welche Ernesti und Semler ihm gegeben, ließ er sich durch Haß, Eitelkeit und Rechthaberei zu immer neuen Unbesonnenheiten hinreißen. Sehr charakteristisch ist das Geständniß, das ihm selbst bei dieser Gelegenheit entwischt und das wir, als Bestätigung dessen, was wir oben über diesen Punkt geäußert haben, hier hersetzen wollen. „Ich glaube gewiß" (sagt er a. a. O., 53), „daß ich lebenslang der Orthodoxie treu geblieben sein und meine Talente blos darauf verwendet haben würde, das morsche Lehrgebäude haltbarer zu machen und mit philosophischer Weisheit zu übertünchen, wenn ich nicht so viel Feindseligkeit von den Theologen zu erleiden gehabt hätte. Blos dies, daß ich in Leipzig schon die Wirkungen des Neides über meinen Applaus empfinden mußte (man bemerke wohl: die Kupplerin, das Bordell, der Wechsel sind bloße «Wirkungen seiner Neider!») und hernach in Erfurt durch Kabale und Intoleranz so gemartert und geängstet worden war, flößte mir eine Art von Widerwillen gegen die Orthodoxen

ein ... Hätte man mich in Ruhe gelassen und nicht durch stetes Hetzen und Verleumden mich genöthigt, so lange ohne Pension zu leben! und, bei dem Gefühl meines Werths und meiner Talente, die armseligsten Ignoranten in fetten Pfründen zu sehen, indeß ich mit Armuth und Sorgen kämpfen mußte; so wäre ich vielleicht nie der Gegner der positiven Religion geworden, der ich ward und bin. Aber (setzt er, sich selbst tröstend, hinzu, in einer Mischung von Ergebung und Arroganz, die sich aus diesem Munde doppelt fatal ausnimmt) die Vorsehung wollte einmal einen Bestürmer derjenigen Theologie aus mir machen, welche die europäische Menschheit durch so viele Jahrhunderte hindurch verhunzt hat. Ich mußte unaufhörlich von Ketzermachern gereizt und von Ort zu Ort verfolgt werden, bis mir die Augen ganz aufgingen und die Zerstörung der Quelle aller Verfolgungssucht — ich meine die positive Religion — der bleibende Zweck meines Lebens wurde."

Unter den Streitschriften, welche Bahrdt in dieser erfurter Angelegenheit schrieb und in denen er seiner natürlichen Plumpheit so recht freien Lauf ließ (die „armselige wittenberger Facultät" behandelte er wie „unwissende Knaben" und nachdem er „alle ihre Schnitzer gegen Logik und Menschenverstand" gerügt hatte, so parodirte er ihr Urtheil und erklärte sämmtliche wittenberger Theologen für „keine rechtschaffenen Lehrer der Kirche und für werth, vom Katheder relegirt zu werden", Bahrdt, a. a. O., 49), hat besonders eine einen großen, wenn auch nicht ehrenvollen Ruf erlangt, die sogenannten „Lauten Wünsche des stummen Patrioten",

mit dem erdichteten Druckort Nürnberg 1769. Nach Bahrdt's eigener Erzählung (II, 369) hätte er diese Schrift schon während seines leipziger Aufenthaltes verfaßt. Allein wir haben Grund, diese Angabe für eine Erdichtung zu halten; abgesehen davon, daß Bahrdt der Mann nicht war, der ein fertiges Manuscript lange im Schreibepult ließ, scheint sie auch nur den Zweck zu haben, seinen Abfall von der Orthodoxie besser einzuleiten, damit derselbe doch nicht blos als eine Folge der ofterwähnten leipziger Katastrophe dasteht. In der damaligen theologischen Literatur nun werden diese „Lauten Wünsche" als der Gipfel literarischer Frechheit, eine höchst bittere und gefährliche Satire, erwähnt, und noch heute, wo von ihnen die Rede ist, geschieht es in demselben Sinne. Wir haben das Schriftchen wiederholt gelesen, bekennen aber, von diesem ungemeinen und gefährlichen Charakter nichts darin entdecken zu können. Die Hauptabsicht des Verfassers geht dahin, die Unzulänglichkeit der gemein üblichen theologischen Methode, der „Compendientheologie", nachzuweisen und die Nothwendigkeit, neben Dogma und Lehrbegriff hauptsächlich auch geschichtliche Wissenschaften, Sprachen, Alterthümer ꝛc. zu studiren. Das Gemälde, das er dabei von der Unwissenheit der meisten Geistlichen, besonders in Thüringen, entwirft, ist derb und plump, wir geben es zu, wie Alles, was aus Bahrdt's Feder kam, und mag auch, in dieser Allgemeinheit, übertrieben sein; daß es aber nicht ganz aus der Luft gegriffen war, das beweist das officielle Edict der kursächsischen Regierung, das Tholuck in seinem Abriß einer Geschichte der Umwälzung ꝛc. Vermischte Schriften, II, 143 in der Note,

aus Grohmann's Annalen der Universität zu Wittenberg mitgetheilt hat und in dem ausdrücklich Klage darüber geführt wird, daß „wenn sich Candidati ministerii zum gewöhnlichen examine gestellet, viele unter denselben in den beiden Grundsprachen, der griechischen und hebräischen, so schlechte profectus an den Tag gegeben, daß manche kaum den vorgelegten Text lesen, geschweige einen richtigen Verstand und Vortrag daraus ziehen können" u. s. w.

Hierin allein also (wiewol gerade dieser Punkt den heftigsten Widerspruch erregte, vgl. das vor uns liegende „Sendschreiben eines Landpredigers" rc., Leipzig und Wittenberg 1770, das an Plumpheit des Ausdrucks das Bahrdt'sche Pamphlet wenn möglich noch übertrifft) kann das so höchst Anstößige dieses Schriftchens nicht gelegen haben. Und ebenso wenig in dem dogmatischen Standpunkt, welchen der Verfasser einnimmt. Derselbe ist, wie gesagt, außerordentlich zahm; wie zahm, werden unsere Leser mit Erstaunen aus Stellen sehen, wie z. B. die folgenden, die zugleich den damaligen Standpunkt Bahrdt's überhaupt charakterisiren: „Die Philosophie hat als Philosophie der Religion niemals geschadet, aber sie ist ihr insofern ein beständiges Gift gewesen, inwiefern sie das menschliche Herz aufgeblähet, auf seine eigene Weisheit stolz und gegen die himmlische Weisheit gleichgültig und verächtlich gemacht hat." (Laute Wünsche, 14.)

Und weiterhin (S. 35 fg.): „Wenn zum Exempel Dr. Teller die Höllenfahrt Christi leugnet oder wenn er die Vollkommenheit unserer Compendien und symbolischen Bücher in Zweifel zieht, so wird es, deucht mich, viele

große und fromme Gottesgelehrte geben, die ihn darüber nicht verketzern würden, wenn er nur sonst einige wenige Punkte, welche dem Wesen der Religion zu nahe treten, widerrufen wollte ... In der That ist es zu beklagen, daß einige von unsern größten Männern zu weit gehen; daß sie wirklich bei der großen Gelehrsamkeit, die ihnen kein Mensch absprechen kann, oft auf Abwege gerathen, auf welchen ich ihnen nicht nachfolgen mag. Es ist zu beklagen, daß sie die Verbesserung des Geschmacks in der Bibelerklärung übertreiben (Michaelis in Göttingen?) und auf einmal erzwingen wollen. Es ist zu beklagen, daß sie ihre vortreffliche Kenntniß der Kritik und Theologie auf die Umstürzung einiger Hauptlehren des Christenthums bisweilen zu richten scheinen. Es ist zu beklagen" ... Und so geht die Reihe der Klagen noch lange fort, indem sie zuletzt zu dem Schlusse führt, daß, „wenn ich Ihnen diese Ursache so ins Ohr sagen darf", diesen ausgezeichneten Männern die „eigene Liebe zur Religion Jesu" mangele; sie hätten „einen großen Verstand, aber ein kleines Herz." Man sieht, ganz hatte Bahrdt den Crusius'schen Schüler damals noch nicht abgelegt; die Denunciationen und Verketzerungen, die er ehemals in Leipzig getrieben, schlugen ihm in den Nacken, in demselben Augenblick noch, da er selbst sich gegen Denunciationen und Verketzerungen vertheidigen wollte.

Woher denn nun das Zetergeschrei über diesen „stummen Patrioten"? Ganz einfach: wegen der brutalen Persönlichkeiten, mit denen er seine Widersacher, ganz besonders den Professor Schmidt, darin verspottete. Diese

Dinge sind für den heutigen Leser theils unverständlich, theils verlohnen sie nicht, daß man ihrer Spur nachgehe. Oder wie kläglich z. B. dieser Witz des Titelblattes: ein Priester mit einer Bischofsmütze auf dem Haupte, auf einer Bühne dem versammelten, gaffenden Pöbel sein Anathema zurufend und darunter das Citat: 1. Tim. 4, 18?! 1. Tim. 4, 18 nämlich lautet: Alexander der Schmidt hat mir viel Böses gethan, Gott vergelte ihm nach seinen Werken! Auch die Einleitung, in der ein alter Landprediger „Ignatius" in „Albernhausen" sich entschließt, „dieses mit den gottlosesten principiis angefüllte Fragment dem Druck zu überlassen, um sie allen redlichen Bestreitern der Indifferentisterey und Theisterei, die in allen Universitäten, vornehmlich aber in Erfurth, durch die gottlose Neigung zu den sogenannten Sprachwissenschaften und pelle letters überhandnimmt, zum immerwährenden Abscheu vor Augen zu legen", ist offenbar bestimmt, Schmidt persönlich, in den Eigenthümlichkeiten seiner Sprache xc. zu verspotten.

Also eine Wiederholung der Bel-Gottsched'schen Geschichte. Auch nahm sie fast dieselbe klägliche Wendung. Schmidt klagte; es kam zu den widerwärtigsten Nachfragen, Untersuchungen und Verweisen; Herr von Breidenbach, so geneigt er Bahrdt auch war und so viel ihm selbst daran gelegen sein mußte, seine eigene Schöpfung beisammen zu erhalten (ein Stück derselben, das eigentliche Prachtstück, Herr Riedel, saß dazumal eben im Schuldarrest), so schwer hielt es ihm doch, seinen Schützling durchzubringen.

Daß Bahrdt sich unter diesen Umständen in Erfurt nicht wohl fühlen konnte, ist natürlich. Auch war er in seiner neuen Stellung (nach dem vulgären Ausdruck) kaum warm geworden, als auch die angeborene Rastlosigkeit seines Geistes schon wieder erwachte und Himmel und Erde in Bewegung gesetzt wurden, ihn von demselben Orte wieder fortzubringen, den er soeben erst als rettende Zuflucht willkommen geheißen hatte. Wäre nur wenigstens seine ökonomische Lage besser gewesen als sie war. Aber der Titel war das Einzige, was er von seiner Professur hatte. Auch die Buchhändler bezahlten schlecht; für seine ganze mühsame Ausgabe der Hexapla, ein Werk von vollen vierzig Bogen, beklagt er sich, nicht mehr als achtzig Thaler erhalten zu haben. (Lebensgeschichte, II, 80.) Das lustige Leben aber, wie die erfurter Genies es führten, kostete Geld; gleich im ersten Jahr, wo Bahrdt den Tisch für Riedel, Meusel, Herel und Andere besorgte (vgl. die mit sichtlicher Behaglichkeit ausgeführte Schilderung a. a. O., 32: „Ehe meine Collegia angingen, gab ich meiner Köchin heraus, ordnete an, wie und wann Alles beigesetzt, ob es bei gelindem oder starkem Feuer gekocht werden sollte und dergleichen mehr, und wenn sie um 11 Uhr beendigt waren, legte ich eine Schürze an und machte die Hauptsachen, die Schmelzung der Gemüse, die Zubereitung der Sosen u. s. w. selbst, um alles recht schmackhaft zu haben;" vgl. auch eine frühere Stelle, wo er sich rühmt, der beste Friseur in Pforta gewesen zu sein! I, 104), hatte er sich in Schulden gestürzt, und es war, bei seiner Lebensweise auf der einen, der Dürftigkeit seiner Einnahmen auf der andern Seite nicht recht ab-

zusehen, wie er dem Riedel'schen Schicksal entgehen sollte . . .

Wenn nicht etwa durch ein Mittel, das sich in derlei Fällen schon öfters bewährt hatte: durch eine reiche Heirath?! Schon in Leipzig hatte er sich große Mühe darum gegeben, sein alter Vater selbst hatte bei verschiedenen reichen Erbinnen für ihn geworben, unter Anderm auch bei Ernesti's Tochter (I, 331); aber ohne Erfolg. Auch Klotz, der seinen Freunden nicht blos Aemter, sondern nach Gelegenheit auch Weiber verschaffte, war nicht glücklicher gewesen; vgl. die saftigen Erzählungen in Bahrdt's Selbstbekenntnissen, II, 85 fg.

Endlich hörte er von einer „himmlisch schönen Witwe" in Mühlhausen, „mit sechs Tausend Thalern baaren Geldes" (S. 98). Sofort hatte seine Phantasie „Schönheit und Geld aufgefaßt", der Zufall that das Seine und ehe vier Wochen ins Land gelaufen, war die junge Witwe, eine Tochter des Superintendenten Volland in Mühlhausen und Enkelin des ehemals hochberühmten hamburger Theologen Neumeister, — Frau Doctor Bahrdt geworden.

Die Geschichte dieser Ehe nun ist in Bahrdt's ganzem schmuzigen Leben beiweitem die schmuzigste Partie; nirgend erscheint er so verächtlich, so wahrhaft ekelerregend, als in dem Benehmen gegen seine Frau, es sei denn etwa in der Schamlosigkeit, mit der er selbst, in seiner Lebensgeschichte, alle diese Dinge zur Sprache bringt und die vertraulichsten, die ehrwürdigsten Geheimnisse des ehelichen Lebens, zur Ergötzung seiner Leser, sowie zur Befriedigung kleinlicher Rachsucht, gleichsam auf öffentlichem Markt ausschreit. Daß er seine eigene Ehre

preisgab, war schlimm genug; aber daß er auch im Stande war, Handel zu treiben mit der Schande seiner Frau, mit der Prostitution seines häuslichen Lebens, das beweist, daß in diesem Menschen alle und jede Faser sittlichen Lebens erstorben, ja daß er in Allem, was den eigentlichen Adel der menschlichen Natur ausmacht, heruntergesunken war unter das Thier. Wir glauben nicht, daß, mit einziger Ausnahme der sogenannten Bürger'schen Ehestandsgeschichte, Berlin 1812, die gesammte deutsche Literatur etwas aufzuweisen hat, das an nackter Frechheit diesen Bahrdt'schen Ehestandsbekenntnissen an die Seite treten könnte. Der Skandal wurde endlich so groß, daß sein eigener Schwager sich genöthigt glaubte, ihm durch eine eigene umfangreiche Schrift zu steuern, was aber freilich, wie sich von selbst versteht, gerade die entgegengesetzte Wirkung hatte; siehe die „Beiträge und Erläuterungen zu Herrn Doctor Bahrdt's Lebensbeschreibung. Herausgegeben von M. Georg Gottfried Volland, Jena 1791." Wir hier können und mögen uns auf diesen Gegenstand begreiflicher Weise nicht weiter einlassen. Wem es jedoch um eine vollständige Würdigung des Bahrdt'schen Charakters zu thun ist, der wird auch diese Partie nicht unberührt lassen dürfen: wie denn schon Hagenbach mit Recht auf den Gegensatz aufmerksam gemacht hat zwischen dem klaren, frommen Frieden, in welchem Semler's häusliches Leben verläuft, und diesem tiefen, unheilbaren Unfrieden, diesem Widerspruch und Streit, der, gleich einem Fluch, auf dem Bahrdt'schen Hause lastete; s. dessen Kirchengeschichte, V, 319.

Das Schlimmste jedoch für den Augenblick war, daß auch das Parforcemittel dieser Heirath Bahrdt's zerrüt-

teten Finanzen nicht aufhelfen wollte. Das Gerücht hatte das Vermögen seiner Frau weit größer gemacht als es war, und von neuem, mit verdoppelter Heftigkeit, lag Bahrdt seinen Freunden, nah und fern, in den Ohren, ihm aus seiner verzweifelten Lage in Erfurt fortzuhelfen.

Aber das war nicht so leicht. Bahrdt war mit arg beschädigtem Ruf nach Erfurt gekommen, und geheilt, das fühlte er wol selbst, hatte er ihn seitdem nicht. An gelehrtem Ruf hatte er gewonnen, aber auch der Ruf seines Leichtsinns, seiner Unverträglichkeit, seiner Anmaßungen hatte sich vermehrt. Seine Freunde wurden lau; Kloß (man glaubt einen Roßtäuscher zu hören, dem soeben erst ein zweideutiger Handel geglückt ist und der sich deshalb mit dem zweiten so bald nicht befassen will, s. den Pott'schen Briefwechsel, I, 56) erklärte ihm geradezu, er habe soeben erst „Herrn Schirachen mit 200 Thaler Besoldung" in Helmstädt untergebracht, es könne für Bahrdt jetzt nichts geschehen.

Gleichwol wurde die erfurter Luft für Bahrdt von Tag zu Tage unerträglicher. Schon (vgl. den Brief von Hirsch in Adolzfurth: „Zu Pensionen sind unsere Fürsten nicht determinirt;" an ebengedachtem Orte, I, 53) suchte er unter den kleinen Fürsten Deutschlands umher, ob nicht einer davon ihn, den kaum Dreißigjährigen! mit einer Pension begnadigen möchte; schon (s. ebendaselbst S. 18 den Brief von Jerusalem) trug er sich mit dem wahrhaft ingeniösen Gedanken, Lessing's Nachfolger bei der Bibliothek in Wolffenbüttel zu werden, von dem es damals hieß, er sei zum „directeur des plaisirs" am braunschweiger Hofe bestimmt; schon end-

lich, wie wir aus einem abmahnenden Briefe des alten Semler schließen müssen (a. a. O., 51), hatte er nicht übel Lust, seine Stelle auf gut Glück niederzulegen und sich, samt Weib und Kind, dem Zufall anheimzugeben ...

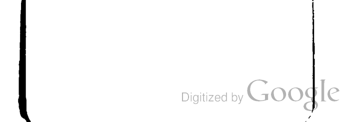
Als endlich das Glück sich seiner Ungeduld erbarmte! Von Gießen aus wurde ihm, zum Theil auf Ernesti's und Semler's Empfehlung, eine Stelle als vierter Professor der Theologie und Prediger zu St.-Pancratius angeboten. Mit beiden Händen griff er zu; kaum drei Jahre waren vergangen, seit er seinen Einzug in Erfurt gehalten — und schon, frohlockend, wandte er ihm den Rücken.

Der Raum, der uns an diesem Orte verstattet ist und den wir schon jetzt überschritten zu haben fürchten, nöthigt uns, unsere Mittheilungen aus Bahrdt's Leben an dieser Stelle abzubrechen. Haben sie doch von vorn herein keine eigentliche Lebensgeschichte des merkwürdigen Mannes sein wollen, sondern nur Beiträge, nur Fingerzeige dazu: und denen wird ja auch eine fragmentarische Gestalt wol nachgesehen. Freilich ist gerade die Epoche, die wir hier vorzugsweise behandelt haben, nur gleichsam die Einleitung, der Prolog nur zu dem wunderlichen Spectakelstück, überschrieben: Karl Friedrich Bahrdt. Es bleiben gerade diejenigen Abschnitte in Rückstand, welche an äußern Begebenheiten beiweitem die reichsten und interessantesten sind; es fehlt sein Aufenthalt in Gießen, Marschlinz, Heidesheim; es fehlt vor Allem die hallesche Epoche, in der die ganze jammer-

volle Aussaat dieses verlorenen Lebens recht eigentlich erst zur Reife kommt.

Vielleicht, daß sich recht bald Gelegenheit findet, diesen zweiten, umfangreichern Theil unserer Arbeit nachzuholen. Einstweilen mag auch diese Erzählung seiner Jugendgeschichte genügen, in der Erinnerung des Publicums nicht nur Bahrdt's Bildniß selbst, sondern vor Allem auch jene großen sittlichen Wahrheiten zu erneuern, die wir in der Einleitung als das eigentliche Ziel unserer Aufgabe bezeichneten und die ja, zu ihrer Bestätigung, der literarischen oder historischen Vollständigkeit nicht erst bedürfen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


Digitized by Google

